This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

F14952

Neorama.

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

Zweite Sammlung.

Neorama.

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

In drei Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1838.

Verlag von Otto Wigand.

Mittheilungen

Frankreich.

von

Friedrich Wilhelm Carové.

Leipzig, 1838.

Verlag von Otto Wigand.

CB81
C3
v.2

Inhaltsverzeichniß.

I. Biographisches und Charakteristisches.

Seite

1. Der Abbé Sieyès 3
2. Lafayette 5
3. Mirabeau 7
4. Gregoire 15
5. Robespierre 16
6. Marie Roland 39
7. Rouget-de-Lisle 49
8. Lucien Bonaparte 51
9. Bonapartiana 53
10. Benjamin-Constant 59
11. Carrel's prophetischer Traum 61
12. De-Lamennais und Buonarotti 62
13. Buonarotti 63
14. Von Chateaubriand und de Lamennais 64
15. Frau von Staël und Frau Récamier 66

II. Kirchliches und Sociales.

1. Urtheil eines Franzosen über die Religiosität in Frankreich . . 69
2. Ueber die religiösen und kirchlichen Angelegenheiten in Frankreich 71
3. Die Götterdämmerung in Frankreich 100
4. Die Kultusfreiheit und Pillot's unitarisch-französische Kirche . . 110
5. Religiöses und kirchliches Leben in Frankreich 114
6. Ueber Reghellini's von Schir Kramen du Mosaïsme et du Christianisme 122
7. Sociale Bestimmung von Victor Considérant 142
8. Einige Worte über die Lebensfrage des Jahrhunderts 146
9. H. Heine und Prosper Enfantin 153
10. Rückblick auf den St.-Simonismus 161
11. Die freien Frauen und G. Sand 166
12. Robert Owen 171
13. Charles Fourier 175
14. Zeitstimmen 184
15. Begüterung der Geistlichkeit in Frankreich 191
16. Protest des Erzb. v. Paris gegen — David's Giebelfeld des Pantheon's 192
17. Die Elsässisch-Römischen Pilgrime 194
18. Görres in Frankreich 199
19. Normännischer Protestantismus 200

III. Kritisches und Literarisches.

1. Schriften über die franz. Revolution 203
2. Zur Charakteristik der Franzosen und ihrer schönen Literatur . . 217
3. Bewegung der französischen Presse 223
4. Rückblick auf die französische Literatur 247
5. Rückblick auf die französische Literatur in der zweiten Hälfte des J. 1836 260
6. Drei französische Encyklopädien 273
7. Balzac's Séraphita 275
8. Die religiösen Pariser Poeten 276
9. Göthe's Faust in Frankreich 278
10. Die 51. Ausgabe von Voltaire's sämmtlichen Werken 280
11. Das Buch der Gemeinden 282
12. Énosh von Gustav de Lanoue 282
13. Lamartine's Chute d'un ange 283

IV. Uebersetzungen und Auszüge aus franz. Schriften.

1. Die Civilisationen 287
2. Kampf der Indo-Germanischen und der Semitischen Rasse . . 291

Seite
3. Mittheilungen aus Occident et Orient etc. 293
4. Ein Besuch bei Lady Stanhope 323
5. Affaires de Rome v. de Lamennais 331
6. Brief des Abbé Combalot an Herrn de Lamennais 359
7. Le livre du peuple von de Lamennais 360
8. Sismondi's Studien über die sozialen Wissenschaften 361
9. Béranger und Benjamin-Constant an Chateaubriand 370
10. Die Frauen im Mittelalter von Michelet 375
11. Fürst Talleyrand über Graf Reinhard 379
12. Lerminier über das Papstthum 380

V. Kulturgeschichtliches und Statistisches.

1. Die Franzosen und die Engländer 335
2. Paris zur Römerzeit 387
3. Das Ausgabenbuch Ludwig's XI. 388
4. Die Ligue 389
5. Restauration Heinrich's IV. 390
6. Die Denkwürdigkeiten des Marquis de Sourches 391
7. Gefährliche Literatur zur Zeit Ludwig's XIV. 392
8. Charles-Geneviéve-Louis-Auguste-André-Timothée d'Eon de Beaumont 393
9. Die Revolution vor der Revolution 394
10. Frankreichs eilf Revolutionen 395
11. Die Septembertage 1792 396
12. Zufällige Ironie des Moniteur's 398
13. Die französische Presse von 1789 bis 1836 399
14. Erfindungspatente von 1791—1837 400
15. Berufung der Soldaten zu öffentlichen Arbeiten 401
16. Zahlenlotterie 402
17. Wohlthätigkeitsbureau's und Pfand-Aemter 403
18. Journal des salles d'asyle 404
19. Ueber Findelhäuser 405
20. Ueber Nationalerziehung 406
21. Die Gesellschaft für den Elementarunterricht in Frankreich . . 407
22. Die Gesellschaft für das Patronat der jungen Entlassenen aus der Penitentiar-Anstalt zu Paris 409
23. Das Penitentiarwesen in Frankreich und Amerika 412
24. Gefängniß zu Paris nach amerikanischen Theorieen 414
25. Abschaffung der Todesstrafe 415
26. Selbstmord 416
27. Pferd-Wettrenn-Manie 418
28. Kampf gegen Phrenologie 420
29. Jahresversammlung der Phrenologischen Gesellschaft zu Paris . 421
30. Lebens-Magnetismus 423
31. Die Schule der Wahrheit von Azaïs 425
32. Ein Denkblatt aus und zu der Pariser Literär- und Si ten-Gesch. 426
33. Der literärische Schuster 428
34. Belletristisches Aktiengeschäft 429
35. Der Europäische historische Congreß zu Paris 430
36. Fünf Comités historiques 431
37. Die Kunstausstellung in Paris 432
38. Erzbischöfliches Auto-da-fé — von Südmeergöttern in Frankreich . 434
39. Die Gesellschaft für Verbreitung des katholischen Glaubens . . 435
40. Wahnsinn der Gazette de France 436
41. Lacénaire 437
42. Guizot über die gegenwärtige Zeit 439
43. Lerminier über vergleichende Gesetzkunde 439
44. Statistisches 440

I.

Biographisches und Charakteristisches.

II.

Abhandlung ſtellte drei Fragen und beantwortete ſie auf eine Weiſe, die der thatkräftigen Mehrheit der Gebildeten das volle Bewußtſein ihrer Stellung, ihrer dringendſten Bedürfniſſe und ihrer Stärke verlieh. Fragen und Antworten hatte Sieyes — ächt franzöſiſch — zu Epigrammen zugeſpitzt, als Antitheſe mit faſt ironiſchem Schlußſatz — folgendergeſtalt an die Spitze der Erörterung geſtellt:

1. „Was iſt der dritte Stand? — Alles."

2. „Was iſt er bis jetzt in der Staatsordnung geweſen? — Nichts."

3. „Was fordert er? — Etwas zu ſein."

Die Quinteſſenz der Abhandlung möchte aber wohl in nachfolgender Stelle enthalten ſein:

„Si l'on ôtoit l'ordre privilégié, la Nation ne seroit pas quelque chose de moins, mais quelque chose de plus. Ainsi, qu'est-ce que le Tiers? *Tout*, mais un tout entravé et opprimé." (p. 10.)

Wohl läßt ſich nun gar manches gegen ein ſo abſolutes „*Tout*" erinnern. Erwägt man aber, daß die beiden bevorrechteten Stände Jahrhunderte lang thatſächlich behauptet, der dritte Stand ſei Nichts (un homme de rien), — erwägt man, daß jene beiden Stände dem König die unentbehrlich gewordene finanzielle Aushülfe verſagt und die von ihm beabſichtigte friedliche Abſchaffung unerträglich und widerſinnig gewordner Bevorrechtungen auf alle Weiſe zu hindern ſtrebten, — erwägt man, daß Adel und Klerus als Stände — in der Folge wirklich den König verlaſſen und gegen die Nation im In- und Auslande conſpirirt haben; dann wird man dem Dahingeſchiedenen den welthiſtoriſchen Ruhm nicht verkürzen wollen, zum erſtenmale klar und bündig dasjenige ausgeſprochen zu haben, was gerade damals den Sachbeſtand ausdrückte, was darum früher oder ſpäter auch zum Bewußtſein kommen mußte, und was gerade in dieſem kritiſchen Moment ſo viel dazu beigetragen, dem dritten Stand zum erſtenmal in Europa den Sieg zu bereiten, der die Wiedergeburt dieſes Welttheiles bedingte.

2.

Lafayette.

Jules Cloquet, Freund und Arzt Lafayette's wurde von dem Amerikaner Thownſend erſucht, ihm ausführliche Nachrichten von den letzten Tagen ſeines berühmten Kranken mitzutheilen. Dieſe Aufforderung gab vierzehn Briefen ihre Entſtehung, die bei Galignani unter dem Titel: „Souvenirs de la vie privée du Général Lafayette" erſchienen ſind, und nicht nur den gewünſchten Bericht erſtatten, ſondern in ſchlichter, — jenes großen Mannes würdiger Weiſe das ganze Leben deſſelben erzählen. „Man wird, ſo hoffe ich," — heißt es im Vorwort, — „aus meiner Darſtellung erſehen, daß Lafayette Alles ſeiner guten Natur, der Reinheit ſeiner Geſinnungen und der Entwicklung ſeines hohen Verſtandes verdankte; daß er keine Rolle geſpielt hat, — in dem Sinne, daß er ſich immer im öffentlichen Leben ſo gezeigt hat, wie er in ſeiner Familie war, und ebenſo ſein Privatleben immer nur den Gegenabdruck (contre-épreuve) ſeines öffentlichen Lebens darbot." An einer andern Stelle dieſer Schrift bemerkt der Vfr: „Lafayette konnte als Typus eines vollkommen gebildeten (civilisé) Mannes, und als ein Beweis angeſehen werden, daß die Bildung den Menſchen beſſert, ſtatt ihn zu verſchlimmern, wenn er ſich vor ihren Laſtern zu bewahren weiß, um feſten Schrittes den Weg zu gehen, den die Tugend ihm vorzeichnet." Léon Gozlan, der dieſe Schrift in einem franzöſiſchen Blatte zur Anzeige gebracht, iſt der Meinung, ſie ſei „eine der lobenswertheſten, die im Laufe des Jahres 1835 erſchienen." Treffend bemerkt derſelbe bei dieſer Gelegenheit: „Die Handlungen, der Muth, die Geſellſchaftlichkeit, die Reden und Meinungen Lafayette's tragen alle das Gepräge jener gemeſſenen Würde, die allen handelnden Perſonen der franzöſiſchen Revolution, wie allen Perſonagen des [illegible] mangelt. . . Als Sol-

dat beſchränkt er ſich darauf, Muth und Kaltblütigkeit zu haben; — als Redner beſteigt er die Tribüne in braunem Frack und Nankin-Beinkleidern, und er donnert Niemand nieder, weil niederdonnern nur für Götter paßt und — ſchlechte Advokaten; — ſeine Rede iſt würdig, human, voll Wohlanſtand und einfach-ſchöner Formen; — er ſpricht wie ehrliche Leute ſprechen, — wie Talma ſprach und wie Napoleon, wenn das Fieber des Heroismus ihn nicht hetzte. . . Vernunft und Gerechtigkeit, auf deren Ausſpruch er mit Unbefangenheit horchte, machten ſeine ſtets aus dieſen beiden unerſchöpflichen Quellen genährte Stärke aus." —

3.

Mirabeau.*)

Am 5. Mai 1789 nimmt Mirabeau, Abgeordneter des dritten Standes, seinen Sitz in der Versammlung, welche sich zuerst eine nationale nennen wird, indem sie die französische Revolution dekretirt. Am 2. April 1791 ist Mirabeau nicht mehr unter den Lebenden. Nicht volle zwei Jahre, in denen er noch überdies kränkelte, haben ihm genügt, seine ungeheure politische Laufbahn zu durchmessen, und sich in die Reihe der ausgezeichnetsten Staatsmänner und Redner aufzuschwingen. Er hat nur flüchtig die Weltbühne betreten, und doch will es scheinen, als hätte er die ganze Revolution hindurch gelebt. Man sieht ihn immer auf jenem Sessel, der in der „Constituante" leer geblieben und den ein Lorbeerzweig ihm bewahrt. Seine Stimme tönet noch auf den Bänken der Législative, und im Convent hört man, wie er aufsteht und das Wort begehrt. Man möchte fast sagen, die Revolution lebe in ihm, wie er in ihr, und man könne beide nicht von einander trennen!

Was machen wir aber gemeinhin aus Mirabeau? Den kühnsten Zerstörer des alten Regime's, den furchtbarsten Repräsentanten der Freiheit, den Redner, der die Tribüne am höchsten über den Thron, das Volk über den König erhoben; kurz, die größte revolutionäre Macht der damaligen Zeit. Es sind dies aber eben solche Gemeinplätze und Uebertreibungen in Beziehung auf sein politisches Leben, wie diejenigen, mit denen man sein Privatleben entstellt. Man muß die Rolle Mirabeau's in der Revolution richtiger auffassen, seine Absicht und sein Handeln besser würdigen. Immer wird ihm Genie und Ruhm genug bleiben, wie sich auch die Wahrheit herausstelle. Zuerst wollen wir einige Thatsachen in Erinnerung bringen.

*) Nach dem Französischen eines Anonymen.

Der dritte Stand, abgesondert von den zwei bevorrechteten Ständen, die sich mit ihm zu vereinigen weigern und stolz auf der Getrenntheit beharren, dieser dritte Stand, der nur die Versammlung der Gemeinen bildet, schreitet am 16. und 17. Juli 89 über Adel und Klerus hinaus, und proklamirt sich allein als Nationalversammlung. Dieser nothwendige Verwegenheitsstreich, weit entfernt von Mirabeau ausgegangen zu sein, wurde von demselben als eine Usurpation von Gewalten und als Vorspiel „fürchterlicher Anarchie" bekämpft, in welcher man „nicht einmal die abscheuliche Ehre des Bürgerkrieges" haben werde! Er schreibt: „man habe das Königreich à trente et quarante gespielt." Er erscheint nicht in der Versammlung in der berühmten Nacht vom 4. August, in welcher die Feudalrechte abgeschafft wurden. Er war nicht da, um in Mitten des Gelächters und des Gestampfes des Enthusiasmus wetteifernd jene „Ueberbleibsel der Barbarei" zu zertrümmern, jene gehäßigen oder grotesken Ueberbleibsel, jenes „verfallene Gemäuer der Feudalität," wie er selbst sie eines Tages genannt. Er war nicht da, um auf „dem Altare des Vaterlandes" nach dem Beispiele der d'Aiguillon, des Montmorency und der Noailles das feudale Besitzthum der Riquetti niederzulegen; aber in seinem Journale greift er indirekt den Courier de provence an, und beklagt in einem an den Amtmann (bailli) gerichteten Schreiben die Leichtfertigkeit und die Uebereilungen (précipitations) jener schönen volksthümlichen Nacht. Dann mißbilligt er noch durch seine Abwesenheit jene andere Nacht vom 19. Juni 90, in welcher alle Adelsurkunden zerrissen worden, ja er trotzt ihr sogar am folgenden Tage, indem er die Felder seines Wagens frisch bewappnen läßt.

Die Revolution eilt ihm voraus, und man möchte fast sagen, er biete alle Kräfte auf, um sie rückgängig zu machen. Er hatte sich der Souverainität des dritten Standes, d. h. des Volkes — widersetzt; er widersetzt sich auch der Erklärung der Menschenrechte; er behauptet, sie sei vorzeitig, gefährlich, und fordert ihre Vertagung. An den beklagenswerthen Tagen des 5. und 6. Oct. 89 ist Er es, welcher den wüthenden Volkshaufen, der sich nach Versailles gewälzt und in den Saal der Abgeordneten eingedrängt, — Schweigen gebietet und ihn zur Ordnung ruft. In demselben Monat ist es sein Vorschlag, auf den das Martialgesetz dekretirt wird. Bei jener unsterblichen Verfassung von 91 endlich, welches ist seine Rolle, welches sein Antheil? Die Vertheidigung des monarchischen Prinzips, die Erhebung der königlichen Prärogative, die tiefe

Scheidung des gesetzgebenden von der vollziehenden Gewalt; und der Widerstand gegen die Eingriffe der Versammlung in die Verwaltung. Er ist es nämlich, der hartnäckig auf der Forderung beharrt, daß dem Könige ein sogar unbeschränktes Veto zugestanden werde; — aber er erhält nur das suspensive. Er fordert für den König — und zwar mit Erfolg — das Recht Frieden zu schließen und Krieg zu erklären, — trotz dem, daß Barnave die Versammlung theilt und vom Volke im Triumphe nach Hause begleitet wird, trotz der „großen Verrätherei des Grafen von Mirabeau," die in den Straßen ausgerufen wird, trotz des „geschmolzenen Goldes, des brennenden Nektar's, den man in seinen Vipernrachen eintröpfeln wird, um auf immer den Durst zu löschen, der ihn verzehrt," — trotz des Baumes, der schon mit Kreide gezeichnet ist, um zum Galgen für ihn zu dienen! —

Kurz, sein verwerfendes Stillschweigen oder der Donner seines Wortes fällt auf alle großen revolutionairen Maaßregeln, auf alle von der „Constituante" beabsichtigten Staatsstreiche. Er theilt nicht den philosophischen (oder vielmehr sophistischen) Argwohn und Haß der Versammlung gegen die Religion. In der Ueberschrift der Gesetze und Ordonnanzen hatte er die Beibehaltung der Formel: „König von Gottes Gnaden" bewirkt. Als sich der heftige Kampf über die „bürgerliche Constitution des Klerus" entspann, hielt er sich Anfangs noch beiseite, und wenn er nach jener unklugen „Prinzipien-Darlegung," die den Klerus zwischen ein politisches Interdikt und den Eidschwur stellte, den Rednerstuhl bestieg, so geschah es, um die Gemüther durch ermahnende und ernste Worte zu beruhigen, und um die Kirche der Constitution zu gewinnen und sie mit dem Staat zu versöhnen. Noch mehr: er scheint sich sogar zum Anwald der Auswanderung aufzuwerfen. Seit lange hatte er die vorgebliche Nothwendigkeit der Pässe bestritten; nun fordert er Rechenschaft wegen Verhaftung der Tanten des Königs, und erhält für sie die Erlaubniß zu reisen und das Königreich zu verlassen; endlich, am 28. Februar 91, einen Monat vor seinem Tode, erschöpft er sich in Anstrengungen, um die Verwerfung des ersten gegen die Emigranten in Vorschlag gebrachten Gesetzes zu erwirken, und er schließt seinen letzten parlamentarischen Triumph mit jenem vielbesprochenen Ausruf! „Wenn Ihr ein Gesetz gegen die Emigranten erlaßt, so schwöre ich, ihm nie zu gehorchen."

So hatte er ſich alſo nothwendig von der ganzen demokratiſchen und radikalen Fraktion der Verſammlung getrennt; er hatte mit Lafayette gebrochen, er hatte die Feindſchaften und Angriffe der Barnave, Duport, Lameth, Péthion, — der „dreißig Stimmen," — angenommen; er fand ſie wieder — und noch zahlreicher und ſtärker — in den Sitzungen der „Geſellſchaft der Verfaſſungsfreunde," die demnächſt der Klubb der Jacobiner wurde; aber weit entfernt, dort ſeinen Ton herabzuſtimmen, — nahm er Robespierre das Wort.

Ueberdies ſagte er laut genug, was er unter Revolution verſtehe. Zu zwei verſchiedenen Malen legte er auf der Tribüne ſein Glaubensbekenntniß ab: „Unſer Eid der Treue gegen den verfaſſungsmäßigen König ſteht in der Verfaſſung. Ich behaupte, daß es höchſt beleidigend iſt, unſre Ehrfurcht vor dieſem Eide in Zweifel zu ziehen. Dies iſt meine völlig unzweideutige Erklärung, für welche ich mit der ganzen Welt in nachdrücklicher Behauptung derſelben wetteifern werde, feſt entſchloſſen, jede Art von Aufwiegler zu bekämpfen, die die Prinzipien der Monarchie bedrohen möchten. . ."

Seine ganze Anſicht aber ſpricht er in ſeinem vertraulichen Briefwechſel*) aus. Hier klagt er ohne Rückhalt über die verderblichen Tendenzen und die revolutionären Abirrungen der National-Verſammlung, die er nicht nach ſeinem Gutdünken leiten kann.

So ſchreibt er an Mauvillon: „Die Monarchie iſt mehr in Gefahr, weil man nicht regiert, als weil man conſpirirt; wenn kein Steuermann ſich zeigt, dann iſt es wahrſcheinlich, daß das Schiff ſtranden wird" ... „Ich ſage nicht, daß die Verſammlung nicht etwas ſtrenge gegen mich ſei; wenn Sie aber wüßten, wie mannigfach die Regierung und alle Partei-Embryonen ſie gegen mich bearbeitet haben! Und demungeachtet können ſie nicht hindern, daß bei Gelegenheit dieſe widerſpenſtige, tumultuariſche, vor Allem oſtraziſtiſche Verſammlung nicht in meine Hand zurückkehrt!" ... „Wir haben hier (in der Verſammlung) eine Menge Leute, die nur Unruhen ſtiften wollen.... Es galt, eine wahrhaft monarchiſche Parthei zu bilden, ſie zu

*) Sowohl dieſer, als viele andere Urkunden von höchſten Intereſſe ſind dem Publikum zugänglich geworden durch die von Lucas von Montigny herausgegebenen *Mémoires de Mirabeau, écrits par lui-même, par son père, son oncle et son fils adoptif.* 8 Voll. 8. Paris 1835—1836.

leiten, ihr den Sieg zu verſchaffen, und das war nichts Leichtes“ . . . „Der Major-Domus (maire du palais, — ſo nennt er Lafayette) der recht gut weiß, daß er mit mir abrechnen muß, legt mir alle möglichen Fallſtricke. Das Miniſterium, eben ſo perfid, als feige, — kann es nicht über ſich bringen, mir die Dienſte zu verzeihen, die ich geleiſtet . . . Der Thron hat weder Einſicht (conception), noch Bewegung, noch Willen. Das Volk, ignorant und anarchiſirt, iſt ein Spielball für alle politiſchen Taſchenſpieler . . . Fürwahr! man kann nicht leicht in einem mit mehr Fußangeln (chausseetrappes) beſäeten Wege gehen. Aber ich werde doch auf ihm vorſchreiten . . . Doch, wenn ich ſage: ich werde vorſchreiten (j'avancerai), ſo will dies nicht heißen, daß ich entſchloſſen ſei, ſtationair zu bleiben, wie ich es bin, ſo lange die Nationalverſammlung ein verwaltender Körper iſt, ſtatt ſein Geſchäft als conſtituirender Körper zu vollenden. So richtet ſie ſich und uns zu Grunde“. . .

Man ſieht, Mirabeau iſt weder Demokrat, noch Republikaner, noch Girondiſt, noch vom Berge; er iſt ein conſtitutioneller Royaliſt, wie Frankreich es damals war, ſelbſt nach den Aeußerungen von Camille Deſmoulins und Marat. Der erſte in ſeinem „Fragment de l'histoire secrète de lá révolution“ ſagt: „Am 12. Juli 89 waren wir zu Paris vielleicht keine zehn Republikaner!“ Und Marat ſchrieb noch zu Anfang 91 in Nro. 375 des „Ami du peuple:“ „Ich weiß nicht, ob die Conterevolutionairs uns nöthigen werden, die Form der Regierung zu verändern; das weiß ich aber, daß die ſehr beſchränkte Monarchie für die jetzige Zeit die paſſendſte iſt, wegen der (herrſchenden) Sittenverderbniß und Niederträchtigkeit.“

Eben dies war Mirabeau's fixe Idee, und ihr gemäß ſprach und handelte er; denn, was wollte er anders, als „die Revolution und den Thron, das Volk und den König coaliſiren;“ die nationalen Freiheiten begründen, und die vollziehende Gewalt neu beleben.“ Er bemüht ſich, die Nationalverſammlung mit der Monarchie, dieſe mit der Verfaſſung zu verbinden. Zwiſchen der Nationalverſammlung, die ſich zur völligen Revolution fortreißen läßt, und dem Hof, der bis zum Despotismus zurückzuſchreiten ſtrebt, bietet er ſich als Schiedsrichter oder Vermittler an, oder ſtellt ſich als ein unüberwindliches Hinderniß den Leidenſchaften der Einen und des Andern hin.

Dreimal im Laufe des Jahres 1789, — im Mai durch ſeine vertraulichen Mittheilungen an Malouet, nach dem 14. Juli durch die Zwiſchenkunft des Grafen von Lamarck, nach den Tagen des 5. und

6. Octobers durch ſein „Mémoire à Monsieur," — ſucht er den Hof und den König an ſich zu ziehen, um ſie von der Gegenrevolution abzuwenden, und zugleich kämpft er in der Nationalverſammlung, um die Verfaſſung möglichſt zu monarchiſiren. Er war Miniſter und Herr der Bewegung, wenn der Hof nicht zu lange gezögert, wenn die Nationalverſammlung ihm nicht das Miniſterium durch ihr Dekret vom 7. November entriſſen hätte, welches gegen ihn gerichtet, von ihm vergeblich bekämpft wurde. Im Jahr 1790 ſchloß er ſeinen definitiven Vertrag mit dem König und der Königin; — „der einzige Menſch, den der König bei ſich hatte," — macht er ſich zu deſſen geheimen Rath, zum heimlichen Agenten der Krone. Aber er kann es nicht verhindern, daß die Verfaſſung von 91 Stück vor Stück die Monarchie vernichte, ſo daß Camille Desmoulins mit Recht ſagen konnte: „Man hat Frankreich den Namen Monarchie gelaſſen, um nicht die Duckmäuſer, Idioten, Kriecher und Gewohnheitsthiere abzuſchrecken; aber, mit Ausnahme von vier oder fünf widerſprechenden Dekreten, hat man mit den übrigen uns als Republik conſtituirt." — Als er nun die Revolution nicht zu meiſtern vermochte, conſpirirte er gegen dieſelbe; da er die Verfaſſung nicht monarchiſch machen konnte, ſinnt er auf eine „Gegenverfaſſung" (Contre-Constitution), wie Lafayette es nannte; er entwirft die Pläne zu derſelben, und ſetzt ſie ausführlich auseinander in einer großen, früher nicht edirten Denkſchrift, die an die Königin gerichtet war, — ein merkwürdiges Dokument, welches man ganz leſen muß. Indeſſen ließ er nicht ab, auch am lichten Tage für den Thron zu kämpfen, ſeine letzten Rede- und Lebenskräfte verbrauchend, — um nun bald „die Todestrauer der Monarchie in ſeinem Herzen mit hinüber zu nehmen."

Dies war die politiſche Rolle Mirabeau's, der den Einen nicht revolutionair genug, den Andern zu wenig monarchiſch war. Von beiden Seiten klagt man ihn der Ehrſucht und der Verkäuflichkeit, politiſcher Ränke und Immoralität, und bald der Demagogie, bald der Gegenrevolution an; man beſchuldigt ihn, zugleich für den König und für den Herzog von Orleans zu conſpiriren, die Regierungsgewalt zu vertheidigen und die Anarchie hervorzurufen. Was bedeutet dieſer Haß der beiden entgegengeſetzten Partheien, dieſe ſich ſelbſt widerſprechende Anklage Anderes, als daß Mirabeau ſich weder der Revolution noch dem alten Regime ganz hingeben wollte? Er wünſchte ſich die Gewalt, deren er ſich würdig fühlte; er hatte Ehrgeiz, dies läßt ſich nicht beſtreiten; aber es iſt dies die Fatalität des Genie's, und die

Welt käme außerdem nicht von der Stelle. Ja, er hat auch Geld angenommen (man muß es bedauern), aber nicht von beiden Partheien; er hatte weder ſein Gewiſſen, noch ſeine Ideen veräußert. Er ließ ſich ſeine Dienſte bezahlen, aber nur vom Königthume, welches er immer geachtet und beſchützt hatte, und er verkaufte ihm nicht die Freiheit für eine Million baar, Bezahlung aller Schulden und 6000 Franken monatlich; denn für die ihm vom Intendanten Laporte ausgezahlten Summen überſandte er dem König am 10. Mai 90 folgende Worte als Quittung: „Ich verpflichte mich, mit meinem ganzen Einfluß den wahrhaften Intereſſen des Königs zu dienen, und damit dieſe Verſicherung nicht zu unbeſtimmt erſcheinen möge, erkläre ich, daß ich eine Gegenrevolution für eben ſo gefährlich und verbrecheriſch, als ich in Frankreich die Hoffnung oder das Vorhaben für chimäriſch halte, irgend eine Regierungsform einzuführen, ohne ein Oberhaupt, welches mit hinlänglicher Macht bekleidet iſt, um die ganze öffentliche Gewalt auf die Ausführung des Geſetzes zu verwenden . . . Ich bin eben ſo gründlich einer Gegenrevolution, als den Exceſſen abgeneigt, zu denen die Revolution, den Händen ungeſchickter und verruchter Leute anvertraut, die Völker hingeführt hat. Man muß nie mein Benehmen theilweiſe, noch nach einer Thatſache oder einer Rede beurtheilen . . . Man kann nur nach dem Ganzen urtheilen, und nur durch dieſes einwirken: es iſt nicht möglich, den Staat Tag vor Tag zu retten!“ —

Das iſt der ganze Mirabeau. Er hatte genug von dem alten Régime gelitten, um das Recht zu haben, es zu haſſen und ſeinen Sturz zu beſchleunigen. Er war lange genug einbaſtillirt, um mit Luſt gegen die Baſtille den Donner ſeiner Stimme mit den Kanonen der Vorſtädte zu vereinigen. Er hatte in den langwierigen Prüfungen ſeiner Jugend die Freiheit, die Vernunft und die legitime Sache und die Intereſſen der Menſchheit lieben gelernt. Er hatte ſo viel Zorn, ſo viele Ueberzeugungen zu ergießen; — er bedurfte einer Revolution, er war eigens für ſie geſchaffen. Auch ſehe man, wie er ſich ihrer bemächtigt, ſobald ſie ſich zeigt; wie er ſie vorwärts drängt und alle Hinderniſſe vor ihr wegräumt! Welche beredten Gewaltſamkeiten! Wie hoch ſtellt er das Volk; welch' prächtige Diktatur übt er aus! Wie viel revolutionaire Keckheit zugleich und Majeſtät! Von dieſer Seite vor allem imponirt er uns, und ſcheint uns groß. Für ihn aber iſt es ein Mittel. Bricht auch der Demokrat, der feurige Neuerer zuwei-

5.

Robespierre.

(Mit Bezug auf Maximilian Robespierre, Diktator von Frankreich. Vollständige Geschichte seines Lebens mit Sammlung seiner Reden. Nach den besten Quellen für Leser aller Stände von Dr. Heinrich Elsner. Mit 6 Stahlstichen. Stuttgart, J. Scheible's Buchhandlung. 1835. 1. und 2. Lief.)

Oeffnet man das erste Heft dieser Lebensgeschichte, und sieht zwei Stahlstiche, so erwartet man, der erste sei dem Bildniß Robespierre's gewidmet. Statt seiner begrüßt uns Herr Heinrich Elsner. Gegenüber auf dem Tittelblatt starrt uns im Vordergrund — eine Guillotine entgegen, neben welcher ein offener Sarg; — hinter ihr Kerkermauern, auf denen rechts ein Sanfculotte und —? — Phil. égalité mit einander die dreifarbige Fahne haltend, links Robespierre, den rechten Fuß auf die Lilienkrone stützend, in der linken Hand den Freiheitsbaum, in der rechten einen Lorbeerkranz haltend; über diesen Personnagen — in der Luft — eine „der Vernunft" gewidmete Minerva oder Freiheitsstatue, welcher ein, Herrn Elsner sehr ähnlicher, — Doktor einen Kranz aufsetzt.

Hiermit sollen wohl Inhalt, Bedeutung und Endzweck dieser Lebensgeschichte angedeutet sein, über welche sich dann Hr. E. ausführlich in der Vorrede ausspricht.

„Unser Zeitalter," heißt es, „leidet an keinem Widerspruch mehr, als dem Gegensatz zwischen Prinzip und Handlung. . . Die conventionelle Bildung und Aufklärung hat dem Jahrhundert das schleichende Gift des Indifferentismus mitgetheilt, — welcher Alles, was eine Höhe hat und das Gepräge der Entschiedenheit an sich trägt, mit geschäftiger Verläumdung besudelt! . . Wenn nun in solchen Zeitläuften ein Mann auftritt, der innig durchdrungen von der Wahrheit eines politischen Systems, — weder sich selbst

noch Andern eine Abweichung zur Rechten oder Linken gestattet; wenn dieser Mann durch die Stürme einer vom Uebermaß der Laster erzeugten Revolution an die Spitze einer gährenden, exaltirten Nation emporgetrieben, jetzt die Macht in seiner Hand fühlt, mittelst des, zu äußersten Masregeln geneigten Volkes seine Grundsätze zu verwirklichen; .... wenn die Mehrzahl des augenblicklich begeisterten Volkes seinen Ideen Beifall zujauchzt; wenn jedoch nach einander die Parteien des Vaterlandsverraths, — der kränkelnden Humanität u. s. w. gegen ihn mit blutigen Waffen auftreten, — wenn er dagegen, auf Augenblicke mit der Allmacht welthistorischer Nemesis ausgerüstet, die Blitze der Vernichtung über den Häuptern von Schuldigen und Verirrten schwingt; wenn er nicht aus Selbstsucht, nicht aus Grausamkeit, sondern aus Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, Vertilger wird; wenn er als Opfer der Lauterkeit seiner Grundsätze fällt — dann freut sich der gemeine Haufen matter Humanitätskrämer, einen Sündenbock gefunden zu haben, auf den er allen Geifer und Galle ausgießen kann." . . „Der Mann," heißt es dann, „welcher so lange diesen combinirten Schmähungen vieler Parteien in der öffentlichen Meinung unterlag, und den die angeknechtete Bewußtlosigkeit seiner Schützlinge, der untern Volksklassen, nicht zu retten wußte, ist — Maxim. Robespierre." — Hr. E. will nun „zu den Quellen hinabsteigen," um diesen Mann zu vertheidigen, zu retten, obgleich, wie es S. 5. heißt, „R. immer entschlossene Vertheidiger unter seinen Landsleuten gehabt, — und die Demokraten des jetzigen Frankreichs — in ihm das Vorbild republikanischer Tugend und Grundsätze erkennen." Aber „seinen unbekehrbarsten Gegner," meint Hr. E., „finde R. in der Gemüthlichkeit der Deutschen. Hier, — (in Deutschland) — versichert uns der Hr. Dr., — sympathisiren die zahlreichen Höfe mit den Opfern des 10. Aug., Edelleute mit den emigrirten Aristokraten, ein wohlhabender und ängstlicher Mittelstand mit den Anhängern Necker's und Lafayette's, die Aristokratie der Gebildeten mit den Girondisten u. s. w.." Robespierren bleibe Niemand übrig; „denn das Volk — wenn es urtheilt, urtheile nach den Worten seiner Lehrer;" ohnehin sei Rs „unbewegliche Tugend" Nichts, was „Popularität erzeuge." Dennoch versichert Hr. E., seien die „Manen des Opferpriesters der Freiheit — nicht gänzlich verkannt geblieben bei der (deutschen) Nation, welche ebenfalls unter ruhiger Decke den Vulkan der Begeisterung berge;" — denn — schon in Posselt's Annalen

(1804. St. IX.) habe er, — Hr. E., „unerwartet einen Glaubensgenoſſen gefunden.“ — „Wem aber,“ fügt er hinzu, — „die Republik — als die Vollendung der bürgerlichen Geſellſchaft erſcheine, der wird der Rechtfertigung,“ (die ſchon jener Glaubensgenoſſe verſucht) — „noch ein Lob beifügen können.“ Deſſenungeachtet, und obgleich er bis hierhin von unſerem Zeitalter geſprochen, — ſchließt Hr. E. doch mit der Verwahrung: „daß er bei der Lebensbeſchreibung R's keinen politiſchen Zweck habe. Nie ſei ihm eingefallen, den Mann des Schreckens, ſo nützlich und nothwendig er ſeinem Zeitalter ſein mochte, als ein nachzuahmendes Muſter hinzuſtellen; nur der hiſtoriſchen Gerechtigkeit zu dienen, ein dunkles Blatt der Weltgeſchichte aufzuhellen, ſei ſeine Abſicht.“ — Referent aber muß bekennen, daß, wenn wirklich, wie Hr. E. meint, in Deutſchland die Höfe, der Adel, die Gebildeten und der Mittelſtand mit Parteien in Frankreich aus der Zeit der Revolution ſympathiſirten, die für verwerflich, wenn die Republik für die Vollendung der bürgerlichen Geſellſchaft, und Robespierre für ein „Vorbild republikaniſcher Tugend,“ das Volk aber für irre geleitet gehalten werden müßte, — Referent geſteht, daß er dann ſich ſelbſt verachten müßte, wenn er bei ſolchen Vorausſetzungen nicht auch die Abſicht hegen würde, durch Rechtfertigung eines ſolchen Tugendhelden das Volk „für die Ideen deſſelben zu begeiſtern“ und damit einem zweiten R. den Weg zu bahnen, der, „um zu erreichen, was er wollte, Feuer in das Gebäude des unnationalen und volksfeindlichen Egoismus werfen, die Wucherpflanze mit der Wurzel ausrotten mußte.“ (Vorr. S. 6.) Da indeß die Abſichten einem Gebiete angehören, in welches die Kritik nur dann eintreten darf, wenn der zu Beurtheilende durch völlig unzweideutige Aeußerungen ſelbſt die Pforte erſchloſſen, — ſo haben wir nach Hrn. E's ausdrücklicher Verwahrung die vorliegende Schrift nur von ihrer theoretiſchen Seite zu beurtheilen, wobei uns aber dadurch eine größere Ausführlichkeit zur Pflicht wird, da eine Rechtfertigung R's unmittelbar auch eine Rechtfertigung des Furchtbarſten aller Grundſätze ſein würde, — des Grundſatzes nämlich, „daß zur Verwirklichung eines von einem Einzelnen oder Wenigen für heilbringend gehaltenen politiſchen Syſtems — ein Einzelner ſich für berufen halten könne, zur Vollſtreckung einer welthiſtoriſchen Nemeſis zu den äußerſten Maßregeln zu greifen, d. h. Alles, was als recht und heilig gilt, unter die Füße zu treten!“

Ueber das Werk selbst, insofern es von Herrn E. aus „authentischen Quellen gezogen," mithin als ein Originalwerk dargeboten wird, haben wir nur sehr wenig zu bemerken. Schon 1828 hatte der Saint-Simonist Laurent unter dem Namen Uranelt de Leuze eine „Réfutation de l'hist. de France" des Abbé de Montgaillard herausgegeben, in welcher er (v. S. 304—366) den Helden des Herrn E. zu rehabilitiren und ihn als „republicain *sincére* etc." darzustellen gesucht, wahrscheinlich, weil ein Mann, der die Reichen, als die ärgsten Feinde des Volkes verfolgt hat, als ein Vorläufer Enfantin's, des Vaters der Menschheit angesehen und deßhalb in ein gutes Licht gestellt werden mußte.

Die Juliwoche des Jahres 1830, indem sie die Grundlage, auf welche die Restauration ihr Staatsgebäude stützen zu können vermeint hatte, mit einem Ruck zur Seite schob, brachte alle seit 89 aufgeworfenen, und durchgängig nur durch die Gewalt der Dinge oder die Willkühr der Machthaber beseitigten Fragen wieder an die Tagesordnung, wie anderseits der überraschende Umschwung durch alle Classen der Gesellschaft hindurch unmäßige Wünsche und Hoffnungen erweckte. Für die untersten, sehr wenig gebildeten und deshalb sehr abstrackt denkenden Classen formulirten sich dieselben natürlicherweise wieder zum Schema einer nivellirenden Republik, und Robespierre, der vom Anfang seiner politischen Wirksamkeit an dem großen Haufen Unbemittelter — und darum Dienstwilliger — geschmeichelt, — wurde zum andernmale als ein Volksheiliger aufgestellt. Auf diese neuauftauchende Jakobiner- und Bergparthei speculirte sofort ein gewinnsüchtiger Buchhändler, und ließ „Mémoires authentiques de Maximilien de Robespierre" verfertigen, die den Mann des Schreckens in einen Gegenstand der Bewunderung verwandeln sollten. Diese Denkwürdigkeiten, welche Herr E. beiläufigen Erwähnungen (S. 38 und 73 ꝛc.) nach zu urtheilen, für ächt zu halten scheint, sind, außer den Memoiren von R's Schwester, die einzige Schrift, auf welche derselbe, ohne jedoch ihren wirklichen Titel anzuführen, sich beruft. Angestellter Vergleichung zufolge sind sie aber nicht nur die Quellen, aus denen Hr. E. geschöpft, — sondern sogar der Text, den er, meistentheils, ohne dessen zu erwähnen, — oft wörtlich, zuweilen mit unbedeutenden Abänderungen übersetzt hat. —

Wir werden daher die vorliegende Lebensgeschichte, deren zwei erste Lief. fast nur als Uebersetzung und Bearbeitung jener untergeschobenen Memoiren anzusehen sind, auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen las-

sen, und unsere Kritik auf die Hrn. E. eigenthümlich angehörende Vorrede beschränken.

Man könnte nun allerdings von vornherein den Versuch einer Rechtfertigung R's „um ein dunkles Blatt der Weltgeschichte aufzuhellen" (S. 20), um „die ganze Menschennatur von einem Schandfleck" zu befreien und „den Glauben an die Tugend" nicht verkürzen zu lassen, — als ein sich selbst widersprechendes Unternehmen bezeichnen, da durch solche Aufhellung, wenn sie möglich wäre, zahllose Blätter der Weltgeschichte, auf denen der Abscheu ganzer Nationen vor jenem Mann des Schreckens verzeichnet ist, sich mit Nacht bedecken würden, und der von einem Einzelnen abgewischte Schandfleck sich über Millionen verbreiten müßte; denn schändlich, ja namenlos schändlich wäre es, wenn „ein Jahrhundert" wirklich „Alles, was eine Höhe hat — und wäre es die Höhe ausgeübter Tugend und angewandter sittlicher Grundsätze selbst — mit geschäftiger Verläumdung besudelte." Hr. E. will aber schlechthin nur, „der historischen Gerechtigkeit dienen;" — wir wollen deßhalb auch nur die Frage zu beantworten versuchen, ob geschichtlich eine Rechtfertigung R's möglich sei? Unter einer solchen Rechtfertigung verstehen wir aber nicht die Nachweisung, daß die Aeußerungen und Thaten R's irgend einen zeitlichen Nutzen gebracht. Ein solcher an die Willensbestimmung eines Menschen sich anknüpfender Nutzen entscheidet nichts über dessen Moralität. Ist es doch schon von tiefsinnigen Heiden ausgesprochen worden, daß die allwaltende Gottheit selbst die Verkehrtheiten der Menschen zum Besten ihrer Mitmenschen verwendet. Wehe aber dem Menschen, der, statt das geschehene Böse zu Gutem zu verwenden, mit Bewußtsein das allgemeingültige Rechte und Gute, das Göttliche, allgemein-Menschliche zerbricht, um etwas, was nur ihm, was nur ausnahmsweise Wenigen wünschenswerth erscheint, durch solches Verbrechen zu erzielen, und — so, nach einem treffenden Worte Baco's, eine Gesetztafel an der andern zerschlägt. Das Gewünschte, durch Verletzung des Heiligsten erkauft, bleibt eben deßhalb mit dem unauslöschlichen Mackel solchen Ursprungs, solcher Vermittlung behaftet!

Daß nun R. sich solcher widerrechtlichen Mittel bedient, oder daß er wie Hr. E. sagt, zu „äußersten Masregeln" gegriffen, könnte nur von einem Wahnsinnigen in Abrede gestellt werden. Eine vollständige Rechtfertigung ist sonach schlechthin unmöglich, und es kann mithin nur von einer solchen die Rede sein, welche sich auf die Moralität R's im engeren Sinne dieses Wortes beschränkt. Hierzu wäre aber das Doppelte zu erweisen, einmal, daß R. wirklich „von der

Wahrheit eines politiſchen Syſtems innig durchdrungen, weder ſich ſelbſt noch Andern eine Abweichung zur Rechten oder Linken geſtattet,". — demnächſt, daß „er nicht aus Selbſtſucht, nicht aus Grauſamkeit, ſondern aus Ueberzeugung von der Nothwendigkeit" gehandelt. Um auf dieſe beiden Fragen zu antworten, wollen auch wir zu „den beſten Quellen" aufſteigen, und werden deshalb die Worte R's, auf welche wir uns zu berufen haben, eben aus den, jenen Mémoires auth. beigedruckten Aktenſtücken, die Thatſachen aber, an welche wir zu erinnern haben, größtentheils aus der 5ten Ausgabe der Histoire philos. de la révolution franç. von A. Fantin-Desfodoard's *), welcher, auch von Rouſſeau begeiſtert, den Ausbruch der Revolution von 89 jubelnd begrüßt, und, bereits mit Ausarbeitung einer Geſchichte von Frankreich beſchäftigt, die Vorgänge in Paris ununterbrochen beobachtet hat, um ein treues Geſchichtsbild derſelben zu entwerfen, mithin jedenfalls zu den glaubwürdigſten Berichterſtattern gehört, wo er ſich gegen die Hauptführer der Revolution erklärt.

* * *

Wir fragen alſo zuerſt: „hatte Robespierre ein Syſtem und iſt er weder zur Rechten, noch zur Linken davon abgewichen?"

Im 11. Jahre ſeines Alters in das Collège Louisle-grand nach Paris geſendet, gab er ſich zwar gleich beim Eintritt für einen jungen Herrn von Rob. aus, — (ein von, welches er auch als Deputirter in der Constituante **) beibehielt, bis die Adelszeichen abgeſchafft wurden) ***); — doch zeigte er ſchon 1775 eine große Vorliebe für den altrömiſchen Republikanismus. In den folgenden Jahren aber „verehrte er Rouſſeau faſt abgöttiſch, und ſetzte ſich ihn als Ideal ſeines Lebens vor." (Elsn. 33.) Wenige Monate vor Eröffnung der États généraux ſchrieb er noch folgendes in einer Denkſchrift für einen gewiſſen Dupond an den König: „Conduire les hom-

*) Die 1ſte Auflage erſchien 1795, die 2te 1796, die 3te 1797, die 4te 1802, die 5te 1807.

**) Als de Robespierre nennt und unterzeichnet er ſich beim Namensaufruf am 20. Juni 1789. S. Procès-verbal de l'ass. nat. in der 1791 erſchienenen Samml. in 4.

***) S. Mémoir. authent. I. p. 105.

mes au bonheur *par la vertu*, et à la vertu par une législation fondée sur les *principes immuables* de la *morale universelle*, — renouer la chaîne immortelle qui doit unir l'homme à Dieu et à ses semblables, — voilà, Sire, la glorieuse entreprise à laquelle le *ciel vous a appelé* . . ." „Venez donc, Sire, venez — entouré de ce cortége auguste de *toutes vos vertus*, — former cette alliance immortelle que doit *réconcilier la politique humaine avec la morale* et unir à jamais la *liberté* et le bonheur *des peuples avec celui des rois*." Vorzüglich auf den Grund der in dieſer Denkſchrift ausgeſprochenen Prinzipien wurde R. zum Abgeordneten der Provinz Artois erwählt. — Wie rechtfertigte R. dieſes Vertrauen? Wie bethätigte er das, wenige Monate zuvor, ausgeſprochene politiſche Glaubensbekenntniß? —

In der Sitzung der Nat.-Verſ. vom 20. Juli 89 nahm R. zum erſtenmal das Wort. Lally-Tollendal hatte, veranlaßt durch einen Volksauflauf in Poiſſy*), darauf angetragen, die Nat.-Verſ. möge geſetzlich feſtſtellen, daß, „wer künftighin die öffentliche Ordnung ſtören würde, dem Gericht übergeben und nur von dieſem beſtraft werden ſolle." R. trat gegen ihn auf mit den Worten: „Il faut aimer la *paix*, mais aussi il faut aimer la *liberté avant tout* . . . La motion présente une disposition contre ceux qui ont *désendu la liberté*" u. ſ. w. Er meinte, durch Annahme jenes Antrags würde das Vertrauen erſchüttert! — Hier beginnt alſo ſchon eine Scheidung der Freiheit von dem Recht und der Politik von der Sittlichkeit, die ſich noch craſſer gleich bei dem zweiten Auftreten R's bemerklich macht. Während nämlich in der Sitzung vom 27. in Bezug auf Hrn. v. Caſtelnau „von allen Seiten her die Unverletzlichkeit des Briefgeheimniſſes behauptet wird," meint R. dagegen: „Les *ménagemens* pour les conspirateurs sont une trahison envers *le peuple*." (Monit. 1789. Nro. 25.) Von Recht und Sittlichkeit iſt hier ſchon nicht mehr die Rede, ſondern, das Volk als der Abgott hingeſtellt, für welchen man alle Schonung gegen deſſen mögliche Feinde zu beſeitigen habe. Hätte aber R. zuerſt dagegen proteſtirt, daß die Aufrührer (aus dem gemeinen Volke) den Gerichten übergeben werden ſollten, ſo ſehen wir ihn bald darauf, als Necker eine Amneſtie für die détenus politiques (vom Adel ꝛc.) in Vorſchlag bringt, dagegen fordern, daß, „die

*) Rob. ſelbſt ſagt: „L'émeute a été occassionnée à Poissy. *sous prétexte* d'accaparement."

der Nation Verdächtigen exemplariſchem Gericht unterworfen würden" ... „Wollt ihr," rief er aus, „das Volk beruhigen, ſo redet zu ihm die Sprache der Gerechtigkeit und der Vernunft. Es ſei verſichert, daß ſeine Feinde der Rache der Geſetze nicht entgehen, und die Gefühle der Gerechtigkeit werden die des Haſſes verdrängen!" Daß er demnächſt (in der Sitzung vom 24. Auguſt) eine unbedingte Preßfreiheit gefordert, und bemerkt: „Le despotisme seul a imaginé des réstrictions," — erwähnen wir nur, weil er ſpäterhin auch in dieſem Punkte in der Praxis ſeiner Theorie ſo wenig treu geblieben.

Jene gleißende Maske aber, die er in der Denkſchrift für Dufour vorgehalten, zog er bereits völlig in der Sitzung v. 5. Sept. 89 ab, in welcher das Veto diskutirt wird. Hier ſtellte er zur Bekämpfung deſſelben folgende Prinzipien auf: „*tout* homme a, par sa nature, la *faculté* de se gouverner par sa *volonté;* les hommes réunis en corps politique, c. a. d. une nation a *par conséquent* le même *droit.* Cette *faculté de vouloir* commune, *composée* des facultés de vouloir particulières, ou la puissance législative est *inaliénable*, souveraine, indépendante dans la société entière; — les *lois* ne sont que les actes de cette *volonté générale.* Comme une grande nation ne peut exercer en corps la puiss. législ., elle en confie l'exercice à des représentants, *dépositaires de son pouvoir.* ... Les gouvernements, quels qu'ils soient, sont établis *par* le peuple et pour le peuple; tous ceux qui gouvernent, — ne sont *que* les *mandataires* et les délégués du peuple." (Mém. II. S. 199 ff.)

Hier iſt von keiner ewigen, allgemeinen Richtſchnur des Willens mehr die Rede, ſondern jeder Einzelne ſelbſtherrlich, und das Geſetz hat nur Kraft als Wille der Mehrheit. Da aber die Minderheit auch aus einzelnen Souverainen beſteht, ſo ergiebt ſich daraus das ſpäter ſo oft von ſolchen Minderheiten geltend gemachte Inſurrektionsrecht*), und die Entſcheidung verfällt der — phyſiſchen Gewalt. Wäre es aber Rob. mit dieſem Syſteme Ernſt geweſen, ſo hätte er ſich jedenfalls ſtreng an die den Abgeordneten von ihren Committenten mitgegebenen Cahiers des Charges halten müſſen, in welchen die einzelnen Souveraine ihren Stellvertretern beſtimmte Aufträge gegeben, unter denen ſich namentlich auch die einſtimmige Forderung fand, daß das Briefge-

*) R. ſelbſt machte am 28. Febr. 91 gegen ein Geſetz, welches den Aufforderungen zur Empörung Schranken ſetzen ſollte, geltend, que tout individu est membre du souverain.

heimniß nie verletzt werde und daß die Sanktion des Königs zur Gültigkeit der Gesetze nothwendig sei ꝛc. Dem Hrn. v. R. bedeutete aber Nation, die er vorliebig le peuple nannte, die sich zu nichts anderes als die Masse derjenigen Werkzeugen seiner Absichten brauchen ließen oder zum wenigsten brauchbar schienen. — Deßhalb stimmte er am 5. Sept. 89 gegen ein Martialgesetz, durch welches der gemeine Haufen gezügelt werden sollte, — und im Febr. 90 wiederholt gegen strenge Masregeln wider den aufrührerischen Pöbel; deßhalb entschuldigt er die Schloßverbrenner, („il u'y a que quelques chateaux brulés etc.) und rühmt die revoltirten Soldaten von Nancy als „gute Patrioten;" deßhalb nimmt er im Mai 90 für die Distrikte das Recht zu beliebigem Selbstversammeln; und für das Volk das Recht über Krieg und Frieden zu entscheiden, Bischöfe und Pfarrer zu wählen in Anspruch. —

Während nun Robespierre bei jeder Gelegenheit allen Franzosen (Nichtadligen, Nichtgeistlichen, Nichtreichen ꝛc.) gleiche Rechte zu vindiziren suchte, womit er doch unmittelbar Allen Befähigung zu deren Ausübung zuschrieb, behauptete er doch selbst in der Sitzung v. 14. Dez. 90: „Il n'est peut-être pas extraordinaire de voir la *raison* du côté de la *minorité*." Damals stellte er aber noch als Grundsatz auf, daß in Criminalsachen vor den Geschwornen materielle und legale Beweise zur Verurtheilung nothwendig wären, mit dem Bemerken: „Il n'y a que le *génie du despotisme* qui puisse imaginer de suppléer aux preuves lègales par les seules impressions du juge." Damals (Sitz. v. 19. März 91) vertheidigte er aber auch noch diejenigen, die durch Reden und Schriften das Volk zur Empörung aufregten, und behauptete: „On ne peut exercer de rigueur contre personne pour des discours; on ne peut infliger aucune peine pour des écrits; — des *considérations* particulières ne doivent *jamais* l'emporter sur le *principes* de la *justice* et de la liberté." — Damals ließ er auch noch die Worte vernehmen (16 Mai 91): „En fait de politique, *rien* n'est juste que ce qui est *honnête, rien n'est utile* que ce qui est *juste*." Damals eiferte er sogar in einer langen Rede (am 30. Mai 91) gegen die Todesstrafe, und behauptete bei dieser Gelegenheit: „Aussi, aux yeux de la *vérité* et de la justice, ces scènes de mort que (la société) ordonne avec tant d'appareil, ne sont autre chose que de *Caches assassinats* que des *crimes solennels!*.. Il faut que la *loi* présente *toujours* aux peuples le modèle le plus pur de la justice et de la *raison;* (die, nach oben angef. Stelle, nur auf Seiten der Minorität!) „si au contraire les lois font couler le sang *qu'elles*

n'ont pas le droit de repandre. . . l'horreur du crime diminue, dès que la loi ne le punit que par un autre crime."

Hier ſind wir zum zweitenmale bei einem Wendepunkt in R's angeblicher Ueberzeugung angelangt. Als er Deputirter werden wollte, pries er die allgemeine Moral und das ewige Recht, und ſchmeichelte nebenbei dem König. Als er ſeinen Zweck erreicht, ſchmeichelte er nur noch dem ſg. Volk, dem er nicht nur die Ariſtokratie, ſondern alle Reiche — als „fléaux du peuple" gehäſſig zu machen ſuchte; doch vertheidigte er noch die Rechtsformen als Schutz gegen die Tyrannei*). Nach der Flucht des Königs aber (20. Juni 91) will er ſchon die blos Verdächtigen verfolgt wiſſen, und meint: „Pour accuser, il n'est pas besoin qu'il y ait des preuves *ni des indices*" (Mém. II. Seite 160); er proteſtirt gegen die, in der auch von ihm beſchworenen Verfaſſung, anerkannte Unverletzlichkeit des Königs, und ſchon am 11. Aug. 91 iſt ihm das ſg. salut du *peuple* (d. h. mit Ausnahme der Reichen, Ariſtokraten u. ſ. w.) und das ganz unbeſtimmte *bonheur* des hommes das höchſte Geſetz! Beim Weggehen aus der letzten Sitzung der Nationalverſammlung vom Pöbel mit Eichenlaub gekrönt und im Triumphe davongetragen, — wird er nun ein entſchiedner Demagog, um nach Beſeitigung ſeiner ihm gefährlichen Mittribunen, zum höchſten Demokraten, zum ſouverainen Mann des Schreckens ſich aufzuſchwingen.

Zunächſt, ſeiner Natur gemäß, zum öffentlichen Ankläger beim Criminalgericht des Seinedepartements ſich wählen laſſend, conſpirirt er nun im Jakobinerklubb gegen die verfaſſungsmäßige Regierung, und als ſich am 10. Aug. 92 der Sieg des Pöbels in offener Empörung entſchieden, verlangt er an der Spitze der Sektionnairs des Vendômeplatzes, daß die geſetzgebende Verſammlung „den Helden," die beim Angriff des Schloſſes geblieben, ein Denkmal votire, und fordert demnächſt, daß Commiſſarien aus den 48 Sektionen in letzter Inſtanz alle Schuldigen (d. h. alle Nichtrepublikaner), die man ergreifen könne, richte. Von „preuves légales matérielles" iſt ſchon keine Rede mehr. Als er dann unter dem Einfluſſe der Septembermörder mit Marat und Danton zum Deputirten von Paris für den Nationalconvent ernannt worden, vertheidigte er bereits (am 5. Nov. 92)

---

*) Noch am 19 Juni 91 ſchrieb er an die Wahlverſammlungen: La vertu sans talent peut-être moins utile, les talents sans vertu ne peuvent être qu'un fléau. Si une fois dans sa vie un homme s'est montré vil ou *impitoyable*, rejetez-le." Mém. auth. II. 398

jene gräuelvollen Septembriseurs. „Que pouvoient les magistrats contre *la volonté* d'un *peuple* indigné qui opposoit à leurs discours, son dévoûment à marcher contre les ennemis étrangers et la *longue impunité* des *traitres.*“

Und nicht nur seinem ersten — monarchisch-repräsentativen, sondern auch seinem zweiten (Rousseau'schen) streng republikanischen System wird er untreu in dem Prozesse gegen Ludwig XVI. Hier ist er über alle gesetzmäßigen Gerichtsformen hinaus, und die anerkannten Rechtsgrundsätze sind ihm nur mehr „des rubriques consacrés par les préjugés. Le *véritable* jugement d'un roi, c'est le *mouvement* spontané d'un *peuple* (Pöbel) fatigué de la tyrannie, qui brise le sceptre dans les mains du tyran qui l'opprime. . .“ Er erinnert den Convent an die „necessité de *cimenter la liberté* par la punition du tyran,“ und während er am 1. Aug. 91 das gesammte Volk, d. h. den Souverain befragt wissen wollte wegen Reïntegration des Königs, protestirt er nun dagegen, den König von den Sektionen des franz. Volkes richten zu lassen und „den Souverain über irgend einen Theil des Prozesses zu befragen.“ Natürlich; denn „la vertu fut toujours en minorité sur la terre!!“ Auch sei hier weniger ein gerichtliches Urtheil zu fällen, als „une mésure de salut public à prendre, un acte de *providence nationale* à exercer,“ und es gelte vor Allem „de frapper stupeur tous les partisans du roi.“ Darum fordert der eifrige Gegner der Todesstrafe, daß der Nationalconvent Ludwig ohne Zögern für schuldig und des Todes würdig erkläre.“

Wie nun bei dem zahm aufgezogenen Tiger, wenn er nur erst einmal Blut gekostet, die lang versteckte Natur mit Gewalt hervorbricht, so sehen wir von nun an Robespierre seine Hyänennatur scheulos entfalten. Am 8. März 93 erklärt er: „Il faut tenir le glaive sans cesse levé sur la tête des conspirateurs, *exterminer* les aristocrates!..“ und zwei Tage darauf wird auf seinen Vorschlag die Errichtung einer revolutionären Regierung und eines revolutionären Gerichtes dekredirt, d. h. einer Regierung und eines Gerichtes, welche das Recht haben sollten, tyrannischer zu regieren und willkührlicher zu richten, als König und Parlament und Patrimonialgerichte jemals gethan!

Sofort läßt der „aufrichtige tugendhafte Republikaner“ alle seine Minen gegen die Girondisten spielen, die er als Contrerevolutionärs dem Pöbel verdächtigt, und, als eine Deputation deren Verjagung aus dem Convent verlangt, unterstützt er ihren Antrag, und hatte Nichts dagegen einzuwenden, als am 31. Mai 93 die Repräs-

ſentanten der ſouverainen Nation durch den niedrigſten Pöbel gezwungen wurden, 22 Mitglieder des Convents aus demſelben auszuſtoßen.

Von dieſem Zeitpunkte an war R. wirklich — mittelſt des Pöbels — „Diktator von Frankreich," wie es Hrn. Elsner ihn zu nennen beliebt; der ſchändliche Fouquier-Tainville aber wurde des Diktators rechter Arm, und der Wohlfahrtsausſchuß mit einer Macht über den Convent ſelbſt bekleidet, welche, — angeblich um die Republik zu erhalten, — dieſe ſelbſt zerſtörte. — So wird in der Sitzung des Convents vom 12. Sept. 93 das fürchterliche Geſetz gegen die Verdächtigen (1ſte Claſſe: Adlige und Geiſtliche; 2te boutiquiers, gros commerçans, hommes d'affaires, gros rentiers etc.) dekretirt, und als eine Deputation der section de l'unité anträgt auf baldiges Urtheil (Hinrichtung) der Wittwe Capet und der Girondiſten und auf: „institution d'une armée révolutionnaire, et de 12 tribunaux révolution. *ambulans*, autorisés à juger sur le champ *sans autres formes* que celles qu'ils jugeront nécessaires à leur propre conviction," — antwortet ihr Robespierre, der damals präſidirte: „Ce peuple, qui fait entendre, d'une manière si majestueuse le langage de la *raison* et de la *vérité*, sera libre etc." (Monit. 18. Sept. 93).

Nach dieſem neuen Vernunft-Rechtsſyſtem wird dann auch am 9. October, auf R's Antrag, „um auf den Ruin der engliſchen Kaufleute die Wohlfahrt der franzöſiſchen Republik zu gründen," dekretirt, daß „alle Engländer, Schotten, Iren und Hannovraner, des einen und des andern Geſchlecht's im ganzen Bereich der Republik ſofort eingekerkert und ihr Vermögen in Beſchlag genommen werde." Monit. 20 Vend an II). Das neue Syſtem ſelbſt aber, welches Rob. im Namen des Wohlfahrts-Ausſchuſſes in der Sitzung v. 5. Niv. 11 (25. Dez. 93) exponirte, läßt ſich auf folgende Sätze zurückführen: „Le but du gouvernement révol. est de *fonder* la république. La révolution est la guerre de la *liberté* contre ses ennemis.— Le gouvernement révol. ne doit aux ennemis du *peuple* que la *mort*; — il est *juste* et légitime, (parcequ'il) est appuyé sur la *plus sainte* de toutes les lois, le *salut du peuple*; sur te plus irréfragable de tous les titres, la *nécessité*. (Monit. du 7 Niv. II.)

Mit dieſen Grundſätzen waren Leben, Freiheit und Eigenthum aller Bewohner Frankreichs in die Hand des Wohlfahrtsausſchuſſes gegeben; denn von ihm hing es ab, zu beſtimmen, wer zum Volk oder zu deſſen Feinden gehöre, worin das Heil des Volkes beſtehe, was

zur Gründung der Republik als nothwendig erscheine. Da nun dieser Ausschuß, an dessen Spitze R. stand, für nothwendig hielt, seine Blutrichter in alle Departemente mit unbeschränkten Vollmachten zu senden, so fällt auch auf ihn, und zumeist auf R., die höchste Schuld aller unter der revolutionären Regierung von deren Seiten verübten Gräuel. Was aber R. unter *peuple*, was er unter den Feinden desselben verstand, ist schon hinreichend aus dem Gesetz gegen die Verdächtigen zu entnehmen, und Désoboards verdient vollen Glauben, wenn er (V. 321) berichtet: „Un des affidés de R. écrivait à la commission populaire d'Orange: Vous pouvez tout donner aux sans-culottes, tout incarcérer, tout déporter, tout fusiller, tout guillotiner. Un autre se plaignant de l'étrange abus qu'on faisait de ces maximes dans plusieurs départemens, R. lui répondit: „Les *sans-coulottes ne dérobent aucune chose, car tout leur appartient.*“ — Was endlich R. für nothwendig hielt, um seine Republik zu begründen, darüber geben seine Thaten und die bei ihm nach seinem Tod gefundenen Papiere hinlänglichen Aufschluß. Von den letzteren berichtet uns Désob. (V. 200.) „Les pages d'une espèce de catechisme, trouvé chez R., sont remplies de proscriptions contre la probité, les richesses, les talens;“ — und (347) „il est impossible de faire entrer dans ce tableau hist. un simble sommaire des écrits qui déposent du projet formé de R., de détruire plus de la moitié de la population de la France. Il faudrait analyser 200 lettres trouvés chez ce grand coupable.“ — Von seinen Thaten braucht nur an folgende erinnert zu werden. Als bei einem Gastmale, das die Familie Amarante ihm gegeben, er nicht, wie gewöhnlich, nüchtern bleibend, einige Geheimnisse seiner Politik ausgeplaudert, und er am folgenden Tage von seinen Vertrauten, die seine Mitgäste gewesen, darauf aufmerksam gemacht wurde, ließ er die ganze Familie Amarante nebst allen übrigen Gästen vor das Revolutionsgericht schleppen, von welchem sie — selbst 61 — der Guillotine überliefert wurden! —

Unter dem im vorhergehenden geschilderten dritten Systeme, dem des Schreckens, bewahrheitete sich, was R. selbst zwei Jahre früher gesagt: „*L'horreur du crime diminue dès que la loi ne le punit que par un autre crime,* und der Schrecken, den er durch zahllose Justizmorde, durch Fanatisirung des Pöbels und die schändlichsten geheimen Machinationen verbreitet, wandte zuletzt sein versteinerndes Antlitz auf den „Mann des Schreckens“ selbst zurück. Ueberall sieht er nur Verschworene, die den Dolch auf ihn zücken, und als Cécile

Renaut ſich zu ihm gedrängt, „um einen Tyrannen zu ſehen," werden mit ihr — ihre ganze Familie und 60 — ſchon früher Eingekerkerte (!) als Mitſchuldige einer gegen ihn gerichteten Verſchwörung geſchlachtet. — Am meiſten aber fürchtete er diejenigen, die ihn am genaueſten kannten, die ihm in der Diktatur am nächſten ſtanden und am beſten wußten, wie man Aufſtände anzettelt, um ſich gefährlicher Nebenbuhler zu entledigen. Es waren dies diejenigen Mitglieder des Wohlfahrts- und Sicherheitsausſchuſſes, die zur Orleaniſtiſchen Bergpartei gehörten und die jene von R. ſelbſt ſo oft angerufene „*Raison*" — förmlich zur Gottheit erhoben.

Gegen dieſe konnte er nun weder die Nothwendigkeit des Schreckens, noch irgend eine ſeiner bisherigen Kategorien der Verdächtigkeit geltend machen; ebenſowenig konnte er den Pöbel gegen ſie gebrauchen, da ſie gerade deſſen vollſtändige Repräſentanten waren. Er mußte alſo abermals von Syſtem wechſeln, und, — da er ſich bereits bis zum Aeußerſten der Willkühr und der Gewaltſamkeit verſtiegen hatte, blieb ihm nur die Rückkehr zu früheren Motiven übrig.

Der Uebergang zu denſelben machte ſich ſchon in ſeinen Reden gegen Ende 93 bemerklich, in denen er von „Ultra-Revolutionairen" zu ſprechen anfing, und u. a. behauptete: (27 Brum. II.) „La force peut renverser un trône, la *sagesse seule* (früher war es der Schrecken) peut *fonder* la république, Fuyez l'exageration *systématique* des *faux patriotes*. . . Le peuple hait tous les *excès*." Seine sagesse, — nachdem er gegen König, Adel und Reiche, gegen die Monarchiſten, Girondiſten u. ſ. w. den ſyſtematiſch Exagerirten geſpielt hatte, — beſtand nun darin, daß er über ſeine wüſten, aber mächtigen Helfershelfer ſich auf einen einzigen Gipfelpunkt flüchtete,*) daß er — zum wenigſten theoretiſch — ein erhabenes *Juste milieu* in Beſitz zu nehmen ſuchte zwiſchen dem „Féderalisme" und der „République une et universelle," zwiſchen dem „fanatique, couvert de scapulaires" und dem „fanatique, qui prêche l'athéïsme." (Rapp. du 5 Niv. II.) So behauptete er nun mit einemmal (am 1. Frim. II.) „L'idée d'un grand *être* (zuvor nannte er es la vérité pure) qui veille sur *l'innocence* opprimée, et qui punit le crime triomphant, est toute *populaire*."

---

*) In ſeiner Rede im Jacobinerklubb am 1. Trim. II. bemerkte er, daß er zu einer Zeit von der Vorſehung geſprochen, lorsque, — le coer ulcéré — je *cherchais à m'élever au dessus de la tourbe impure des conspirateurs* dont j'étais environné, en invoquant contre eux la *vengeance* céleste, *au défaut de la foudre populaire*, ſ. *Mém. auth.* I. 110.

Den Convent belehrte er jetzt in seinem Bericht v. 5 Niv. II. über die Pflichten des Gouvernement révolutionnaire: „Plus son pouvoir est grand, — plus il doit être dirigé par *la bonne foi*. (!) In einer Rede am 7. Prairéal (am II) klagte er sogar im Convent: „Ils ont essayé de dépraver la *morale* publique et d'éteindre les *sentiments généreux* dont se compose l'amour de la liberté et de la patrie, en bannissant de la republique le *bon sens*, la *vertu* et la *divinité*."

Vollständig ist aber sein viertes (theoretisches) System in dem Bericht enthalten, den er am 18. Floréal (an II) dem Convent erstattet, um (gegen die Hebertisten) die Existenz eines *Etre suprême* dekretiren zu lassen.*) Hier machte er, — der Terrorist, — seinen Feinden den Vorwurf an die Stelle dessen, was sie zerstört, nichts gesetzt zu haben, als: „le chaos, le vuide et la *violence*," und er, — der Unmensch, — der kein Alter und kein Geschlecht geschont, der Hunderttausende, auf bloßen Verdacht hin schlachten lassen, der die Wohlfahrt Frankreichs auf den Ruin Englands gründen wollte, — er rief aus: „nous fêterons *l'humanité*, l'humanité avilie et foulée aux pieds par les ennemis de la république française. Ce sera un beau jour, que celui où nous célébrerons la fête du *genre-humain!*" Am 20. Prairéal (an II) endlich, an welchem er, bei der Feier des höchsten Wesens, im Namen des Convents zum Volke sprach, scheint er völlig zu seinem ersten System zurückgekehrt zu sein; denn hier versichert er: l'être suprême mit à l'ordre du jour pour tous les siècles est pour tous les peuples, la liberté, la *bonne foi* et la *justice*; — il a *crée* les hommes pour s'aider et pour *s'aimer* mutuellement, et pour arriver *au bonheur* par la route de la *vertu*." — Es fehlte zwar, um vollständig an die Denkschrift von 1789 für Duponb zu erinnern, jener König, „environné de ce cortège auguste de toutes les *vertus*," der da, „im Angesicht des Himmels und der Erde den Bund schließen sollte, um die menschliche Politik mit der Moral zu versöhnen;" — aber R. selbst stand ja in diesem Augenblick auf dem Gipfel der Staatspyramide, und von seinen Tugenden hatte er oft genug gesprochen und sprechen hören, um sich als König der Republik träumen zu können. —

---

*) Wie Rob. die Hauptgedanken seiner ersten (gekrönten) Rede v. J. 1734 aus Montesquieu und Duclos, wie er die schönsten Phrasen seiner politischen Reden aus Rousseau geschöpft, und überhaupt sich gern mit fremden Federn geschmückt, so nahm er, wie aus der Anmerkung S. 331 der Réfutat. v. Uranelt de Leuze zu ersehen, auch den Hauptgedanken der Rede v. 18 Flor. II. aus den Bemerkungen einiger Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses. —

Aber ſein Maß war voll. Am 20. Prairéeal hatte er ſeine Reden als Oberprieſter des neuen Cültus mit den Worten geſchloſſen: „Etre des êtres . . . la haine de la mauvaise foi et de la tyrannie brûle dans nos coeurs avec *l'amour de la justice* et de *l'humanité:* voilà nos prières; voilà nos sacrifices; voilà le culte que nous t'offrons!“ Zwei Tage darauf ſetzte er im Convent jenes infame Geſetz durch, welches Todesſtrafe über alle, durch die vageſten Kategorien bezeichneten „ennemies du peuple“ verhängte und als hinreichend zur Verurtheilung „toute espèce de document matériel *ou moral*“ erklärte, welches dem Gewiſſen der Geſchworenen als zureichend erſchiene, und da, wo ſolcherlei Beweiſe vorlägen, Zeugenverhör und „défenseurs officieux“ ausſchloß, „si ce n'est pour les *patriotes* calomniés!“ (ſ. Toulongeon, hist. de France. IV. 354). Kraft dieſes Geſetzes vermehrten ſich die Hinrichtungen in fürchterlichem Maße, und obgleich Rob. ſich vom 23. Prair. an 40 Tage lang ſcheinbar aus dem Wohlfahrtsausſchuß zurückgezogen, war er es doch, der dieſe Juſtizmorde betrieb. (*Toulong.* IV. 369 und Réponse des membr. des deux anc. comit. p. 94.)

Was bedeutete aber ſein Rückzug? Wie paßt er in das Syſtem eines Mannes, der als Oberprieſter der Freiheit ſeine Stelle nicht verlaſſen durfte? War es, weil er merkte, daß er durch ſein Auftreten als Oberprieſter des höchſten Weſens viel von ſeiner Popularität verloren, oder weil gleich nach jenem Feſte Carnot zum erſtenmal im Wohlfahrtsausſchuß ihm drohend widerſtanden, (Toulongeon IV. 353) und eine Spaltung in dieſem Ausſchuſſe ausgebrochen, die R. nicht anders heilen zu können hoffte, als dadurch, daß er eine Conſpiration machinirte, welche alle ſeine Feinde und Nebenbuhler in den Abgrund ſtürzen ſollte? (Désodoards V. 411 f.) Nach Laurent's Réfut. (S. 353) hätte Billaut-Varennes im Wohlfahrtsausſchuß R. vorgeworfen, nach der Alleinherrſchaft zu ſtreben, worauf dieſer erklärt: „puisqu'il en est ainsi, je vous laisserai gouverner à votre aise;“ — und ſofort habe R. ſich zurückgezogen, um erſt im Thermidor zurück zu kehren. Gewiß iſt, daß, in den erſten Tagen des Thermidor (an II) nach Paris zurückgekehrt, er ſich überzeugte, daß er ſelbſt nur durch Vernichtung ſeiner Gegner in den beiden Ausſchüſſen der Wohlfahrt und der Sicherheit dem Verderben zu entgehen vermöge (ſ. deſſen Rede 8 Therm.). Er klagt nun im Convent: „que des agents impurs prodiguaient des arrestations injustes. On épouvantait les *nobles* et les *prêtres* par des motions concertées.“ Er verſichert dann: „Je crois à la *nécessité* d'appeler surtout la *probité* et tous les *sentiments* généreux aux secours de la république. Je sens que *partout* où on rencontre un

homme de bien, *en quelque lieu qu'il soit assis,* il faut lui tendre la main et le serrer contre son coeur." — Er endlich, der am 25. Sept. 92 behauptet hatte: „Au milieu des secousses qui ébranlent les états, il faut envelopper les partisans dans la ruine de leur parti et ne pas s'arrêter à des considérations *soporifiques*, l'orsqu'on ne peut risquer que la perte d'une *victime innocente*," (Désord. VI. 233), er jammerte jetzt: „quel ami de la patrie pent survivre au moment, où il n'est plus permis de la servir et de défendre *l'innocence opprimée?*" Mém. Auth. I. 99).

Um nun die Republik, d. h. ſich ſelbſt, vom Untergang zu retten, will er am folgenden Tage die nothwendigen Maasregeln in Vorſchlag bringen. — Aber ſeine Feinde kamen ihm zuvor; ſie klagten ihn an, nach der Alleinherrſchaft zu ſtreben; der Convent ſchüttelte das ihm unerträglich gewordene Joch des Schreckensmannes ab, und dekretirte deſſen Verhaftung. Als aber R., der eben erſt die „autorité suprème de la Convention nationale" anerkannt hatte, der Haft entſprang, um den Convent zu ſtürmen, wurde er „außer dem Geſetz" erklärt, und, nachdem ſein Verſuch, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen,*) verunglückt war, zum Tode verurtheilt, am 10. Therm. guillotinirt, und, wie Déſodards (VI. 30) berichtet, mit ſeinen Schreckensgenoſſen in die ungeheuren Gruben geworfen, „die auf ſeinen Befehl gegraben worden, um einige tauſend von ihm bezeichnete Schlachtopfer zu verſchlingen." — Auf dem Wege zum Fallbeil — hatte ein Weib ſich bis an den Karren gedrängt, auf welchem R. mit fürchterlich entſtelltem Geſichte ſaß, und ihm zugeſchrieen: „Fahr' hinab in die Hölle, beladen mit den Flüchen aller Gattinnen und aller Mütter!" — Die Kunde von ſeinem Tod wurde in ganz Frankreich mit Jubel und Freudenthränen vernommen! —

So endete Robespierre, nicht, wie Hr. Dr. Elsner behauptet, „als Opfer der Lauterkeit ſeiner Grundſätze," ſondern — als Sträfling der waltenden Nemeſis. Jedem Syſtem, zu dem er ſich zu bekennen ſchien, war er untreu geworden; die Häupter jeder Partei, mittelſt welcher er ſiegte, hatte er dem Untergang gewidmet. Zuletzt verbanden alle von ihm verlaſſene Syſteme, alle von ihm verrathenen Parteien ſich gegen ihn, und er ſtürzte, weil die Einen Alles von ihm zu fürchten, Andere Unerſetzliches an ihm zu rächen hatten, alle ihm mißtrauen, alle ihn verachten

*) Sein Apologet Uranelt ꝛc. (Laurent) a. a. O. S. 352 ſagt: On *sait* aujourd'hui que Rob. se tira lui-même le coup de pistolet, dont on a voulu faire honneur au baron (früher Gendarme) Méda. Vgl. ebd. S. 318.

mußten! — Es widerfuhr ihm nur sein Recht. Des Strebens nach Alleinherrschaft verdächtigt, wurde er nach dem Geist seiner eigenen Gesetze verurtheilt, und gerade von den Schreckensmännern zum Tode geschleppt, deren er sich früher zur Durchführung seiner Zwecke bedient hatte. — Daran aber dürfte nach dem Vorhergehenden wohl nicht mehr zu zweifeln sein, daß R. keineswegs wie Hr. Elsner behauptet, „von der Wahrheit eines politischen Systems durchdrungen, weder sich selbst noch Andern eine Abweichung zur Rechten oder Linken gestattet." Darum können wir uns auch kürzer bei Erörterung des andern Fragpunktes fassen; denn, wer nicht nur seine angeblichen Prinzipien durch die unmenschlichsten Mittel in Ausführung zu bringen gesucht, sondern auch so oft, bald in der Theorie, bald in der Praxis, mit sich selbst in die auffallendsten Widersprüche verfallen, der kann unmöglich für eine große Idee begeistert sein! Wirklich ergiebt sich aus den zuverlässigsten Berichten, daß R. nicht im Dienste irgend einer enthusiasmirenden oder fanatisirenden Idee gestanden, sondern gerade im Gegentheil mit kalter Besonnenheit sich der Ideen stets zu seinen eigensten Zwecken bedient hat.

Selbst in den „Memoiren R's." die Hr. E. für ächt hält und bald übersetzt, bald zu R's Gunsten exzerpirt, — sagt R. von sich selbst, er habe im Collège „keine andre Freude gehabt, als die, einen Reim zu finden, den er suchte, u. dergl. m. und keinen anderen Triumph, als eine Krone," die er sich durch seine Arbeiten errungen; „die Gesellschaft seiner Kameraden habe er geflohen, und er sei deshalb von ihnen des Menschenhasses und der Eifersucht beschuldigt worden." (I. 133 f.) In diesen wenigen Zeilen liegt der Schlüssel für seinen Charakter und sein ganzes ferneres Leben. Ehrgeiz, oder vielmehr die Sucht sich auszuzeichnen und zu glänzen durch — schöne Worte — und über seine Genossen zu triumphiren, — zu herrschen, — dies war der Grundtrieb seiner Natur. Zu dessen Befriedigung standen ihm nur geringe Mittel zu Gebot. Dies weckte und nährte die in seinem engen Herzen wurzelnde Eifersucht und den Neid, in Bezug auf welchen selbst sein Apologet Uranelt (Laurent) folgendes Zugeständniß macht: „Man hat auch behauptet, R. habe ein dürres, für Neid empfängliches Herz gehabt: von allen Anklagen, die man auf ihn gehäuft, ist dies die einzige, die mit einigem Grunde geltend gemacht worden." (Refut. p. 348.) Auch stimmen diejenigen, die ihn genau zu beobachten Gelegenheit hatten, mit den Apologeten der Revolution darin überein, daß Neid und Haß ihn beherrscht, und eben so sehr in seinem frostigen, verschlossenen Wesen und seiner unsichern, verlegenen Haltung, wie in seinen finstern, abstoßenden Zügen, seiner auf beiden Seiten zusammengedrückten, fast immer gerunzelten

Stirne, ſeiner fahlen, bleigrauen Geſichtsfarbe, und ſeinem ſtechenden falſchen Blick ſich ausgeſprochen haben. Mignet und Thiers, die man gewiß keiner Parteilichkeit gegen die Revolutionsmänner beſchuldigen kann, weichen hierin von Déſoboards, Toulongeon, und Thibaudeau, die Zeugen der Revolution waren, nicht ab,*) und wenn man die Reden R's durchlieſ't, ſo wird man die Anklage jener Männer durch die Wahrnehmung beſtätigt finden, daß R. immer von Neuem und auf alle mögliche Weiſe den Neid des Pöbels gegen die höheren Claſſen der Geſellſchaft und namentlich gegen die Reichen zu erwecken getrachtet. — Sagte doch ſelbſt Danton, der hinlänglich Gelegenheit gehabt, den Charakter R's kennen zu lernen, zu ſeinen Freunden: „que R. étoit une bête féroce que rien pouvoit apprivoiser, quil fallait qu'elle fût dévorée, ou qu'on fût dévoré par elle." (Désod. V. 350.)

Dieſem, von der Eitelkeit ausgehenden Hauptzuge ſeines Charakters entſpricht dann auch jene Feigheit, die er bei ſo manchen Gelegenheiten — namentlich am 10. Auguſt (92) — gezeigt, und die ſeinen Mitterroriſten ſo wenig verdeckt geblieben, daß der Präſident des Convents am 9. Therm. der Verſammlung zurief: „Der feige Rob. iſt da; man bringt ihn auf einer Bahre; ihr wollt gewiß nicht, daß man ihn hereinbringe?" Auch verſichert Déſoboards (IV. 147.) daß R. in der Schreckenszeit „nie ausging, als umgeben von einem Haufen von Satelliten," und (V. 389) daß „R. ängſtlich jede Verantwortlichkeit für die inſurrektionellen Bewegungen vermeidend, ſeine Feigheit und Furchtſamkeit dazu benutzte, ſich bereit zu halten, ſich gegen das Nichtgelungene zu erklären oder das Gelungene ſich anzueignen." Selbſt R's Apologet, Laurent, gibt (in ſeiner Réfut. p. 352) deutlich genug zu verſtehen, daß R. keinen Muth gehabt.

Ebenſo entſpricht jenem Charakterzug ſein verſtelltes, heuchleriſches Weſen, welches auf das unzweideutigſte durch die zahlloſen Widerſprüche ſich kund gibt, die zwiſchen ſeinen Worten und ſeinen Thaten ſich aufzeigen laſſen. Wir erinnern beiſpielsweiſe nur daran, daß er noch im Juli 91 in ſeiner Adreſſe an die Franzoſen erklärte: „man habe ihm zwar vorgeworfen, er ſei eines

*) Déſoboards, wo er die Veranlaſſungen zur Kataſtrophe vom 9. Therm. angibt, bemerkte über Rob.: „Son caractère s'assombrissait; son teint se composait de la lividité de l'envieux et de la paleur du criminel." (V. 406.)

der Häupter einer republikaniſchen Partei; doch habe er nie ein Wort gegen die Exiſtenz noch gegen die Erblichkeit des Königthums geſprochen;" und am 13. Juli deſſelben Jahres im Jakobinerklubb: „man beſchuldigt mich, ein Republikaner zu ſein; man hat mir zu viel Ehre angethan; ich bin es nicht." So bemerkt auch Déſodoards (V. 371), R. habe ſeinem Schulkameraden Camille Desmoulins „niemals mehr Freundlichkeit bezeugt, als am Tage vor deſſen Einkerkerung," die auf R's Veranſtaltung ſtattgefunden. — Aus dieſem verſteckten Weſen erklärt ſich dann auch, daß R., von ſeinem erſten Auftreten in der Nationalverſammlung an, ſich jede Schwäche, die er an den bedeutenderen Revolutionsmännern wahrnahm, aufgezeichnet und in der Folge ſich ein ganzes Heer von Spionen gehalten. (Déſodoards IV. 174 ꝛc.)

Fragen wir aber, welches denn das Ziel geweſen, nach welchem R. geſtrebt, auf deſſen Erreichung er alle ſeine Reden und Thaten berechnet, ſo können wir, nach reiflichſter Prüfung der vorliegenden Akten uns nicht anders als dahin ausſprechen, daß, wenn man auch zugeben möchte, R. habe nach ſeinem ſehr beſchränkten Verſtand, der nur zu verneinen und zu zerſtören, aber nichts zu erbauen, zu ſchaffen vermochte, — die Nivellirung der Geſellſchaft und die Einführung einer Republik für möglich und wünſchenswerth gehalten, — er doch dieſe Umgeſtaltung vorzüglich deshalb betrieben, weil er ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, daß er in dem neuen Staate der Erſte, der Mächtigſte, Geehrteſte ſein werde.*)

„Gewiß iſt," ſchreibt Déſodoards (IV. 224), „daß zur Zeit, wo Marat in ſeinem Journal verſicherte, die werdende Republik könne eines höchſten Führers nicht entrathen, Rob. beſchuldigt wurde, nach der Tyrannei zu ſtreben." Ausdrücklich erklärte ſchon Rebecqui in der Sitzung vom 25. Sept. 92 „die Partei, welche die Diktatur auf den Trümmern der Republik errichten will, iſt die Partei R's." Barbaroux beſtätigte dieſe Behauptung durch die Bemerkung, daß Panis bei Rob. ihm und anderen Marſeillern „Rob. als denjenigen bezeichnet, den man zu jener Würde erheben müſſe." Marat geſtand ſogar ein, daß „er vorgeſchlagen, man möge einen verſtändigen Mann an die Spitze des Volkes ſtellen mit dem Namen Volks-Tribun

*) Selbſt Mignet meint: „il est probable que R. ne séparait point la république de son protectorat, et qu'il croyait les fonder également sur les ruines des autres parties," Hist. de la rév. éd. 1824. p. 452.

oder Diktator." Louvet wiederholte Rebecqui's Beſchuldigung mit dem Beifügen: „R. habe ſich als ein Gegenſtand der Abgötterei hingeſtellt, und zugegeben, daß man ihn den alleinigen tugendhaften Menſchen der Republik genannt, ja, er ſelbſt habe ſich als ſolchen bezeichnet!"

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle die Thatſachen zuſammenſtellen, welche den hier angedeuteten Endzweck als das tiefſte Mobil des Schreckensmannes zu erkennen geben. Nicht blos Tallien, Fréron und Billaut-Varennes, nicht blos ein Fouché und Vadier,*) ſondern auch Larivière und der cataniſche Carnot und viele Andere durchſchauten ſeine herrſchſüchtigen Plane, und der letztere drohte ihm ſogar, ihn zu ermorden, wenn er dieſe Plane auszuführen verſuchen würde (Laurent's Réfut. p. 332). Déſodoards verſichert ſogar (V. 232): „R. habe vorgehabt die Dauphine zu ehelichen und durch dieſe Verbindung ſich das Aufſteigen zum höchſten Range zu erleichtern." — Es iſt gewiß," fügt D. hinzu, „daß R. ſich verwogen, im Tempelthurme der Tochter Ludwig's XVI. eine dahin zielende Erklärung zu machen." Von vielem Anderen, was hier anzuführen wäre, und für welches wir namentlich auf Déſod. V. 195. 202. 325 ff. ꝛc. verweiſen, wollen wir nur noch daran erinnern, daß St. Juſt, — der durch Fanatismus verblendete eifrigſte Anhänger und Vormann R's, kurz vor dem 8. Therm. in den vereinten Ausſchüſſen erklärt (ſ. Toulongeon IV. 371): „er ſehe kein Mittel, die Republik zu retten, als dadurch, daß man die öffentliche Wohlfahrt einem Diktator anvertraue," — eine Würde, die er, der damals mit R. und Couthon bereits ein Triumvirat bildete, offenbar R. zugewendet wiſſen wollte, der, wie Laurent (Réfut. p. 340) zugeſteht, „immer von der Nothwendigkeit eines einzigen Willens ſprach."

Wenn nun ſchon die ganze Geſchichte des öffentlichen Lebens R's ſich nur durch eine ihn beherrſchende Ruhm- und Herrſchſucht erklären läßt, ſo wird man um ſo weniger anſtehen können, ſo vielen damit übereinſtimmenden Urtheilen ſeiner Zeit- und Lebensgenoſſen beizupflichten, als auch ſein Privatleben keineswegs ſo makellos daſteht, wie ſeine Apologeten es uns darſtellen möchten. Déſodoards, der

*) Treffend bemerkte der letztere am 9. Therm. im Convent: „R. iſt ein Tyrann, der alle Masken angenommen, der ſich allen Verſchwörern angeſchloſſen, und ſie demnächſt verlaſſen, um jeden Verdacht von ſich abzuwälzen." —

R. perſönlich gekannt und als ein unparteiiſcher Beobachter hierin vollkommen glaubwürdig iſt, ſchreibt darüber Folgendes: „Man ſprach von R's Uneigennützigkeit; allerdings zeigte er nicht jenen frechen und cyniſchen Luxus, durch den die Danton, Chabot, Fabre-d'Eglantine ſich bemerklich machten; da er aber kein eigenes Vermögen beſaß, ſo konnte es doch unmöglich blos ſein Gehalt als Conventsmitglied ſein, womit er eine Buchdruckerei gekauft, womit er die Horden von Nichtswürdigen bezahlte, denen er die Bewachung ſeiner Perſon anvertraute, womit er die koſtſpieligen Feſte zu St. Cloud, zu Conflans, zu Iſſy oder in ſeinem Hauſe am Ende der Champs-Eliſées beſtritt. Man ſprach wohl auch von ſeiner Sittſamkeit; aber R. blieb nur unverehlicht, weil die ehliche Keuſchheit ſeinem Hange zu Ausſchweifungen nicht zuſagte; denn jeder weiß," — auch Thiers ſtellt dies nicht ganz in Abrede, — „daß er öffentlich mit der Tochter ſeines Wirthes lebte, und daß dieſe Bekanntſchaft ihn nicht abhielt, jede ſeiner Orgien mit einer nächtlichen Ausſchweifung mit öffentlichen Dirnen zu beſchließen."

Dies iſt der Mann, den Hr. Dr. Elsner uns als erhabenen Verwalter „welthiſtoriſcher Nemeſis," als „Opfer der Lauterkeit ſeiner Grundſätze," wieder zu Ehren bringen möchte, ein Unternehmen, welches nur in dem Verſuche, Nero, den Abſcheu des Menſchengeſchlechts, zu einer poetiſchen Perſon zu erheben, ein Gegenſtück findet! Gegen ſolche Beſtrebungen, die mindeſtens einen ungeheuren Leichtſinn beurkunden, hat aber die Kritik um ſo ſtrenger zu verfahren, als ſich noch in dieſen Tagen auf das Furchtbarſte das Verderbliche ſolcher Apologien erwieſen. Alibaud, über ſein Verhältniß zu ſeinem Freunde Fraiſſe befragt, antwortete wörtlich Folgendes (ſ. Monit. v. 6. Juli dieſes Jahres): „Den Anſichten von Fraiſſe zufolge war das von Robespierre befolgte Syſtem ein Blutſyſtem, das er mißbilligte; ich aber glaubte, es ſei ein Syſtem, welches uns zu einer wahrhaften Republik zurückführen könne." — Bei ihm, wie bei Fieſchie fand man die Werke Saint-Juſt's, des Mannes, in deſſen Seele das Nivellirungs- und Schreckens-Syſtem Robespierre's — ohne deſſen Neid, Feigheit und Heuchelei — zu Kraft gekommen war!

Wehe unſerem redlichen, treuen und gütigen Volke, wenn ſeine „Gemüthlichkeit" durch den frechen Spott eben ſo eitler, als ſeichter Skribler vertilgt, wenn ſein grader, rechtlicher Sinn durch Elsneriſche Tugendideale dahin verrückt werden könnte, daß ihm die ſcheußlichſten Verbrechen durch den gräuelhaften Dünkel gerechtfertigt ſchienen, „ein

Menſch dürfe ſich auf Augenblicke mit der Allmacht welthiſtoriſcher Nemeſis ausgerüſtet wähnen." —*)

---

*) Ein franzöſiſches Tagblatt bemerkt treffend über Robespierre und Danton: „C'est le théatre qui est élevé, et non lacteur qui y monte. La cruauté et l'hypocrisie de Robespierre vont à cette situation qui les porte; ce que vous prenez pour une intelligence de hauté ambition n'est qu'un instinct de basse jalousie; dans les temps ordinaires, l'avocat aurait diffamè ses rivaux, dans ce temps de revolution il les tue. Robespierre c'est un Sylla moins les victoires, comme Danton a la brutale audace de Marius sans avoir son génie."

Von Robespierre aber ſagt Lucian Buonaparte in ſeinen Memoiren u. a. Folgendes: „Die erſte Hälfte des Jahres 1793 ſah die Jakobiner ihre Wuth verdoppeln, und Robespierre, der Grauſamſte, der Heuchleriſchſte, der Feigſte von Allen erhielt eine unbeſchränkte Gewalt."

6.

Marie Roland.

(Eigenhändige Briefe der Madame Roland an Bancal-des-Iſſarts, Conventsmitglied. Herausgegeben von Madame Henriette Bancal-des-Iſſarts, und mit einer Einleitung begleitet von Sainte-Beuve. Aus dem Fanzöſiſchen von Dr. Paul Friſch. Leipzig. 1836. Allgemeine Niederländiſche Buchhandlung. Hochhauſen und Fournes).

Es iſt bekannt, welchen bedeutenden Einfluß die Frauen auf das ſoziale Leben überhaupt und namentlich auch auf die politiſchen Verhältniſſe in Frankreich ausgeübt haben. Der Jungfrau von Orleans, welcher die franzöſiſche Monarchie ihre Rettung verdankte, nicht zu gedenken, hat ſich jener Einfluß beſonders ſeit Franz I. immer bemerklicher gemacht. Nur vorübergehend und nur theilweiſe in Beziehung auf die Staatsverwaltung durch das energiſche Einſchreiten eines Sully, Richelieu, Mazarin beſchränkt, und unter Heinrich III. und in der erſten Zeit Ludwig's XIV. minder hervortretend, iſt er erſt ſeit dem Ausbruch der Revolution durch die Gewalt der Dinge mehr und mehr zurückgedrängt worden. Wie dann Napoleon keine andere Macht neben der ſeinigen duldete, ſo hat, ſeit der Conſtituirung der öffentlichen Meinung durch die Charte, und am meiſten durch die zunehmende Complikation und allgemeine Verkettung der europäiſchen Sozialverhältniſſe, mit der Bedeutſamkeit einzelner Perſönlichkeiten auch der Einfluß ausgezeichneter Frauen ſich ſtätig vermindert. Dennoch iſt nicht zu verkennen, daß in den erſten Revolutionsjahren auf der einen Seite die Königin, auf der andern Frau Roland und Charlotte Corday, wie ſpäterhin Frau v. Fontenai (geb. Cabarrus, ſpäter Tallien's Frau), Frau von Beauharnais (demnächſt Gemahlin Bonaparte's) und die Herzogin von Angoulême geſchichtliche Rollen geſpielt. Eben ſo iſt in der Literatur Frau von Staël

und neuerdings Madame Dudevant (G. Sand), wie in gesellschaftlicher Hinsicht Madame Recamier nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben.

Als Charakter aber gehört Marie Roland zu den Sternen erster Größe und überstrahlt durch das Feuer der reinsten Begeisterung, durch die Gediegenheit ihres ganzen Wesens und ihre gleichmäßig edle Haltung bis zum Tod auf dem Blutgerüste nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer, die sich in der Revolutionszeit ausgezeichnet haben. Darum verdienen diejenigen unsern Dank, die uns Gelegenheit bieten, jenes seltene Wesen noch näher kennen zu lernen, als bisher durch Berichte der Zeitgenossen und durch die Denkwürdigkeiten vergönnt war, die von unserer Heldin im Gefängniß in stäter Gewärtigung gewaltsamen Todes niedergeschrieben worden. Auch ist zu hoffen, daß Herr von Montrol, der im Besitze des, noch größtentheils unedirten Briefwechsels von Frau Roland mit Brissot ist, der Bitte um dessen Bekanntmachung, Gehör geben wird, welche St.-Beuve in der Einleitung zur vorliegenden Sammlung an denselben gerichtet. —

Diese letztere, im Jahre 1835 zum erstenmale von der ältesten Tochter des ausgezeichneten Mannes herausgegeben, an den die meisten hier mitgetheilten Briefe gerichtet waren, erscheinen begleitet (III. — XIV.) von einigen, leider nur zu flüchtigen und unvollständigen biographischen Nachrichten „über Bancal-des-Issarts" mitgetheilt von der Herausgeberin, — und (S. 1 — 50) von einer Charakteristik der Briefstellerin und ihrer Schriften von St.-Beuve.

Auch diese Arbeit des eben genannten geistreichen und schreibgewandten Literators ist dankbar hinzunehmen, obgleich sie in jeder Beziehung noch Manches zu wünschen übrig läßt, und eine gewisse Eilfertigkeit bei deren Abfassung nicht zu verkennen ist. Christoph Schlosser in seiner Gegeneinanderstellung der Frau Roland und der Frau von Staël (im Archiv für Geschichte und Literatur I. 1 — 79) hat in Beziehung auf die erstere schon Gediegeneres geleistet, wenn gleich er gegen die letztere von parteilicher Gereiztheit nicht frei zu sprechen ist. Dennoch ist, besonders nach Erscheinung des vorliegenden Briefwechsels, auch die Schlosser'sche Charakteristik noch mancher Ergänzung bedürftig.

Um nun unseren Lesern eine Andeutung dessen zu geben, was die vorliegende Schrift darbietet, wird uns gestattet sein, einige Augenblicke bei der Persönlichkeit der beiden Briefwechselnden zu verweilen. —

* * *

Marie (Manon) Johanna Roland, im Jahr 1754 geboren, *) war die Tochter eines achtbaren Kupferſtechers, Namens Phlipon, der zu Paris auf dem Quai des Lunettes ein ſtilles, bürgerliches Leben führte. Die in ihrer Kindheit von einer trefflichen Mutter genährten religiöſen Gefühle ſteigerten ſich in der Folge (1765) durch den Aufenthalt in einer klöſterlichen Penſionsanſtalt, und das Leſen vieler geiſtlichen Schriften, namentlich Fénelon's, des heil. Auguſtinus und Franziskus von Sales zur ſanften Schwärmerei. Schon frühe (in ihrem 8ten Jahre) waren es aber Plutarch's Lebensbeſchreibungen, welche in ihr jene Begeiſterung für Geſinnungen, Thaten und Verfaſſungen des Alterthums erweckten, die auch dann nicht erloſch, als ſie, verflochten in die höchſten Staatsangelegenheiten ihres Vaterlandes, ſich mehr und mehr von der Unmöglichkeit überzeugte, ihre ſozialen Ideale von einer in rechtlicher Hinſicht dürftig gebildeten, in ſittlicher Beziehung durch und durch erkrankten Generation verwirklicht zu ſehen. — Indeſſen hatte ſie ſich nach und nach auch mit den Hauptwerken der philoſophiſchen, politiſchen und geſchichtlichen Literatur ihres Volkes befreundet und mehrfach Gelegenheit gefunden, ſich von der völligen Verſchrobenheit des damaligen ſozialen Lebens zu überzeugen. So läßt ſich leicht begreifen, daß, als ihr nun auch Rouſſeau's Schriften bekannt wurden, ſie, wie ſie ſelbſt ſchreibt, „den Dollmetſch ihrer Gefühle" in ihm erkannte und liebte. —

Schon früher durch die Lehre von ewiger Verdammniß über die kirchlichen Dogmen in Zweifel gerathen, fand ſie in der Profession de foi d'un vicaire savoyard ein verklärtes Evangelium, und eine „bürgerſinnige Moral" (Briefe S. 141), während ſie im Contrât-social die politiſchen Ideale des Alterthums in zeitgemäßer Verjüngung wieder zu erkennen glaubte. „Unter Blumen und Büchern" in ungetrübter Reinheit und ſtillem Glück zur blühenden Jungfrau herangereift, wurde ſie der Gegenſtand zahlreicher Huldigungen und Bewerbungen. Wenn ſie aber dem ernſten, katoniſch ſtrengen — und bedeutend älteren Roland de la Platière (geb. 1732), der ſie in mehrjährigem Umgange liebgewonnen, und ihr durch ihre Jugendfreundin Sophie Cannet bekannt geworden, den Vorzug gegeben,

---

*) Barrière's Notice etc. p. XVI. vor d. Mémoir. de Mad. Roland, gibt 1756 für das Geburtsjahr, die Mémoiren ſelbſt (I. 21) die obige Zahl.

ſo haben, wie ſie ſelbſt geſtand*), nur Hochachtung und Strebensverwandſchaft ſie zu dieſem Entſchluſſe bewogen. Bis dahin hatte ſie keinen Trefflicheren kennen gelernt. — Sie hielt ſich für ihn beſtimmt, und hoffte, den „tugendhaften Philoſophen" glücklich zu machen. Edelmuth, Freundſchaft, Pflichtgefühl vereinigten ſich bei ihr, um ihn nie empfinden zu laſſen, was ihr glühendes Herz ſpäter vermißte; ſie wurde und blieb bis zur letzten Stunde ihm Alles, was ein treues, ſich ganz hingebendes Weib ihm nur immer ſein konnte: zärtliche Gattin, ſorgliche Mutter ihres Kindes, innigſte Freundin, unverdroſſene Haushälterin, unermüdliche Gehülfin bei allen Arbeiten und Rathgeberin in allen Angelegenheiten des Lebens. Ehelich vereinigt ſeit Anfang 1784, war das edle Paar, nach faſt vierjährigem Aufenthalte zu Amiens, als Roland Inſpector des Handels und der Manufacturen in der Lyoner Generalität wurde, nach Villefranche, bei Lyon, auf Roland's Familiengut, Clos la Platière, gezogen. Hier lebten ſie, ſoweit es Roland's Berufsgeſchäfte geſtatteten, ländlichen und literariſchen Beſchäftigungen gewidmet, als die, von Klerus, Adel und Parlamenten gleich eifrig geforderte Ständeverſammlung, im Jahr 1789 zu Paris eröffnet wurde. Marie Roland ſchreibt ſelbſt über dieſen Zeitpunkt: „Die Revolution brach aus und entflammte uns (ſie und ihren Mann). Als Freunde der Menſchheit und Anbeter der Freiheit glaubten wir, ſie komme, das Geſchlecht zu regeneriren und das ſchmähliche Elend jener elenden Menſchenklaſſe zu tilgen, welches uns ſo oft gerührt hatte: wir nahmen ſie mit Entzücken auf ..." **) „Unſere Liebe war der öffentlichen Sache zugewandt,***) ſie bemächtigte ſich aller unſerer Gedanken, ſie unterwarf ſich alle unſere Entwürfe, wir gaben uns ganz der Leidenſchaft, ihr zu dienen, hin." —

Sehr bald „brachte nun," ſo berichtet St.-Beuve (S. 10), — „die in Folge der Revolution eingetretene allgemeine Bewegung, welche ſich aller patriotiſchen Herzen bemächtigt hatte, auch Frau Roland mit verſchiedenen zu Paris thätig eingreifenden Perſonen in Briefwechſel," zunächſt mit Lanthenas und Briſſot (welcher ſchon früher mit ihrem Manne eine Correſpondenz angeknüpft hatte), und — durch des Erſteren Vermittlung — ſeit Juni 1790 auch mit Bancal-des-Iſſarts. —

---

*) S. Mémoir. éd. 1821. I. 214 und den vorliegenden Briefwechſel S. 173 f.

**) Mémoir. I. 222.

***) „Amoureux de la chose publique." Ebd. 224.

Dieſer, im Jahr 1750, alſo nur wenige Jahre vor Manon Phlipon, — geboren, hatte die Rechte ſtudirt, und war demnächſt Parlamentsadvokat, ſpäter Notar in Paris geworden. „Seine entſchiedene Vorliebe für die Wiſſenſchaften," und der Wunſch und die Erkenntniß der Pflicht, nach Kräften für das allgemeine Beſte thätig zu ſein, beſtimmten ihn kurz nach dem Ausbruche der Revolution, ſeine Notarſtelle niederzulegen. Seine Tochter theilt Eingangs der vorliegenden Schrift einen Aufſatz ihres Vaters mit, in welchem er ſeinem Gewiſſen Rechenſchaft von jenem Schritte ablegt, und der mit folgender ſchönen Strophe ſchließt:

„Wohlthun und Redlichkeit als höchſtes Glück betrachtend,
Weiht' ich dem Dienſt der Menſchheit meine Tage;
Gern mag der Himmel ihren Lauf beſchließen,
Wenn ich für Andre nicht mehr wirken kann."

Mit dieſem edlen Manne, von deſſen Wirkſamkeit Roland und ſeine Frau ſich für die Sache der Freiheit viel verſprachen, eröffnete letztere im Juni 1790, eine bis zum 14 October 1792 fortgeſetzte Correſpondenz, die uns in der vorliegenden Schrift mitgetheilt worden, und in jeder Beziehung als eine ſchätzbare Gabe mit lebhaftem Danke aufgenommen zu werden verdient. Sie vervollſtändigt das Bild, welches wir uns von der eben ſo heldenmüthigen als liebenswürdigen Briefſtellerin entworfen, und „bereichert unſere bereits gewonnene Kenntniß dieſes tiefen und einfachen Gemüths." Sie liefert eine Menge intereſſanter Thatſachen zur Geſchichte der Revolution überhaupt, und beſonders der Stadt Lyon, — während der beiden erſten Jahre derſelben, und ſchließt erſt mit „dem doppelten Rufe heroiſcher Beſorgniß bei Annäherung der Preußen und dem Schrei des Entſetzens und der Verwünſchung — bei den Metzeleien in den erſten Septembertagen des Jahres 1792."

Ein reiches inneres und äußeres Leben entfaltet ſich uns in dieſen Briefen, und wenn uns auch jene antik-moderne, ihrem Gegenſtande nach ſehr abſtrakte politiſche Schwärmerei, die darin vorherrſcht, bereits ſehr ferne liegt, ſo flößt uns doch die Gediegenheit, Energie, Reinheit und Erhabenheit des Charakters, der uns hier vorgeführt wird, wie er ſich in den mannigfaltigſten Verhältniſſen und Situationen bewährt, die lebhafteſte Theilnahme ein.

Wir ſehen Marie Roland bald am Schreibtiſch ihres Mannes, ſeine Strenge mildernd, ſeinen reflektirenden Verſtand durch ihre Begeiſterung beflügelnd, bald an ſeinem Krankenbett ihn pflegend, immer aber beſtrebt, ihm jeden Augenblick ſeines Lebens durch liebreiche

Sorgfalt zu verſchönen. Wir ſehen ſie mütterlich beſorgt für die Erziehung ihrer Tochter, und bald emſig mit der Landwirthſchaft beſchäftigt, bald vorſorglich der armen Landbewohner ſich annehmend. Dabei in freien Augenblicken bald in Homer oder Taſſo und Thompſon, bald auf einſamen Spaziergängen in der ewigſchönen Natur neue Kraft, friſchen Muth ſich ſchöpfend für den Ernſt des Lebens. Dann wieder in Briefen an ihre Freunde — dieſe aufmunternd zu edlen Thaten, ſie kräftig tröſtend bei herben Verluſten, mit edler Offenheit und Einfalt ihnen mittheilend ihre Hoffnungen, Wünſche und Befürchtungen, ihre Anſichten über das öffentliche Leben, und ihre und ihres Mannes Schritte und Bemühungen, um der Freiheit und der Gerechtigkeit den Sieg zu verſchaffen über die Intriguen, Machinationen und Gewaltthätigkeiten, die ihrem hellen Blicke bei keiner der verſchiedenen Parteien verborgen blieben, die ihr rechtſchaffenes Gemüth bei Allen mit gleicher Strenge, mit gleicher Entrüſtung ſtraft.

Aber wir ſehen ſie nicht nur mit immer gleicher Selbſtvergeſſung ſich hingeben an die ſittlichen Mächte der Familie, des Staates, der Menſchheit, mit immer gleichem Muthe bekämpfend, was die Wiedergeburt ihres Volkes hemmen zu wollen ſchien; — auch mit ſich ſelbſt, mit ihrem Herzen ſehen wir ſie kämpfen — und ſiegen. Der wenige Jahre ältere Bancal hatte ſie im September 1790 in Clos la Platière beſucht, und die gleiche Begeiſterung für das öffentliche Wohl, für die Sache der Menſchheit, — ihre verwandten Herzen unvermerkt einander ſo nahe gebracht, daß, wenn Marie Roland noch über ihre Hand hätte verfügen können, ſie dem jugendlichen Freunde ſie wohl nicht verſagt haben würde. Wenn ſie aber, heiliger Pflichten eingedenk, den Hoffnungen keinen Raum gab, die ſich ihr nicht verhehlt zu haben ſcheinen (S. 115), ſo geben doch mehrere ſpätere Briefe (S. 134, 152, 174, 310) nicht undeutlich zu erkennen, daß ſie die Neigung ihres Herzens zwar jederzeit ihrer Pflicht unterzuordnen, nicht aber ſie auszutilgen vermocht hat. So erſcheint ſie uns zugleich ehrwürdig durch die Selbſtbeherrſchung, die uns die ſittliche Kraft ihres Willens, und liebenswürdig durch die zarte Neigung, die uns die Empfänglichkeit ihres Herzens bezeugt. —

Ebenſo, wenn wir die Einſicht, den Muth und den Eifer bewundern, womit ſie an den öffentlichen Angelegenheiten Theil genommen, müſſen wir doch immer von Neuem auch der ächten Weiblichkeit huldigen, deren Schranken ſie zu keiner Zeit übertreten, — wie ſie deren ebenwohl ſich ſtets klar bewußt geblieben iſt (ſ. u. a. S. 136, 183, 203).

Nach allem dieſem ſtimmen wir in jeder Beziehung dem geiſtreichen Verfaſſer der Charakteriſtik, welche die vorliegenden Briefe einleitet, bei, wenn er, zum Schluſſe derſelben bemerkt: „Madame Roland gebührt ein durchaus eigenthümliches Lob, das ſich ſelten große und ruhmreiche Geiſter zu erwerben wußten, daß nämlich, je tiefer man in das Innere ihres Lebens und in die geheimen Falten ihrer brieflichen Mittheilungen eindringt, das Ganze um ſo einfacher ſich darſtellt; ſtets dieſelbe Sprache, dieſelben rückhaltsloſen Gedanken; nirgends eine Falte, keine Verwirrung der Leidenſchaften oder der Wünſche, keine widerſtrebende Tendenzen ... Allenthalben vollkommene Offenheit und Klarheit, nirgends ein Fleck, über den man einen Schleier werfen müßte. Man darf ſo weit, als man will, in das Innere ihres Kryſtallhauſes, das durchſichtig iſt, wie jener Römer verlangt hatte, hineinblicken; überall beleuchtet der Glanz der Unſchuld und das Licht der Vernunft die vollkommenſte Ordnung.“ (S. 48 49).

Was aber dieſer „ſchönen und kühnen Geſtalt, die zugleich erhaben und anmuthig, verſtändig und heiter lächelnd ſich zeigt“ (S. 7), die Krone aufgeſetzt, war, daß ſie ſtets gleich weit entfernt blieb von ungebührlichem Stolz, wie von falſcher Beſcheidenheit und Demuth. Sie handelte ſtets, wie ihr Genius, wie ein reinerhaltenes Gefühl in Uebereinſtimmung mit hochgebildetem Geiſt ihr gebot; ſie that, was ſie ihrer edlen Natur nach nicht laſſen konnte, was ſie thun mußte, um ihrem Selbſt zu genügen, welches in dem Wahren, Guten und Schönen gelebt, als den Elementen, deren es zu ſeinem Daſein bedurfte. Auf das Treffendſte ſprach ſie ſelbſt ſich hierüber in ihren Memoiren aus, wo ſie einmal bemerkte: „Ich dürſte nach Glück; ich knüpfe es an das Gute, das ich thue, und bedarf ſelbſt nicht des Ruhmes,“ und an einer anderen Stelle: „Ohne daß ich ſuche, mich zu zeigen, laſſe ich mich erkennen, weil es meiner unwürdig wäre, mich zu verbergen.“ Was noch mehr iſt, als ſie, unter der Schreckensherrſchaft des eiferſüchtig-neidiſchen Robespierre eingekerkert, ſich dem Tode auf dem Blutgerüſte beſtimmt wußte, und um ihr Vermögen ihrer Tochter zu erhalten, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen beſchloſſen hatte, gab ſie dieſen Beſchluß nur deßhalb auf, weil ſie von einem Freunde daran erinnert wurde, daß ſie die Pflicht habe, ihren Zeitgenoſſen ein großes Beiſpiel zu hinterlaſſen. Es verdiente ſie, von der Nachwelt anerkannt und ausgezeichnet zu werden, als „die erſte und ſchönſte Geſtalt“ unter den Edelſten ihrer Zeit, als „der Genius in ſeiner Kraft,

Reinheit und Anmuth," als „eine hehre, in der ganzen Glorie des Märtyrerthum's strahlende Muse." (S. 6).

Ueberſehen wir nun zum Schluſſe noch einmal den uns in vorliegender Schrift dargebotenen Briefwechſel, dann fühlen wir uns auf das Schmerzlichſte ergriffen von dem wahrhaft tragiſchen Geſchick jener edlen Märtyrin der Begeiſterung für rechtliche Freiheit.

In der erſten, größeren Hälfte der briefflichen Mittheilungen, die abwechſelnd von Villefranche und Lyon aus datirt ſind, und den acht Monaten zwiſchen Juni 1790 und März 1791 angehören (S. 51—182), — herrſcht der Glaube an die Tugend der ſg. Patrioten und eben damit die Hoffnung auf den baldigen Sieg der guten Sache noch vor. Erſt in einem Briefe vom 30. Dezember 1790 klagt ſie, „daß die Nationalverſammlung von Tag zu Tag ſchlechter wird und mehr verweichlicht" (158), und in einem zweiten vom 24. Januar 1791: daß „die perpetuellen Comité's in der Nationalverſammlung ſämmtlich die feilen Spielzeuge der Intrigue, oder die laſterhaften Agenten der Beſtechung geworden" (169). In der zweiten Abtheilung der Briefe aber, die mit kurzer Unterbrechung (v. S. 304—313) von Paris aus datirt ſind, herrſcht der Schmerz über das Verderbniß der Revolutionsmänner und die Beſorgniß vor, daß erſt die kommenden Geſchlechter die Früchte des großen Aufſchwungs ernten werden, den die Nation bei dem Ausbruche der Revolution genommen. So klagt ſie gleich in ihren erſten Briefen von Paris aus, wohin ſie im Februar 1791 ihren Mann begleitet, der von Lyon an die Nationalverſammlung deputirt worden, — daß „dieſe Verſammlung ſchwach und immer mehr der Corruption ſich annähere; daß die Patrioten ohne Einheit," daß „die Maſſe, je mehr ſie ſich ſelbſt überlaſſen, um ſo verderbter und ſchlechter wird;" daß „die Geſetzgeber im Allgemeinen nichts weiter, als die mittelmäßigen oder verderbten Menſchen des alten Regime's ſind." (S. 184—186).

Dieſe Klagen werden in jedem Briefe herber*), und wenn ſie auch Anfangs noch einige Hoffnung auf die Jakobiner ſetzt, die, wie Robespierre, zum wenigſten Energie und Unbeſtechlichkeit zeigten, ſo wird ſie doch auch bald über dieſe enttäuſcht. Schon am 25. Juni 1791 ſchreibt ſie: „Ich bin der Jakobiner überdrüſſig, wie ich es der Nationalverſammlung war; man muß dieſe Menſchen nur verachten lernen, wenn man ſie genauer beobachtet" (252); und wenige Wochen ſpäter

*) Vergl. S. 193, 207, 220, 223 ff., 235, 243, 249, 256, 259, 271, 297, 300.

(im Juli): „ich müßte Ihnen ein Langes und Breites ſchreiben, wenn ich Ihnen eine detaillirte Schilderung von der Verzweiflung, der Feigheit und der Verwirrung der Jakobiner, wovon ich geſtern Zeuge war, geben wollte“ (285, vergleiche 290). In dieſer Stimmung ſchrieb ſie wenige Tage darauf (21. Juli) an Bancal, der ſich damals in der Auvergne aufhielt: „Ich weiß nicht, ob Ihre Berge der Freiheit eine ſichere Zufluchtsſtätte darbieten, wo ſie ſich ſo lange bergen könne, bis ſie an einem glorreicheren Tage daraus hervorgeht; ich wünſche es für das Wohl Frankreich's und erwarte Nichts mehr von dieſer verderbten Hauptſtadt, wo die Glut gemeiner Leidenſchaften den herrlichſten Samen verzehrt und vernichtet“ (292), Sie ſehnt ſich nun zurück in ihre ländliche Einſamkeit (293), und als ſie demnächſt Danton, der früher ihr Freund geweſen und Robespierre, den ſie früher achten zu müſſen geglaubt, als die Anſtifter der gräuelvollen September-Metzeleien anklagen muß, da ruft ſie, mit brechendem Herzen ihrem fernen Freunde zu: „Sie kennen meine Begeiſterung für die Revolution; nun denn, ich ſchäme mich derſelben! ſie iſt durch Verbrechen beſchmutzt und hat eine abſcheuliche Geſtalt angenommen“ (318)!

Wie feind ſie aber dieſen Verbrechen war, wie feind ſtets jeder Gewaltthat, wie jeder Intrigue; ſo unerſchütterlich treu iſt ſie bis zu ihrem letzten Athemzuge der auf Tugend und Edelmuth gegründeten Freiheit geblieben. So ſchrieb ſie am 17. Juli 1791 an Bancal: „Ich fühle mich von einem ſtummen Schauer umringt, das Herz befeſtigt ſich in einer feierlichen traurigen Ruhe, bereit, eher Alles zu opfern, als die Vertheidigung der Prinzipien aufzugeben; unbekannt jedoch mit dem Augenblicke, wann dieſe werden obſiegen können und von keinem anderen Entſchluſſe beſeelt, als ein großes Beiſpiel aufzuſtellen“ (278).

Und ſie iſt dieſem Entſchluſſe treu geblieben!

„Ihr achtet mich würdig,“ ſagte ſie zu ihren Richtern, „das Loos der großen Männer*) zu theilen, die ihr gemeuchelt habt; ich werde ſtreben, mit eben dem Muthe das Blutgerüſte zu beſteigen, den jene auf demſelben gezeigt haben.“ — Und als ſie auf dem Platze angelangt war, auf dem die Guillotine aufgerichtet ſtand, neigte ſie ſich vor der Statüe der Freiheit, und ſprach die denkwürdigen Worte:

„O liberté! que de crimes on commet en ton nom!“ — oder, nach anderen Berichten:

*) Der Girondiſten.

„Ah, liberté! comme on t'a jouée!“ —

Riouffe, der ſich kurz vor ihrer Hinrichtung mit ihr in der Conciergerie befand, ſchreibt von ihr (in ſ. Mémoires d'un détenu) u. a. Folgendes, was wir, fürchtend, den Sinn nicht überall vollkommen wiedergeben zu können, in der Urſprache hier anführen: „Le sang des vingt-deux fumait encore, lorsque Madame Roland arriva à la Conciergerie. Bien éclairée sur le sort qui l'attendait, *sa tranquillité n'en était point alterée* ... Elle avait l'âme républicaine dans un corps pétri de grâces et façonné par une certaine politesse de cour; — quelque chose de plus, que ce qui se trouve ordinairement dans les yeux des femmes, se peignait dans ses grands yeux noirs, pleins d'expression et de douceur; elle me parlait souvent à la grille, avec la liberté et le courage d'un grand homme.“

Wir aber beſchließen unſere nur zu flüchtigen Andeutungen mit den Worten Lemontey's, eines der ausgezeichneteſten franzöſiſchen Geſchichtsſchreiber, der unſere Heldin perſönlich gekannt und ſie zu würdigen Gelegenheit gehabt.

„*Tout était d'accord,*“ bemerkt der große Hiſtoriker, „*et rien n'était joué dans celle femme célèbre; ce ne fut pas seulement le caractère le plus fort, mais encore le plus vrai de notre révolution; l'histoire ne la dédaignera pas, et d'autres nations nous l'envieront.*“ —

* * *

Ueber den Styl der vorliegenden Briefſammlung können wir uns füglich einer ausführlicheren Kritik entſchlagen, da die Briefe überhaupt nicht als literäriſche Erzeugniſſe, ſondern als biographiſche und hiſtoriſche Aktenſtücke zu betrachten ſind. Wir erlauben uns daher nur die Bemerkung, daß die bei weitem größere Hälfte dieſer Briefe noch an die Bildungszeit der Briefſtellerin erinnert, in welcher man ſich gerne in ſtattlichen Phraſen und abſtrakten, pathetiſchen Sentenzen erging. Die ſpäter geſchriebenen Memoiren und hiſtoriſchen Notizen über die Revolution verrathen zugleich eine größere Schreibfertigkeit und das raſchpulſirende Leben, in deſſen Strudel die Verfaſſerin hineingeriſſen worden.

7.

Rouget-de-Lille.

Auch Rouget-de-Lille ist zu den Vätern versammelt worden, nur sieben Tage, nachdem Syeyes — zögernd — von dem Schauplatze seines Ruhmes abgetreten, und mit ihm auch das Schicksal theilend, daß er schon lange vor seinem Tode zu den Abgeschiedenen gezählt worden und nur bei dem Silberblick der großen Woche von 1830 vorübergehend wieder aufgelebt.

Zu Lons-le-Saulnier am 10. Mai 1760 geboren, scheint er frühe sich dem Militairstand gewidmet zu haben. Bei dem Ausbruche des Kriegs des jungen französischen Freistaats gegen die wider denselben verbundenen europäischen Mächte (20. April 1792), war R. de-Lille Genieoffizier. Begeistert für die Sache der Freiheit, dichtete und componirte er die seitdem weltberühmt gewordene Marseillaise. Er folgte Tallien zur Westarmee, wurde aber zu Quiberon verabschiedet. — Später schrieb er die „Ecole des Méres," die (jedoch ohne Erfolg) 1798 zur Aufführung kam. Er dichtete auch eine „Hymne à l'Espérance" und ist Verfasser einer Schrift, betitelt: „Essai en vers et en prose etc. (an VI," eines „Chant de guerre" (1800) und der Idylle: „Matinée." —

Unter den Bourbon's lebte er in Armuth und Dunkelheit. Die Juli-Dynastie verlieh ihm den Orden der Ehrenlegion und eine Pension. In seiner bescheidenen Lebensweise brachte dies jedoch keine Aenderung hervor. Er starb zu Choisy-le-Roi bei Paris, am 27. v. M. — Sein Name steht schon auf dem Triumphbogen des Sternes (de l'Etoile), und der geniale Bildhauer Bra, der gerade am Todestage Rouget's sich zu Choisy befand, wird auch die Züge seines sterblichen Antlitzes durch eine Büste verewigen. Die Marseillaise aber

„Bis auf dieſen Augenblick," damit ſchließt der Berichterſtatter, hatte ich nur die kränkliche Frau geſehen, — die Mütter, die ihre Söhne beweint; — aber in dieſer Antwort, bei dieſer galvaniſchen Erſchütterung des Skelett's, erkannte ich das kaiſerliche Blut; und von dieſem Kalvarienberge herabſteigend — wiederholte ich mir ganz leiſe, — indem ich ſie auf die Umſtände anwandte, — die Worte des römiſchen Hauptmanns: „„Fürwahr, dieſe iſt wirklich die Mutter Napoleons.""

9.

Bonapartiana.

---

a.

Napoleon und Giacominetta.

Um Napoleon ſeinen Landsleuten im wahren Lichte darzuſtellen, ſammelte William Hazlitt in Frankreich Alles, was er über deſſen Charakter und Thaten in Erfahrung bringen konnte. Dann ſchrieb er deſſen Geſchichte, die von Joh. Sporſchill aus dem Engl. in's Deutſche übertragen worden. Von manchem Neuen, welches uns in dieſem Werke mitgetheilt wird, heben wir zunächſt folgendes Anekdoton aus: — „Als Napoleon gegen ſechs Jahre alt war, wurde er mit einigen kleinen Mädchen in eine Schule gethan. Er war ſchön, man machte viel aus ihm; nichts deſtoweniger hingen ſeine Strümpfe ſtets bis zur Ferſe nieder, obſchon er, wenn er ausging, nie verfehlte, einem ſchönen Mädchen, der Urſache vielen Zankes, den Arm zu reichen. Seine ſchelmiſchen Kameraden, wegen Giacominetta, ſo hieß das Mädchen, eiferſüchtig, verbanden dieſe Umſtände in einem Spottverſe. Kaum ließ er ſich auf der Straße blicken, ſo ſchallte es hinter ihm her: „Napoleone di mezza calcetta — Fa l'amore à Giacominetta.“ (Napoleon, mit herunterhängenden Strümpfen, ſpielt Liebe mit Giacominetta). Solchen Spott vermochte er nicht zu ertragen; Stöcke, Steine, Alles was ihm in die Hände kam, faßte er und ſtürzte ſich wüthend unter den Haufen... Statt ſich die Mühe zu geben, die Strümpfe hinaufzuziehen, beſtand er lieber täglich Kämpfe mit ſeinen Altersgenoſſen.“

b.

Napoleon's früheſte Schriften ſind, nach William Hazlitt's Angaben in ſeiner Geſch. Napoleon's folgende: Noch als Artillerieoffizier löſte er die Preisaufgabe der Akademie zu Lyon: „welche Geſinnungen am meiſten gepflegt zu werden verdienen?" Talleyrand ſuchte ſpäterhin ſich das Manuſcript zu verſchaffen und überreichte es dem Kaiſer, in dem Wahne, ihn angenehm zu überraſchen; — dieſer warf es in's Feuer. — Eine kurze Geſchichte v. Korſika, die Napoleon ebenfalls zu jener Zeit geſchrieben, und die, wie jene Abhandlung. den glühendſten Republikanismus athmete, iſt ebenwohl ungedruckt geblieben; — „ein Sendſchreiben" aber „an den Deputirten von Korſika, Matteo Buttafoco" iſt im J. 1790 (bei Joly zu Dole) im Druck erſchienen. Ebenſo „das Abendeſſen von Beaucaire," ein Geſpräch, worin Napoleon den Bewohnern von Marſeille, die ſich 1793 gegen die revolutionaire Regierung aufgelehnt hatten, über ihre Unbeſonnenheit und ihre geringen Mittel die Augen zu öffnen ſuchte. —

c.

Napoleon über Voltaire's Mahomed.

Wenn irgend etwas ein lebhaftes gemüthliches Intereſſe für Napoleon einflößen kann, ſo iſt es vor Allem die begeiſterte Anhänglichkeit derjenigen, die ihn nach Helena begleitet haben. Wie aber, wenn die Sonne untergeht, der Purpur, den ſie ausſtrahlt, auch den unanſehnlichen Hirten in Glanz hüllt, der, auf ſeinen Stab geſtützt, in das Anſchauen des ſcheidenden Geſtirnes verſunken iſt, ſo ſtrahlt von dem ſterbenden Kaiſer auch ein verherrlichender Glanz auf ſeine Umgebungen aus, und auch der treue Marchand, der die Stelle eines Kammerdieners bei dem unglücklichen Kriegsgefangenen vertrat, wird bei der Nachwelt in ehrendem Andenken bleiben. Wenn ſie ihm aber für die Sorgfalt danken wird, mit welcher er ſeinen kaiſerlichen Herrn während ſeines langwierigen Leidens gepflegt, ſo wird ſie es ihm auch Dank wiſſen, daß er bekannt gemacht, was er auf deſſen Geheiß über Cäſar, Virgil und Voltaire's Mahomed niedergeſchrieben.

Daß Napoleon zugleich Homer und Oſſian geliebt, bezeugt die Größe ſeines Geiſtes. Homer bot ſeinem überall auf das Objektive gerichteten Sinne ein vollendetes Kunſtwerk. Aber gerade durch die Vertiefung in die beſchränkte, poſitive Wirkſamkeit, zu welcher ſeine Sendung ihn nöthigte, entzündete ſich in ſeiner großen Seele auch der Durſt nach dem Unbeſchränkten, Schwärmeriſchen, Phantaſtiſchen, und ſo wurde Oſſian, als äußerſter Gegenſatz zu Homer, ein Lieblingswerk des gewaltigen Mannes. Für das praktiſche Leben aber, für das Walten im Politiſchen und Religiöſen waren einerſeits Cäſar, demnächſt theilweis Karl der Große, anderſeits wohl auch Mahomed ſeine höchſten Ideale, ſo weit ſie ſich in den gegebenen Verhältniſſen verwirklichen ließen. So wirft er ſich in ſeinen Diktaten über Cäſar's Feldzüge zu deſſen Vertheidiger auf; ſo ließ er, wie Karl der Große, ſich vom Papſte krönen. So möchte er Voltaire's Mahomed von den Flecken gereinigt ſehen, die der charakterloſe, für das Hohe, wahrhaft Edle ſchwachbegeiſterte Dichter dem Charakter des großartigen Religionsſtifters theils ankleben laſſen, theils eigenmächtig angeheftet hat. Entfernt wünſcht er aus dieſem Trauerſpiel nicht nur die Liebe Mahomed's zu Palmiren; ſondern auch: daß Mahomed zweimal ſich des Giftes zur Erreichung ſeiner Zwecke bedient. „Wie," ruft er aus, „Mahomed, der in der halben Welt die falſchen Götter vernichtet, und mehr als irgend ein Anderer die Kunde von einem einzigen Gotte verbreitet, Mahomed, als Prophet verehrt zu Conſtantinopel, Delhi, Kairo, Marokko, — Mahomed wäre zu dieſen großen Reſultaten nur durch Mittel gelangt, deren ein Damiens, ein Baſtide ſich bedient, um ſich des Erbtheils ihrer Nachbarn zu bemächtigen? Selbſt die kleinſten Geſellſchaften haben wenig Dauer und zerſtören ſich ſelbſt, wenn ſie nicht durch die Bande der Moralität verknüpft ſind, die der Geſellſchaft ſo unentbehrlich iſt. . . Mahomed war ein großer Mann; unerſchrocken im Kriege, ſiegte er mit einer Handvoll Leute in der Schlacht von Bender; großer Feldherr, beredt, großer Staatsmann — regenerirte er ſein Vaterland, und ſchuf in Mitten der Wüſten Arabiens ein neues Volk und eine neue Macht." — Endlich findet Napoleon, „daß die Stimmung der Gemüther und die Stärke der Partheien zu Mekka nicht hinlänglich entwickelt, und die Politik Mahomed's nur ſehr ſchwach angedeutet iſt." — Dieſer Kritik ſind Andeutungen beigefügt, wie namentlich dem erſten Mangel abzuhelfen wäre.

d.

Bonaparte's Schreiben an Tippu-Sahib. — Der Breslauer Zeitung zufolge befindet sich unter den Papieren, die man in Tippu-Sahib's Palast zu Seringapatman fand, noch folgender Brief:

„Die einige und untheilbare französische Republik.
Freiheit. Gleichheit.
Bonaparte, General en chef, an den erhabenen Sultan unsern größten Freund Tippu-Sahib.
Hauptquartier Kairo, 7. Pluviose. J. VII. der einigen und untheilbaren Republik.

Du bist bereits unterrichtet von meiner Ankunft an den Küsten des rothen Meeres, mit einem zahlreichen und unbesiegbaren Heere, voll Verlangen, dich von dem eisernen Joche Englands zu befreien... Ich wünsche von Dir über Masket oder Mocha, so wie über Deine eigenen politischen Verhältnisse belehrt zu werden. Ich ersuche Dich, mir einen verständigen Mann nach Suez oder Kairo zu senden, der dein Vertrauen besitzt und mit mir unterhandeln kann. — Möge der Allmächtige Deine Macht vermehren und Deine Feinde vernichten. (Gez.) Bonaparte."

e.

Bonaparte und Syeyes.

In der letzten Sitzung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu Paris verlas Mignet eine biographische Charakteristik des verstorbenen Abbé Syeyes, welcher Mitglied dieser Akademie gewesen. Aus Depping's Bericht über diese Vorlesung entnehmen wir folgendes interessante Factum: „Nach der Schreckenszeit kam Syeyes als Mitglied des Direktoriums an die Spitze der Regierung, und sah nun ein, daß es eines handfesten Mannes bedürfe, um die Ordnung wieder herzustellen. „„Ich habe ein Schwert nöthig,"" sagte er in seiner bündigen und geistreichen Sprache, und dachte an den jungen General Joubert. Dieser fiel aber in Italien, und nun hofften Syeyes und Andere auf Bonaparte. Der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Reinhard (jetzt auch Mitglied der Akademie und Pair

de France), mußte an den General in Aegypten ſchreiben; aber kaum war der Brief abgegangen, als Bonaparte ſchon in der Provence landete ..."

f.

Napoleon und Molé.

Herr Molé, gegenwärtig erſter Miniſter des conſtitutionellen Königs von Frankreich, iſt nun auch Verfaſſer von „Essais de morale et de politique," die zu Napoleons Zeiten erſchienen. In denſelben meinte Hr. M., „die abſolute Monarchie ſei, ſelbſt in der Theorie, die Regierung, welche den Vorzug verdiene, — zu welcher die Geſetzgeber uns immer zurückzuführen hätten." Der Kaiſer, dem das Buch präſentirt wurde, meinte aber, es gehöre zu den ſchlechteſten. Der Hofmann, der das Buch überreichte, und ſich für den Verf. intereſſirte, ſtellte die Mittelmäßigkeit der Arbeit nicht in Abrede, legte aber Gewicht auf den Namen des Autor's. „Ach," ſagte Napoleon lächelnd, — „ſo laßt uns zum wenigſten die Gelehrtenrepublik!" (Ayons au moins la république des lettres!)

g.

Napoleon und Fontanes.

Ob Nachſtehendes ein Anekdoton, wiſſen wir nicht, aber ſoviel wiſſen wir, daß es zur Kaiſerszeit in Frankreich erzählt und in dieſen Tagen uns wieder lebhaft in Erinnerung gebracht worden iſt.

Der Sieger in hundert Schlachten verlangte von Frankreich neue Opfer zur Ausführung ſeiner herrſchſüchtigen Pläne. Das Projekt mußte, — der von Napoleon ſelbſt eingeführten Staatsordnung zufolge — zuerſt an den Senat gebracht werden. Dieſe in der That, nur conſultative Behörde — ſprach diesmal ſich auf das entſchiedenſte gegen den kaiſerlichen Vorſchlag aus. Ihr Präſident, der treffliche Fontanes, ſpäter auch Großmeiſter der Univerſität, überbrachte dem Kaiſer die abſchlägige Bothſchaft. Ein Zorngewitter zog ſich plötzlich auf der Stirne des Monarchen zuſammen — und wetterleuchtete in den Vernichtung drohenden Worten „Je n'aime pas les corps, qui resistent." — Aber gelaſſen und

würdevoll erwiederte Fontanes: „Sire, ce sont les seuls, sur lesquels on puisse s'appuger.“ — Der Kaiſer war entwaffnet. Huldvoll entließ er den ebenſo charakterfeſten als geiſtreichen Präſidenten. —

h.

Wahrſcheinlich einziges Calembourg Napoleon's.

„Als der Kaiſer,“ ſo erzählt uns die Herzogin von Abrantes in ihren Denkwürdigkeiten über die Reſtauration (II. 191), „in den hundert Tagen den Dom der Invaliden beſuchte, und ihn der Trophäen beraubt ſah, mit denen er ihn geſchmückt, ſahen ihn die, welche ihm nahe ſtanden, erbleichen und beben. Mit bitterm Lächeln und einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke der Stimme fragte er den Marſchall Serrurier, Gouverneur des Invalidenhôtels: „„Herr Marſchall, der Graf von Lille hat Sie zum Pair gemacht, wie man mir ſagte; iſt das wahr, ſo zeigten Sie ſich als ſehr ſchlechter Vater (père) für Ihre Kinder.““ Damit wandte er ihm den Rücken zu, ohne ſeine Antwort abzuwarten.“ — „Der Kaiſer,“ fügt Mad. d'Abrantes hinzu, „machte nie einen Calembourg; dies war vielleicht der einzige in ſeinem ganzen Leben.“

i.

Napoleon.

Das Journal du Loiret gab kürzlich folgendes Anagramm zum Beſten. Der Name Napoleon beſteht aus folgenden Elementen:

2	On,
5	Eon,
4	Léon,
3	Oléon,
7	Poléon,
6	Apoléon,
1	Napoléon,

Ueberſetzt man dieſe Worte von Nro. 2 an in der durch Ziffern bezeichneten Ordnung aus dem Griechiſchen, ſo ergebe ſich folgender Satz: Napoléon, le lion des peuples, allait détruisant les cités.

10.

Benjamin-Conſtant*).

„Von wie gewaltigen und wunderlich contraſtirenden Zeitumſtänden war doch das Leben Benjamin Conſtant's durchkreuzt! Als ſeine Erziehung theils in England, theils in Deutſchland vollendet war, begann er ſeine politiſche Laufbahn in Mitten der franzöſiſchen Republik. Das Conſulat machte ihn zum Tribunen. Einen Augenblick glaubte er, er könne die Freiheit retten, wenn er ſie mit Rede und Schrift vertheidige; aber das Kaiſerthum machte aus dem Tribunen einen Verbannten. Nachdem er Deutſchland durchirrt, kehrte er 1814 nach Paris zurück. Einen Augenblick glaubte er, die Freiheit könne aufblühen an der Seite des alten Königthumes, — als Napoleon wieder auf die Schaubühne trat. Er ließ ſich hinreißen von der Sache des Unglück's und des Genie's; einen Augenblick glaubte er, die Freiheit könne nicht mehr von dem Adler erſtickt werden, ſelbſt nach eben erfochtenem Siege, — als Waterloo einbrach. Benjamin Conſtant erkannte nun, daß das Leben für ihn nur ein ſteter Kampf ſein werde; er nahm ſein Geſchick dahin, er ſchrieb, er ſprach zur Vertheidigung des Rechtes und der Freiheit; er conſpirirte nicht — ſelbſt nicht in den letzten Jahren der Reſtauration; er glaubte nicht mehr an die Möglichkeit des Triumphes einer plötzlichen Umwälzung, als die drei Tage herankamen. Da ſammelte er alle ſeine Kräfte, um den Erfolgen einer Sache zu dienen, deren Unfälle ihn ſtets treu befunden. Aber mit einem Male durchſchaute er gewiſſe Dinge und gewiſſe Menſchen; eine unendliche Wehmuth ſtieg ihm zu Herzen — und er ſtarb . . .

Zwiſchen dem Genius und dem Geſchick eines Menſchen finden

*) Aus der Anzeige von Benjamin Conſtant's Schrift: Du Polythéisme romain, von Lerminier, in deſſen Etudes d'histoire et de philosophie.

Verhältniſſe der Wechſelwirkung ſtatt. Die natürlichen Anlagen haben Einfluß auf die Leitung des Lebens; aber die Ereigniſſe, die daſſelbe durchkreuzen, verſtärken und ſteigern auch noch den natürlichen Hang. Es lag im Genie Conſtant's, die Ideen und die Dinge nicht in ihrer eigentlichen Bejahung, ſondern in ihrem Gegenſatze zu ergreifen. Dieſer natürlichen Neigung nach eignete er ſich mehr zum kritiſchen Beobachter als zum dogmatiſchen Denker, mehr zum Tribunen als zum Miniſter. Aber wie ſehr iſt er durch die äußeren Umſtände, durch ihre raſche und gewaltſame Dazwiſchenkunft dazu ermuthigt, darin beſtärkt und genährt worden. Wundert euch nicht, wenn Benjamin Conſtant die Freiheit beſonders als eine Bürgſchaft und als Vertheidigung anſieht: Robespierre iſt eben verſchwunden, Buonaparte übt die Diktatur, die Bourbonen bewohnen die Tuilerieen. Conſtant wird auch die Religion als eine Zuflucht mehr anſehen gegen alle Gewaltherrſchaften, welche die Erde unterdrücken. Kurz, er wird Alles von der Seite, in Oppoſition, ſelten wird er die menſchlichen Dinge in ihrer viereckten Grundlage, ihrer umfaſſenden Syntheſe und ihren fruchtbaren Erzeugungen auffaſſen.

Darum iſt jedoch Benjamin Conſtant nicht minder groß, als diejenigen ihn ſich vorſtellen, die ſeinen Ruhm und ſein Andenken verehren. Er hatte Genie, er hatte ſo viel Geiſt (esprit), als irgend Einer in Frankreich; er verſtand Alles; er ſchrieb wundervoll; er faßte in wenige Seiten viele Gedanken, er verbreitete Licht über Alles. Die Feinheit ſeiner Bemerkungen hinderte niemals die Popularität ſeiner Schriften, denn auch die ſinnreichſten Ausführungen kleidete er ſtets in durchſichtige Klarheit. Europa indentifizirte ſeinen Namen mit der Sache der Liberalität, und bei Vielen iſt Benjamin Conſtant an die Stelle Montesquieu's getreten.

11.

Carrel's prophetiſcher Traum.

(Aus dem Artiſte v. 1837.)

In der Nacht, die dem unſeligen Streit voranging, der Veranlaſſung zu Carrel's letztem Zweikampf gegeben, träumte dieſem ein Traum, der am folgenden Tage ſich immer von Neuem ihm vergegenwärtigte, wie ſehr er auch ſeine Gedanken davon abzuwenden ſuchte. Er ſoll ihn ſeinen Freunden mit folgenden Worten erzählt haben: „Ich ſah meine Mutter zu mir eintreten, in Trauer gekleidet und die „Augen voller Thränen. Ich eilte zu ihr hin und ſprach entſetzt zu „ihr: „„Mutter! wen beweinſt Du? Etwa meinen Vater?" — „Nein, „„mein Freund!" — „Meinen Bruder?" — „Nein." — „Für Wen „„trägſt Du denn Trauer?" „Für dich, mein lieber Armand!"" —

12.

De-Lamennais und Buonarotti.

In einem Artikel, überſchrieben, „die franz. Oppoſitionspreſſe der Frankfurter Börſen-Zeitung (1836)" — welcher, neben einigen Unrichtigkeiten über Bouchez, Fourier u. ſ. w., mehrere intereſſante Angaben enthält, — wird u. a. bemerkt, daß Lamennais eine Art von Mittelpunkt für mehrere Parteien bilde. „Man macht ihm den Hof," heißt es daſelbſt, „die Republikaner des National und des Bon Sens haben ihn für ſich zu gewinnen oder zu exploitiren geſucht; Buchez hat ihm Weihrauch geſtreut und Victor Conſidérant (welcher in der Phalange, die heftweiſe alle 5 Tage erſcheint, die Lehre Fourier's vorträgt) — prophezeiet, daß eine neue Aera mit Lamennais beginnen werde (?). Einer vertrauten Mittheilung nach will derſelbe ein Journal begründen, worin er den Samen der Zukunft unter die Maſſen ausſtreuen will." — Als Idol jener Republikaner, „welche aus den aufgelöſten Menſchenrechtlern ſich in die geheim noch fortbeſtehenden Verbindungen gerettet haben" ſollen, — wird „der alte Buonarotti" bezeichnet, „der ewige Verſchwörer und Verſchworene," Verfaſſer einer Schrift „über die Verſchwörung von Babeuf," in welcher „der Katechismus dieſer Sekte niedergelegt ſei. „Dieſer Alte," wird bemerkt, „iſt mit der Julirevolution aus Brüſſel wieder nach Paris zurück, und von dem ganzen Treiben der Parteien daſelbſt immer auf's Genaueſte unterrichtet; Wenige ſehen ihn; — beim Aprilprozeſſe ſtand ſein Name auf der Liſte der Vertheidiger, trotz aller Nachforſchungen gelingt es der Polizei nicht, ſeiner habhaft zu werden. Alle, die ihn näher kennen, erweiſen ihm eine Art von Verehrung."

14.

Von Chateaubriand und De Lamennais.

Herr von Chateaubriand iſt, — wie wir irgendwo geleſen, in derſelben Straße eines Städtchens der Bretagne geboren, wie Hr. De Lamennais. Höchſt merkwürdig ſind die Lebensgeſchichten beider Männer, von denen letzterer vom kirchlichen Monarchismus zu einer demokratiſchen Allbrüderſchaft ſich herabgelaſſen, — während der erſtere aus einem Ritter der politiſchen Legitimität zum Propheten einer republikaniſchen Monarchie geworden. So ſchreibt nämlich Hr. v. Ch. in ſeinem „(Congrès de Vérone," nachdem habe er zur Rechtfertigung des von ihm angeſtifteten Spaniſchen Krieges (v. 1823), verſichert: „es kam zunächſt dar„auf an, die Bourbons zu retten," — nicht als ob wir gemeint „geweſen, ein für Allemal die Monarchie gegen die Anſtiftun„gen der Jahrhunderte (latrame des siècles) ſicher zu ſtellen; das „Weltall verändert ſich; die neuen Prinzipien zerſtören ſtufenweiſe die „alten Prinzipien; die Demokratie ſtrebt ſich an die Stelle der Ariſto„kratie und des Königthums zu ſetzen. Man muß ſich wohl hüten, „dieſe revolutionairen Ideen der Zeit für umwälzeriſche Ideen der „Menſchen zu nehmen. Das Weſentliche iſt, die langſame Con„ſpiration der Zeitalter von der übereilenden Verſchwörung der In„tereſſen und der Syſteme zu unterſcheiden. Wenn man dieſe beiden „Dinge nicht ſonderte, würde man Gefahr laufen, das Menſchenge„ſchlecht, ſtatt einer Faction zu verfolgen. Das iſt es, was wir be„griffen haben. Wir haben uns bemüht, der gemachten (factia) Be„wegung Einhalt zu thun, welche, die Geſellſchaft zu raſch den „Abhang hinabſtürzend, ſie hindern würde, ins Gleichgewicht zu kom„men, wann die Welt ſich in Republik oder monarchiſchen Freiſtaat

„ungeſtalten wird. Zerbricht man gewaltſam ſeine Hemmniſſe [illegible]
„ves), wird man gewöhnlich wieder eingefangen und wieder [illegible]
„es giebt dauerhafte Freiheit nur für ſolche, deren Feſſeln von der Zeit
„abgenutzt ſind.“ (LI) Wie übrigens Herr v. Chateaubriand, der muthige
Champion der Legitimität, gegen die gekrönten Häupter ſelbſt geſinnt
ſei, darüber hatte er ſich kurz zuvor (XXXIII) in folgender [illegible]
Weiſe ausgeſprochen: „als wir abgeſetzt wurden, hätten wir uns nach
Rußland zurückziehen können, wo Ehren und Glücksgüter un-
ſerer harrten; aber wir ſuchen nicht, wonach wir gar Nichts fragen.
Alexander iſt der einzige Fürſt, zu welchem wir jemals eine aufrichtige
Anhänglichkeit empfunden. Und die übrigen Souveraine? Sie ſind
eine Nothwendigkeit der noch nicht vollendeten Erzie-
hung der Völker; eine Nothwendigkeit, welcher wir uns unterwer-
fen, ehrerbietig und treu, was es auch koſte: iſt das nicht genug?“
Der „Congreß von Verona“ iſt allerdings noch ein klein Stück Weges
vom „Livre du peuple“ entfernt; Nichts deſtoweniger glauben wir
weder Herrn von Chateaubriand, noch Herrn von Lamennais zu
Nahe zu treten, wenn wir ſie als Dioskuren unter die franzöſiſchen
Sternbilder einreihen, — allerdings zugeſtehend, daß, wie der Erminiſter mit überwiegender Selbſtgefälligkeit auch etwas republikaniſch geſinnt, ſo der Exabbé bei vorherrſchendem Republikanismus doch keineswegs frei von Selbſtgefälligkeit iſt.

C.

12.

De-Lamennais und Buonarotti.

In einem Artikel, überschrieben, „die franz. Oppositionspresse der Frankfurter Börsen-Zeitung (1836)" — welcher, neben einigen Unrichtigkeiten über Bouchez, Fourier u. s. w., mehrere interessante Angaben enthält, — wird u. a. bemerkt, daß Lamennais eine Art von Mittelpunkt für mehrere Parteien bilde. „Man macht ihm den Hof," heißt es daselbst, „die Republikaner des National und des Bon Sens haben ihn für sich zu gewinnen oder zu exploitiren gesucht; Buchez hat ihm Weihrauch gestreut und Victor Considérant (welcher in der Phalange, die heftweise alle 5 Tage erscheint, die Lehre Fourier's vorträgt) — prophezeiet, daß eine neue Aera mit Lamennais beginnen werde (?). Einer vertrauten Mittheilung nach will derselbe ein Journal begründen, worin er den Samen der Zukunft unter die Massen ausstreuen will." — Als Idol jener Republikaner, „welche aus den aufgelösten Menschenrechtlern sich in die geheim noch fortbestehenden Verbindungen gerettet haben" sollen, — wird „der alte Buonarotti" bezeichnet, „der ewige Verschwörer und Verschworene," Verfasser einer Schrift „über die Verschwörung von Babeuf," in welcher „der Katechismus dieser Sekte niedergelegt sei. „Dieser Alte," wird bemerkt, „ist mit der Julirevolution aus Brüssel wieder nach Paris zurück, und von dem ganzen Treiben der Parteien daselbst immer auf's Genaueste unterrichtet; Wenige sehen ihn; — beim Aprilprozesse stand sein Name auf der Liste der Vertheidiger, trotz aller Nachforschungen gelingt es der Polizei nicht, seiner habhaft zu werden. Alle, die ihn näher kennen, erweisen ihm eine Art von Verehrung."

13.

Buonarotti.

Die Pariſer Demokraten haben wieder eines ihrer wenigen älteſten Häupter verloren; Philipp Buonarotti, ein Nachkomme Michel-Angelo's, ſtarb im Septbr. 1837. Zu Piſa am 11. Novbr. 1761 geboren, war er, begeiſtert von den neuen, weltumwälzenden Idealen, im Jahre 1792 nach Paris gekommen, und hatte ſich hier den Jakobinern angeſchloſſen. Im folgenden Jahre durch Conventsbeſchluß naturaliſirt, wurde er vom Wohlfahrtsausſchuß mit mehreren Sendungen beauftragt. Nach dem Sturze Robespierre's gefangen geſetzt, verband er ſich mit Babeuf, Darthe und anderen Republikanern, mit denen er, nachdem ſie freigelaſſen, eine Verſchwörung anzettelte, aber, von Neuem verhaftet, zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt wurde. Der erſte Conſul ermäßigte die Strafe auf Conſinirung in eine Stadt der öſtlichen Departements. Später ernährte Buonarotti ſich zu Genf vom Tonſetzen, und als er dieſen Ort verlaſſen mußte, ſchrieb er in Belgien (1828) ſeine „Conspiration de Babeuf." Nach der Julirevolution kehrte er nach Paris zurück, wo ſeine Verbindung mit den Republikanern ihm eine kurze Haft zuzog. Einer der eifrigſten derſelben, Hr. Trélat, Mitredakteur des National, hielt ihm die Leichenrede, bei welcher gegen 500 Perſonen anweſend waren.

14.

Von Chateaubriand und De Lamennais.

Herr von Chateaubriand iſt, — wie wir irgendwo geleſen, in derſelben Straße eines Städtchens der Bretagne geboren, wie Hr. De Lamennais. Höchſt merkwürdig ſind die Lebensgeſchichten beider Männer, von denen letzterer vom kirchlichen Monarchismus zu einer demokratiſchen Allbrüderſchaft ſich herabgelaſſen, — während der erſtere aus einem Ritter der politiſchen Legitimität zum Propheten einer republikaniſchen Monarchie geworden. So ſchreibt nämlich Hr. v. Ch. in ſeinem „(Congrès de Vérone," nachdem habe er zur Rechtfertigung des von ihm angeſtifteten Spaniſchen Krieges (v. 1823), verſichert: „es kam zunächſt dar„auf an, die Bourbons zu retten," — nicht als ob wir gemeint „geweſen, ein für Allemal die Monarchie gegen die Anſtiftun„gen der Jahrhunderte (latrame des siècles) ſicher zu ſtellen; das „Weltall verändert ſich; die neuen Prinzipien zerſtören ſtufenweiſe die „alten Prinzipien; die Demokratie ſtrebt ſich an die Stelle der Ariſto„kratie und des Königthums zu ſetzen. Man muß ſich wohl hüten, „dieſe revolutionairen Ideen der Zeit für umwälzeriſche Ideen der „Menſchen zu nehmen. Das Weſentliche iſt, die langſame Con„ſpiration der Zeitalter von der übereilenden Verſchwörung der In„tereſſen und der Syſteme zu unterſcheiden. Wenn man dieſe beiden „Dinge nicht ſonderte, würde man Gefahr laufen, das Menſchenge„ſchlecht, ſtatt einer Faction zu verfolgen. Das iſt es, was wir be„griffen haben. Wir haben uns bemüht, der gemachten (factia) Be„wegung Einhalt zu thun, welche, die Geſellſchaft zu raſch den „Abhang hinabſtürzend, ſie hindern würde, ins Gleichgewicht zu kom„men, wann die Welt ſich in Republik oder monarchiſchen Freiſtaat

„umgeſtalten wird. Zerbricht man gewaltſam ſeine Hemmniſſe (entra-
„ves), wird man gewöhnlich wieder eingefangen und wieder angekettet;
„es giebt dauerhafte Freiheit nur für ſolche, deren Feſſeln von der Zeit
„abgenutzt ſind.“ (LI) Wie übrigens Herr v. Chateaubriand, der treueſte Champion der Legitimität, gegen die gekrönten Häupter ſelbſt geſinnt ſei, darüber hatte er ſich kurz zuvor (XXXIII) in folgender cavalièrer Weiſe ausgeſprochen: „als wir abgeſetzt wurden, hätten wir uns nach Rußland zurückziehen können, wo Ehren und Glücksgüter unſerer harrten; aber wir ſuchen nicht, wonach wir gar Nichts fragen. Alexander iſt der einzige Fürſt, zu welchem wir jemals eine aufrichtige Anhänglichkeit empfunden. Und die übrigen Souveraine? Sie ſind eine Nothwendigkeit der noch nicht vollendeten Erziehung der Völker; eine Nothwendigkeit, welcher wir uns unterwerfen, ehrerbietig und treu, was es auch koſte: iſt das nicht genug?“ Der „Congreß von Verona“ iſt allerdings noch ein klein Stück Weges vom „Livre du peuple“ entfernt; Nichts deſtoweniger glauben wir, weder Herrn von Chateaubriand, noch Herrn von Lamennais zu Nahe zu treten, wenn wir ſie als Dioskuren unter die franzöſiſchen Sternbilder einreihen, — allerdings zugeſtehend, daß, wie der Exminiſter mit überwiegender Selbſtgefälligkeit auch etwas republikaniſch geſinnt, ſo der Exabbé bei vorherrſchendem Republikanismus doch keineswegs frei von Selbſtgefälligkeit iſt.

C.

15.

Frau von Stael und Frau Recamier.

„Unwiſſend wo und von woher“ (nach Hrn. Dr. Ernſt Münch's Sprachweiſe) kömmt uns ein Zeitblatt zu Geſicht, in welchem erzählt wird, daß Wellington, als er zum erſtenmal den Salon der Frau v. Stael beſucht, von ihr gefragt worden, „ob es wahr ſei, daß der Lord Kanzler während der Parlamentsſitzung knieend mit dem Könige ſpreche?“ — „Allerdings.“ — „Wie macht er es denn?“ — „Er ſpricht knieend.“ — „Aber wie?“ — „Nun ſo.“ „Und der gefeierte Held,“ heißt es weiter, „knieete vor der berühmten Frau nieder. „Das müſſen Alle ſehen,“ ſprach die Stolze, und alle Anweſenden klatſchten Beifall, während Wellington ruhig auf den Knieen liegen blieb, bis ihm Frau v. Stael die Hand zum Aufſtehen reichte.

Aber der „gefeierte Held,“ dies müſſen wir jenem Zeitblatte bemerken, — ließ nicht leicht ſich zu ſolcher Kniebeugung nöthigen; denn aus freien Stücken brachte er den Frauen, „die im Rufe des Geiſtes, des Ranges oder der Schönheit ſtanden,“ derlei Huldigungen dar. „Sobald er einer Frau mit einer von dieſen drei Eigenſchaften vorgeſtellt wurde, — ſchreibt die Herzogin v. Abrantes, —*) ſo verliebte er ſich in ſie ... Er wußte, daß Mad. Recamier (in welche er ſchon 1814 ſich verliebt hatte) durch Napoleon verfolgt worden war, und es ſchien ihm ganz natürlich, daß deſſen Sieger belohnt werde. Er hatte darauf ſo ſehr gerechnet, daß er 1815, als er nach Paris kam, ſogleich zu Mad. Recamier eilte, ſich ihr zu Füßen warf, und mit pathetiſcher Stimme rief: „Ich habe ihn beſiegt!“ Mad. Rec. hatte zuerſt viele Luſt, zu lachen, aber dann wurde ſie verletzt dadurch, daß man glauben konnte, die Franzoſen beſiegt zu haben, erwerbe Anſprüche auf ihre Gunſt. Sie war daher ſtrenge, — und Lord Wellington lag auf den Knieen in einer Stellung, die ihm viel Aehnlichkeit mit dem Ritter von der traurigen Geſtalt gab, dem er, im Vorbeigehen ſei es geſagt, ohnehin ſchon ſehr gleicht.“ So die Frau Herzogin.

*) In ihren Memoiren über d. Reſtauration, deutſch von Alvensleben B. III. Cap. 11.

II.

Kirchliches und Sociales.

Kirchliches und Soziales.

1.

Urtheil eines Franzoſen über die Religioſität in Frankreich.

In einer in Deutſchland nicht bekannt gewordenen Rede von Barginet von Grenoble, die er am 13. Januar 1833 zur Inauguration des Tempels der ſ. g. Chrétiens primitifs in Paris gehalten*) und uns aus einem Templerarchive mitgetheilt worden, trafen wir auf die nachfolgende Stelle, die uns der Uebertragung und weiteren Mittheilung nicht unwerth ſcheint.

„Man kann nicht eigentlich ſagen, die Societät ſei gegenwärtig nicht mehr religiös; es iſt aber gewiß, daß, wenn ſie nicht völlig die Grundlagen ihrer alten Glaubensmeinungen verloren, ſie ſich doch mit mehr oder weniger Gleichgültigkeit oder Widerwillen von allen Religionsgebräuchen abgewendet hat, durch welche jene ſich kundthaten. Die Geſchichte, indem ſie dieſe geiſtige Bewegung erklärt, erhebt ihre Stimme, wenn auch nicht, um dieſelbe völlig freizuſprechen, ſo doch, um ſie zu entſchuldigen.... Wirklich hat die Erziehung der franzöſiſchen Geſellſchaft, von der allein ich hier ſpreche, in Mitten von Stürmen ſtattgefunden. Stets den ernſteſten Nationalereigniſſen gegenüber geſtellt, ſah ſie nach und nach alle Moral-Principien, alle Er-

*) Discours sur l'histoire civile et religieuse de l'ordre du temple, prononcé le 13 Janv. 1833, pour l'inauguration solennelle du Local consacré au Culte des Chrétiens primitifs, par F. Barginet (de Grenoble). Paris, 1833. 8.

zeugniſſe der Vernunft, alle Rechte der Menſchheit in Frage geſtellt. Um den Preis großer Unglücksfälle iſt ſie von einer Herrſchaft der Vorrechte und der Hierarchie zu einer anderen roher Zügelloſigkeit und Gleichheit übergegangen. Hierauf unterwarf ſie ſich der Herrſchgewalt eines Einzigen, der mit ſeiner mächtigen Hand zugleich das königliche Anſehen und die Volksſouveränität bemeiſterte. Mit ihm nun lebte ſie auf dem Schlachtfelde, und nach gleicherweiſe unerhörten Siegen und Mißgeſchicken fiel ſie endlich unter das alte Joch zurück, welches ihr in einer verſöhnenden Geſtalt entgegen kam.

„Während dieſes langen Zeitraumes von Freiheit, Ruhm, Anarchie und mannigfaltigem Elende ſah ſie die nämlichen Menſchen in kurzen Zwiſchenräumen ſich zu den entgegengeſetzteſten Doctrinen bekennen. Sie ſah ihre Religion ungeſtraft profanirt und die Dogmen derſelben von ihren eigenen Prieſtern inſultirt. Sie ſah die Altäre zugleich mit einer Gewalt wieder aufrichten, die ihrer Freiheit feindlich war, und als endlich die Reſtauration das ſociale Werk der Wiedergeburt zugleich zu behindern und zu begünſtigen kam, ſah Frankreich in der Religion nur ehrſüchtige Prieſter, welche die bürgerliche Ordnung ſtörten, die ſich in alle Theile ſeines Haushaltes einſchlichen, und als Hülfstruppen von Doctrinen auftraten, die ſeinen wirklichen Bedürfniſſen und ſeinem neuen politiſchen Glauben aufs Aeußerſte zuwider waren.

„In dieſer Unordnung, an deren Ziel wir noch nicht gekommen, — welche Ueberzeugung konnte Frankreich darin bewahren? Da indeſſen im Menſchen ein höheres Princip iſt, welches ſeinen Geiſt ſtets zu dem Endzwecke zurückführt, den er erreichen muß, um ſeine höchſte Beſtimmung zu erfüllen, ſo weicht die Societät ſelbſt wider Willen vor den Conſequenzen ihrer Zufalls-Moral zurück. Traurig und nachdenklich bleibt ſie am Rande des Abgrundes ſtehen, und die Ewigkeit, Verzweiflung erregend durch ihre unerklärbare Größe, erſcheint ihr plötzlich wie ein drohender Lichtſchein, den ihr erſchöpfter Othem nicht auszulöſchen im Stande iſt. Der Menſch erſchrickt vor ſeiner Vereinſamung, und — die Hand nach ſeiner entadelten Stirne führend, — ſucht er dort noch die Idee Gottes, welche allein die Erſcheinungen des Lebens zu erklären vermag..." —

2.

Ueber die religiöſen und kirchlichen Angelegenheiten in Frankreich *).

Als die engliſch-franzöſiſche ſogenannte Aufklärung ſich raſch und unwiderſtehlich über ganz Europa verbreitet, als Kaiſer und Könige ſich ſogenannte Philoſophen verſchrieben, um ihnen bei Säculariſirung des Kirchenweſens behülflich zu ſein, als ſelbſt katholiſche Biſchöfe die Aufklärer ſpielten, und die Toleranz mit Ganganelli ſogar den päpſtlichen Stuhl beſtieg, da hätte ſich wohl Niemand träumen laſſen, daß im folgenden Jahrhundert eine ſo vehemente Reaction ſtattfinden, daß man nicht nur in den katholiſchen, ſondern auch in den akatholiſchen Kirchen verſuchen werde, die alte Orthodoxie zu reſtauriren. Unglaublich mußte es ſcheinen, daß in Ländern, wo ein Voltaire, ein Rouſſeau, ein Helvetius, oder wo Leſſing, Herder, Kant ſich des geiſtigen Supremats bemächtigt hatten, jemals wieder die Rechtgläubigkeit früherer Jahrhunderte zu irgend einem Anſehen gelangen würde. Als vollends die Revolution in Frankreich den Katholicismus abgeſchafft, als in Deutſchland die Philoſophie alle Univerſitäten revolutionirt hatte, ſchien das religiöſe Leben einer verklärenden Wiedergeburt entgegenzureifen. Aber die Verſtandesaufklärung war weder in des Herzens, noch in des Geiſtes Tiefe gedrungen, und die irdiſche Gewalt konnte nur deſſen, was ergreiflich an der Kirche war, ſich bemächtigen. Weder die Revolution noch die Philoſophie bot zureichenden Erſatz für die altehrwürdigen Heilsökonomieen der verſchiedenen Kirchen. So konnte in Frankreich durch die Politik des erſten Conſuls, in Deutſchland durch Romantik und Myſtik eine Reſtauration eingeleitet werden, die dort erſt in den

---

*) Geſchrieben im September 1835.

Juliordonnanzen ihre Akme erreicht haben dürfte, in Deutſchland aber noch immer nicht auf ihrem Höhepunkt angelangt zu ſein ſcheint.

Für Napoleon war die Staatsreligion nur ein Instrumentum regni, und er verſtand es, dieſes Inſtrument zu handhaben. Er hielt ſeinen Klerus in ebenſo ſtrenger Mannszucht, als ſein Militair, nur mit dem Unterſchiede, daß er ſich bei jenem gefürchtet, bei dieſem beliebt zu machen wußte, und daß die Armee aufrichtig, die Hierarchie nur aus Nebenabſichten ihn vergötterte. Aber er ſtürzte, weil er nur als Gewalthaber über Unterthanen zu herrſchen, nicht als Handhaber freiheitſichernder Geſetze über Staatsbürger zu regieren verſtand.

Die Bourbonen ließen ſich durch fremde Bajonette wieder auf den Thron heben, und verſuchten zunächſt, mittelſt des Napoleoniſchen Herrſchaftsmechanismus das alte Regime und die neue Nationalautonomie zur Verträglichkeit zu gewöhnen. Sie überſahen, daß das Princip ihrer Staatskirche ſchlechthin unvereinbar war mit dem Principe der ſtaatsbürgerlichen Freiheit; ſie ſcheinen nicht bedacht zu haben, daß jedes dieſer Principien nach Alleinherrſchaft ſtreben muß, und daß das Streben des erſten nur in der ſouveränen Domination eines unfehlbaren Nachfolgers Petri, das Streben des letzteren hingegen nur in einer Verfaſſung zur Ruhe kommen kann, welche keine Erörterung zu ſcheuen braucht, mithin auch weder blinden Glauben, noch blinde Unterwürfigkeit fordern darf. Das alte Princip war aber inſofern im Vortheile, als die Dynaſtie ſich vorliebig zu ihm hinneigte und dem neuen Princip immer nur ſo viel Spielraum geſtattete, als ſie ihm ohne Gefahr nicht verweigern zu können glaubte. Das letztere hatte ſeinen objectiven Stützpunkt an der Charte, und, wie jenes an Adel und Klerus, ſo hatte dieſes an der immenſen Majorität der Nation ſeinen energiſchen Rückhalt. Die öffentlichen Blätter waren fünfzehn Jahre hindurch der Kampfplatz, und ſo lange das geiſtige Kampfrecht des neuen Principes noch anerkannt war, hatte dieſes noch Alles zu hoffen, das Alte noch Alles zu fürchten, jenes noch das Koſtbarſte nicht verloren, dieſes noch dasjenige nicht gewonnen, wodurch allein ihm der Beſitz alles Uebrigen geſichert. So war die Preßfreiheit das Palladium des neuen Principes, auf deſſen Eroberung und Zertrümmerung die Anhänger des alten ausgehen mußten, wenn ſie ſich nicht zu fortwährender Verläugnung desſelben nöthigen laſſen wollten. Vor drei Jahrhunderten waren die beiden Principien einander gegenübergetreten als Bekenntnißfreiheit und als Bekenntnißzwang. Oft hatten ſie ſeitdem ihre Bekleidung gewechſelt. Jetzt begegneten ſie einander als Preßfreiheit und Preßzwang, oder genauer als repreſſive und als präventive Preßbeſchränkung, d. h.

als Herrſchaft des Rechtes und als Herrſchaft des Beliebens. Die Begegnung und ebendamit der Kampf waren unvermeidlich; denn jedes der beiden Principien muß allein herrſchen wollen, weil das Leben des einen der Tod des anderen iſt. Die Partei des alten Principes zog zuerſt das Schwerdt und eröffnete den Kampf auf Tod und Leben, indem ſie mit verwegener Hand ſich des Palladiums ihres Gegners zu bemächtigen verſuchte. Sie hatte aber ihre Kräfte überſchätzt und erlag der gerechten Entrüſtung ihres jugendſtarken Antagoniſten.

Ein Anderes iſt jedoch eine Partei, ein Anderes ihre Sache und ihr Princip. Die Partei der alten Autorität hatte das neue Princip nur mit Gewaltmitteln angegriffen, und war dann ebenwohl nur von der Gewalt ihres Gegners bezwungen worden. Die Staatskirche verlor ihren weltlichen Arm und hörte auf, Staatskirche zu ſein; aber ſie blieb Kirche, und als ſolche war ſie nicht überwunden, denn ſie war durch Nichts erſetzt. Der Klerus fand ſich zurückgedrängt in das Innere des Tempels; aber gerade dadurch war ihm Gelegenheit gegeben, ſeine Kräfte zu ſammeln. Ohnehin bildete er eine compacte, durch Ein gleiches Intereſſe und ein vollſtändiges und unveränderliches Syſtem verbundene, ſich ſtätig regenerirende Maſſe, während ſeine Gegner ſich in vielfache Anſichten und Beſtrebungen zerſplitterten. Ihm ſtand die ganze katholiſche Literatur von achtzehn Jahrhunderten zu Gebote; ſeine Gegner konnten zunächſt nur auf wenige allgemeine Grundwahrheiten ſich berufen und ſtützen. Als die Reformation des kirchlichen Weſens im gebildeten, fortſchreitenden Europa an die Tagesordnung gekommen, war ſie in Frankreich unterdrückt worden, weil die königliche Gewalt, die ſchon ſeit Ludwig dem Heiligen ſich von der päpſtlichen Domination emancipirt hatte, durch Emancipation der Gläubigen ihr Intereſſe bedroht fand, zum Theil vielleicht auch, weil die Nation zu viel natürlichen Witz und Verſtand hatte, um nicht in Calvin's Auguſtinismus einen Rückſchritt, in dem lutheriſchen Schriftpapſte einen unaufgelöſten Widerſpruch (zwiſchen Autorität und Autonomie, Offenbarung und Prüfungsrecht) wahrzunehmen. Wie dem auch ſei, der welthiſtoriſche Moment zur Geſtaltung einer Uebergangskirche ging für die franzöſiſche Nation unbenutzt vorüber. Da aber der denkende Geiſt, ſeiner Natur nach, früher oder ſpäter alles Ueberlieferte und Vorhandene zur Rechenſchaft zieht, ſo fand auch die alte Kirche in der Folge ſich ſeinen Angriffen ausgeſetzt, und der Klerus, um vor den anbrandenden Wogen ſich zu retten, zu immer größeren Conceſſionen ſich genöthigt. In Deutſchland, wo die Reformation zu einer Staatsmacht geworden, war hierdurch zwar die politiſche Nationaleinheit ſuspendirt, dagegen die

geiſtige Fortbildung gefördert und eine allmähliche kirchliche Metamorphoſe eingeleitet worden. Der Gegenſatz von Schrift und Papſt konnte und mußte ſich zu dem von Vernunft und abſolut myſteriöſer Offenbarung fortbeſtimmen, und hierdurch eine ſtufenweiſe, gründliche und normale Durchforſchung aller Gebiete des Geiſtes veranlaſſen. In Frankreich hingegen, wo die, ihrem Weſen nach irreformable, alte Kirche die Alleinherrſchaft behauptet hatte, wurde die gegen ſie aufſtrebende Bildung der Sache nach zur Empörung, aber der Form nach auf lange hin zur Verſtellung genöthigt. Eine offene, gründliche Erörterung war nicht geſtattet; ſo ſuchte man denn auf verſteckte Weiſe den Gegner zu entkräften. Da indeß auch der Klerus weder mit dem ſelbſtherrlichen Könige und den durchgängig antipäpſtiſchen weltlichen Behörden ſich überwerfen, noch den höchſten Ständen immer geradezu vor den Kopf ſtoßen wollte, ſo fand auch er ſich vielfach zur Verſtellung veranlaßt.

So iſt es gekommen, daß bis auf den heutigen Tag die theologiſche Bildung in Frankreich ſo weit zurückgeblieben, und, was das Schlimmſte, durchgängig von Unwahrhaftigkeit inficirt iſt. Es überſteigt alle Glaublichkeit, wie ſeicht und falſch oft die geiſtreichſten und gebildetſten Schriftſteller und Staatsmänner jener Nation über Chriſtenthum, Katholicismus und Reformation ſich ausſprachen. Man braucht, um ſich davon zu überzeugen, nur die Verhandlungen über die kirchlichen Verhältniſſe in den verſchiedenen geſetzgebenden Verſammlungen von 1789 bis auf die letzten (über den Prieſtercölibat) im Jahre 1833, man braucht nur die Schriften eines Chateaubriand, Frayſſinous, Grégoire und die Blätter des St. Simoniſtiſchen Globe, des Avenir von de la Mennais, der legitimiſten Gazette de France und die der conſtitutionellen und radikalen Oppoſition zu durchlaufen. Nirgends in Beziehung auf die religiöſen und kirchlichen Angelegenheiten auch nur eine Spur echt-wiſſenſchaftlicher, gründlich-hiſtoriſcher und ſprachlicher Forſchung; vielmehr überall nur mehr oder minder oberflächliches Gerede, Vermengung der Begriffe und Ueberkleiſtern alles deſſen, was der Durchführung der augenblicklichen Abſichten hinderlich ſein könnte!

Um nun eine nur einigermaßen ſachgemäße Vorſtellung von der gegenwärtigen Zerfallenheit des franzöſiſchen Volkes in Beziehung auf Religion und Kirche zu gewinnen, wird man ſich zu vergegenwärtigen haben, von welch' heterogenen Beſtrebungen die drei letzten Generationen desſelben durchkreuzt worden ſind.

Auf der einen Seite Verfolgung der Janſeniſten, Erhebung der Bulle Unigenitus zum Staatsgeſetze und jeſuitiſche Erziehung; auf der

anderen eine ſyſtematiſche Entſittlichung vom Hofe ausgehend, ſchaamloſe Reimereien und Romane und Bekämpfung alles Ueberkommenen und äußerlich Geltenden mit allen Waffen des gemeinen Menſchenverſtandes, oberflächlicher Geſchichts- und Naturkunde und ſarkaſtiſches Witzes. Der Bulle Unigenitus und den biſchöflichen Mandemens gegenüber die ſogenannte Philoſophie des 18. Jahrhunderts, von Montesquieu, Turgot und Rouſſeau herab zu Voltaire, Helvetius und den Encyklopädiſten; von dieſen bis auf de la Mettrie und von Holbach! Auf der einen Seite Intoleranz gegen die Proteſtanten, auf der anderen Verjagung der Jeſuiten und Vergötterung Voltaire's in der Hauptſtadt des Reiches! Dann in raſcher Folge völlige Freilaſſung der Preſſe, Säculariſation aller Kirchengüter, Aufhebung der Klöſter, Cultusfreiheit, bürgerliche Conſtitution des Klerus, Abſchaffung des katholiſchen Gottesdienſtes, allgemeine Verfolgung der Prieſter und momentaner Triumph des Atheismus! Nun aber mit einemmale, wie zurückſchaudernd vor dem Leichengeruche der entgotteten Welt, — erſt geſetzliche Anerkennung eines höchſten Weſens, dann Theophilanthropie und in raſchen Uebergängen vom 18. Brumaire an politiſche Reſtauration der gallikaniſchen Kirche, Concordat mit dem Papſte und Krönung des Kaiſers! Von nun an auf der einen Seite ſcheinheilige Anerkennung der katholiſchen Religion als Religion des Staates, Chateaubriand's phantaſtiſcher Geiſt des Chriſtenthumes und de Maiſtre's Apologie des Papſtthumes, auf der anderen — willkürliche Verletzung der Kirchengeſetze, Mißhandlung des Papſtes und ungehinderte Verbreitung aller antikatholiſchen, antichriſtlichen und irreligiöſen Schriften. Seit der bourboniſchen Reſtauration aber auf der einen Seite Rückkehr zum craſſeſten, d. h. zum reinſten römiſchen Katholicismus und gegenüber reichliche Wiederauflage und Verbreitung aller Gegenſchriften des vorigen Jahrhunderts, anfangende Befreundung mit der höheren Bildung der deutſchen Nation, und fortwährende Bekämpfung der Staatsreligion und Staatskirche durch die geleſenſten Tagblätter! Auf beiden Seiten aber Leidenſchaftlichkeit und Verſtellung; auf der einen — hinterliſtige Untergrabung der verfaſſungsmäßigen Freiheit, auf der anderen — verſteckte Befeindung der Staaskirche und der alten Dynaſtie; — die Gewalthaber in ihren Gegnern nur die Bekämpfer der einzig vorhandenen kirchlichen Ordnung, dieſe in der Partei des alten Cultus nur die Feinde der heiligſten aller Freiheiten, der Geiſtesfreiheit, haſſend und offen bekriegend, oder heimlich verfolgend! Zwiſchen beiden — das nach entgegengeſetzten Richtungen hin und her gezogene Volk, das durch Schule, Miſſionen, Brüderſchaften und Predigten wieder in das Mittelalter

zurückgeſchraubt werden ſollte, dem aber durch ſeine Lieblingsſchriftſteller, Journale, Gewöhnung und Intereſſe die individuelle Freiheit zum unvertilgbaren Bedürfniſſe geworden.

An dieſem nun ſcheiterte das alte Regime, und die rückgängigen Beſtrebungen erfuhren ihre Verkehrtheit und — ihre Verkehrung in den verhängnißvollen Julitagen.

Das Maß der Reſtauration war voll und übervoll geworden; nicht aber das Maß der Verwirrung und Zerriſſenheit. In wenig Tagen brach das ganze ſo mühſam errichtete Gerüſte zur Herſtellung der alten Kirche zuſammen, und es wurde bei dem Leuchten des hindurchfahrenden Blitzes offenbar, daß die anſcheinende Reſtauration nur ein großes Truggeſpinnſt geweſen. Das Alp war durch den Krampf, den es hervorgerufen, abgeworfen; aber die Nachwehen blieben nicht aus. Dem Sturme folgte die hohle See. Ein Hinderniß der freien Entwickelung war beſeitigt; aber zur Wiedergeburt einer Nation bedarf es mehr als drei ſtürmiſcher Tage. Die alte Kirche barg noch geiſtiges Leben; der lebenskräftige Geiſt der neuen Zeit dagegen hatte ſich noch nicht ſelbſterfaßt und entbehrte der kirchlichen Geſtaltung. So thaten alsbald nach der Julirevolution ſich zwei Beſtrebungen hervor. Was noch lebendig geblieben unter den Trümmern der alten Kirche, das ſammelte ſich unter der Fahne des Avenir's, in welchem der despotiſche und rachſüchtige Gott des Katholicismus humaniſirt und liberaliſirt, und die Kirche, die bei ihrer aufſteigenden Bewegung den Staat zu abſorbiren getrachtet, von demſelben iſolirt werden ſollte. Diejenigen aber, in denen der Geiſt der neuen Zeit am kräftigſten waltete, ſchaarten ſich um die Fahne des Globe, der eine Weltkirche zu erbauen und allen Bedürfniſſen der Gegenwart durch ſeine pantheiſtiſche Lehre, durch jeſuitiſchen Hierarchismus, Heiligung der Induſtrie und der Materie, und Gleichſtellung der Geſchlechter abzuhelfen bezweckte. Wie wohlmeinend und großherzig indeß die Abſichten der Einen und der Anderen geweſen ſein mögen, — über das Innerſte ſteht nur Gott das Urtheil zu, — vor Augen liegt, daß ihre Anſichten großentheils irrig und daß beide ſich über die Mittel täuſchten, die ihnen zu Gebote ſtanden. Den Mitarbeitern am Avenir gebrach die zureichende Kenntniß der Kirche, die ſie regeneriren zu können vermeinten, während der eigentliche Wahlſpruch derſelben: „nil innovari,“ keine Wiedergeburt geſtattet. Den St. Simoniſten dagegen gebrach die erforderliche Kenntniß ſowohl der Natur, der Geſchichte und des Menſchen, als des Rechtes, der Sittlichkeit und der Religion, und ſie vermaßen ſich zu bauen, noch bevor ſie ſich über die Grundlagen ihrer neuen Kirche verſtändigt hatten. Wie glänzend daher auch die Beredſamkeit der Einen, wie ſalbungsvoll und liebelnd die

Predigten der Anderen, — gar bald ſcheiterte der Avenir an dem Fels des heiligen Petrus, der Globe an dem Verſtande der Gebildeten. Schöne und große Gedanken waren durch beide in Umlauf gebracht worden*); beide aber haben auch nicht Wenig dazu beigetragen, die ſchon vorhandene Verwirrung der Begriffe in den heiligſten Angelegenheiten des Lebens zu vermehren. Daß übrigens bald nach der Julirevolution auch der geiſtvolle polniſche Jude, Hoéné Wronsky, mit einem neuen Meſſianismus, und die auf falſche Urkunden ſich ſtützende Templergeſellſchaft mit ihrem Geheimnißkrame hervorgetreten und ſich auszubreiten verſucht, daß der von ihr abtrünnige Abbé Chatel eine neufranzöſiſche Kirche improviſirt und für ſeinen amphibologiſchen Cultus unter den niedrigen Volksclaſſen einige zweideutige Anhänger gewonnen, iſt hier nur deßhalb zu erwähnen, weil dieſe, an ſich und ihrer Wirkſamkeit nach unbedeutenden Erſcheinungen zum Beweiſe dienen können, wie verworren die religiöſen Vorſtellungen da ſein müſſen, wo ſolche charakter- und gedankenloſe Beſtrebungen auftauchen können. Die Verſuche endlich, die in den letzten vier Jahren gemacht worden, die neuſalemitiſche Lehre Swedenborg's auszubreiten**), ſind bis jetzt noch zu wenig zur Oeffentlichkeit gelangt, um hier beſonders berückſichtigt zu werden, wo wir nur ſolcher Erſcheinungen zu erwähnen haben, die bereits Gegenſtand allgemeiner Beſprechung, und ſomit eine öffentliche Angelegenheit geworden ſind. —

* * *

Erwägt man, daß alle jene — ſo disparate — Tendenzen, Lehren und Thatſachen, die wir nur flüchtig andeuten konnten, nothwendig mehr oder minder tiefe Spuren in der franzöſiſchen Nation zurückgelaſſen, daß nach und nach alle Grundſätze, alle Glaubensmeinungen, durch welche Geiſter und Herzen untereinander und miteinander an Gott und Unſterblichkeit geknüpft werden, erſchüttert worden ſind, dann wird man ſich einigermaßen vorſtellen können, wie ſehr jenes Volk eines neuen religiöſen Einigungsbandes bedarf! — Man wird aber ebenwohl einſehen,

*) Es iſt von den Schülern des Charles Fourier nachgewieſen worden, daß die Simoniſten alle ihre irgend brauchbaren und bedeutenden Ideen aus den Schriften Fourier's geſchöpft, deren erſte und wichtigſte, die Théorie des quatre mouvemens, ſchon 1808 erſchienen. Die Hauptwerke jeder Simoniſtiſchen Bibliothek waren übrigens die heilige Schrift, der Koran, die Summe des heil. Thomas von Aquin und die Constitutiones — societatis Jesu.

**) Die meiſten Anhänger hat ſie bis jetzt in Paris, Nantes, Beſançon und Bayonne.

daß nur Thoren nochmals verſuchen könnten, eine Kirche, die vor Allem einen unbedingten Glauben an ihre göttliche Autorität fordert, in einem Lande zu reſtauriren, in welchem dieſe Autorität ſich ſelbſt wiederholt zu Grunde gerichtet und bei allen Nachdenkenden die Gewißheit erzeugt hat, daß fortan Religion und Recht nur im Elemente der Freiheit, des prüfenden Geiſtes und des richtenden Gewiſſens beſtehen und gedeihen können. Auch iſt dieſer Gedanke bereits ſo ſehr zur allgemeinen Vorausſetzung geworden, daß ſelbſt die Vorkämpfer der katholiſchen Partei nur mehr mittelſt der freien Erörterung die freiprüfende Vernunft — unter den Glauben an die Kirche gefangen zu nehmen ſuchen *).

Allerdings iſt nun in der religiöſen Sphäre die Verpflichtung zur Verantwortung und Rechenſchaftsablage ebenſo allgemein thatſächlich anerkannt, als in der politiſchen, und dieß vielleicht eine der weſentlichſten Eigenthümlichkeiten der gegenwärtigen Zeit, die hiernach mit Fug eine höchſt kritiſche — (im activen und paſſiven Sinne des Wortes) — genannt werden kann, da Alles jetzt gerichtet, und Niemandem das Urtheilsrecht ſchlechthin abgeſprochen werden ſoll. Die nächſte Wirkung der allgemeinen Urtheilsfreiheit iſt aber namentlich in Frankreich eine Zerſplitterung, und — wir möchten ſagen — eine geiſtige Unſicherheit, die zwar für Einzelne zunächſt höchſt ſchmerzlich ſind und ſelbſt verderblich ſcheinen mögen, für die Entwickelung des Ganzen jedoch ſich gewiß als förderlich erweiſen werden. Der Menſch iſt nämlich ſeiner urſprünglichen und unverwüſtlichen Natur nach nicht nur ein geſelliges (wie ſchon Ariſtoteles ſagte: ein πολιτικον ζωον), ſondern auch ein religiöſes Weſen. So hat er das doppelte Bedürfniß, im Einverſtändniſſe zu leben mit Seinesgleichen und in Einigkeit mit der allwaltenden Gottheit. Nach beidem aber ſtrebt er, um einig zu werden mit ſich ſelbſt, und ſo iſt Einigung mit Gott und Menſchenwelt

---

*) So giebt Hr. de Genoude, der legitimiſtiſch-katholiſche Director der Gazette de France, ein Werk heraus, betitelt: La raison du Christianisme, ou preuves de la vérité de la religion, tirées des écrits des plus grands hommes de la France, de l'Angleterre et de l'Allemagne, deſſen 7. Band bereits erſchienen. Auch hat ſich kürzlich eine Geſellſchaft gebildet, welche eine Encyclopédie catholique ankündigt, welche alle übrige Bücher und Journale überflüſſig zu machen verſpricht, und erklärt: „ce repertoire aura spécialement pour but de battre en ruine tous les systèmes des encyclopédistes, philosophistes, déistes, schismatiques, hérésiarques etc. qui jusqu' à ce jour se sont faits les antagonistes de la doctrine chrétienne“ (d. h. der doctrine catholique romaine).

untrennbar von Einigkeit mit ſich ſelbſt, und Einheit und Allgemeinheit ſind die zwei höchſten correlativen Forderungen des menſchlichen Weſens. Führt nun die freie Entwickelung und Bethätigung der individuellen Anlagen zunächſt zu ausſchließenden, ſelbſt feindlichen Beſonderungen hin, ſo wird doch gerade hierdurch jenes weſentliche Bedürfniß der Einigung — oder, wenn man lieber will, der Wiedereinigung (der Religion im weiteſten Sinne des Wortes) — am tiefſten erregt. So paradox es übrigens lauten mag, ſo wahr iſt es doch: der Menſch fühlt ſich um ſo glücklicher, je zahlreichere, je innigere Bande ihn umſchlingen; — nur müſſen, und dieß hebt das Paradoxale wieder auf, — dieſe Bande keine Feſſeln, ſondern mit ſeiner Einwilligung, mit ſeiner freien Zuſtimmung gewoben ſein. So iſt denn Einigung das höchſte Ziel des Strebens, aber Freiheit die unerläßlichſte Bedingung zu deſſen Erreichung.

Wirklich finden wir dieß auch in Frankreich auf das Reichlichſte beſtätigt, und gerade, weil dort die Gegenſätze auf das ſchärfſte hervortreten, kommt dieſem Lande eine ſo eminent welthiſtoriſche Bedeutung zu. Wie dort im Verhältniſſe zur Bildung der Druck am ſchwerſten gelaſtet, ſo iſt die abſolute Unentbehrlichkeit der geiſtigen Freiheit dort auch vielleicht am tiefſten empfunden. Wie dort die Zerſplitterung und Vereinzelung vielleicht ihr Aeußerſtes erreicht hat, ſo iſt auch nirgends das Bedürfniß der Einigung lebhafter gefühlt und das Verlangen danach entſchiedener von allen Seiten her ausgeſprochen. Darum kann auch keine Beſtrebung auf allgemeine Theilnahme dort rechnen, welche die Forderung der Freiheit mißachtete oder verletzte, und dem Bedürfniſſe der unumſchränkten Allgemeinheit zu genügen nicht zum wenigſten verſpräche. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir auch nur die bedeutendſten Stimmen anführen, die jenes Bedürfniß der religiöſen Einigung bezeugen und deſſen baldige Befriedigung erſehnen und verheißen. Doch wird es unſeren Leſern vielleicht nicht unlieb ſein, wenn wir den zahlreichen Zeugniſſen, die wir bereits in einigen unſerer letzten Schriften*) (auf die wir deßhalb verweiſen müſſen) anzuführen veranlaßt worden, noch einige neuere hinzufügen.

Das bedeutſamſte Zeugniß von allen iſt wohl das allgemeine, daß eben Alles zur Veranlaſſung wird, das religiöſe Intereſſe zur Sprache zu bringen, und — zur Zeit oder Unzeit — auf die Nothwendigkeit

*) Der „Saint-Simonismus" ꝛc. von F. W. Carové. 1831. — „Der Meſſianismus ꝛc." 1834., und „Zur Beurtheilung — der Worte eines Gläubigen ꝛc. 1835.

einer neuen Conſtituirung der geiſtigen Welt hinzudeuten. In Staatsſchriften, Geſchichtsbüchern, Journalen, ja ſogar in Romanen — wird jenes Bedürfniß laut. Es iſt wie ein gewaltiges Wetterleuchten in ſchwüler, ſchwerbewölkter Sommernacht!

Wird aber das Bedürfniß allgemein gefühlt, ſo zeigt ſich noch eine große Meinungsverſchiedenheit hinſichtlich der Weiſe, in welcher demſelben genügt werden möchte.

So bemerkt z. B. der *Observateur politique* bei Anzeige der kürzlich erſchienenen Discussion amicale des Biſchofs von Straßburg, der auf die Nothwendigkeit einer Vereinigung aller Chriſten zu Einer (katholiſchen) Kirche hingewieſen, — unter Anderem Folgendes: „Die revolutionäre Manie, die in unſeren Tagen ſich aller Völker bemächtigt hat, kommt unbeſtreitbar von der Abſchwächung des Glaubens und von der Unglaubſamkeit (incrédulité) her, deren Haupturſprung bis zu unſeren Religionsſpaltungen (d. h. bis zur Reformation) hinaufſteigt. . . Die Welt iſt jetzt mit Atheiſten überſchwemmt. . . Den Verwüſtungen des Unglaubens und der Sittenverderbniß könnt ihr aber nur Einhalt thun durch Rückkehr zur katholiſchen Einheit, — zu dem Einen untheilbaren Glauben.“ Die Fürſten werden dann — ihrer eigenen Sicherheit halber — zur Mitwirkung aufgerufen; wobei ihnen verheißen wird: „ſie würden zu eifrigen Gehülfen die unterrichteten Geiſtlichen haben, die es über ſich vermöchten, den Parteigeiſt dem Geiſte des Evangeliums und der primitiven Kirche zum Opfer zu bringen“ —

Noch etwas weiter als bis zur Reformation greift die Gazette de France, die als eines der drei geleſenſten Tagblätter*) Frankreichs hier berückſichtigt zu werden verdient. In einem „de l'Unité des croyances religieuses“ überſchriebenen Artikel (im März 1835) heißt es unter Anderem: „Seit der unglücklichen Epoche, in welcher zuerſt die Griechen, demnächſt die Proteſtanten ſich von der Kirche abgeſondert, — war die Wiedervereinigung, und iſt noch jetzt ein allgemeines geiſtiges Heilmittel; jetzt aber würde ſie noch überdieß das einzige Mittel des zeitlichen Heiles (de salut temporel) ſein. . . Die einzelen Menſchen haben keine andere Zuflucht mehr, um Ruhe zu finden, die Regierungen kein anderes Mittel, um ſich ſelbſt zu erhalten.

*) Im J. 1831 zählte ſie über 10,000 Abonnenten, und nur der Conſtitutionnel überbot ſie um einige Tauſend. Im Juli 1835 hatten: der letztere noch 5,983, die Debats 5,900, die Gazette 5,800, keines der übrigen Blätter über 4,200.

Alle Intereſſen treiben mithin zur Erfüllung der Prophezeiung: „„daß einmal nur Ein Glaube auf der Erde ſein werde.““ Aber ſelbſt der fanatiſche Sectirer kann nicht für möglich halten, daß eine andere Religion, als die römiſch-katholiſche zur Univerſaliſirung vorbeſtimmt ſei!“.. Um zu der hierdurch bedingten „Wiedergeburt der Welt zu gelangen, brauche man nur allgemein zu den Fundamental-Dogmen zurückzukehren, indem man ſie von den ſie entſtellenden Erklärungen befreite. . . Dem Römiſch-katholiſchen iſt es ein unmögliches Opfer, das Dogma zu verändern; die Griechen und Proteſtanten aber würden kein Opfer bringen, wenn ſie zu Regeln zurückkehrten, die ſie während zehn Jahrhunderten vor Entſtehung der angeblichen Reformation befolgt haben. Mögen endlich jene Zeiten eines gleichförmigen Glaubens und Cultus kommen; — wo kein Menſch mehr Seinesgleichen verdammt und Alle eine gleiche Liebe gegeneinander üben werden!.. Die Herankunft dieſer Tage könnte ſehr beſchleunigt werden durch Abhaltung einer — ökumeniſchen Kirchenverſammlung!“..*)

Wir haben dieſe ausführlichere Citation uns erlaubt, weil ſie zugleich zum Beweiſe dienen kann für jene faſt unglaubliche Oberflächlichkeit, mit welcher noch immer bei unſeren Nachbarn die kirchengeſchichtlichen und theologiſchen Angelegenheiten beſprochen werden.

Anſcheinlich noch weiter als die katholiſche Gazette greift Hr. de Felice, reformirter Pfarrer zu Bolbec, in ſeinen „Betrachtungen über die Verhältniſſe der chriſtlichen Religion zur gegenwärtigen Lage Frankreichs.“ (1834) Auch er ſieht als Urſache des unglücklichen Zuſtandes von Frankreich den Mangel an Religion an, und meint dann, „das einzige Heilmittel für deſſen tiefe geſellſchaftliche Wunde ſei die Rückkehr, die Herrſchaft des Evangeliums.“ Doch fügt er die nähere Erklärung bei: „daß er hier von dem Grunde (fond) des Evangeliums und nicht von ſeinen Formen ſpreche.“ Was er unter jenem Grunde verſteht, iſt aber nichts Anderes, als „daß der Menſch auf keinem anderen Wege zum Heile gelangen könne, als durch die Gnade des Herrn, und durch den Glauben an den Sohn Gottes, welcher unſere Sünden ſelbſt geopfert hat an ſeinem Leibe auf dem Holze!“. . .

---

*) An dieſes pium desiderium ſchließt ſich ein durch mehrere Blätter der Gazette fortlaufender Aufruf des Hrn. von Bonald, Pairs von Frankreich, — an die zu Kaliſch verſammelten Monarchen, um zur Vereinigung der chriſtlichen Confeſſionen mitzuwirken.

Viele Andere gehen aber bei ihren Entwürfen zur religiösen Wiedergeburt auch noch über die positiven Dogmen des Evangeliums hinaus, um nur die allgemein begreiflichen Lehren desselben als das wahrhafte Heilmittel zu bezeichnen. Für die meisten derselben ist Rousseau's Profession de foi d'un vicaire savoyard noch immer zugleich Summa und Symbolum ihres Glaubens.

Salvador, über dessen Histoire des Institutions de Moïse wir in Nr. 108 ff. der Allg. Kirch. Ztg. von 1830 berichtet, sucht sogar den angeblich reinen Mosaismus als die wahrhaft allgemeine Religion zur Anerkennung zu bringen, wogegen Rhegellini in seinem Examen du Mosaïsme (hiernach Nr. 4.) noch über Mose hinaus zu dem verborgenen „großen Baumeister der Welt" hinaufsteigt, und auch jetzt noch eine Religion — ohne Glauben an Unsterblichkeit für möglich hält, während doch der Mensch, wenn er einmal zum Bewußtsein seiner unendlichen Bestimmung erwacht ist, dieß ebenso wenig wieder aufzugeben vermag, als das Bewußtsein der Freiheit und Humanität!

Diesen regressiven und vermeintlich altgläubigen Katholiken, Reformirten und Juden gegenüber, sucht nun allerdings auch der wirklich altgläubige, streng römische Katholicismus, der streng symbolische Calvinismus und mitunter auch der talmudische Mosaismus sich zu behaupten. Hr. Aug. Theiner meint sogar *), „die französische Kirche" (d. h. doch wohl nur ein Theil ihres Klerus) „habe sogar in der Erkenntniß der reinen hierarchischen Grundsätze durch Zertrümmerung der ehrlosen Fesseln des Gallicanismus **) Fortschritte gemacht;" — „alle (!) Glieder des französischen Klerus handelten nur unter der einen Inspiration ihres Bischofes, und diese (sic) wiederum nur unter der des Papstes." . . Diese wesentlich inhumanen, weit absolut exclusiven Bestrebungen dienen jedoch nur dazu, das Bedürfniß einer religiösen Wiedervereinigung der zerstreuten menschlichen Gottesgemeinde immer fühlbarer zu machen.

So mehrt sich denn auch die Zahl derjenigen, die, im Hinblicke

---

*) Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten. 1835 S. XX und XXI der Vorrede.

**) Hr. Th. hat wohl nicht bedacht, daß die französische Kirche schon seit Ludwig d. Heil. jene „ehrlosen Fesseln" zu tragen angefangen, und daß die gallicanischen Freiheiten schon allgemein in Frankreich gesetzliche Geltung in jenem 17. Jahrhunderte gehabt, in welches er „die schönste Blüthezeit" jener Kirche versetzt.

auf die übervielen verunglückten Versuche, das Wort der allgemeinen Versöhnung zu finden, den Gedanken aufgeben, daß es einem Menschen vergönnt sein könne, den ersehnten Friedensbund zu stiften, und alle ihre Hoffnung auf baldige Herabkunft eines neuen göttlichen Gesandten setzen. Von den vielen Sehnsuchtsstimmen, die sich in solcher Weise in den letzten Jahren haben vernehmen lassen, scheint uns jedoch keine der Erwähnung würdiger, als die — des, sowohl als Volksvertreter, wie als Menschen gleich achtbaren und allgemein geschätzten Dichters de Lamartine. In einem Gespräche*) mit der berühmten Lady Stanhope, die in einer Einsiedelei auf dem Libanon einem neuen Messias entgegenharrt, erwiederte Hr. de Lamartine derselben unter Anderem Folgendes: „Ich glaube an Christum, weil er die heiligste, fruchtbarste und göttlichste Lehre auf die Erde herabgebracht, die jemals den menschlichen Geist mit ihren Strahlen erleuchtet. . . . Christus hat es gesagt, wie die Vernunft es sagt, — die Lehren sind an ihrer Moral zu erkennen, wie die Bäume an ihren Früchten. Die Früchte des Christenthumes — und ich spreche hier noch mehr von den zukünftigen, als von den schon gepflückten und verdorbenen, — sind unendlich, vollkommen und göttlich; also ist die Lehre selbst göttlich; also ist ihr Urheber ein göttliches Wort, wie er sich selbst genannt." Als ihm dann Lady Stanhope entgegnet: „Aber finden Sie denn die sociale, politische und religiöse Welt in guter Ordnung? fühlen Sie denn nicht, was alle Welt fühlt, das Bedürfniß, die Nothwendigkeit eines Offenbarers, eines Erlösers, des Messias, den wir erwarten und den wir in unseren Wünschen schon sehen?" — Da erwiederte er: „Das ist eine andere Frage! Niemand leidet und seufzt mehr wie ich mit dem allgemeinen Seufzen der Natur, der Menschen und der Gesellschaften. Niemand bekennt lauter die ungeheueren socialen, politischen und religiösen Mißbräuche. Niemand wünscht und hofft inniger auf einen Heiland (réparateur) für diese nicht zu ertragenden Leiden der Menschheit. Niemand ist fester überzeugt, daß dieser Heiland nur ein göttlicher sein könne! Nennen Sie dies: einen Messias erwarten, dann erwarte ich ihn, wie Sie, und mehr wie Sie seufze ich nach seiner baldigen Erscheinung. Wie Sie und mehr wie Sie, sehe ich in den erschütterten Glaubensmeinungen des Menschen, im Aufruhre seiner Ideen, in der Leere seines

*) Es findet sich in den „Erinnerungen, Eindrücken, Gedanken und Landschaftsskizzen", die Hr. v. Lam. herausgegeben als Gedenkbuch seiner Reise in den Orient in den Jahren 1832 und 1833.

Herzens, in der Verderbtheit seines socialen Zustandes, in den wiederholten Erschütterungen seiner politischen Institutionen — alle Symptome einer Umwälzung (bouleversement), und mithin einer nahebevorstehenden Erneuerung. Ich glaube, daß sich Gott immer gerade in dem Augenblicke zeigt, wo alles Menschliche unzureichend ist, wo der Mensch bekennt, daß er für sich selbst Nichts vermag. Auf diesem Punkte steht jetzt die Welt. Ich glaube deshalb an einen nahen Messias. Aber in diesem Messias sehe ich nicht Christum, der uns nicht noch ein Mehreres zu geben hat an Weisheit, Tugend und Wahrheit; sondern ich sehe darin denjenigen, den Christus als nach ihm kommend uns verheißen, — jenen immer thätigen, heiligen Geist, der dem Menschen immer beisteht, der immer ihm offenbart, je nach Zeit und Bedürfniß, was er thun und wissen muß. Ob dieser göttliche Geist sich in einen Menschen oder in eine Lehre, in eine Thatsache oder in eine Idee incarnirt, thut Nichts zur Sache; es ist immer er; — Mensch oder Lehre, Thatsache oder Idee, ich glaube an ihn, ich hoffe auf ihn und ich erwarte ihn, — und mehr noch, wie Sie, Mylady, — rufe ich ihn an (je l'invoque)!" —

Uebersehen wir nun die ganze Fülle von Erscheinungen, von denen wir nur die bezeichnendsten hier hervorheben konnten, dann wird man es nicht auffallend finden, wenn Graf Heinr. v. Viel-Castel in seiner Schrift: „De la société et du gouvernement" die Bemerkung gemacht: „die heutige Zeit sei vollkommen derjenigen gleich, die dem Christenthume voranging; unsere Zukunft sei mithin eine durchaus religiöse." Ist freilich — vom höchsten welthistorischen Standpunkte aus angesehen — unsere Zeit wohl ebenso erhaben über das erste christliche, wie dieses über das erste mosaische Jahrhundert, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß — nur äußerlich verglichen — sich viele sehr auffallende Aehnlichkeiten zwischen dem Jahrhunderte von 1735 bis 1835 und den Zeiten der Entstehung des Christenthumes nachweisen lassen. Ist nämlich von jenem ersten Standpunkte aus für Jeden, der sehen kann und will, ersichtlich, daß für Europa, und durch dieses für die ganze Menschheit, bereits eine neue Zeit, besonders seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, damit begonnen, daß der höchste Gedanke der allgemeinen menschlichen Bestimmung zu unendlicher Vervollkommnung durch immer innigere — weil freithätige — Vereinigung mit dem allliebenden Gott Wurzel gefaßt und zum lebenskräftigen Prinzipe einer neuen Weltordnung geworden, — so ist doch allerdings der Lärm der zusammenstür[illegible] Religionsgebäude noch so

betäubend, daß noch von den Meiſten jenes linde Säuſeln überhört werden kann, in welchem ſich zum andernmale die Gegenwart Gottes verkündet, — ja ſogar jenes gewaltige Brauſen, in welchem zum andernmale ſein Geiſt neubelebend — und geſtaltend in die Menſchheit ſich einſenkt.

* * *

Wir haben zuerſt anzudeuten verſucht, welches die Haupturſachen der religiöſen Zerſplitterung ſind, die wir gegenwärtig in Frankreich wahrnehmen. Dann wurde der Wünſche und Erwartungen gedacht, die zugleich Symptome ſowohl ſchwerer Krankheit, als des Anfanges der Geneſung ſind. Wir haben jetzt noch über einige Erſcheinungen uns zu verbreiten, die — von ferne angeſehen — eine Rückkehr zu jener Kirche vermuthen laſſen könnten, welche ſich noch immer die einige allgemeine zu nennen fortfährt, obgleich ſie, nur durch Spaltung der chriſtlichen Kirche entſtanden, ſeit Verhärtung dieſes Zwieſpaltes ihre eigenthümliche Einheit nur durch Feuer und Schwerdt ſcheinbar eine Zeit lang zu behaupten, ſeit dem XVI. Jahrhunderte aber den chriſtlichſten Theil von Europa nicht mehr in ihrem Zwinger zurückzuhalten vermocht hat, und nun ſogar ſchweigend zuſehen muß, wie jene mit Feuer purificirte und gegen allen humanen Geiſtesverkehr ſtreng abgeſchloſſene pyrenäiſche Halbinſel erſt von ihren Regierungen das päpſtliche Anſehen mit Füßen treten läßt, dann ſogar den vom Klerus gegen alle Andersgläubige genährten Fanatismus mit einemmale gegen die Klöſter und ihre Geiſtlichkeit wendet, die gerade nächſt dem Papſtthume als das eigenthümlichſte und höchſte Inſtitut der katholiſchen Kirche anzuſehen ſind *).

Das erſte Zeichen nun, aus welchem man in Frankreich zum Wenigſten auf eine Dispoſition zur Rückkehr zum Katholicismus zu ſchließen ſich veranlaßt finden möchte, ſind die Conferenzen, welche der Erzbiſchof von Paris im vorigen Jahre (1834) zur Faſtenzeit in der Hauptkirche (Nôtre-Dame) hat abhalten laſſen, und in Perſon mit einer Predigt, oder vielmehr Rede — „über die Nothwendigkeit des Studiums der Religion" eröffnet hat. Ein eifriger Katholik, Hr. Granier de Caſſagnac, berichtet über dieſe Conferenzen u. A. Folgendes **):

---

*) S. noch die Bulle Gregor's XVI. vom 19. Mai 1835 in der A. K. Z. vom 1. Sept. deſſ. J.

**) S. Révue du progrès social, Août. 1834. p. 150.

„Die homélies wurden gehalten in Mitte eines Zulaufes von Menschen aller Art, unter denen die Künstler und hommes de lettres sich in erster Reihe zeigten. Von Seiten des ungeheuren Auditoriums kam den Rednern stets Eifer, Aufmerksamkeit und Geneigtheit (faveur) entgegen, und die Leser des Constitutionnel vernahmen wohl mit großem Erstaunen, daß in Paris noch von Katholicismus die Rede sei.“ Dennoch nimmt Herr v. Cassagnac kein Bedenken, der Wahrheit zur Steuer, zu bemerken, daß, „mit Ausnahme der einzigen Rede des Erzbischofs, des Hrn. v. Quelen, die übrigen Conferenzen Nichts waren, als eine verwässerte, leere, prätentiöse, schlechte Rhetorik.“ Ueber das Publicum aber und die etwaige Wirkung, welche diese Rhetorik auf dasselbe gehabt haben mag, ist wohl nichts Treffenderes gesagt worden, als von der Dominicale*), einer unter unmittelbarer und eingestandener Leitung des Erzbischofs selbst erscheinenden Zeitschrift. Hier wurde in Beziehung auf jene Conferenzen unter Anderem bemerkt:

„Die religiöse Bewegung, welche sich der Gemüther bemächtigt hat, ist im Allgemeinen nur erst noch Abwendung von den philosophischen Lehren; man hat sie studirt, geprüft und leer befunden, und

---

*) La Dominicale, journal des Paroisses, consacré aux interêts sociaux, à la politique, aux sciences, aux lettres et aux arts, dans leurs rapports avec la réligion 3e. année. Dieses Blatt erscheint alle Sonntage und kostet jährlich 20 Fr. Von den übrigen religiösen Blättern und Zeitschriften sind die bedeutendsten und gelesensten folgende:

1) L'univers religieux, philosophique, politique, scientifique et littéraire. Erscheint alle Tage mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Kostet jährlich 50 Fr. und wird im Sinne der katholischen Majorität in Frankreich geschrieben.

2) La revue Européenne; deren neue Serie vom 15. März 1835 an in Monatsheften erscheint und jährlich 30 Franken kostet. Es ist das Journal der philosophirenden Katholiken.

3) La sentinelle des Moeurs, journal religieux, moral et littéraire, publié par une société d'écclésiastiques et de gens de lettres, seit dem Januar 1835 in monatlichen Heften herausgegeben vom Abbé Orsini. Kostet jährl. 6 Fr. 50 Cent.

Unter den Protestantischen:

1) Le libre examen (früher le protestant), herausgegeben v. Coquerel, einem reformirten, eifrig antimethodistischen Prediger.

2) Le semeur; journal religieux, politique, philosophique et littéraire, ein calvinistisch-orthodoxes Wochenblatt, das jährl. 15 Fr. kostet.

3) Les archives du Christianisme aux 18e. siècle. Journal religieux, seit 18 Jahren, zweimal wöchentlich erscheinend. (6 Fr. jährlich.)

man kommt, das Wort Gottes zu hören, nicht aus Liebe, Bewunderung oder Ehrfurcht, sondern aus — wiſſenſchaftlicher Neugierde. Man will es auch der Prüfung (vérification) unterwerfen, — und ſehen, ob es beſſer, als die griechiſchen und deutſchen Schulen, die großen pſychologiſchen oder ſittlichen Fragen auflöſt, mit denen die Jugend ſich jetzt vorzugsweiſe beſchäftigt, — ob es allgemeiner, umfaſſender, begreiflicher iſt, — und das iſt Alles. Wollte man aber wahrhafte und wirkliche Frömmigkeit, die auf die Kniee ſinkt, betet und in chriſtliche Werkthätigkeit (actes) übergeht, in dem übrigens nicht blos ſcheinbaren Eifer der gegenwärtigen Generation ſuchen, ſo würde man ſich gewaltig täuſchen ... Wißt ihr, wo jene zwanzig- und dreißigjährigen jungen Männer, die euere Kanzel umdrängen, und denen ihr auf eurem apoſtoliſchen Wege bisher nicht begegnet ſeid, — wißt ihr, wo ſie herkommen? .. Ach! ſie haben alle eine lange und ermüdende Reiſe gemacht, — von Plato zu Locke, von Locke zu Voltaire, von dieſem zu Kant, von Kant zu St. Simon; — überall, in allen Zeiten haben ſie nach der Löſung des menſchlichen Räthſels geſucht; Lebende und Tode haben ſie befragt um Kunde von Gott, Seele, Tugend, vom Guten und von der Zukunft; — aber ſeelenmüde, enttäuſcht, verzweifelnd kommen ſie zurück, und das Einzige, was ſie gelernt haben, iſt, daß die menſchliche Philoſophie ein zweites Babel iſt, ein zweiter Thurm, erbaut aus Sophismen, Stolz und Täuſchungen, den die Vernunft zu jeder Zeit bis zum Himmel erheben wollte, den man aber immer verlaſſen hat wegen der Verwirrung der Sprachen. Glücklicherweiſe haben ſie ſich noch einer Lehre erinnert, in der ſie als Kinder unterrichtet worden, und nun haben ſie ſich geſagt, man müſſe nicht an der Wahrheit verzweifeln, ſo lange man nicht alle Theorien erſchöpft hätte. Und ſo ſind ſie zum chriſtlichen Unterrichte gekommen, und verlangen von ihm, was ſie vergeblich von den Philoſophen verlangt haben, nämlich Gewißheit über die Punkte, an denen der menſchlichen Seele vor Allem gelegen. Fürwahr, dies iſt der Urſprung und Charakter der religiöſen Bewegung, die überall wahrzunehmen iſt, — man iſt der menſchlichen Dinge ſo müde, daß man ſich zu den göttlichen flüchtet." —

So äußerte ſich die erzbiſchöfliche Kirchenzeitung im Frühlinge des Jahres 1834 und wir hoffen, keine Mißbilligung zu erfahren, wenn wir nun noch aus der Revue de Paris vom Mai des laufenden Jahres 1835 einige Betrachtungen des geiſtreichen Belletriſten Philarète Chasles über die anſcheinlich noch fortdauernde „kirchliche Revulſion in Frankreich" hinzufügen.

Indeſſen hat beſonders ſeit der Julirevolution ſich immer Mehreren die Ueberzeugung aufgedrängt, daß Religion die weſentlichſte Bedingung iſt, ſowohl der friedlichen Aufrechterhaltung des einmal Beſtehenden, als der wirklichen oder vermeintlichen Vervollkommnung desſelben.

Jene Partei, welche im Sturme der Julitage ſich mittelſt einiger liſtigen Handgriffe des Steuerruders bemächtigt, glaubte ihre Gewalt hinlänglich geſichert zu haben, indem ſie in der Charte das Wort Staatsreligion durch „Religion der Mehrheit der Franzoſen" erſetzt und den katholiſchen Klerus zum bloßen Staatsdiener gemacht hatte. Die Kirche mochte für das Jenſeits ſorgen; das ganze Diesſeits nahm der Staat, d. h. die Regierung, in Anſpruch, und zum Diesſeits rechnete man auch den ſämmtlichen Unterricht, — die Kreuze auf den Kirchen, — ja ſogar die Schuldigkeit des Prieſters, die Leiche des Ungläubigen, — falls er der Geburt nach katholiſch geweſen, — in die Kirche aufzunehmen und gleich der eines Gläubigen zu beſtatten! —

Aber die neue Regierung hatte gleich mit zwei Parteien zu kämpfen, deren eine man die römiſch-katholiſche nennen kann, wogegen die andere nur als die antikatholiſche zu bezeichnen ſein dürfte. Jede von beiden ſchied ſich dann wieder in zwei Maſſen.

Zur katholiſchen zählen wir 1) die echt römiſch-katholiſchen Legitimiſten, welche an eine göttliche Succeſſion der Päpſte und der Könige glauben, und 2) die vermeintlich römiſch-katholiſchen, halbpäpſtlichen, halbdemokratiſchen Anhänger des Abbé de Lamennais, deſſen Kirchenſtaats-Ideal nach Oben in eine dreifache Krone, nach Unten in lauter ſelbſtherrliche Republikaner auslief.

Zur antikatholiſchen Partei gehörten 1) die theils allgemein-chriſtlichen, theils rein theiſtiſchen, theils ungläubigen Republikaner, — und 2) die pantheiſtiſchen Saint Simoniſten.

Durch dieſe Parteien fand ſich die Regierung in doppelte Verlegenheit verſetzt. Da ſie ſelbſt nur durch einen Aufſtand gegen den Verſuch eines Preßzwanges zur Gewalt gelangt war, mußte ſie zunächſt ſowohl die volle Preßfreiheit, als das Recht des Aufſtandes gegen eine Verfaſſungsverletzung der Regierung — und, was noch mehr iſt, ſie mußte, der Legitimität gegenüber, auch eine unveräußerliche Souveränität der Nation anerkennen. Da ſie ſich aber fürchtete, der Anerkennung der Volksſouveränität irgendwie Folge zu geben, ſo entbehrte ſie jeglichen feſten Stützpunktes. Nur allein darauf denkend, ſich im Beſitze der Gewalt zu behaupten, blieb ihr keine andere Wahl,

als je nach den Erforderniſſen des Augenblickes die gegen ſie aufſtrebenden Parteien — zu lähmen.

Die Wirkſamkeit der römiſch-katholiſchen Partei ſuchte die Regierung beſonders dadurch zu paraliſiren, daß ſie nach ihrem Gutdünken den Religionsunterricht beſtimmte. Die Leitung deſſelben blieb faſt ununterbrochen einem reformirten Gelehrten, — (Herrn Guizot), — und nächſt ihm einem eklektiſchen Philoſophen, — (Herrn Couſin) — anvertraut. Auch übernahm es der Letztere, eine Art von „moraliſchem Katechismus" anzufertigen, der dann, ohne deshalb die Zuſtimmung des Epiſkopates einzuholen, auf Staatsunkoſten gedruckt und in 50,000 Exemplaren verbreitet worden iſt. Von welchem Geſichtspunkte Hr. Couſin hierbei ausgegangen, iſt aus einer beiläufigen Aeußerung deſſelben über die Alexandriniſchen Neuplatoniker zu entnehmen. „Was, fragt derſelbe, was können Philoſophen den beſtehenden Culten gegenüber thun?" Und er antwortet hierauf: „ſowohl die Würde als die Beſchränktheit der höheren Philoſophie mit ihren Abſtractionen und Allgemeinbegriffen beſteht darin, daß ſie nur an einen ſehr kleinen Kreis von Auserwählten (élite) ſich wendet. Will ſie zum großen Haufen ſprechen und auf die Maſſen einwirken, dann bleibt ihr nur Ein Hülfsmittel übrig: ſie muß die Sprache der Religion annehmen, und aus dem beſtehenden Kultus, indem ſie ihn deutet und läutert, ein Mittel zur Ausbreitung der Wahrheit machen." *)

Allerdings hieß es auch noch in der reformirten Charte art. 5.: „chacun professe sa religion avec une égale liberté, et obtient pour son culte la même protection;" — allerdings klagte namentlich Hr. de Lamennais, — (dem deshalb auch der Papſt und ſein Epiſkopat ſo lang als möglich ſeine anderweitigen Ketzereien nachſahen) — mit äußerſtem Nachdrucke über das verfaſſungswidrige Benehmen der Regierung, in ſo weit dieſelbe dem katholiſchen Klerus weder den Unterricht, noch den Verkehr mit Rom durch Briefe, und mit den Gläubigen durch Mandemens, Katechismen u. ſ. w. frei gab. Da aber noch kein Geſetz über Verantwortlichkeit der Miniſter vorhanden war und jene Klagen über Intoleranz gegen eine intolerante Kirchenlehre keine beſondere Theilnahme erregten, ſo blieb dem katholiſchen Klerus, der doch ſeinen Staatsgehalt nicht aufgeben wollte, nur Geduldung übrig.

---

*) S. Journal des savans. Mars. 1835. p. 137.

Schwieriger war die Stellung der Regierung der antikatholischen Partei gegenüber. Diese Partei war es vorzüglich, welche die alte Dynastie und ihre Congregation gestürzt hatte. Ihr war der neue König nur zu sehr verpflichtet; ihr gehörte vorzugsweise die lebenskräftige Jugend an. Mit einem Theile derselben aber war besonders in den letzten Jahren der Restauration durch den regressiven Fanatismus des Klerus eine Veränderung vorgegangen, die wir nicht besser als mit den Worten des bereits erwähnten Hrn. Granier de Cassagnac*) charakterisiren können: „die jungen Männer unserer Zeit, bemerkt derselbe, die zum Nachdenken über die sociale Bestimmung der Völker hingezogen worden, haben erkannt, daß der Hauptmangel der neueren Theorieen über die Staatsregierungen darin bestand, daß sie die religiösen Thatsachen denen nicht beigezählt, hinsichtlich deren befriedigt zu werden für die Menschen, und welche sich geneigt zu machen für die Staatsgewalt das Wichtigste ist. Nimmt eine Gesellschaft gar keine Rücksicht auf eine Classe wichtiger socialer Thatsachen, dann werden dieselben offenbar ihre Befriedigung außerhalb der Gesellschaft suchen. So fordern gebietender, als man es zu glauben geschienen, die religiösen Thatsachen, constatirt, anerkannt, zugelassen und legitimirt zu werden, wenn sie nicht sich Jemanden zuwenden sollen, der sie aufnimmt und befriedigt, oder wenn sie nicht anderwärts ihren Mittelpunkt finden und jenes Schreckniß der Staatskünstler erzeugen sollen, die Bildung eines Staates im Staate. Diese Einsicht scheint das Eigenthum unserer Epoche zu werden, — und so kehrt die Religion — durch die Wissenschaft, und die Politik wieder zurück, durch welche sie sich entfernt hatte."

Anderseits erschien durch den Mißbrauch, den die restaurirte Dynastie mit der königlichen Gewalt getrieben, diese letztere gar Vielen nur mehr als ein Hinderniß der freien, nationalen Entwickelung. Die Verfassung der nordamerikanischen Freistaaten hatte besonders durch Lafayette sehr zahlreiche Anhänger gewonnen, und man hatte sich einen neuen König nur gefallen lassen, weil man glaubte, daß er thatsächlich nichts Anderes sein wolle und werde, als ein lebenslänglicher Präsident des nunmehr volkssouveränen Staates.

Wie nun die Einen alle ihre Hoffnungen und Bestrebungen der reichlichsten, freiesten Entwickelung des neuen Staatsprincipes zuwandten, so waren Andere besonders darauf bedacht, dem nur formalen Principe durch Wiederaufnahme des religiösen Momentes In-

*) In der Revue du progrès social, Août 1834. p. 146 et 147.

halt und Leben zu geben. Unter dieſen thaten ſich beſonders die Saint-Simoniſten hervor; jene bildeten die verſchieden nüancirte republikaniſche Partei. Beide ſuchten ihre Abſichten durch Bildung von Geſellſchaften, durch öffentliche Reden und Journale zu bethätigen; beide bezeigten beſonders dem vierten Stande, dem der ſogenannten Proletarier, die bei der letzten Umwälzung zunächſt noch leer ausgegangen waren, ihre lebhafte Theilnahme. Die Simoniſten wollten ſie, wie ſie ſagten, „moraliſiren", die Republikaner wollten ſie über ihre Rechte aufklären; beide wollten für Linderung ihres mannigfachen zeitlichen Elendes Sorge tragen.

Die Staatsregierung aber (d. h. der König und die Majorität der Deputirtenkammer), konnte der neuen Religion, die im Grunde keine Religion war, nicht gewogen ſein, und wollte der conſequenten Entwickelung des neuen Staatsprincipes die Hand nicht bieten. Der Simonismus zerfiel nun zwar durch ſeine eigene Haltloſigkeit; gegen den Republicanismus aber konnte die Staatsregierung bis jetzt ſich nur dadurch behaupten, daß ſie nach und nach ſelbſt die durch die Charte gewährten oder aus ihrem Principe unmittelbar ableitbaren Freiheiten großentheils wieder aufhob*) und hierdurch gewiſſermaßen die Reſtauration wieder theilweis reſtaurirte.

Je weiter auf dieſe Weiſe die gewalthabende Partei der ſogenannten Doctrinairs ſich von der antikatholiſch-republicaniſchen entfernte, um ſo mehr näherte ſie ſich eben damit der katholiſch-legitimiſtiſchen, und gab thatſächlich immer entſchiedener den Standpunkt der richtigen Mitte (juste-milieu) auf, den ſie zwiſchen einer rück- und einer fortſtrebenden Partei durch beharrliches Stehenbleiben behaupten zu können gewähnt hatte. In Wahrheit nämlich iſt gerade der Stabilismus ſelbſt das formale Princip ſowohl der katholiſchen Kirche als der feudalen Legitimität; die Juli-Revolution hingegen war eine Proteſtation nicht blos gegen die alte Dynaſtie und ihre Ordonnanzen, ſondern weſentlich auch gegen den Stabilismus, deſſen Incarnation die Dynaſtie, deſſen Machtſpruch die Ordonnanzen geweſen. Die neue Dynaſtie verkannte aber nur zu oft das Princip der Progreſſivität, und, näher bezeichnet, das der freien Entwickelung der Nationalität, dem ſie doch ihre Erhebung zu verdanken oft genug in den

*) Wir erinnern hier nur an die Geſetze gegen die öffentlichen Verſammlungen, gegen die Ausrufer der Tagblätter und gegen die Aſſociationen. Die Preßgeſetze endlich führen, ſoweit als jetzt möglich, zum antirevolutionären Principe zurück.

erſten Flitterwochen erklärt hatte. Sie reſtaurirte allmählig den Hof und mancherlei unpaſſend gewordene Titulaturen; ſie buhlte um die Gewogenheit des alten Adels und ließ ſich immer angelegener ſein, auch die Gunſt des katholiſchen Klerus wieder zu gewinnen. In das Geſetz vom Primär-Unterrichte ließ man (durch Couſin) die Beſtimmung einſchieben, daß der katholiſche Pfarrer in den Gemeinde-Ausſchuß aufzunehmen ſei. Schon 1833 wurde vom Moniteur das Napoleoniſche Decret in Erinnerung gebracht, welches die weltlichen Autoritäten zur Theilnahme an den öffentlichen Religions-Feierlichkeiten verpflichtete, während der Ausbreitung der ſogenannten franzöſiſchen Kirche des Abbé Châtel durch mancherlei amtliche Einſchreitungen entgegengearbeitet wurde. Wie weit dann fernerhin die doctrinäre Dynaſtie in die gute alte Zeit zurückgeſchritten, und ſich bemüht hat, die alte Kirche vergeſſen zu machen, daß ſie nicht mehr als Staatskirche in der Verfaſſung prangt, — dieß iſt zur Genüge aus der Geſchichte der letzten Juli- und der erſten Auguſttage d. J. in Paris zu entnehmen. Wir glauben, da es höchſt charakteriſtiſch für die gegenwärtige Lage der kirchlichen Verhältniſſe in Frankreich iſt, einiges Nähere darüber hier anführen zu müſſen. —

Am 31. Juli d. J. erließ Ludwig Philipp ein Rundſchreiben an alle Biſchöfe Frankreichs, in welchem er für die Opfer des Attentates vom 28. „die Fürbitten (suffrages) in Anſpruch nimmt, welche die Kirche allen in ihrem Schooße geſtorbenen Chriſten bewilligt.“ Zugleich fordert er die Biſchöfe auf, „in allen Kirchen ein feierliches Te Deum abhalten zu laſſen zur Dankſagung für den auffallenden Schutz (protection éclatante), den Gott ihm habe angedeihen laſſen.“

Aber ſchon unterm Datum vom 30. hatte der Cardinal, Prinz von Croï, Erzbiſchof von Rouën ein Rundſchreiben zu gleichem Zwecke an die Pfarrer ſeiner Diöces erlaſſen. Das miniſterielle Journal des débats, vom 1. Aug., führt dieſe beiden Schreiben an und begleitet ſie mit Bemerkungen, von denen folgende einen tiefen Einblick in die Wünſche und Beſtrebungen der Regierung geſtatten. „Wir machen, heißt es nämlich, unſere Leſer auf das eben mitgetheilte Schreiben des Erzbiſchofs von Rouën aufmerkſam. Alle religiös Geſinnte werden mit Freude dieſes erſte Zeichen der Verſöhnung des Klerus mit der Juli-Revolution wahrnehmen. Nur zu lange ſchien die Religion den Gefühlen der Bevölkerung (population) fremd bleiben zu wollen, und die Entfernung ſchadete dem gerechten Uebergewichte (ascendant), welches der Klerus unfehlbar über die Geſellſchaft haben muß.“ — — — „Danken wir dem Erzbiſchofe v. Rouën, daß er

zuerſt den Nachtheil, welchen jenes ohnmächtige Schmollen (bouderie) der Religion brachte, ſo wie die ſchwere Verantwortlichkeit eingeſehen, die ein Hirt vor Gott eingegangen, indem er das Volk von der Kirche abſtieß, ſtatt es in dieſelbe zu berufen. Denn in der That wird dasſelbe abgeſtoßen, wenn man Nichts thut, um ſich ſeinen Wünſchen und Gefühlen anzuſchließen, wenn man ihm durch ein affectirtes Schweigen zu erkennen giebt, daß man verabſcheut, was es liebt, und daß man mit allen Wünſchen herbeiruft, was es verwirft... Der Erzbiſchof v. Rouën hat nun die erſte Gelegenheit ergriffen, dieſem ſchmerzlichen Zerwürfniſſe (divorce) zwiſchen dem Volke und Klerus ein Ende zu bringen ꝛc. Er hat ſeine Pflichten und den Geiſt ſeiner Zeit richtig begriffen." —

Dagegen gab dann die legitimiſtiſche Gazette de France am 2. Auguſt folgenden Artikel, mit der Ueberſchrift: „doctrinärer (d. h. miniſterieller) Angriff auf den Klerus":

„Wir geben hier eine ſonderbare Anklage, welche der Moniteur du Commerce *) gegen den Klerus richtet: „Können Sie ſich denken, heißt es in dieſem Tagblatte, wie die ſittlichen Ideen gedeihen und fruchtbringend werden, wenn das Sanctuarium der öffentlichen Moral in Verderbniß übergeht, wenn ein Theil des Klerus ſelbſt ſich weigert, die conſtitutionelle Monarchie durch Belehrungen und Beiſpielgebung zu heiligen und zu beveſtigen, welche die Schutzwache jeder Regierung, die Grundlage und Bürgſchaft aller Geſetze ſind."

Hierzu fügt die Gazette de France folgende Bemerkung: „der Klerus glaubt, daß der Aufſtand (révolte) niemals erlaubt iſt; — er verabſcheut die Inſurrection und die Souveränität des Volkes; — er glaubt nicht an Geſellſchaftsverträge, ſondern an die Nothwendigkeit einer ſouveränen Autorität; — er glaubt, daß das Erbrecht für Kronen auf ein und denſelben Principien beruhe, wie das Erbrecht für Grundgüter; — er glaubt, daß, in welchem Lande immer man wohne, eine Veränderung in demſelben nur den Geſetzen gemäß ſtattfinden könne; — er glaubt, daß es Grundgeſetze gebe, gegen welche Nichts geſchehen könne, was nicht in ſich ſelbſt nichtig wäre; — er weiß endlich, daß es ſeine Pflicht iſt, die Wahrheit zu verkündigen und die Hände zum Gebete zu erheben und daß hierin die durchaus friedliche Sendung beſtehe, die er von ſeinem göttlichen Meiſter empfangen."

„Wie! weil es euch beliebt hat, die Charte zu vernichten, alle Ge-

*) Die Débats ſind das unmittelbare, dieſer Moniteur nur das beſoldete Organ des Miniſteriums.

ſetze umzuſtoßen, eine neue Regierung und einen neuen König einzuſetzen, — wollt ihr, daß der Klerus ſeine Grundſätze verändere? Aber er wäre nicht mehr das Prieſterthum, hörte er auf, bis zum Ende der Zeiten die Maximen fortzupflanzen, die er von den Apoſteln empfangen!" — Deſſenungeachtet ſchreibt dasſelbe franzöſiſch-katholiſche Zeitblatt am folgenden Tage: „das Schreiben Ludwig Philipps an die Biſchöfe iſt der erſte Schritt zu einer ſocialen Reſtauration. Man kündigt an, daß St. Germain-l'Auxerrois und St. Geneviève dem Gottesdienſte wiedergegeben werden ſollen... La providence a fait acte de gouvernement; elle s' est rétablie officiellement dans les esprits par un coup de tonnerre." —

Wirklich ſcheint die doctrinäre Regierung durch das furchtbare Ereigniß vom 28. Juli wie vom Blitze gerührt worden zu ſein; denn am 6. Auguſt, gerade ein Luſtrum nach der Entfernung der Staatsreligion aus der Charte, zog der König in Begleitung ſeiner calviniſchen, theiſtiſchen und ſonſtigen Miniſter in die Metropolitan-Kirche von Paris, und geruhte an der Pforte derſelben folgende Apoſtrophe vom Erzbiſchofe von Quélen, deſſen Palaſt vor fünf Jahren zerſtört worden, entgegenzunehmen: „Sire! die Religion ſchlägt in dieſem Augenblicke ihren Schmerzensſchleier zurück. Sie entblößt ihre edle Stirne; ſie erhebt ihre noch mit Thränen benäßten Augen gen Himmel; ſie vereinigt ihre Stimme mit der Ihrigen, um dem Allmächtigen feierliche Dankſagungen darzubringen. Indem ſie heute das Haupt und die Körperſchaften des Staates [le chef (nicht le roi) et les corps de l'état], doppelt gewarnt durch das Unglück und die Wohlthat, einen gerechten Zoll von Dankſagungen und Huldigungen am Fuße der heiligen Altäre darbringen ſieht, hofft ſie für Frankreich; denn, wenn der Undank gegen Gott das furchtbare Vorrecht beſitzt, den Lauf ſeiner Gaben zu hemmen, ſo hat die Dankbarkeit des Glaubens dagegen die Macht, ſie zu vervielfältigen und zu bewirken, daß ſie reichlich über Fürſten und Völker ſich ergießen." Dieß heißt denn, in ſchlichte Worte übertragen, doch wohl nichts Anderes als: „Seit fünf Jahren betrauert der Klerus der früheren Staatskirche das Ereigniß, durch welches der Staat ſich von der Kirche abgeſondert. Das Attentat vom 28. Juli iſt eine Warnung der göttlichen Vorſehung. Nun aber die geſammte Staatsregierung ſich reuig der katholiſchen Kirche in die Arme geworfen, hofft der Klerus, daß der König die Warnung auch gehörig verſtanden, und dem katholiſchen Gotte dadurch ſeine Dankbarkeit für die wunderbare Rettung thätlich bezeigen werde, daß er den unmittelbaren Stellvertretern desſelben den zur Wohlfahrt Frankreich's erforderlichen Wirkungskreis ſofort wieder einräume." Der

König aber, indem er eine solche Strafpredigt im Angesichte der Nation über sich ergehen lassen, hat eben damit, als höchster Repräsentant der letzteren, thatsächlich bekannt, daß dieselbe mißgethan, als sie vor fünf Jahren den Staat von der Kirche getrennt. —

Wir haben hier nicht zu erörtern, inwiefern ein solches Bekenntniß von Seiten des Julikönigs und der Herren Guizot und Thiers, der beiden Apologeten der englischen und französischen antikatholischen Revolutionen, aufrichtig gemeint sein könne. Bedauern aber müssen wir eine Nation, die durch eine ihr ganz eigenthümliche Fügung in eine Lage sich versetzt findet, in welcher ein innerer Friede noch immer zu den absoluten Unmöglichkeiten gehört. Während Deutschland bereits im 16. Jahrhunderte zum großen Theile den Despotismus der römischen Hierarchie gebrochen und hierdurch der religiösen Entwickelung die Bahn geöffnet, wurde in Frankreich die Glaubensfreiheit gewaltsam unterdrückt. Während England bereits im 17. Jahrhunderte den Feudaldespotismus durch Nationalrepräsentation zu beschränken angefangen, und hierdurch eine friedliche Entwickelung des staatsbürgerlichen Lebens möglich gemacht, wurde Frankreich nach und nach jede Rechtsbürgschaft durch die Willkür der Könige und ihrer geistlichen Minister entrissen. So mußte dann die, dennoch nicht zu hemmende Geistesthätigkeit zu einer gegen geistliche und weltliche Gewalthaber feindlichen Macht erwachsen. Der Krieg brach aus und die rasche Zertrümmerung des katholisch-feudalen Staatsgebäudes bezeugte die Verderblichkeit der bisherigen Gewaltherrschaft. Die schlimmste ihrer Wirkungen war aber die, daß sie jene leidenschaftliche Spannung gegen alles Bestehende hervorgerufen, durch welche die herrlichsten Kräfte vorherrschend zu zerstörenden wurden. Sowohl im Religiösen als im Politischen hatte der Druck von Oben herab die aufstrebenden Geister vereinzelt. Nur einig in der Ueberzeugung von der Unrechtmäßigkeit des Druckes, zerfielen sie, als es wieder aufzubauen galt. So konnte, als im Politischen die Anarchie und im Religiösen die Meinungsverschiedenheit überhand nahmen, in beiden Sphären die Restauration der alten Kirche und der despotischen Staatsgewalt wiederholt mit einigem Erfolge versucht werden, da sie Einheit und Ordnung, die erstwesentlichen Bedingungen menschlichen Zusammenlebens, herstellen zu können versprach.

Bei dem wiederholten Hin- und Herschwanken zwischen Revolution und Restauration ist nun allerdings eine Staatseinrichtung allmählig zu Stande gekommen, welche als ein wesentlicher Fortschritt anzuerkennen ist. Hierbei darf indeß nicht übersehen werden, daß die

englischen und nordamerikanischen Verfassungen Vorbilder darboten, die nur wenig modificirt zu werden brauchten. Anders aber verhielt es sich hinsichtlich der kirchlichen Verhältnisse. Die antikatholische Bildung hatte vor der Revolution nur der höheren Stände sich bemächtigt. Nirgends fand sich ein kirchliches Musterbild, welches gebraucht werden könnte, die katholische Kirchenordnung zureichend zu ersetzen. So fand sich denn sowohl Napoleon als Ludwig Philipp in die wahrhaft tragische Alternative versetzt, entweder die alte Kirche, so weit es eben ihre Staatseinrichtung gestattete, wieder herzustellen oder aber das Volk in religiöser Beziehung sich selbst zu überlassen. Beide haben sich für das Erste entschieden und man kann hierbei nur die Nothwendigkeit einer solchen Wahl beklagen.

Nur solche jedoch, die der wissenschaftlichen Bildung völlig fremd geblieben, können jene Nation für befriedigt halten durch ein solches nothgedrungenes Concordat zwischen einer ausschließlich auf Autorität und blinden Glauben und Gehorsam beruhenden Kirche und einem wesentlich auf Glaubens- und Preßfreiheit und allgemeine Verantwortungspflicht gegründeten Staate. Die römisch-katholische Kirche hat sich in Jahrhunderten gestaltet, in denen sie erhaben war über die damaligen weltlichen Institutionen, und deshalb nach göttlichem Rechte dieselben beherrschte. Was sie werden konnte, ist sie geworden: die höchste welthistorische Macht des europäischen Mittelalters. Aber die Zeit ihrer Blüthe ist längst vorüber und da sie bei ihrer Gestaltung die Möglichkeit künftiger Umgestaltung ausgeschlossen, so ist sie demnächst in immer lebensgefährlicheren Conflict gerathen mit Allem, was bei ihrer Gestaltung nicht zu seinem Rechte gelangt war, was sogar von ihr ausgeschlossen und perhorrescirt werden mußte. Die Wissenschaft hat über ihre Theologie, das weltliche Recht, über die kanonischen Satzungen, humanere und darum gotteswürdigere Religionslehren haben sich über ihre Glaubensdecrete erhoben, und schon seit drei Jahrhunderten hat sie aufgehört, die höchste Machtstelle in Europa einzunehmen.

Der heilige Geist der Humanität hat mittelst der Druckpresse ihr den Scepter aus den Händen gewunden, und die Geschichte der neuen Zeit hat von ihr nur die stätige Abnahme ihrer Kräfte und ihres Ansehens und das Verunglücken aller ihrer Vertheidigungs- und Restaurationsversuche zu berichten. Der Strom des Lebens reißt ein Land nach dem anderen vom Gebiete des mittelalterlichen Kirchenstaates ab, und die Zeit möchte nicht mehr ferne sein, in welcher der Fels

Petri völlig vereinsamt stehen wird in Mitten der lebendigen Gewässer und der angebliche Nachfolger des Apostelfürsten für seine kirchliche Majestät nur mehr innerhalb des Vatikans volle Anerkennung findet. Wie jedoch die Kirche sich gestalten möge, welche bestimmt ist, die wahrhaft allgemeine zu werden, dieß ist uns jetzt noch verborgen, wenn gleich von Tag zu Tag allgemeiner eingesehen wird, daß weder der gallikanische, spanische, irländische, würtembergische, baierische oder Wienerische, am aller wenigsten der echt römische Katholicismus geeignet ist, der harrenden Menschheit den immer schmerzlicher vermißten, immer inniger ersehnten Frieden zu bringen.

Diese Betrachtungen aber, zu denen der Hinblick auf die kirchlichen Verhältnisse unserer westlichen Nachbarn uns veranlaßt, glauben wir nicht angemessener schließen zu können als mit den Worten eines den höchsten gesellschaftlichen Kreisen unseres Nachbarlandes angehörigen, vielerfahrenen Staatsmannes *), der uns Folgendes schrieb: „So liegt für jetzt das Schicksal einer gemeinsamen besseren Religionsverfassung in Frankreich ausschließend in den Händen der Vorsehung, und eben weil es außer aller menschlichen Berechnung liegt, wird es wahrscheinlich den Indifferentismus oder Egoismus beider Parteien täuschen.“

*) Des leider! kürzlich verstorbenen Grafen Reinhard, Pairs von Frankreich.

3.

Die Götterdämmerung in Frankreich *).

Als Lucrez sein prosaisches Gedicht „von der Natur der Dinge" und Cicero seine unphilosophische Abhandlung „von der Natur der Götter" in die Welt schickte, da war die Götterdämmerung schon lange in Rom und längst in Griechenland angebrochen. Die Orakel verstummten, die Opferfeuer erloschen, die Sterngötter stürzten auf die bebende Erde, und den alten Himmel umwob immer dichter die uralte, grauenvolle Nacht. Wohl zwei Jahrtausende hatten die alten Götter geherrscht. Da brach in der tiefen Götterdämmerung die alte Welt in Stücke; ein neuer Himmel, ganz Licht und Glanz, strahlte durch die zerrissenen Wolken, — aus den abgründlichen Spalten der Erde schlugen die Flammen einer ewigen Hölle empor; — die beiden Mächte der Höhe und Tiefe begannen einen furchtbaren Kampf um die zagende, zitternde Menschheit. Und der Kampf währte das ganze, lange Mittelalter hindurch, bis zuletzt der Mensch, des unversöhnlichen Zwiespaltes müde, in der Natur und im eigenen Wesen die Eintracht und Befriedigung suchte, die das doppelschlechtige Jenseits ihm versagte. Götter- und Dämonen-Wesen wurden allmählig aus der Gegenwart verdrängt, und als Holbach für sein „System der Natur," Volney für seine „Ruinen" und Dupuis für seinen „Ursprung aller Religionen" immer zahlreichere Leser fanden, — da war eine zweite Götterdämmerung angebrochen, zunächst für Frankreich, — von hier aus auch allmählig sich ausbreitend nach anderen Regionen.

Wie aber bei der ersten Dämmerung mit der alten Religion auch alle andere Bande sich lösten, und immer tiefere Nacht, immer wilderes Chaos hereinbrach, als bereits das Wort der Wiedergeburt und der

(* Geschrieben Ende 1835.

allgemeinen Umgeſtaltung in die allgemeine Verwirrung und Auflöſung hineingeſprochen worden: ſo möchte — bei ähnlich erſchreckenden Symptomen — auch jetzt einer gleich tröſtlichen Hoffnung Raum zu geben ſein. Hinzudeuten auf die Zeichen, die zu dieſer berechtigen, bleibe einer anderen Gelegenheit vorbehalten*); um aber anſchaulich zu machen, daß in Frankreich jenes zweite große Weltalter zu Ende gelaufen, wird genügen, auf einige wenige Thatſachen aufmerkſam zu machen, die, in den letzten Tagen aufeinanderfolgend, nur aus jener Vorausſetzung erklärbar ſind.

Daß ein ſo chaotiſches Buch, wie die „Worte eines Gläubigen**), von dem geiſtreichſten, eifrigſten und vielgeprieſenen Vertheidiger der alten Kirche geſchrieben, und in wenigen Monaten mehr als zehn Auflagen erfordern konnte, dürfte für ſich allein ſchon dem Nachdenkenden als hinreichend zur Charakteriſtik der Zeit und des Volkes gelten, in denen eine ſolche Erſcheinung aufgetaucht. Ungeachtet nun die höchſte Behörde der alten Kirche die Verdammung jener Schrift durch alle unteren Behörden bekannt machen laſſen, hat die Nachfrage nach derſelben noch nicht aufgehört, und noch in dieſen Tagen iſt eine neue, zum mindeſten die zwanzigſte Auflage angekündigt worden.

In ſeinem janusköpfigen „Avenir“ hatte jener wunderliche Gläubige den greiſen, rachſüchtigen Despoten der mittelalterlichen Kirche zu einem allverſöhnlichen, freilaſſenden Weltherrn zu verjüngen verſucht. Bekannt iſt, wie der römiſche Stellvertreter des verſcheidenden Gottes in feierlichem Rundſchreiben gegen jeden ſolchen dialektiſchen Verſuch, ſeine Individualität in ihr abſolutes Gegentheil überzuführen, proteſtirt hat. Wie nun dieſer Gott immer von Neuem und noch zuletzt auf das Entſchiedenſte — die Humanität im vollen, wahren Sinn dieſes Wortes geläugnet, ſo hat die Empörung gegen dieſe Abläugnung des Gewiſſeſten ſich auch wieder mit furchtbarer Energie in die Abläugnung aller Divinität geworfen.

Es kann zwar nur als Hyperbole angeſehen werden, wenn der Observateur politique in dieſen Tagen behauptet, „das Weltall ſei gegenwärtig mit Atheiſten überſchwemmt.“ Aktenmäßig aber iſt Folgendes erhärtet:

Am 19. Sept. d. J. ſtand vor dem Aſſiſenhof des Seine-Depar-

---

*) S. u. a. die 1838 erſchienenen „Worte des Friedens“ des Vfrs. —

**) Eine Analyſe dieſes geiſtigen Thohu-whabohu findet ſich in der Schrift des Vfrs.: „Zur Beurtheilung des Buches der polniſchen Pilgrime, der Worte des Gläubigen ꝛc.“ Zürich, 1835. S. 54 ff.

tements Philipp Dubois, als Verfaſſer des Catéchisme véritable des croyans, beſchuldigt: „durch Bekanntmachung dieſer Schrift die „öffentliche und religiöſe Moral verletzt und die römiſch-katholiſch-apo„ſtoliſche Religion lächerlich gemacht zu haben."

Dieſer Katechismus fange nämlich ſo an:

Frage: „Was iſt Gott?"

Antwort: „Gott iſt ein chimäriſches, unmögliches Weſen, welches „nur im Munde der Gläubigen exiſtirt."

Fr.: „Was iſt ein Gläubiger?"

Antw.: „Ein Gläubiger iſt ein Menſch, der auf den geſunden Menſchenverſtand und auf die Vernunft verzichtet, um an alle Poſſen „(balivernes) zu glauben, welche fanatiſche Betrüger ſich den Spaß ma„chen vorzutragen."

Der Verfaſſer wurde zu ſechs Monaten Gefängniß und 1000 Franken Strafe verurtheilt, und über ſeine Schrift die Beſchlagnahme verhängt*).

Gleichzeitig wurden, auf den Grund gerichtlicher Urtheile aus der Reſtaurationszeit, bei mehrern Buchhändlern einige der geleſeneren atheiſtiſchen Schriften des vorigen Jahrhunderts confiszirt, namentlich der Bon sens du curé Meslier, Diderots Réligieuse und Jaques le Fataliste, das Abrégé de l'origine de tous les cultes, von Dupuis **), u. a. m.

Dies veranlaßte aber den National u. a. zu folgenden Bemerkungen: „die Mehrheit der Franzoſen übt keinerlei Got„tesdienſt" (ne pratique aucun culte)... Oder glaubt etwa „dieſe Mehrheit an die wirkliche Gegenwart Jeſu Chriſti in der Euchari„ſtie? Nein, fürwahr, nein. Dieſe Mehrheit iſt alſo nicht katholiſch!... „Hat man uns aber nicht ausdrücklich verſprochen, daß der Staat künftig „nicht mehr als Anwalt auftreten werde für die Dogmen des Katholi„cismus? Man verletzt alſo eines der feierlichſten Juli-Gelöbniſſe, in„dem man ſich verwegt, gewiſſe Schriften dem Umlauf zu entziehen... „Das Königthum iſt wieder ſehr chriſtlich (très chrétienne) geworden!... „Was läßt doch die doktrinaire Tartüferie ſich einfallen?"...***)

Die Gazette de France †) glaubte nun zwar gegen dieſe Behauptung proteſtiren zu müſſen; ihre Einwendungen beſchränkten ſich

---

*) S. Temps vom 21. Sept. d. J.

**) National v. 24. und Gazette de France v. 27. Sept. 1835.

***) National v. 26. Sept.

†) V. 28. Sept.

aber im Weſentlichen darauf, daß doch alle Franzoſen ihre Kinder taufen, daß die meiſten ſich kirchlich trauen und ihre Verſtorbenen kirchlich beſtatten ließen. Sie fügt jedoch die Bemerkung hinzu: „Allerdings (sans doute) finden, mit Ausnahme jener drei kirchlichen Gebräu„che, — hinſichtlich aller übrigen — unzählige Abweichungen ſtatt. „Allerdings wird eine ſehr große Anzahl (von Franzoſen) von den Fluk„tuationen des menſchlichen Geiſtes zwiſchen dem Guten und Böſen mit „fortgeriſſen, auf- und abſteigend jene unermeßliche Stufenleiter, welche „vom Himmel zum Abgrund hinabreicht“... Indeſſen wird doch von den „Landbewohnern (populations agricoles) jene Fundamental-Wahrheit „von der Gegenwart Chriſti im Abendmahl nicht in Frage geſtellt,“ und auch die Stadtbewohner der ſüdlichen und weſtlichen Provinzen bewahren noch den alten Glauben.

Wir laſſen die Richtigkeit dieſer letzteren Behauptungen dahingeſtellt ſein, und bemerken nur noch in Beziehung auf das confiszirende Einſchreiten des doktrinairen Miniſteriums, daß — kaum acht Tage nach den erſten Verſuchen deſſelben — der National*) bereits, ohne Widerſpruch zu erfahren, berichtet: „Nach mancher Erörterung, nach man„cher Proteſtation des Hrn. Thiers gegen die Beſchlagnahme des „Jacques le Fataliste, des Faublas und der Pucelle, nach „mancher Homelie des Hrn. Guizot, des Religiöſen des Miniſteriums, „iſt man übereingekommen, fortan keine Beſchlagnahme älterer Schriften „wegen Beleidigung der Religion, der Mehrheit der Franzoſen und der „moraliſchen Grundſätze der Herren Miniſter mehr bewerkſtelligen zu „laſſen.“

So ſchwebt alſo zwiſchen den Reliquien des alten Glaubens, die ſich bei den Landbewohnern erhalten haben mögen, und den einzelnen Menſchenverknöcherungen, die man Atheiſten nennt, jene vielgeſtaltige Maſſe von Menſchen ohne feſtes Princip, ohne beſtimmtes Syſtem, welcher der alte Glaube, die alte Kirche nicht mehr genügen, ohne daß noch ein zureichender Erſatz für das Ueberlebte ſich darböte. Der alte Spiritus rector verliert, wie ſein dreifach gekrönter Statthalter, ein Gebiet nach dem andern, nicht weil Er ein Anderer, oder ſchwächer geworden, ſondern weil die Geiſter und Mächte, die ihm gedient, in dem Dienſte erſtarkt, nun eines mächtigeren, größeren Herrſchers bedürfen. Nun aber das frühere Band der Obedienz aufgelöſt, iſt gleichſam ein Interregnum eingetreten, während deſſen die bisherigen Vaſallen, ſelbſtherrlich geworden, nur mehr ihre beſonderen Zwecke verfolgen. In anderer Beziehung iſt es der

*) V. 5. Octb.

erwachsene Sohn, der, der allzustrengen elterlichen Zucht sich entwindend, umherschweift, und — wohl auch fehlgeht, — bis seine Sehnsucht und sein Streben durch Gründung einer Familie und Theilnahme am Staatsleben eine neue, höhere Fassung gewonnen. Noch aber gleicht der französische Jüngling nur zu sehr erst dem verlornen Sohne, der seines Elendes inne zu werden anfängt. Doch ist auch dieses Gleichniß unzureichend, und nur die Uebergangszeit von dem Heiden- zum Christenthume bietet Erscheinungen dar, denen die neuern Vorgänge in Frankreich einigermaßen vergleichbar sind.

Wir sehen nämlich im dritten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung zugleich auf der einen Seite das Abendroth der alten, auf der anderen das Morgenroth der neuen christlichen Welt; auf der einen die neuplatonischen Theologen des Heidenthums, auf der anderen die platonisirenden Kirchenväter der neuen Theologie. Wie diese mittelst der alten Philosophie der neuen Religion Eingang zu verschaffen suchten, so bemühten jene sich, die alten Naturgötter zu vergeistigen, die alte Volksreligion zu humanisiren, die alte Autarkie mit dem christlichen Aszetismus zu erquicken. Hier geht ein heidnischer Philosoph zum Christenthum über, dort kehrt ein Christ zurück zu der noch äußerlich bestehenden alten Staatsreligion. Dieselben Bestrebungen und Fluktuationen wiederholen sich jetzt in der christlichen Welt und ganz besonders in Frankreich, wo die Staatsgewalt den Geist, den sie so lange unterdrückt, nun nicht länger mehr zu bändigen vermag. Hier sahen wir einen Chateaubriand, einen Frayssinous, de la Luzerne, de Maistre und de Bonald sich abmühen, den abgelebten Katholicismus durch Versetzung mit neueren Ideen zu restauriren; während die doktrinaire Schule, die Simonisten und so viele Andere dem auftauchenden Humanismus durch Einfügung oder Wiederaufnahme christlicher Ideen Anerkennung zu verschaffen suchten. Hier auch sehen wir einen Victor Hugo, de la Martine, Chateaubriand, selbst einen de la Mennais immer entschiedener von der alten Kirche sich abwenden, während es auch nicht an Neuerern fehlt, die die verlorene Gemüthsruhe durch Rückkehr in die alte kirchliche Befriedung wiederzugewinnen hoffen.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen dieser letzten Art gehört unstreitig die Vereinigung der verschiedenartigsten Leute, die in diesen Tagen mit Ankündigung der Bildung einer Université Catholique hervorgetreten. Schmerzlich ergriffen von der allgemeinen Dissolution haben Trümmer der römisch-katholischen Hierarchie, der gallikanischen Kirche, der Schule des de la Mennais und der Simoni-

stischen Assoziation*) sich zusammengefunden, um, wie sie in ihrem Programm erklären, den Mangel einer — von der Staatsgewalt unabhängigen strengkirchlich-katholischen Universität vorläufig durch eine — Révue réligieuse, philosophique, scientifique et littéraire zu ersetzen. Ihre Ansicht der Weltverhältnisse und ihre Absicht bei Gründung dieser Monatsschrift spricht sich in jenem Programm näher dahin aus: „Beobachtet man, heißt es daselbst, die gegenwärtige Stimmung der Gemüther, so nimmt man zwei Bewegungen wahr; die eine nähert sie dem Katholicismus, die andere entfernt sie von demselben... Unstreitig hat seit den ersten Jahren dieses Jahrhunderts ein großer Fortschritt stattgefunden. Der Materialismus und Atheismus des 18. Jahrhunderts sind überwunden worden." (?) „Die engherzige Polemik des Deismus jener Epoche gegen die Offenbarung ist wie eine Mode vorübergegangen. Der sociale Einfluß der Kirche, ihre organisirende Macht sind bereits ziemlich billig gewürdigte, große historische Thatsachen. Glänzende Arbeiten haben die Poesie und die übrigen Künste belehrt, daß die höchste Quelle ihrer Begeisterungen sich im Christenthume findet. Auf tausend verschiedenen Wegen ist die Gleichgültigkeit so erschüttert worden, daß beinahe alle jetzige Zeitschriften sich mehr oder minder mit der Religion beschäftigen. Alle Fragen von irgend einem Belang gehen allmählig darauf hinaus, sich in religiöse Fragen umzuwandeln... Indessen ist die Wirksamkeit dieser Fortschritte bei Mehreren durch eine neue Evolution des Unglaubens getrübt, welcher sich mit jenem Fortschritt selbst zu combiniren sucht. Indem man zugesteht, daß die katholische Autorität die mächtigste und heilsamste Institution ist, welche der Erziehung des Menschengeschlechtes vorstehen könne, (?) fügt man hinzu, daß, nachdem sie gegenwärtig durch die mannbar gewordene Vernunft überflügelt worden, sie sich zurückzuziehen und dieser die Sorge zu überlassen habe, die Wissenschaft, die Moral, die Societät und die Künste zu organisiren. Der Katholicismus sei nur ein großes Präzeptorat der Menschheit gewesen. Dies ist die neue Gestalt, in welcher die antichristischen Meinungen hervortreten und sich entwickeln." — In Beziehung auf diese doppelte Thatsache will

*) Zu den beiden ersten Rubriken glauben wir rechnen zu dürfen: die Abbé's des Genoude, Foisset, Juste, de Salinis, de Scorbiac Douhaire, die Herren Riambourg, Berryer, Parbessus, de Rainneville, Alban de Villeneuve-Bargemont, Recamier u. m. a. Zur Schule des Avenir gehörten: Montalembert, Abbé Gerbet, de Cour, de Cazalès; zum Simonistischen Verein: Margerin, Rousseau, de Lourboueix.

(p. 40.) „Aber auch die Thatſachen, aus denen die Geſchichte beſteht, bleiben ohne Bedeutung, wenn die Belehrungen, die daraus hervorgehen, ſich nicht in letzter Analyſe in eine große Offenbarung der Geſetze zuſammenfaſſen laſſen, die die Geſchicke der Völker bewalten und deren Befolgung das ſociale Leben erhält, wie ihre Verletzung den Untergang herbeiführt... Aber die Völker ſind nur Individuen eines allgemeinen Volkes, — der Menſchheit. Widerſprechend wäre nun, wenn jeder Theil, nicht aber das Ganze, Geſetzen untergeben wäre, wenn in den Theilen Ordnung, im Ganzen aber Anarchie herrſchte... Die Geſchichte kann alſo nur begriffen werden als ein fortgehendes Sprechen, als eine unerſchöpfliche und wunderbare Rede, welche mehr oder minder klar die Geſetze oder den Willen der Vorſehung erklärt, eben wie die Natur nur zu begreifen iſt als eine weſenhafte Schrift (écriture substantielle), welche die Gedanken des göttlichen Geiſtes ausgeſtaltet (figure)." (p. 40. 41.) „Jeder Körper iſt aber nothwendiger Weiſe einem Geſetze unterworfen, welches ihn beherrſcht und beſtimmt, damit er zur allgemeinen Ordnung der natürlichen Welt mitwirke, während zugleich in ihm irgend eine Kraft iſt, die ihm ſeine individuelle Geſtalt zu bewahren ſtrebt. Ebenſo muß jeder Menſch ſich einem Liebesgeſetz unterwerfen, welches ihn dem Gemeinwohl zuordnet, während doch auch ein Streben nach Selbſtbefriedigung in ihm iſt... Da nämlich jedes endliche Weſen zwei Seiten, zwei Eigenſchaften hat, indem es an Gott hängt, und zugleich unterſchieden und geſondert von ihm iſt, — ſo läßt ſich begreifen, wie in jeder Ordnung von Exiſtenzen, aus denen das Weltall beſteht, allgemeine Thatſachen zu finden ſind, die eine Folge oder ein Bild dieſes allgemeinen Geſetzes ſind." (p. 45.)

„Die Philoſophie iſt es nun, die unabläſſig von Gott zur Welt herab, von der Welt ſtets wieder zu Gott emporſteigt... Um ihres Amtes zu warten, kleidet ſie ſich in doppelte Form; ſie iſt entweder rational oder myſtiſch. Die erſtere beruht auf der Generation der Ideen, — die andere auf der Ausſtrömung des Gefühls... belebt die letztere die Erzeugniſſe des Denkens, ſo bietet dagegen die Vernunft ihr den Gedanken (conception) dar, der ſie legitimirt. Dieſer Gedanke beſteht darin, daß das natürliche und geiſtige Univerſum nicht nur eine Offenbarung der göttlichen Vernunft iſt, ſondern auch eine Ausſtrömung der göttlichen Liebe in ſich begreift... Darum bildet erſt die Vereinigung der rationalen mit der myſtiſchen Philoſophie die vollſtändige, die lebendige Wiſſenſchaft. Weder das Denken, noch das Gefühl allein ſoll philoſophiren, ſondern der ganze Menſch." (p. 45. 47.) Wie nun die Philoſophie alle Wiſſen-

ſchaften, ſo ſtrebt die Erziehungskunſt alle übrigen Künſte zur Einheit hinzuführen. „Alle Pflichten der Familien- und der Staatsmitglieder ſind nämlich eine Ableitung aus den religiöſen Pflichten des Menſchen gegen Gott; nur aber eine geiſtige Geſellſchaft (Soc. spirituelle) vermag eine allgemeinere Erziehung, als die familiare und ſtaatsbürgerliche, zu vollbringen, — die Erziehung des Menſchengeſchlechts... Man muß daher wünſchen, daß, außer den Vertretern der beſonderen Intereſſen jeder Nation, es noch eine einige und allgemeine Geſellſchaft gebe, welche die gemeinſame Mutter der Menſchheit ſei... Die allgemeine Erziehungskunſt beſteht demnächſt in der Verwaltung aller Künſte, aller Wiſſenſchaften, aller bekannten Wahrheiten, und in der Anwendung derſelben auf die Entwickelung aller menſchlichen Vermögen (facultés), aber auf ihre harmoniſche Entwicklung, die einzige, welche wahrhaft und dauernd iſt.“ (p. 47. 48.)

Nach dieſen Mittheilungen glauben wir keinen Widerſpruch mehr zu erfahren, wenn wir unſere anfängliche Behauptung wiederholen, daß in Frankreich die Götterdämmerung angebrochen, und wenn wir hinzufügen, daß auch das neue Tagesgeſtirn ſchon im Aufſteigen begriffen ſein muß, um, wie in jener Vorrede geſchehen, die zurückweichenden Wolken der mittelalterlichen Nacht mit reinem Gold und friſchen Roſen ſäumen zu können.

4.

Die Kultusfreiheit und Pillot's unitarisch-französische Kirche.

(1836)

Mit Erlaubniß des Bürgermeisters von Pecq hatte Herr Pillot am 10 Juni 1836 eine französisch-katholische — oder, wie sie auch genannt wird, eine unitarische und reformirende (unitaire et réformatrice) Kirche eröffnet. Bald darauf ließ der Präfect des Departements die Erlaubniß zurücknehmen und den neuen Tempel „versiegeln."

Als alle Schritte, die Siegel wieder aufheben zu lassen, vergeblich geschehen, brach Herr Pillot sie am 31. Juli und eröffnete am 7. Auguſt von Neuem seinen Gottesdienst. Sofort präsentirte sich ein Instructionsrichter und Herr Pillot wurde angeklagt, Theil genommen zu haben an einer nicht autorisirten Association von mehr als 20 Personen, die Siegel durchbrochen und gesetzwidrig ein Priestergewand getragen zu haben. — Die Sache kam am 3. und 9. Septbr. vor das Zuchtgericht von Versailles. Der Gerichtssaal war gedrängt voll. Der Staatsprokurator sucht dadurch die Anwendbarkeit des Artikel 291 des Strafgesetzbuches auf den vorliegenden Fall darzuthun, daß er die kirchliche Zusammenkunft zu einer Association stempelt, und will jenen Artikel mit dem 5. der Charte, welcher Kultusfreiheit verbürgt, dadurch vereinigen, daß er behauptet, diese Freiheit sei nur für die drei damals bestehenden Kirchen, die katholische, die protestantische und die jüdische, proklamirt worden. —

Herr Ferdinand Barrot macht dagegen aufmerksam auf den wesentlichen Unterschied zwischen association und réunion, und behauptet, daß durch die Beschränkungen, welche der Staatsprokurator aufstelle, die Freiheit nicht nur beschränkt, sondern völlig ver-

nichtet werde. Er bemerkt ferner: „die Kultusfreiheit sei nur eingesetzt worden, um es den Sekten überhaupt möglich zu machen, ohne Zerreißung oder Erschütterung der Staaten sich zu produziren.“ . . „Die Reformatoren, fuhr er fort, haben ihren Glauben nicht mehr mit ihrem Blute zu versiegeln.“ . . „Die Concurrenz aber, gegen welche man sich jetzt erhebt, wird nur zur Läuterung dienen. So bewirkte die erste christliche Kirche durch ihre bloße Gegenwart, daß das Heidenthum sich reinigte und der Moral zuwandte, was selbst von christlichen Schriftstellern des III. und IV. Jahrhunderts zugestanden worden. Aehnliches geschah durch Luthers Reformation, durch welche der Katholicismus neue Kraft gewann. Lasset,“ so schloß er, „lasset die Religionen hervortreten und wachsen; denn wenn ihr ihnen die Freiheit gebet, so werden sie euch dafür die Sittlichkeit zurückgeben.“ —

Die begeisterte Rede des Herrn Barrot scheint auf den Gerichtshof keinen Eindruck gemacht zu haben; denn er erklärte die zu Pecq unter Leitung des Herrn Pillot gebildete religiöse Association für aufgelöst und verurtheilte den Letzteren zu 6 Monaten Gefängniß und zu den Kosten.

Herr Pillot wird appelliren, — und gewiß wird der Audienzsaal des Apellhofes nicht alle diejenigen fassen, die hinzuströmen werden, um den Debatten in dieser hochwichtigen Sache beizuwohnen.

„Regierung und Politik,“ so schrieb kürzlich ein wohlunterrichteter Pariser Freund dem Vfr., „betrachten die Religion überhaupt und den Katholicismus insbesondere fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkte der Politik; jene als einen Gegner, den man gewinnen oder als ein Werkzeug, das man benutzen muß; diese als ein consequentes System von Einheit, das ästhetisch und logisch Beifall verdient und übrigens auch seine praktische Brauchbarkeit hat. Das Ideal, das vorschwebt, scheint China zu sein, Confu-Dse für die oberen Klassen, der Fohi-Dienst für den Pöbel.“ — Deshalb wird der schismatischen und reformirenden sg. französischen Kirche auf alle Weise entgegengearbeitet; ob aber der Appellhof dieser Influenz nachgeben wird, steht noch zu bezweifeln. Schon öfter hat die französische Justiz die französische Regierung von einem Abwege zurückgeführt.

* * *

Die Sache des Herrn Pillot ist am 30. Novbr. 1836 vor dem Pariser Appellhofe zur Verhandlung gekommen. Es galt in der Hauptsache die Frage, wie der Artikel 5. der Charte zu verstehen

ſei, welcher jedem Franzoſen geſtattet, ſeine Religion frei zu üben. Ohne auf die Details der Verhandlungen, die in den franzöſiſchen Blättern zu finden, näher einzugehen, begnügen wir uns aus der Rede, welche Herr Ferdinand Barrot, als Anwalt des Angeklagten an die Richter gehalten, folgende Schlußbemerkungen hier anzuführen:

„Nehmen ſie ſich in Acht, meine Herren, Ueberlieferungen zu ermuntern, die man ſeit längerer Zeit unter uns auszubreiten ſucht. Es iſt uns leicht darzuthun, daß die Herrſchaft der Freiheit dem Katholicismus (?) günſtiger geweſen, als die der Bevorrechtung. Wir berufen uns auf die Fortſchritte des religiöſen Geiſtes, die ſich ſeit 1830 bemerklich machen. Ja, meine Herren, die Voltairiſchen Ueberlieferungen des Liberalismus ſind gegenwärtig aufgegeben, verleugnet. Nützliche und ſoziale Wahrheiten gewinnen Raum (se font jour); die Aera des Unglaubens iſt zu Ende; man ſucht den großen Endzweck des Jahrhunderts an die Wahrheiten der chriſtlichen Glaubenslehre wieder anzuknüpfen; man möchte faſt ſagen, die Welt habe ſich zu Gott hin auf den Weg gemacht (que le monde s'est mis en marche vers dieu)."

„Warum dies Alles? Weil der Katholicismus wieder in das Gemeingebiet zurückgetreten. Würde er morgen wieder ein Werkzeug der Gewaltherrſchaft, ſo würden Sie alle progreſſiven und religiöſen Menſchen zur Vertheidigung der Freiheit zurückeilen und von Neuem jenen Kultus bekämpfen ſehen, der gerne Menſch werden möchte, nicht um die Welt zu erlöſen, ſondern um ſie zu beherrſchen." —

„Laſſen Sie darum jene neue Religionen gewähren, die da aufkommen. Dienten ſie auch nur dazu, einige verirrte Gewiſſen wieder zu ſammeln, einige Gewohnheiten zu beſſern, die zu ſchlimm ſind, als daß der Prieſter bis zu ihnen hin dringen könnte, — ſo würden jene neuen Religionen ſchon einen hinreichend großen Dienſt geleiſtet haben. Ich vertheidige alſo nicht ein Prinzip der Anarchie, ſondern vielmehr ein Prinzip der Ordnung." —

Am 3. Dezbr. beſtätigte der Appellhof das gegen Pillot erlaſſene Strafurtheil erſter Inſtanz. Hinſichtlich des Thatſächlichen habe ſich nämlich ergeben: „daß Pillot, ſich qualifizirend, als ministre chrétien, directeur de l'église française unitaire et réformatrice im laufenden Jahre aus Spekulation zu Pecq einen angeblichen Tempel eröffnet, in welchem er ohne Ermächtigung der Regierung eine Aſſociation von mehr als 20 Perſonen gebildet und geleitet, welche zum Zwecke hatte, zuſammen zu kommen, um ſich damit, was Pillot den culte chrétien primitif nannte, zu beſchäftigen, ein Verein, deſſen

Mitglieder sich an bestimmten Tagen versammelten, von Herrn Pillot Brüder genannt wurden, und demselben Geldbeiträge lieferten."

Hinsichtlich des rechtlichen Momentes erklärt der Appellhof:

1) „Die Charte könne nicht hindern, daß die Art. 291 und 292 des Code penal und die Art. 1 und 2 des Gesetzes vom 10. April 1834 auf Pillot angewendet wurden;" denn „der Gesetzgeber würde 1832 bei Revision des Strafgesetzbuches und 1834 durch das Gesetz vom 10. April jene Art. 291 und 292 nicht beibehalten und bestätigt haben, wenn sie der Charte widersprächen."

2) „Der Art. 5 der Charte, welcher bestimmt, „„daß Jeder seine Religion mit gleicher Freiheit bekennt und für seinen Kultus gleichen Schutz erhält,"" vereinige sich vollkommen mit den Erheischnissen der gesellschaftlichen Ordnung, welche im Interesse der allgemeinen Ruhe und selbst in dem der freien Ausübung der verschiedenen Religionen, die Associationen, die sich mit religiösen Gegenständen beschäftigen wollen, der Ermächtigung der Regierung untergeordnet haben." Endlich

3) „daß, wenn seit Bekanntmachung der Charte, die organischen Gesetze der anerkannten Kulte in Kraft geblieben (?), die Versammlungen und Associationen zur gemeinschaftlichen Ausübung nicht anerkannter Kulte nicht des Vorrechtes genießen können, von jeder Regel und von den Vorschriften der allgemeinen Gesetzgebung befreit zu sein." —

Wie man nun auch über die angebliche Geldspekulation des Herrn Pillot urtheilen mag, so wird man doch zugestehen müssen, daß der Ausspruch des Appellhofes dem Art. 5 der Charte jegliche Bedeutung entzieht, da er die Freiheit der Religionsübung völlig von beliebiger Ermächtigung von Seiten der Staatsregierung abhängig erklärt. Gegen die Willkür der Letzteren ist hiernach hinsichtlich der Religionsfreiheit noch kein verfassungsmäßiges Schutzmittel vorhanden.

ſei, welcher jedem Franzoſen geſtattet, ſeine Religion frei zu üben. Ohne auf die Details der Verhandlungen, die in den franzöſiſchen Blättern zu finden, näher einzugehen, begnügen wir uns aus der Rede, welche Herr Ferdinand Barrot, als Anwalt des Angeklagten an die Richter gehalten, folgende Schlußbemerkungen hier anzuführen:

„Nehmen ſie ſich in Acht, meine Herren, Ueberlieferungen zu ermuntern, die man ſeit längerer Zeit unter uns auszubreiten ſucht. Es iſt uns leicht darzuthun, daß die Herrſchaft der Freiheit dem Katholicismus (?) günſtiger geweſen, als die der Bevorrechtung. Wir berufen uns auf die Fortſchritte des religiöſen Geiſtes, die ſich ſeit 1830 bemerklich machen. Ja, meine Herren, die Voltairiſchen Ueberlieferungen des Liberalismus ſind gegenwärtig aufgegeben, verleugnet. Nützliche und ſoziale Wahrheiten gewinnen Raum (se font jour); die Aera des Unglaubens iſt zu Ende; man ſucht den großen Endzweck des Jahrhunderts an die Wahrheiten der chriſtlichen Glaubenslehre wieder anzuknüpfen; man möchte faſt ſagen, die Welt habe ſich zu Gott hin auf den Weg gemacht (que le monde s'est mis en marche vers dieu)."

„Warum dies Alles? Weil der Katholicismus wieder in das Gemeingebiet zurückgetreten. Würde er morgen wieder ein Werkzeug der Gewaltherrſchaft, ſo würden Sie alle progreſſiven und religiöſen Menſchen zur Vertheidigung der Freiheit zurückeilen und von Neuem jenen Kultus bekämpfen ſehen, der gerne Menſch werden möchte, nicht um die Welt zu erlöſen, ſondern um ſie zu beherrſchen." —

„Laſſen Sie darum jene neue Religionen gewähren, die da aufkommen. Dienten ſie auch nur dazu, einige verirrte Gewiſſen wieder zu ſammeln, einige Gewohnheiten zu beſſern, die zu ſchlimm ſind, als daß der Prieſter bis zu ihnen hin dringen könnte, — ſo würden jene neuen Religionen ſchon einen hinreichend großen Dienſt geleiſtet haben. Ich vertheidige alſo nicht ein Prinzip der Anarchie, ſondern vielmehr ein Prinzip der Ordnung." —

Am 3. Dezbr. beſtätigte der Appellhof das gegen Pillot erlaſſene Strafurtheil erſter Inſtanz. Hinſichtlich des Thatſächlichen habe ſich nämlich ergeben: „daß Pillot, ſich qualifizirend, als ministre chrétien, directeur de l'église française unitaire et réformatrice im laufenden Jahre aus Spekulation zu Pecq einen angeblichen Tempel eröffnet, in welchem er ohne Ermächtigung der Regierung eine Aſſociation von mehr als 20 Perſonen gebildet und geleitet, welche zum Zwecke hatte, zuſammen zu kommen, um ſich damit, was Pillot den culte chrétien primitif nannte, zu beſchäftigen, ein Verein, deſſen

Mitglieder sich an bestimmten Tagen versammelten, von Herrn Pillot Brüder genannt wurden, und demselben Geldbeiträge lieferten."

Hinsichtlich des rechtlichen Momentes erklärt der Appellhof:

1) „Die Charte könne nicht hindern, daß die Art. 291 und 292 des Code penal und die Art. 1 und 2 des Gesetzes vom 10. April 1834 auf Pillot angewendet wurden;" denn „der Gesetzgeber würde 1832 bei Revision des Strafgesetzbuches und 1834 durch das Gesetz vom 10. April jene Art. 291 und 292 nicht beibehalten und bestätigt haben, wenn sie der Charte widersprächen."

2) „Der Art. 5 der Charte, welcher bestimmt, „„daß Jeder seine Religion mit gleicher Freiheit bekennt und für seinen Kultus gleichen Schutz erhält,"" vereinige sich vollkommen mit den Erheischnissen der gesellschaftlichen Ordnung, welche im Interesse der allgemeinen Ruhe und selbst in dem der freien Ausübung der verschiedenen Religionen, die Associationen, die sich mit religiösen Gegenständen beschäftigen wollen, der Ermächtigung der Regierung untergeordnet haben." Endlich

3) „daß, wenn seit Bekanntmachung der Charte, die organischen Gesetze der anerkannten Kulte in Kraft geblieben (?), die Versammlungen und Associationen zur gemeinschaftlichen Ausübung nicht anerkannter Kulte nicht des Vorrechtes genießen können, von jeder Regel und von den Vorschriften der allgemeinen Gesetzgebung befreit zu sein." —

Wie man nun auch über die angebliche Geldspekulation des Herrn Pillot urtheilen mag, so wird man doch zugestehen müssen, daß der Ausspruch des Appellhofes dem Art. 5 der Charte jegliche Bedeutung entzieht, da er die Freiheit der Religionsübung völlig von beliebiger Ermächtigung von Seiten der Staatsregierung abhängig erklärt. Gegen die Willkür der Letzteren ist hiernach hinsichtlich der Religionsfreiheit noch kein verfassungsmäßiges Schutzmittel vorhanden.

5.

Religiöses und kirchliches Leben in Frankreich.*)

Die Zeiten sind vorbei, in denen die Repräsentanten der Wissenschaft zweierlei Wahrheiten annahmen, eine philosophische und eine theologische, so, daß in der Schule wahr sein könne, was in der Kirche verworfen wird, und umgekehrt. Selbst die Sapienza zu Rom hat die Nothwendigkeit erkannt, ihre offenbarte Welthistorie als übereinstimmend mit den Ergebnissen der naturwissenschaftlichen Forschung zu demonstriren. Vorbei sind auch die Zeiten, in denen die Rechtsverständigen der Sozietät zweierlei Gesellschaften statuirten, eine religiöse und eine politische, so daß von der Religion als Sünde verdammt, was von der Staatsweisheit als erlaubt, ja sogar als nothwendig angesehen wurde. Selbst römisch-katholische Kanonisten haben in den Staaten, deren Verfassungen die Religionsfreiheit als ein heiliges Recht anerkannt, sich gemüssigt gesehen, die Vereinbarkeit des kirchlichen mit dem staatsbürgerlichen Rechte zu proklamiren. Aber vorbei ist auch die Zeit, in welcher die Choragen der Poesie zweierlei Schönheiten anzunehmen schienen, eine kirchliche und eine poetische, so daß man einerseits christlichen Idealen huldigte, während anderseits den poetischen Göttern des Heidenthums oder des Naturglaubens, oder beiden, Weihrauch gestreut wurde. Lamartine, Leopold Schefer und Rückert eröffnen eine neue poetische Aera. Immer tiefer wird das Bedürfniß empfunden, das allgemeine Einigungsband aufzufinden, das Aufgefundene durch Institutionen zu

*) Eine zu Anfang 1837 geschriebene Anzeige und Beurtheilung der Abhandlung „Ueber religiöses und kirchliches Leben in Frankreich, v. Prof. B. A. Pflanz. 1836. —

befestigen, es durch künstlerische Bildungen zur begeisternden Anschauung zu bringen. „Eine Wahrheit, ein Recht, eine Schönheit," — dies der Wahlspruch des neunzehnten Jahrhunderts. Und wie das Streben nach dessen Verwirklichung jetzt die heiligste Angelegenheit der europäischen Civilisation ist, so spricht es sich auch immer vernehmlicher aus in den Zeitblättern, in denen das innerste aktuale Leben des Zeitgeistes zu Wort kömmt. Die wissenschaftlichen Zeitschriften ziehen Politik, Kunst und Religion in den Kreis ihrer Verhandlungen; die politischen Blätter der gebildetsten Nationen machen aufmerksam auf die Fortschritte der Wissenschaft, auf die Leistungen der Kunst und auf die Ereignisse des religiösen Lebens; die religiösen Zeitschriften bringen Fragen des Rechtes, Kunstwerke und Ergebnisse der Wissenschaft zur Erörterung; ebenso werden immer häufiger religiöse, wissenschaftliche und politische Interessen auch in belletristischen Journalen zur Sprache gebracht. Dies Alles aus keinem anderen Grunde, als weil man immer tiefer empfindet, immer klarer erkennt, daß das Leben der Menschheit, wie des einzelnen Menschen, ein einziges, untrennbares ist, dessen Momente in innigster, wesentlicher Wechselbeziehung stehen, und daß keine Sphäre des Daseins wahrhaft gefördert werden kann, als durch möglichst gleichmäßige Entwicklung und Verklärung aller Uebrigen.

Dasselbe Bedürfniß, dasselbe Streben, welches im Ganzen, macht sich auch in jeder besondern Sphäre bemerklich, und so ist ebenwohl die vorliegende Schrift aus dem Bedürfnisse hervorgegangen, auf die Bezüge aufmerksam zu machen, welche Statt finden zwischen dem kirchlichen und religiösen Leben und der übrigen Bildung und den Einrichtungen der französischen Nation.

Diese Bestrebung und die Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Herr Verfasser ihr zu genügen sich bemüht hat, ist um so erfreulicher, je entschiedener die berechtigten, legitimen Stimmführer der Kirche, welcher derselbe angehört, sich bisher nur durch äußerliche Uebermacht, und auch hierdurch nur theilweise — aus der Isolirung haben herausreißen lassen, welche das Charakteristische ihres dogmatischen Systems ausmacht. Dieses strenge, in sich folgerichtige System ist übrigens nicht dasjenige, zu welchem der Herr Verfasser sich bekennt. Er glaubt nämlich, „daß die Kirche, der er angehöre, mancher Verbesserung gar sehr bedürfe," und beklagt es, „daß diejenigen, in deren Händen das Kirchenregiment ist, dem lauten Rufen nach Reformen, das seit den Concilien von Constanz und Basel nie geschwiegen, kein Gehör geben" (XII). Dies der Standpunkt,

von welchem aus er berichtet habe und auch beurtheilt zu werden wünsche.

Wir können nun zwar auf keine Weise diesen Standpunkt für haltbar anerkennen; denn zwischen dem gläubigen, unbedingten Gehorsam unter ein angeblich von Gott eingesetztes und aufrechterhaltenes Kirchenregiment — und der freien individuellen Anerkennung des Objektiv-Göttlichen, zu welcher die Protestation gegen die Auctorität jenes Regimentes hingeführt hat, giebt es wohl sehr viele auf Selbsttäuschung beruhende Uebergänge, aber keinen irgendwie haltbaren Standpunkt; — eine Wahrheit, welche so unbestreitbar ist, daß nur sie allein jene angebliche Renitenz der katholischen Kirchenobern, in die eigentlichen Reformen, die seit Constanz gefordert worden, einzuwilligen, erklärt — und so weit als möglich — entschuldigt. Diese Unhaltbarkeit des Standpunktes des Verfassers benimmt indessen dem Berichte, den er uns erstattet, nichts von seinem Werthe, wenn auch die Reflexionen, mit welchen er denselben begleitet, nur für diejenigen einige Bedeutung haben können, die sich mit ihm auf gleich bornirtem und ephemerem Standpunkte befinden. Das Streben, das längst abgeschlossene System der römisch-katholischen Kirche mit moderner Aufklärung zu verquicken und seine starre Stabilität wieder in Fluß zu bringen, ist selbst nur ein Moment der französischen Zustände; nur wer ein gleiches Streben hegt, ist nicht befähigt, dieselben nach ihrer ganzen welthistorischen Bedeutung aufzufassen und zu würdigen. Wir werden uns daher auch darauf beschränken, mit Uebergehung der subjektiven Ansichten des Herrn Verfassers, nur auf das Thatsächliche aufmerksam zu machen, über welche die vorliegende Schrift uns berichtet.

* * *

Um aus eigener Anschauung über das wirkliche kirchliche Leben in Frankreich urtheilen zu können, hat Herr Professor Pflanz eine Reise nach Paris und der Normandie unternommen. In der vorliegenden Schrift bietet er uns die Ergebnisse seiner Nachforschungen, die sich mithin nur hinsichtlich eines Theiles des nordwestlichen Frankreichs auf eigene Beobachtung gründen. Der größte Theil derselben (S. 1 bis 279) bezieht sich auf die katholische, der kleinere auf die protestantische Kirche (274 — 306) und der kleinste auf die „neueren, kirchlichen Erscheinungen" (306—319), nämlich auf den Saint-Simonismus, die Templer, den Abbé Châtel und die Kirche des neuen Jerusalems. Wir werden die Hauptpunkte hervorzuheben uns

angelegen ſein laſſen, über welche die vorliegende Schrift uns ausführliche Angaben darbietet.

I. Katholiſche Kirche. Zuerſt giebt uns Herr Pflanz eine Ueberſicht von den Erziehungs- und Unterrichts-Anſtalten. Die von Napoleon gegründete Univerſität von Frankreich, iſt „eine mit dem Unterricht und der öffentlichen Erziehung in ganz Frankreich ausſchließlich beauftragte Körperſchaft.“ Unter ihr ſtehen 28 Akademien, welche theils nur aus einer, theils aus mehreren Facultäten beſtehen. Unter ihnen ſtehen die königlichen und die Communal-Collegien, ſo wie alle Privat-Unterrichtsanſtalten und die Primair- oder Elementarſchulen. Unabhängig von jenen Akademien ſind die Seminarien für die Geiſtlichkeit. Eigentlich ſollten die Candidaten derſelben auch die theologiſchen Facultäten beſuchen. Hr. P. behauptet indeß, die Biſchöfe erlaubten denſelben nicht mehr dieſen Beſuch, weil die Profeſſoren dieſer Facultäten auf die gallikaniſchen Freiheiten verpflichtet werden; ſo gebe es jetzt nur noch eine neufranzöſiſche ultramontane Kirche in Frankreich (24). Dieſer Iſolirung des Klerus habe zwar die Ordonnanz vom 25. December 1835 zu begegnen geſucht, welche akademiſche Grade zur Erwerbung der einträglicheren Pfarrſtellen erheiſcht; bis jetzt ſei aber dieſe Anordnung ohne Wirkung geblieben. — Von den ſorgfältig geſammelten Nachrichten über den Gymnaſialunterricht führen wir nur an, daß die, von de la Salle 1724 geſtifteten, von Napoleon 1808 hergeſtellten, dann 1824 erneuerten Schulen der frères des écoles chrétiennes auch von dem doktrinairen Miniſterium wieder begünſtigt werden. Von 1440 Brüdern und 221 Novizen werden 239 Inſtitute beſorgt, was als Gewinn anzuſehen, da im Jahre 1834 noch 15,000 Gemeinden waren, die kein Geld für Schulen verwilligen wollten. — Die Schullehrerbeſoldungen ſind ſehr gering; für Mädchenſchulen iſt noch ſehr wenig geſorgt. Zur Errichtung von Kleinkinderſchulen hat aber Guizot ſeit 1833 überall aufgemuntert.

Hinſichtlich der wiſſenſchaftlichen Bildung des Klerus bemerkt Hr. P., daß jetzt nicht mehr von der alten ehrwürdigen gallikaniſchen Kirche die Rede ſei; vielmehr herrſchten bei dem franzöſiſchen Klerus die Grundſätze der Jeſuiten vor. Die jungen Kleriker werden von Kinderjahren an abgeſondert erzogen; etwas Latein, wenig Griechiſch, gar kein Hebräiſch; dies die philologiſchen Vorſtudien der künftigen Theologen Frankreichs. Mit der neueren Philoſophie werden ſie nicht bekannt gemacht. Ihr Lehrbuch iſt die ſogenannte Lyoner Philoſophie von 1782, im Jahre 1834 neu aufgelegt. Da

ehemals so berühmte Sorbonne hat gegenwärtig keine theologischen Zuhörer. In den Seminarien wird keine Exegese gelehrt, Nichts von Kritik, Hermeneutik, biblischer Archäologie, grammatisch-historischer Interpretation. Selbst Kirchengeschichte und Kirchenrecht werden in der Regel dort nicht gelehrt, praktische Theologie sehr unvollständig; von Theorie der Kanzelberedsamkeit und Katechetik keine Rede. Dogmatik wird noch im scholastischen Gewande, Moral als Casuistik vorgetragen.

So findet denn Hr. P. „die Klagen über Unwissenheit der Geistlichen nur zu gerecht" (129). Ueber den moralischen Wandel derselben höre man jedoch keine Klagen. Auch sei bei denselben die Abschaffung des Cölibats nicht in Anregung gekommen; lobenswerth bei ihnen die Einrichtung der jährlich einmal gehaltenen Retraite.

Unter der Rubrik „äußere Stellung des Klerus" finden wir angegeben, daß die barmherzigen Schwestern jetzt 300 Häuser in Frankreich haben. Außerdem giebt es dort noch Lazaristen, die Mission vom h. Geiste, die Gesellschaft der Priester von St. Sulpice, Brüder der christlichen Schulen und Frauenklöster für Unterricht und Erziehung. Für die Seminarlehrer hatte zwar der Art. 24 des Concordats Unterschreibung der Deklaration von 1682 vorgeschrieben; seit der Restauration sei aber diese Vorschrift in Abgang gekommen.

Was die Weltgeistlichen betrifft, so kömmt auf 10,000 Seelen nur ein Pfarrer, auf 1000 Seelen ein Geistlicher. Ein Pfarrer 2ter Klasse unter 60 Jahren hat nur 1200, für die Succursales hat ein Vikar nur 300 Franken Gehalt! Für ganz Frankreich giebt es jetzt 3 Cardinäle, 14 Erzbischöfe, 66 Bischöfe, 1211 Canoniker, 3261 Pfarrer, 24,517 sg. Desservans, 6989 Vikarien, 449 Kapläne, 945 Aumoniers, 1158 Direktoren, Professoren ꝛc. bei den Seminarien, überhaupt also 11,732 Weltgeistliche. Frauenklöster giebt es 3024 mit ungefähr 18,000 Nonnen; aber nur 18 Klöster sind dem beschaulichen Leben gewidmet.

Von der Wirksamkeit des Klerus läßt sich schon nach dem Vorhergehenden wenig erwarten, da ihm nur geringe geistige und weltliche Mittel zu Verfügung stehen. Den näheren Angaben des Hrn. P. zufolge, lassen die Geistlichen in den Schulen biblische Geschichte und den „scholastischen Diözesan-Katechismus" auswendig lernen und rezitiren. Ueberhaupt — wenig gute Prediger; vorzüglich die Furcht angewendet, um dem Volke die Religion ehr ürdig zu machen. „Thut Buße, das Gericht ist nahe," dies der Refrain, der fast in allen Vorträgen der französischen Prediger wiederkehrt. Alles

wird zum Strafgerichte gemacht für die Philosophen und Schöngeister; als Mittel, demselben zu entgehen, Fasten, Abläſſe, Wallfahrten, Rosenkranz u. dgl. empfohlen. Der Gesang und viele Gebete bei dem Gottesdienſt, — welcher ausführlich beſchrieben wird, — ſind noch lateiniſch. Die Sonntagsfeier zu Paris ſehr wenig beachtet. Eigene Sittenpolizei hat der Pfarrer nicht auszuüben; auch werden keine Kirchenconvente gehalten. Strenge übt aber der Klerus das Recht der Excommunikation und der Verweigerung des kirchlichen Begräbniſſes, und bringt im Beichtſtuhle auf Beobachtung der Faſten- und Abſtinenzgebote, — jedoch ohne merklichen Erfolg. Auch die öſterliche Beichte und Communion wird von Wenigen gehalten. Von der im Jahr 1830 zu Paris in Folge einer angeblichen Viſion gefertigten, jetzt auch in Baiern verbreiteten Wundermedaille aber ſind auch in Frankreich viele Tauſende abgeſetzt worden. Häufig werden auch noch Abläſſe ertheilt.

Zum Beſchluſſe dieſes Abſchnittes giebt uns Hr. Pf. als Reſultat: „daß die franzöſiſche Geiſtlichkeit durch Lehre, Cult und Kirchendisciplin das religiöſe und kirchliche Leben eifrig zu fördern ſucht, daß aber dieſer Eifer nicht immer die gewünſchten Früchte trägt, theils, weil die Geiſtlichkeit ſelber größtentheils aus Mangel an gründlicher, wiſſenſchaftlicher Bildung in der Wahl der Mittel nicht durchweg glücklich iſt, theils auch, weil in dem Volke noch viel zu wenig religiöſer Sinn ſei, als daß ihr Streben, wenn es auch zweckmäßiger wäre, gehörigen Anklang finden könnte“ (224).

Herr Pf. ſucht dann den Einfluß zu beſtimmen, welchen die Literatur auf das Volk ausübe. Er meint, die Journaliſtik ſpiele hierbei die größte Rolle. Ueberall Tagblätter zu finden: in den Kaffeehäuſern, in den Gärten des Luxembourg, in den Omnibus. Politik — Hauptſache; Religion nur als Mittel angeſehen. Schließe der Klerus ſich der Regierung an, dann erhebe ſich Indifferentismus als Oppoſition; ſei die Regierung chriſtlich (?), dann die Oppoſition antichriſtlich. Am weiteſten in das Volk hinab reichten die kleinen ſatyriſchen Journale. Die Schriften aus den Zeiten und im Geiſte der Enzyklopädiſten gehörten noch immer zu den geleſenſten Volksſchriften. Von einigen wackeren Männern, — Juſſieu, Bradt, Lemaire, Picot, Furgler, Buchon, Bökel, Made u. m. a. — ſeien neuerdings Verſuche gemacht worden, durch gute Volksſchriften (namentlich die Bibliothéque populaire), auf das Volk zu wirken; in den wenigſten ihrer Schriften ſei jedoch die Religion berückſichtigt. Mehr zu hoffen ſei davon, daß man in der letzteren Zeit faſt alle Schriften

unſeres Kinderfreundes Chr. Schmidt in's Franzöſiſche überſetzt. Von den Dichtern übrigens Béranger Volksdichter, wie vor ihm noch Keiner. Herr Pf. führt (S. 239 — 241) das Urtheil an, welches Herr von Weſſenberg in ſeinen „Betrachtungen ꝛc." (1835) über Béranger's Lieder gefällt, und findet Nichts hinzuzuſetzen. Es iſt das Urtheil eines wohlwollenden deutſch-katholiſchen Geiſtlichen; aber kein Urtheil von welthiſtoriſchem Standpunkte. — Hinſichtlich des Katholicismus der neuen Romantiker beruft Herr Pf. ſich auf Saint-Marc-Girardin, der mit Recht bemerkt: „ſprechet nicht mehr von dem alten Katholicismus Boſſuet's; wir haben an ſeiner Stelle einen phantaſtiſchen Katholicismus." — Doch rühmt Herr Pf. die Religioſität Lamartine's und die Arbeiten Chateaubriand's, erwähnt flüchtig die philoſophiſchen Beſtrebungen Guizot's (?), Couſin's u. a. m., gedenkt der 1821 gegründeten Société de la morale chrétienne, die zwar mehrere wichtige Preisſchriften erzielt, aber in Bezug auf chriſtliche Lehre indifferent ſei. Die neueſte theologiſche Literatur beſteht, Herrn Pf. zufolge, mit Ausnahme von Genoude's Raison du christianisme, faſt nur in neuen Auflagen älterer Werke, zahlreichen Ueberſetzungen und Ausgaben des Thomas à Kempis, Ablaßbüchlein u. dgl. m. Bibeln ſind bis jetzt über eine Million Exemplare von der engliſchen Bibelgeſellſchaft in Frankreich verbreitet worden.

Demnächſt beſpricht Herr Pf. den Einfluß, den die Kunſt auf das Volksleben ausübe. Das Schauſpiel biete nur das Unerhörte, ſei eine Schule des Laſters; das Luſtſpiel biete nur das Leichtfertige, Frivole, die bildende Kunſt theils Schlachtgewühl, das Gräßliche, Entſetzliche, theils das Lüſterne; was die Muſik betrifft, ſo finde ſich in Frankreich außer dem römiſchen Choral keine Kirchenmuſik. Ueberhaupt trage in Frankreich die Kunſt zur Weckung und Förderung des religiöſen Lebens wenig bei, es gehe kein religiöſer Grundton durch ſie hin.

Wir übergehen, was Herr Pf. über das Verhältniß der Regierung zur katholiſchen Kirche bemerkt, und wenden uns zur proteſtantiſchen oder vielmehr reformirten Kirche; denn die meiſten franzöſiſchen Proteſtanten gehören der von Calvin und Beza gegründeten reformirten Confeſſion. Die aus derſelben ſich zum geiſtlichen Stande beſtimmen, machen ihre Studien auf den Collèges, daher dieſelben „vor den katholiſchen Geiſtlichen den Vorzug einer höheren wiſſenſchaftlichen Bildung erhalten." Es fehle indeß der proteſtantiſchen Kirche in Frankreich (wohl überall) an innerer und äußerer Einheit. Auch hier Spaltung in Rationaliſten und Pietiſten. „Auf Seiten

der ersteren, das müssen wir anerkennen — schreibt Herr Pf., findet sich größere Wissenschaftlichkeit, findet sich Mäßigung und Verträglichkeit; auf Seiten der letzteren dagegen ein unbeschränkter Glaubenseifer." Im Ganzen haben die 4 Mill. Protestanten 610 Pfarreien; nämlich die Reformirten 384 (unter 89 Consistorien) in 54, die Augsburger Confessionsverwandten 226 (unter 31 Consistorien) in 8 Departementen.

Was Herr Pf. über die neueren kirchlichen Erscheinungen beibringt, bietet uns Nichts erheblich Neues.

Die Resultate aller seiner Beobachtungen über das religiöse und kirchliche Leben faßt er in folgende zwei Sätze: „es mangelt dem größeren Theil der Priester die Weihe der Wissenschaft, und dem größeren Theil der Laien die Weihe des Glaubens" (319).

Im Ganzen ist die Darstellung und der Sammlerfleiß des Herrn Verfassers zu rühmen. Seine Schrift liefert einen werthvollen Beitrag zur kirchlichen Statistik Frankreich's.

6.

Ueber Reghellini's von Schio Examen du Mosaïsme et du Christianisme *),

mit dem Epigraph aus Lactant. Inst. Div. L. I. C. 11. Nr. 69. „video alium deum fuisse regem primis temporibus, alium consequentibus. Potest ergo fieri ut alius sit postea futurus. Si enim regnum prius mutatum est, cur desperemus etiam posterius posse mutari?“

Es ſind jetzt (1835) fünf Jahre, daß wir Bericht erſtattet haben über Salvador's Histoire des Institutions de Moïse et du peuple hebreu. **) Dieſe Schrift hatte die Abſicht, die Lehren und Geſetze Moſis darzuſtellen als enthaltend die Grundlage der wahrhaften Religion und des wahrhaften Rechtes. Sie machte aber den moſaiſchen Jehovah zur ſpinoziſtiſchen abſoluten Subſtanz und den Menſchen zum flüchtigen, bei dem Tod in die Subſtanz untergehenden Accidenz. Hieraus ergab ſich dann von ſelbſt, daß das Chriſtenthum, als eine Befähigungsanſtalt für einen jenſeitigen Himmel — zur Thorheit, der Staat aber, durch welchen jeder Einzelne das größtmögliche irdiſche Wohl erreichen ſollte, — zur bloßen Nützlichkeitsanſtalt wurde. Wie nun Salvador über den Talmud hinaus zu einem mehr oder weniger willkürlich gedeuteten, angeblich reinen Moſesthum, ſo verſuchten zu derſelben Zeit Andere über die kirchlichen Satzungen hinaus auf ähnliche Weiſe zu einem ſogenannten Urchriſtenthume zurückzuführen.

Die Julirevolution, indem ſie mit der alten Dynaſtie auch die theilweiſe reſtaurirte Influenz des röm. kath. Klerus beſeitigte, entfernte eben

---

*) Paris 1834. à la librairie orientale de Prosper Dondey-Dupré, Rue Richelieu Nr. 37. 3 Vol. 8.

**) S. A. K. 3. 1830. Nr. 108—112.

damit jeden bis dahin beſtehenden Grund zur Verſtellung, — freilich aber auch einen großen Theil des zur Thätigkeit erweckenden Anreizes. Rückhaltlos konnte ſich nun die Forſchung auf das Archiv der Geſchichte zurückwenden. Die politiſchen Irrungen aber, die aus der weſentlichen Spannung zwiſchen einem neuen dynaſtiſchen Intereſſe und dem Principe der Volksſouverainität, kraft deſſen die neue Dynaſtie den Thron beſtiegen, entſtehen mußten, waren wohl hauptſächlich Urſache, daß die nicht jüdiſchen Forſcher ſich zunächſt vorliebig der weltlichen Geſchichte zuwandten; denn außer einigen Schriften über die Reformation von Seiten der Aufgeklärten und einigen Verſuchen, die Vernünftigkeit (!) des Katholicismus zu erweiſen, von Seiten der Halbaufgeklärten, hat die chriſtkirchliche Literatur der letzten Jahre nichts Erhebliches aufzuweiſen. Nicht wenig zu dieſer Unfruchtbarkeit mag indeſſen auch der Umſtand beigetragen haben, daß die Hauptſtimmführer, für ſich ſelbſt über jede Autorität, als ſolche, — über jeden poſitiven Kirchenglauben hinausgerückt, in der Verfaſſung, dem Cultus und der Disciplin der römiſch-katholiſchen Kirche eine für das Volk nicht bloß nützliche, ſondern für jetzt noch unentbehrliche, weil noch nicht erſetzbare, Anſtalt reſpectirten, deren Anſehen bei dem großen Haufen zu ſchwächen ſie für unklug hielten.

Bei den Juden aber, welche in Frankreich ſchon ſeit der Revolution im vollen Beſitze des Staatsbürgerrechtes ſind, war kein unmittelbar drängendes Intereſſe vorhanden, die Geſchichte ihres Glaubens und Volkes öffentlich zur Sprache zu bringen. Unter den Wenigen, die in wiſſenſchaftlichem Sinne ſich mit dieſem Gegenſtande beſchäftigten, verdient jedoch Hr. Cahen eine auszeichnende Erwähnung. Das Rabbinenthum mit ſeinem Talmud ſteht zu Moſes und dem Alten Teſtamente in demſelben Verhältniſſe, wie die röm. kath. Kirche mit ihrem kanoniſchen Geſetzbuche und Allem, was dazu gehört, zu Jeſus und dem Neuen Teſtamente. Die Reformation begann für das rabbiniſche Judenthum, wie für die röm. kath. Kirche in Deutſchland — mit Populariſirung der älteſten Religionsurkunden. Mendelsſohn überſetzte das A. Teſt. in's Deutſche; — Cahen hat es nun auch in's Franzöſiſche übertragen. Im Vorworte zu demſelben macht der Letztere auf den Gang aufmerkſam, den die Exegeſe bei ſeinem Volke genommen, und wir glauben die Hauptmomente dieſer Darſtellung um ſo eher hier andeuten zu dürfen, da ſie zugleich eine intereſſante Parallele zur Geſchichte der Exegeſe in der chriſtlichen Kirche darbietet. Zur leichteren Ueberſicht führen wir die ausführlichere Darſtellung Cahen's auf folgendes Schema zurück: Die jüdiſche Bibelexegeſe befolgte

I. die dogmatiſche Methode, welche davon ausgeht,

heiligen Schriften von Gott selbst dictirt oder inspirirt worden sind. Von diesem Standpunkte aus gestaltet sich:

1) eine religiöse Dogmatik. Die Rabbinen suchen darzuthun, daß die mündlich überlieferte Lehre in der ursprünglich niedergeschriebenen enthalten sei. (Diese reinkirchliche Function wiederholt sich in den katholischen Kanonisten.)
2) eine philosophische Dogmatik.
   a) Philo bemühte sich nachzuweisen, daß die Platonische Lehre, — welche von aprioriſchen Grundsätzen ausgeht, um das Wirkliche hiernach zu begreifen und zu gestalten, — wesentlich mit der offenbarten übereinstimme. (Ein ähnliches Streben zeigte sich bei den platonisirenden christlichen Kirchenvätern der ersten Jahrhunderte.)
   b) Maimonides führte zuerst (in seinem moré-nebuchim) die aristotelische Philosophie, — welche von der Erfahrung zum Allgemeinen aufsteigt, — in die Schrifterklärung ein, und suchte mittelst derselben die anscheinlichen Widersprüche und Dunkelheiten aufzulösen. (Dasselbe setzten die katholischen Scholastiker sich zur Aufgabe.)
   c) Mendelsohn suchte in seiner Bibelübersetzung den Pentateuch mit den neueren Entdeckungen in den Naturwissenschaften in Einklang zu bringen. (Gleiches versuchten seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zahlreiche sogenannte Rationalisten der katholischen und akatholischen Kirchen.)
3) eine politische Dogmatik.
   a) Göttliches Recht, welches die Quelle der Rechte der Regenten im Himmel aufsucht, und daraus die Pflichten der Unterthanen ableitet: unbeschränkte autokratische oder aristokratische Herrschgewalt. Die Länder und Völker sind von Gott den legitimen Königen zum Eigenthume verliehen, die aber selbst durch die Krönung Eigenthum der Kirche werden. (Da dieses Recht bei den Juden keinen Dogmatiker gefunden, so erinnert Cahen hier an Bossuet's politique sacrée, welche allerdings in vielen Beziehungen zur jüdischen Literatur gerechnet werden kann; doch hätte er Hrn. v. Haller und mehrere Andere hier ebenwohl erwähnen können.)
   b) Volkssouverainität, welche von den Bedürfnissen, dem aufgeklärten Willen, dem Rechte der Regierten ausgeht, und daraus die Pflichten des Regenten ableitet. So Salvador in seiner Histoire des Instit. de Moïse. — (Wir finden Keinen

in der christlichen Kirche, der diese Tendenz vollständiger repräsentirt, als den Abbé de Lamennais.)

II. Kritische Methode. Sie sieht von außerordentlicher Einwirkung bei Abfassung der heiligen Schriften ab und erforscht dieselben in ihnen und um ihrer selbst willen, mit Hülfe der Philologie, Archäologie, Ethnographie u. s. w. (Zu dieser nun bekennt sich Hr. Cahen, und stellt sich hiermit auf denselben Standpunkt, auf welchem sich die Mehrzahl der akatholischen Dogmatiker in Deutschland findet, welche der sogenannten historisch-grammatischen Exegese huldigt.)

Wie aber zu derselben Zeit, in welcher die rationalistisch gläubige Exegese in der christlichen Kirche aufgekommen, im Verborgenen sich eine Art von Verschwörung gegen jeden eigentlichen Glauben bildete, so scheint dasselbe Phänomen sich auch bei den jüdischen Aufklärern zu wiederholen. Schon Hoëné Wronsky hat in seinem Messianisme (T. I. p. 45. 60 etc.)*) von Secten gesprochen, deren Lehren er als höllischen oder kakodämonischen Mysticismus bezeichnet, und deren Vorhandensein und geheime Wirksamkeit er zu seiner Zeit zu entlarven verspricht. „Die Lehre des Messianismus," heißt es (a. a. O. S. 60), „wird endlich den dichten Schleier zerreißen, der so völlig diese Trümmer der Vorwelt den Augen der Menschen verbirgt." Zu diesen Secten zählte er auch die St. Simonisten (a. a. O. S. VII. 62. 68. 72.); wir müssen aber nunmehr vermuthen, daß er auch auf eine noch namenlose Secte oder Verbrüderung hindeuten wollte, welche, wie kürzlich behauptet worden**), von Paris aus sich durch Frankreich und Deutschland verbreitet, und an die Stelle sowohl der mosaischen als der christlichen Religion einen mystischen Naturalismus zu setzen sich angelegen sein läßt***). Aus diesem geheimen Bunde scheinen, — der Abfassung und dem Verleger nach zu urtheilen, — die Paroles d'un voyant, en réponse aux paroles d'un croyant, de Mr. l'abbé de la Mennais, par J. Aug. Chaho (Paris 1834. Dondey-Dupré), — dann aber auch zwei Schriften von Reghellini de Schio hervorgegangen zu sein, deren erstere unter dem Titel: La maçonnerie, considérée comme le résultat des religions égyptienne, juive

---

*) Der Messianismus, die neuen Templer ꝛc. v. F. W. Carové. 1834. S. 208.

**) Worte der Vernunft, des Rechtes und der Freiheit ꝛc. (1834.)

***) Auch die Epopten der neuen Templer mögen hierhin gehören. Vergl. Levitikon. 1831. S. 57 ff. 66 ff. und 279 ff. Man vergesse aber nicht, daß auch die Jesuiten eine geheime Congregation gebildet haben, welche nicht bloß in Frankreich die alte Geister- und Seelensclaverei wiederherstellen möchte.

et chrétienne (3 Vol. chez Dondey-Dupré) — erſchienen, deren letztere: Examen du Mosaïsme et du Christianisme, — uns zu gegenwärtiger Anzeige Veranlaſſung gegeben.

Der Verfaſſer der zuletzt angeführten Schrift ſtellt die Ergebniſſe der darin angeſtellten Unterſuchungen am Schluſſe des dritten Bandes (S. 545 — 549) zuſammen und bevor wir uns darüber äußern, wird es zweckmäßig ſein, dieſelbe unſeren Leſern in treuer Ueberſetzung vorzulegen.

„Wir glauben," ſagt Hr. R. a. a. O., „daß aus dieſer Unterſuchung hervorgeht: daß das Leſen und die Verbreitung des A. Teſt. mit unſeren Sitten und Geſetzen unverträglich iſt; daß es ein Libell gegen die beſtehenden Regierungen iſt, um ſo mehr, da es uns die jüdiſchen Patriarchen als ſehr verdorbene und unſittliche Menſchen darſtellt, — die Richter Iſraels als blutgierige, zu Meuchelmord geneigte Sclaven, — die Könige Juda's und Iſrael's als Verräther und als mit Mordthaten bedeckte, in Unzucht verſunkene Uſurpatoren; die Hohenprieſter als Gelderpreſſer, die das Volk in grauſamer Sclaverei hielten, und deren Heiligkeit ein Wahnbild iſt, da ſie, mit tauſend Verbrechen beſudelt, von Heiden zur Hohenprieſterwürde erhoben wurden.

„Die Forſchung vergewiſſert uns, daß die Juden immer Sclaven waren, daß ſie keineswegs das Eigenthum des Grund und Bodens von Judäa hatten und daß ſie Menſchenopfer und Naturdienſt zuließen.

„Es hat ſich ergeben, daß die Vulgata ein Geſetzbuch voller Widerſprüche iſt, und daß oft ein Geſetz durch das andere aufgehoben wird, ohne in Anſchlag zu bringen, daß der heil. Hieronymus in ſeinem barbariſchen Styl Aenderungen darin vornahm, die mit der Ueberſetzung der LXX und mit der Geſchichte nicht übereinſtimmen.

„Wir haben geſehen, daß dieſes Buch auf keine Weiſe von Moſe ſein kann, der mehrere Jahrhunderte vor der Zeit gelebt hätte, in welcher man die Schrift kennen lernte, und daß Joſua im Cap. 8, V. 32. ankündigt, er habe das Deuteronom, welches Moſe dem Volke vermacht, in Stein gegraben, — was unmöglich, wenn man, um ein Wort zu verzeichnen, mehrere Figuren braucht. Was man von den jüdiſchen Schriften beigebracht, iſt von widriger Obſcönität, von Unwiſſenden niedergeſchrieben, die beſonders Feinde der Könige waren, und zuſammengeſtellt, um die Kaſte der Steuereinnehmer zu Anſehen zu bringen; eine Kaſte, welche die oberherrſchenden Souveraine vertrat, und durch alle Mittel ſich bei einem Volke zu einer geheiligten zu machen ſuchte, welches nur widerwillig die Abgaben zahlte, von denen es niedergedrückt wurde.

„Dieſe Thatſachen waren es, welche der Secte der Zeloten Entſtehung und Ausbreitung gaben, einer Secte, die von einem den Un-

terdrückten natürlichen Unabhängigkeitsgeiſte beſeelt, ein Haupt an ihre Spitze ſtellte, das ſie den Befreier, den Chriſt nannte, — die ſich wie ein Blitz durch die dem römiſchen Reiche unterworfenen Provinzen verbreitete und überall, wo ſie aufkam, aufrühreriſche Bewegungen verurſachte.

„Die Geſchichte hat erwieſen, daß die Häupter der chriſtlichen Zeloten die Maſſen in Bewegung ſetzten, um durch Zerſtörung des Kaiſerreiches ihre eigene Herrſchaft zu erweitern, und daß ſie diejenigen, die ſich für ihr Intereſſe opferten, zur Unſterblichkeit erhoben.

„Die Forſchung hat erwieſen, daß das N. Teſt. erſt nach der Sittenverbeſſerung geſchrieben worden, daß es, ebenſo wie das A. Teſt., ein unſittliches Buch iſt, welches den Ungehorſam gegen jede Staatsregierung predigt, — wie dieß die Oberhäupter des Chriſtenthums von Anfang an bis auf den heutigen Tag durch Thatſachen erwieſen haben.

„Es iſt bemerkt worden, daß die erſten Helden des Chriſtenthumes identiſche Perſonen ſind mit denen, welche in dem Kriege der Juden gegen die Römer auftraten, daß der Chriſt nur ein allegoriſches und Gedankenweſen (être de raison) iſt und daß das Problem ſeiner wirklichen Exiſtenz ſich verneinend auflöſt.

„Eine genaue Unterſuchung hat erwieſen, daß diejenigen, welche auf der Kirchenverſammlung zu Nicäa die Glaubenslehren veſtgeſtellt, corrumpirte Menſchen waren, Nichtswürdige, die vom römiſchen Hofe mit dem Titel von „ſehr heiligen“ bekleidet, Feinde aller Gewalt und Ordnung waren.

„Die Geſchichte hat erwieſen, daß diejenigen, welche man Biſchöfe nannte, Reichsbeamte waren, die von heidniſchen Fürſten zu dieſer Würde erhoben wurden, und daß das chriſtliche Prieſterthum oft der Preis der Verwegenheit und der Intrique war, zuweilen beſtimmt, der Menſchheit oder dem Staate geleiſtete Dienſte zu belohnen; aber man hat auch geſehen, daß man einen Kaiſer oder einen Uſurpator zum Geiſtlichen machte, um ſich ſeiner zu entledigen.

„Die Forſchung hat erwieſen, daß in den Zeiten der Barbarei dieſes Prieſterthum, um ſich Ländereien zu verſchaffen oder um ſich den Beſitz derer, welche es uſurpirt hatte, zu verſichern, Urkunden geſchmiedet und grauſame Bürgerkriege verurſacht, um ſeine Kinder, Neffen und Anhänger zu bereichern; Kriege, welche Ströme Blutes in Deutſchland, Frankreich und beſonders in Italien fließen machten, um des Kaiſerthrones zu Rom ſich zu bemächtigen und den päpſtlichen Despotismus durch Knechtung des Volkes zu beveſtigen.

„Die Geſchichte hat erwieſen, daß die Fürſten der Kirche die furchtbarſten Feinde jedes weltlichen Souverä[illegible] Aufklärung und Mis-

ſenſchaft ſind. Ihre Bücher ſind vorhanden, und die darin enthaltenen für göttliche Gebote ausgegebenen Grundſätze ſind es, welche tauſend Unordnungen verurſacht, mächtige Fürſten geſtürzt und Uſurpatoren auf den Thron gehoben ...

„Obgleich die Juden oder ihrer abbiniſchen Schriften dieſem habgierigen und ſelbſtſüchtigen Prieſterthume die Wege bereitet, ſo ſind es doch gerade ſie, denen das Menſchengeſchlecht jenes Regenerationsſyſtem verdankt, welches ſeit zwanzig Jahrhunderten den Despotismus bekämpft und das Joch der Unterdrückung zu zerbrechen getrachtet. Die Secte der Zeloten iſt eine jüdiſche und über das ganze römiſche Reich verbreitet. Sie erhob überall einen Befreier, einen Chriſt. Die Juden können ſtolz darauf ſein, daß die Religion, welche Europa und Amerika bedeckt, aus der jüdiſchen, als ihrem Stamme hervorgegangen, den Namen tragend des Idols der Secte der Zeloten, des Chriſt's, des Befreiers, aus welchen man die Chriſten, die Befreier, die Freiſinnigen (libéraux) gemacht hat." —

Dies ſind die Ergebniſſe der weitläufigen Erörterungen, welche Hr. Reghellini dem franzöſiſchen Publicum in drei umfänglichen Bänden dargelegt hat, und als deren Kernpunkt man das Beſtreben, die erſten Chriſten mit den jüdiſchen Zeloten zu identificiren, betrachten kann. Da nun wohl die wenigſten unſerer Leſer ſich veranlaßt finden dürften, in jener Schrift ſelbſt der von ihrem Verf. verſuchten Beweisführung nachzugehen, ſo wird es denſelben vielleicht nicht unlieb ſein, wenn wir die Hauptargumente jener Deduction in gedrängteſter Kürze zuſammenzuſtellen verſuchen. —

Nachdem R. im erſten Bande ſowohl die Immoralität und Unechtheit des A. T., als die Unſittlichkeit und Empörungsſucht des jüdiſchen Volkes zu erweiſen geſucht, unternimmt er im zweiten darzuthun, daß der Jeſus der Chriſten gar nicht wirklich exiſtirt habe. — „Das N. T.," bemerkt er, „beginnt mit dem Geſchlechtsregiſter J. C., als des Sohnes David's, und dennoch widerlegt Jeſus ſelbſt (Mtth. 22, 42 ff.) die Phariſäer, welche behaupteten, Chriſtus müſſe David's Sohn ſein. Dieſe Fragen und Antworten beweiſen uns, daß der Verf. dieſes Evang. Chriſtum als ein gnoſtiſches Weſen betrachtete, welches von Ewigkeit her exiſtirte, und der Befreier war, welchen die Juden erwarteten, ſo wie Esdras ihn verheißen hatte." (II. 167.) Sueton und Juvenal ſprechen von einem Chriſtus in Rom, der faſt gleichzeitig mit dem in Jeruſalem das Haupt von Aufrührern war. Ein gewiſſer Noevius hatte ein Drama (Laureolus) gedichtet, worin das Haupt der Rebellen, nachdem es gekreuzigt, in voller Glorie vom Kreuze herabſtieg. Domitian wollte, Lau-

reolus ſolle ſelbſt ans Kreuz genagelt werden: „non falsâ pendens in cruce Laureolus.“ (171.)

Die Setheaner, welche in den erſten Jahrhunderten der Kirche blühten, behaupteten, Jeſus habe nur in der Perſon Seth's exiſtirt; Jeſus Chriſtus ſei nur ein allegoriſches Weſen. Die Ebioniten glaubten, Jeſus ſei Adam oder ſonſt eine Emanation des Geiſtes Gottes. Die Gnoſtiker verabſcheuten diejenigen, welche den Gekreuzigten anbeteten. Ihr Chriſt war das Pleroma, auf die Erde herabgekommen, um die Tyrannen ihrer Gewalt zu berauben. Die Carpokratianer, welche ſich an Apſtg. 2, 44. hielten, wonach Alle Alles gemein hatten (die Frauen gehörten im Oriente zu den Sachen), — lehrten, Chr. ſei nur ein Gedankenweſen. Auch die Valentinianer ſahen Chriſtus als allegoriſches Weſen an. Hermogenes lehrte zu Ende des 2. Jahrh., der Körper Chriſti ſei in der Sonne enthalten, und die Baſilianer behaupteten, Chr. ſei nicht gekreuzigt worden, ſondern habe ſich nur metamorphoſirt. Den Helkeſiaſten, die aus den Ebioniten hervorgegangen, war Chr. ein chimäriſches Weſen; Andere dagegen hielten ihn für einen bloßen Menſchen. Theodor von Byzanz verſicherte, erſt Euſeb, unter dem Papſte Zephirin, habe die Gottheit Jeſus gelehrt. Theodoret und Epiphanias berichten, zu den Zeiten der Verfolgungen unter Galerius habe Hierokles von Nicomedien ein Werk, betitelt „die Philalethen,“ geſchrieben, in welchem er die Lehren angefochten, die unter Petri und Pauli Namen verbreitet wurden, und behauptet: Chriſtus, von Jeruſalem verjagt, habe 900 Menſchen um ſich verſammelt, mit denen er das Land geplündert. Auch Fauſt, der Manichäer, beſtritt (Ende 2. Jahrh.) Geburt und Exiſtenz Chriſti; er verglich ihn mit Mithra und behauptete, „alle Welt wiſſe, daß die Evangelien weder von Chr., noch von ſeinen Apoſteln, ſondern lange nach ihnen von Unbekannten geſchrieben worden.“ (August. c. Faust. II. 1.) u. ſ. w. (II. 171 ff.)

Auf dieſe Weiſe hofft nun wohl Hr. R. die Perſon Jeſu Chriſti aus dem Wege geräumt zu haben, und nachdem er ſo jenen Eckſtein, — der ihm ein Stein des Anſtoßes geworden, — beſeitigt, geht er auf deſſen Lehre und Anhänger über. Er bemerkt zuvörderſt: Unter der Verwaltung des Cyrenius bildeten ſich die geheimen Geſellſchaften, welche die Fahne der jüdiſchen Freiheit und Gleichheit erhoben, und „deren Lehren von Simon, dem Saducäer, und Judas, dem Galiläer, gepredigt wurden“ (II. 179.). Das N. Teſt. ſpricht nirgends von dieſer Geſellſchaft, während es aller übrigen Secten Erwähnung thut. Aber die chriſtl. Kirche feiert am 28. October zugleich Simon und Judas. Judas nennt ſich in ſeiner Epiſtel einen Diener Jeſu Chriſti und Bruder Jakobs.

Jakob war offenbar ein Haupt der Zeloten. Lukas nennt den Jakob Zelotes (hier verwechselt R. den Judas mit Simon, der Lukas 6, 15. als Ζηλωτης bezeichnet wird). Simon und Judas werden mit Säge und Axt dargestellt; — mit diesen beiden Instrumenten öffneten die Zeloten die Thore Jerusalems und des Tempels, und zerstörten die Häuser der Reichen. Diese Instrumente dienten nicht zur Bestrafung rebellischer Juden. Judas und Simon verwüsteten nach Herodes d. Gr. Tod Judäa und das Land von Jericho; und Simon wurde als Rebell gekreuzigt. Josephus in seiner Geschichte der Juden (XVIII. 1. art. 760.) schildert aber die Secte der Zeloten folgendermaßen: „Der Enthusiasmus war die Seele dieser Gesellschaft; mit glühender Liebe strebten sie nach vollkommener Gleichheit und Freiheit. Nur Gott war ihr Herr und König. Die römische Polizei verfolgte sie, wo sie deren antraf... Sie gaben Beweise eines bis dahin bei den Juden unbekannten Stoicismus..." Selbst Kinder weigerten sich standhaft, den Kaiser ihren Herrn zu nennen. (Jos. B. J. VII. 36. a. 540). Diese Secte entstand in Judäa zu derselben Zeit, in welche man die Geburt Christi versetzt."

„Ihre Lehre war dieselbe, wie die des Befreiers."

a) Die Evangelisten stellen die Pharisäer und Schreiber dar als der Regierung ergebene Leute, als Feinde jeder Priesterreform. Auch zeigt Mark. 12, 14., daß die Pharisäer dagegen Jesum als Anhänger der Zeloten Simon und Judas, oder Manahem's oder des Simons Barjonas ansahen; denn sie fragen ihn, ob es erlaubt sei, Steuern zu zahlen? und bemerken: er nehme keine Rücksicht auf die Person, — gerade wie die Zeloten weder Richter, noch Priester, noch Reiche achteten, und sich zum Theil empörten, weil sie keine Steuern an die Römer zahlen wollten (II. 196 ff.).

b) Der Befreier wiederholt zwar das Gebot, Vater und Mutter zu ehren; er selbst aber war ihnen schon als Knabe ungehorsam (Luk. 2, 43 ff.), und erklärte demnächst: „wenn Jemand zu mir kommt, und haßt nicht Vater und Mutter ꝛc." Luk. 14, 26.; sagt dem Sohne, der uralter Vorschrift gemäß seinem verstorbenen Vater die letzte Ehre bezeigen will: „lasse die Todten die Todten begraben" (Mtth. 8, 21 f.), und bezeigt Mtth. 12, 47—49. seiner Mutter wenig Ehrerbietung...

c) Jesus selbst erklärt Luk. 4, 18., er sei gesandt: „zu verkündigen das Evangelium den Armen, — zu predigen den Gefangenen die Erlösung, — die Zerschlagenen zu erledigen, zu predigen das angenehme Jahr des Herrn." Auch wurde er (Luk. 23, 2 ff.) angeklagt, daß er gewehrt, Steuern zu entrichten, und die Evangelien stimmen darin

überein, daß er König werden wollte. In dieſen und mehreren anderen Beziehungen findet zwiſchen ihm und Manahem, wie Joſephus (de B. Jud II. 32. a. 205 f.) ihn darſtellt, große Aehnlichkeit ſtatt. Uebrigens wird auch Apſtg. 13, 1. ein Manahem unter den Anhängern Chriſti genannt. Ebenſo bietet die Geſchichte des Simon Barjonas (b. Joſ. B. J. IV. 30. 32. V. 19 etc.) mit der des Befreiers merkwürdige Vergleichungspunkte dar. (II. 106 ff. 297 ff.) Und nicht nur wendet Chr. ſich an die Armen, ſondern erklärt auch, er ſei gekommen, um Zwieſpalt zu ſtiften zwiſchen Sohn und Vater, Tochter und Mutter (Mtth. 10, 34 ff.); und bei ſeinen Anhängern werde Keiner herrſchen und Gewalt haben; ſondern, wer groß ſein wolle, der möge dienen (Mtth. 20, 25 f.).

d) Auch fand Chr. Widerſtand bei den Reichen; aber Anhänger unter den Armen und ſolchen, die ſchlechten Wandel führten. Wirklich erklärt er, wie es faſt unmöglich ſei, daß ein Reicher in ſein Reich eingehe (Mark. 10, 14 ff.), und gebot, Alles den Armen zu geben. Auch wurden die Chriſten die Armen, die Heiligen genannt, und Apſtg. 5. zeigt, daß es lebensgefährlich war, etwas Eigenes für ſich behalten zu wollen. Ebenſo berichtet Joſephus (de B. J. IV. 22. a. 326. 24. a. 330.), daß die Reichen flohen und getödtet und beraubt wurden, wenn ſie ſich den liberalen Zeloten nicht anſchließen wollten (II. 220.); daß ſich aber durchgängig Leute ſchlechten Lebenswandels an Chriſtum anſchloſſen, iſt aus Mtth. 9, 10. Luk. 5, 29 f. Mark. 2, 14 ff. zu erſehen.

e) Wie den Zeloten — ging Chriſto der Schrecken (terreur) voraus. Dem Lande, welches ſeine Jünger nicht aufnimmt, ſoll es ſchlechter ergehen, als Sodom und Gomorrha (Mtth. 10, 14 f.), und „die Feinde, die ihn nicht zum Könige haben wollen," ſollen vor ſeinen Augen umgebracht werden (Luk. 19, 27.). Vor ſeinem Einzuge in Jeruſalem läßt er ſich, als Herr, ein Füllen holen. Auch die Zeloten nannten nur ihr Oberhaupt Herr. Die 12 Apoſtel und die 70 Jünger ſollen ſich Schwerdter kaufen. Hieraus ſind jene anderen Stellen zu erklären, wo Kreuz zu nehmen geboten, wie Mtth. 10, 38. 16, 24. Mark. 8, 34 u. ſ. w. Kreuz war nur eine andere Bezeichnung für Schwerdt. Chriſtus ſelbſt erklärt, er ſei nicht gekommen, Friede, ſondern das Schwerdt zu bringen (Matth. 10, 34. Luk. 11, 53 ff.). Dieß erklärt, warum nächtlich Bewaffnete geſendet wurden, Jeſum einzufangen, und wie Petrus das Schwerdt gegen die Geſendeten erheben konnte. Dieß erklärt auch, wie Petrus an 5 Moſ. 18, 15 ff. erinnern konnte, daß, welche Seele den verheißenen Propheten nicht hören werde, getilget werden ſolle aus dem Volke (Apſtg. 3, 22 ff.) Noch Paulus wird angeklagt, Auf-

ruhr zu ſtiften und ein Haupt zu ſein der aufrühreriſchen Rotte der Nazarener. (Apſtg. 24, 5 ff.).

f) Die Glaubenslehre des Befreiers war aber: „der Herr, unſer Gott, iſt der einzige Herr, und den Nächſten liebe, wie dich ſelbſt.“ .. Alſo: Unabhängigkeit und allgemeine Republik; alſo Alles gemein. Der Geſetzgeber ſelbſt hatte ſich Allen gleich gemacht; — nach dieſem Reiche der Gleichheit und Freiheit fragten die Apoſtel noch nach Chriſti Auferſtehung (Apſtg. 1, 6.); — der Erſatzmann für Judas wurde, wie bei den Zeloten, durch das Loos gewählt; — Chriſtus hatte Jedem ein gleiches Recht mit den Prieſtern zugeſtanden. — So ſagt auch Chateaubriand in ſeinen Étud. hist.: „ich beweiſe, daß die chriſtliche Kirche eine auf das Princip der vollkommenſten Gleichheit (de la plus complète égalité) war; — als das Volk (peuple) verſchwand, wurde es Prieſter und bewahrte ſich unter dieſer Verkleidung den Gebrauch und die Souverainität ſeiner Rechte ... Die Freiheit iſt eine Chriſtin (la liberté est chrétienne).“... Dieß nun, daß Gleichheit, Freiheit, Brüderſchaft verheißen, war ebenwohl Haupturſache, daß das Chriſtenthum bei Sklaven, Unterdrückten und Barbaren ſo raſch und leicht ſich verbreitet (II. 223 ff.).

g) Wirklich iſt die Predigt des erſten Märtyrers, des Stephanus, durchaus „demagogiſch,“ wie er denn namentlich von Moſe rühmt, daß er den deſpotiſchen Aegypter erſchlagen. Jakobus predigt den zerſtreuten Judenchriſten „das Geſetz der Freiheit“ (C. 1, V. 25.), und der Gleichheit (2, 1—9.), und „wer nicht thut, wie geboten, ſoll gerichtet werden nach dem Geſetze der Freiheit“ (2, 12. 13.), welches, nach Apſtg. 3, 22—24. zu urtheilen, kein anderes war, als: Freiheit und Gleichheit — oder Tod.

„Petrus und Johannes lehren das Volk, und das Volk ſcheint an ihrer Lehre Gefallen gefunden zu haben (Apſtg. 5, 26.); hätten ſie Gehorſam unter die Obrigkeit geprebigt, würde es ſie verfolgt haben. Auch ſtellt Gamaliel ſie (Apſt.. 5, 36 ff.) in gleiche Reihe mit Theudas und Judas, den Galiläern, welche Zeloten waren. Auch Theudas — oder Thaddäus — hielt auf Gemeinſchaft der Güter (ſ. Jos. H. J. XX, 11. a. 838.) Judas aber predigte Herſtellung der alten Freiheit, wo keine Steuern bezahlt wurden, und plünderte die Reichen (Jos. eod. XVIII. 1.). Joſephus, der um 70 ſchrieb, bezeichnet die von Judas geſtiftete Secte der Zeloten als die vierte, nach den Sadducäern, Eſſäern und Phariſäern; mithin kann die chriſtliche damals noch nicht unter dem Namen der chriſtlichen exiſtirt haben; — er bemerkt aber auch, daß die Secte der Zeloten „nicht blos Judäa in Unruhe verſetzt habe“ (l. c. c. 2.) Uebrigens war

Judas im J. 6 und Theudas im J. 44, also nicht, wie es Apstg. 5, 38. heißt, vor Judas aufgestanden.

„Paulus ist wohl derselbe mit dem Saulus, von welchem Joseph (H. J. XX. 7.) sagt: „er hatte viele Kriegsleute, war gewaltthätig und immer bereit, den Schwachen zu unterdrücken ꝛc.“ Apstg. 21, 38. wird er für den Aegypter angesehen, „der vor diesen Tagen einen Aufruhr gemacht hat ꝛc.“ Apstg. 24, 5. wird ihm Schuld gegeben, „Aufruhr zu erregen allen Juden in der ganzen Welt und ein Haupt zu sein der Secte der Nazarener“; — Apstg. 17, 6. 7. wird er bezeichnet als gehörig zu denen, „die den ganzen Weltkreis empören,“ — die sagen: „ein Anderer sei König (als der römische Kaiser),“ — dasselbe, was nach Sueton den Christen zu Rom vorgeworfen wurde. Wirklich steigt er (Apstg. 18, 2.) zu Korinth bei Aquila ab, der in Folge des Edictes des Claudius Rom verlassen und somit wahrscheinlich zu den Unruhestiftern gehörte, — „quos vulgus Christianos appellabat“ (Tac. Ann. XV. 44.)

„Ueberhaupt aber war es nicht die Frage über einen Jesus-Gott, gleich ewig mit seinem Vater, welche die Juden zu Rom, Antiochien, Alexandrien und Jerusalem in Bewegung brachte; sondern die Freiheit, der Messias, der Christ, d. h. der Befreier, und der Brief des Plinius (L. X. ep. 97.) beweist, daß man die Christen von Bethanien nicht wegen ihrer Religion verfolgt, sondern weil der Kaiser ihre geheimen Versammlungen für Verschwörungen gegen die Staatsgewalt gehalten. „Haeterias esse vetueram“ (ἑταιρεια bedeutete bei den Griechen besonders Verbindungen zu politischen Zwecken). Auch würden gewiß weder Trajan, noch Antonin so viele Verbrüderte haben strafen lassen, wenn sie dieselben nicht für staatsgefährlich gehalten...

„Nach der Zerstörung Jerusalems hört man Nichts mehr von Sadducäern, Pharisäern, Zeloten oder Sadocheer, Galloniten; man findet diese Namen gleichsam ersetzt durch viele andere Secten, die den Lehren des Simon und Judas folgten, Beschneidung und andere gesetzliche Vorschriften der Juden beobachteten. Spuren solcher Christen finden sich noch in Abyssinien und Aethiopien (II. 233 ff.)“

Dieß sind die Hauptargumente, welche R. zur Begründung seiner Hypothese beigebracht hat. Dieselben im Einzelen hier kritisch zu beleuchten, wäre in mehr als einer Beziehung unstatthaft. Im Allgemeinen glauben wir jedoch Folgendes darüber anmerken zu dürfen. Auffallen muß es vor Allem, daß R. seine Hauptbeweise aus Schriften geschöpft, die er für untergeschoben erklärt, und die nur Bedeutung haben können, wenn man Jesum für eine wirkliche geschichtliche Person

hält, den R. nur als Gedankenweſen angeſehen wiſſen will. Ebenſo auffallend iſt es, daß R. jene Beweiſe aus Schriften geſchöpft, in denen doch die der ſeinigen entgegengeſetzte Anſicht jedenfalls die vorherrſchende iſt. Mögen auch, was ſeit den Wolfenbüttler Fragmenten nicht mehr füglich in Abrede geſtellt werden kann, — mögen auch die meiſten Apoſtel mit den übrigen Juden auf einen nicht blos religiöſen Volksbefreier gehofft, mögen ſie denſelben in Jeſus gefunden zu haben und noch lange nach deſſen Tod an deſſen baldige Wiederkunft zur Befreiung des erwählten Volkes geglaubt haben, ſo war und blieb doch — die freiwillige Erduldung aller Entbehrungen, Schmerzen und ſelbſt des Unrechtes, um der Welt und dem natürlichen Selbſt abzuſterben — der eigentliche Lebenspunkt der neuen Religion. Andererſeits iſt nicht zu läugnen, daß das neue Ferment, welches mit dem Chriſtenthume in die Menſchheit ein- oder, wenn man lieber will, aus ihr hervortrat, — auf die mannigfaltigſte Weiſe von den Zeitgenoſſen aſſimilirt wurde und ſomit viele Erſcheinungen hervorrief, in denen die Elemente der alten Welt ſich reproducirten. Daſſelbe wiederholte ſich in verjüngtem Maßſtabe zu den Zeiten der deutſchen Reformation und der franzöſiſchen Revolution. Auch dieſe, wie jene hatten Zeloten gar mancherlei Art, und wie die Reformation ihre Päpſte und Inquiſitoren, aber auch ihre fanatiſchen Freiheits- und Gleichheitsprediger, ſo hatte die Revolution ihre Deſpoten und ihre Lettres de cachet, aber auch ihre Nivelliſten und ihre Sansculottes. Und dennoch war das unſterbliche welthiſtoriſche Weſen beider Ereigniſſe etwas ganz Anderes, als was jenen ſie begleitenden Erſcheinungen zum Grunde lag. Vom höchſten Standpunkte aus angeſehen, war nun der in beiden Ereigniſſen hervortretende zweiartige Zelotismus allerdings lebendigſt in ſie verwachſen und es darf wohl angenommen werden, daß die beiden großen Fortſchritte der Menſchheit nicht ohne ihn zur bleibenden Wirklichkeit gelangt wären. Wenn es aber unſtatthaft iſt, die kirchlichen und politiſchen Reformatoren und ihre Beſtrebungen unbedingt verklären und als Muſterbilder für alle Zeiten aufſtellen zu wollen, dann iſt es doch eine nicht geringere Einſeitigkeit, die Trübungen für das Licht ſelbſt auszugeben, welches in jenen großen Momenten in der Geſchichte zum Durchbruch gekommen.

Muß man aber von dieſem Standpunkte aus das Verfahren Reghellini's für ſich allein genommen als ein durchaus unhiſtoriſches bezeichnen, ſo erfordert gerade die Weltanſicht, kraft welcher man dieſen Tadel ausſpricht, daß man ein ſolches unhiſtoriſches Unternehmen ſelbſt auch hiſtoriſch würdige und in der trüben Darſtellung, die uns dargeboten, das

Licht zu erkennen ſuche, deſſen Trübung es iſt, und ohne deſſen theilweiſe Aneignung es gar nicht zum Daſein gekommen wäre.

Dieſes Licht nun iſt kein anderes, als jenes „wahrhafte, welches jeden Menſchen erleuchtet, der in die Welt kommt" (Joh. 1, 9.); es iſt der Götterfunke, der im Innerſten, im Allerheiligſten jedes Menſchen glimmt, und beſtimmt iſt, zur Sonne zu werden, welche den ganzen Menſchen durchleuchte und durch Ausſtrahlung ſeine Mitmenſchen und ihn ſelbſt heilige und beſelige. Beſtimmter gefaßt iſt es dasjenige im Menſchen, was als Sinn das Schöne und Erhabene wahrzunehmen und zu empfinden, als Gewiſſen Pflicht und Recht zu fühlen und auszuſprechen, als Liebe das Gute zu empfinden und zu vollbringen, das Beſondere dem Allgemeinen aufzuopfern vermag; es iſt endlich die Vernunft, welche befähigt iſt, im Schönen, Rechten, Sittlichen, Guten das göttlich Wahre, im Wahren das Geſetzmäßige, das heilig Nothwendige, das an ihn gerichtete, ihm ſich offenbarende Wort Gottes zu erkennen, das er als ſolches anerkennen muß, dem er auf keine Weiſe widerſtreben ſoll.

Dieſer Götterfunke nun iſt dasjenige, worin alle Menſchen einander gleich ſind; er iſt dasjenige, was Jeder in allen Uebrigen anerkennen muß; er iſt ſomit das eigentliche Fundament des allgemeinen Menſchenrechtes — und der dieſem Rechte entſprechenden allgemeinen Menſchenpflicht; er iſt das heilige Band, welches zugleich alle Menſchen wie Edelſteine an einander reiht, um ſie alleſammt unter einander und mit dem Einen Allgegenwärtigen zu verbinden. So iſt er überhaupt das Princip der einen, lebendigen, wahrhaft allgemeinen Religion. Sind aber Alle hierdurch im tiefſten Grunde einander gleich, ſo unterſcheiden ſie ſich dadurch von einander, daß in dem Einen jener Funke bereits heller leuchtet und erwärmender ſtrahlt, als in dem Anderen, und dieſer Unterſchied begründet alle Ueber- und Unterordnung unter denſelben. Der noch ſchwächere Funke muß den bereits ſtärkeren als ſolchen, d. h. als übergeordnet, anerkennen kraft des Beiden gemeinſamen Lichtes; ebenſo muß aber auch der bereits kräftiger ſtrahlende den untergeordneten als weſentlich Seinesgleichen anerkennen, kraft ihrer gemeinſamen Natur und Endbeſtimmung. Darum proteſtirt dieſes Licht nothwendig ſowohl gegen jede abſolute Gleichmachung oder Gleichſtellung (Nivellirung), wie gegen jede abſolute Bevorrechtung oder Bevorziehung (Präeminenz); denn jeder Einzele kann auf Anerkennung ſeiner weſentlichen Gleichheit mit allen Anderen nur Anſpruch machen kraft des Lichtes, deſſen kräftigere Ausſtrahlung bei Anderen, deren Ueberordnung alſo er anzuerkennen verpflichtet iſt; ebenſo kann Keiner auf Anerkennung ſeiner formellen

Prädominenz Anſpruch machen, als kraft des Lichtes, welches ihn nöthigt, alle Andere als weſentlich und der Endbeſtimmung nach Seinesgleichen anzuerkennen.

Nothwendig mußte nun jene formelle Ungleichheit, als für die Wahrnehmung unmittelbar vorhanden, — auch von Anfang an wahrgenommen werden und lange allein anerkannt bleiben, bevor die weſentliche und Beſtimmungs-Gleichheit zum Bewußtſein, und vollends, bevor ſie zur Anerkennung kommen konnte.

Indeſſen war dieſe Gleichheit ſchon auf den erſten Blättern der älteſten Ueberlieferung in wahrhaft göttlichen Offenbarungsworten ausgeſprochen, daß der Menſch nach und zu Gottes Ebenbild erſchaffen ſei! Und als die Zeiten erfüllt waren, tauchte dieſe Offenbarung des Vaters in dem Sohne des Menſchen aus langer Verborgenheit wieder auf, und des Menſchen Sohn wußte ſich als Sohn Gottes und offenbarte ſeinen Mitmenſchen, daß ſie alle Kinder desſelben Vaters und zur allgemeinen Brüderſchaft beſtimmt ſeien *). Und das göttliche Licht ſtrahlte in alle Welt; aber die Welt erkannte es noch nicht in ſeiner ganzen Herrlichkeit. Wie jedoch die Zeiten vor Chriſtus den Boden bereitet, in welchem das Wort des Lebens Wurzel ſchlagen, und, wie der Banianenbaum, rings umher ſich ausbreiten könne durch Zweige, die ſelbſt wieder wurzelnd, ſich in die Erde ſenkten, — ſo haben die Zeiten nach Chriſtus die Vorbereitungen getroffen für die Offenbarung des Geiſtes, welcher in jenem Worte enthalten war und nun ſeine Anerkennung finden ſollte in allen Geiſtern und allen Herzen. Und als zum zweitenmale die Zeiten erfüllt waren **), da

---

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hiermit nicht auf die judaiſirenden Ausſprüche Bezug genommen, in welchen von Söhnen des Satans und von ewiger, der göttlichen Barmherzigkeit widerſtreitender Verdammniß die Rede iſt.

**) Zum erſtenmale waren die Zeiten erfüllt, als der beredteſte und gelehrteſte römiſche Augur, als Cicero die menſchenfreundliche Religion des Sokrates in ſentimentalen Phraſen predigte, während der Pontifex maximus zu Ehren der Götter, — zum Heile Verſtorbener und zur höchſten Beluſtigung der Lebenden, — Gefangene und Verurtheilte ſich einander morden ließ; — als ein von ſokratiſchem Stoiker erzogener römiſcher Imperator und Pontifex, — der ſeine eigene Mutter gemordet, ſich als Herrn der Welt, — als einen Gott verehren ließ, — und eine phariſäiſche Prieſterſchaft das auserwählte Volk Gottes beherrſchte, während die reinen, Gott und Menſchen liebenden, Eſſäer in entlegenen Einöden fromme Gemeinſchaften bildeten.

Aber zum zweitenmale waren die Zeiten erfüllt, als römiſche Miſſionäre im Namen einer Religion der Reinheit, der Demuth, der freiwilligen

brach die Krone jenes Christbaumes in Blüthe aus, und es begann eine Reihe von großen Weltbegebenheiten, welche auf verschiedene Weisen und unter verschiedenen Namen doch nur Offenbarungen waren des Einen nach allgemeiner Anerkennung ringenden gottmenschlichen Geistes.

Gestärkt durch Wiedererinnerung an das ursprüngliche Wort des Lebens und an alles Schöne, Wahre und Gute der alten Welt, eröffnete der gereifte Geist der christlichen Zeit sein Befreiungswerk durch die Reformation, deren innerstes Princip, wie wir anderwärts nachgewiesen haben*), kein anderes war als dieß, das religiöse Gewissen der Einzelen der absoluten Herrschaft der Priesterherrschaft zu entziehen und in sein unveräußerliches Recht einzusetzen. Das Jahrhundert der Aufklärung aber brachte nicht nur dieses Recht, sondern auch den Folgesatz desselben, das Recht der Einzelen und der Nationen auf freies Dasein in der Außenwelt, zum vollen Bewußtsein, und leitete eben damit das zweite große Ereigniß ein, durch welches zu gleicher Zeit in zwei Welttheilen die Heiligkeit der äußeren und der inneren Freiheit des Menschen zu allgemeiner Anerkennung gelangte**).

Armuth, des Wohlthuns und unendlicher Erbarmung und Vergebung mit goldgierigen und herrschsüchtigen Kriegern in Amerika und Ostindien raubten, mordeten und brannten, während ihr Pontifex maximus ad majorem Dei gloriam durch seine Bullen die hochfeierlichen Verbrennungen von Hexen und Ketzern instituirte; — als ein anderer römischer Herrscher und Oberpriester, — durch Giftmischung und Tochterschändung ein zweiter Nero, — als Gottes unfehlbarer Stellvertreter eine halbe Welt verschenkt; endlich als ein empfindsamer Opferpriester den Menschenhandel in Vorschlag und Aufnahme gebracht, während die reinen und Gott und Menschen liebenden Waldenser selbst bis in die entlegensten Bergschluchten von römischen Pharisäern verfolgt wurden.

*) S. über kirchliches Christenthum ꝛc. Leipzig, 1835 S. 266—396.

**) Schon hatte die protestantische Elisabeth den Menschenhandel als das verabscheuungswürdigste Verbrechen gebrandmarkt, als noch 1703 das katholische Spanien mit dem katholischen Frankreich einen Contract auf jährliche Lieferung von 48000 vollständigen Negern (pièce d'Inde) abschloß, und mehr als 6 Millionen schmachteten in der Sklaverei, als die Quäker (seit 1723) die Rechte der Menschheit geltend zu machen anfingen, und schon 1788 in Nordamerika die Befreiung der Sklaven eröffneten, während das katholische Südamerika noch seinen infamen Negerhandel gewissenlos fortsetzte. Wodurch anders ist aber die Abschaffung dieses menschenschänderischen Handels möglich geworden, als durch die Gewissensfreiheit, welche noch Gregor XVI. als Wahnsinn, und die Preßfreiheit, welche er als „nie genug zu verabscheuend" — bezeichnet?

Nun erſt war die grundweſentliche und die Beſtimmungs-Gleichheit aller Menſchen, als ſolcher, als Lebensprincip in die Geſchichte eingetreten, und die ganze Arbeit der gegenwärtigen Zeit beſteht nur darin, dieſes Princip zur allgemeinſten Anerkennung zu bringen und alle Folgerungen aus demſelben in die Wirklichkeit einzuführen. Auch wird nicht eher die nothwendige Ueber- und Unterordnung zu dauerndem Beſtande gelangen, als bis die Gleichheit, welche deren tiefſte Grundlage iſt, nicht mehr beſtritten wird.

Noch aber kämpft die aufgegangene Sonne mit den Nebelwolken alter Vorurtheile und immer ſich erneuernder Selbſtſucht, und Viele, die nur an der unmittelbaren Wahrnehmung kleben, ſehen in dem durch die irdiſchen Dünſte blutroth gefärbten Himmelsgeſtirn nur ein verderbendrohendes Meteor. Indeſſen ſteigt der Lichtgeiſt unaufhaltſam am Horizonte empor, und immer zahlreicher und lauter werden die Stimmen, welche ſeinen baldigen Sieg über die Geburten der Finſterniß verkünden.

In ſolcher Zeit des Kampfes nun, wie diejenige iſt, in der wir leben, ruft jeder Widerſtand, der ſich dem aufſteigenden Lichte entgegenſtellt, neben beſonnenen auch leidenſchaftliche Kämpfer hervor. Zu lange haben Nacht und Dämmerung gewährt, als daß bei dem geringſten Anſcheine wiedereinbrechender Verfinſterung, von Angſt ergriffen, die kaum beginnende Freiheit ſich wieder entriſſen zu ſehen, nicht Manche mit blinder Heftigkeit in den Kampf ſich ſtürzen, und durch den Staub, welchen ſie auftreiben, und die Pfeile, welche ſie auf den Gegner ſchleudern, ſelbſt zur Verdunkelung des aufgegangenen Lichtes beitragen ſollten. Immer aber beweiſt ein ſolcher Kämpfer das Vorhandenſein eines gleich ungebührlichen Gegners, und wenn es Pflicht iſt, jenen zur Ordnung und Gebühr zurückzurufen, ſo iſt es nicht minder Pflicht, ſein Unmaß mit Schonung und billiger Berückſichtigung der Veranlaſſungen zu denſelben zu richten.

Es kann nun, ohne die Geſchichte zu verläugnen, nicht in Abrede geſtellt werden, daß Chriſtus zugleich vom Fanatismus und vom Egoismus der jüdiſchen Prieſterſchaft an das Kreuz geſchlagen worden, weil er ſowohl die abſolute Präeminenz des jüdiſchen Volkes als die ſeines prieſterlichen Adels durch ſeine menſchenfreundliche Lehre angegriffen. Der Glaube an jene Präeminenz gründete ſich aber auf den Glauben an abſolut myſteriöſe Offenbarung und an Vorliebe Gottes für ein von ihm auserwähltes Volk und in dieſem für einen ſeiner Stämme. Somit waren es eigentlich dieſe beiden Vorſtellungen, welche den Menſchenheiland gekreuzigt haben.

Allerdings iſt nun wohl die Chriſtenheit über die letztere Vorſtellung hinausgegangen, indem ſie alle Völker zum Eintritt in ihre Kirche

berief und die Aufnahme in ihre Prieſterſchaft nicht mehr von der Geburt abhängig erklärte. Indeſſen blieb jener Offenbarungsglaube unverändert, und wenn auch Mehrere als früher des Heiles theilhaftig werden ſollten, ſo wurde doch für dieſe der Glaube an Auserwählung feſtgehalten. Und wieder wurden dieſe beiden Vorſtellungen zum zweiſchneidigen Schwerdte, welches nach Innen und Außen wüthete. Daſſelbe Schwerdt, welches in der Hand der jüdiſchen Prieſterſchaft zur Vertilgung der Canaaniter, Ammoniter und Moabiter geſchwungen worden, und Jeſus und Stephan hingerafft hatte, wurde von der chriſtlichen Prieſterſchaft gegen Heiden, Muhamedaner und Juden, — gegen Sachſen, Amerikaner und Aſiaten — gewendet, und — wie zum Hohne des Martertodes Chriſti — griff ſeine Prieſterſchaft auch noch zur Brandfackel, um zugleich mit Feuer und Schwerdt diejenigen auszurotten, welche innerhalb der Kirche von ihren Offenbarungs- und Auserwählungsvorſtellungen abzuweichen ſich wagen würden.

Jene beiden Vorſtellungen waren es hauptſächlich, welche die politiſche Reformation in eine Revolution umzuſchlagen genöthigt, welche die Vendée zur Empörung gereizt und die Gleichgültigkeit gegen die Prieſterſchaft in Wuth verwandelt haben. Sie waren es, welche ſpäter die heilſame Regeneration durch eine freiſinnige Verfaſſung vergiftet und das umwälzungsmüde Volk zur Julirevolution hingetrieben haben. Sie ſind es auch, welche in Deutſchland ſo mancherlei und ſo heftige Spannungen hervorrufen, wie ſie namentlich in dem Streite zwiſchen Katholiken und Akatholiken über gemiſchte Ehen, zwiſchen ſymbolgläubigen und raiſonnirenden Proteſtanten über Supernaturalismus und Rationalismus, zwiſchen alten und modernen Juden über Talmud und Rabbinerthum, zwiſchen Chriſten und Juden und ſolchen, die keiner anerkannten Confeſſion zugehören, über das Staatsbürgerrecht, endlich zwiſchen Staat und Kirche über das Verhältniß ihrer Verfaſſungen zu einander, hervorgetreten ſind.

Unter ſolchen Umſtänden kann es dann nicht befremden, wenn immer noch Einige mit leidenſchaftlicher Gereiztheit ſich gegen die Partei der alten Zeit erheben und in ihrem theilweiſe gerechten Zorne alles dasjenige befeinden, was in näherer oder entfernterer, ja ſelbſt was nur in ganz äußerlicher Beziehung zu jenen Vorſtellungen ſteht. Am wenigſten darf uns eine ſolche Polemik in Frankreich befremden, wo durch gewaltſame Unterdrückung der Reformation die wiſſenſchaftliche Erörterung der kirchlichen und theologiſchen Gegenſtände weit hinter der übrigen Verſtandesbildung zurückgeblieben, und wo ſelbſt die meiſten Vertheidiger des Katholicismus ſich angelegen ſein laſſen, die Begriffe zu verwirren und glauben

zu machen, ihre Kirche fordere nur einen auf Vernunftgründe gestützten Glauben und schließe keinen gewissenhaften Menschen vom Heile aus. Indem sie auf diese Weise den Katholicismus mit dem Urchristenthume, und dieses mit rationaler Humanität für identisch ausgeben, sind sie selbst Schuld daran, wenn ihre Gegner, der zahllosen Gräuelthaten gedenkend, welche im Namen jenes angeblich rationalen und humanen Glaubens verübt worden, nicht blos den wirklichen Katholicismus, sondern auch das ganze Christenthum und jeden Glauben als solchen angreifen.

Dieß ist der Standpunkt, von welchem unserer Ueberzeugung nach auch Reghellini's Bestrebungen zu würdigen sind, ebenso wie die in Deutschland unter Anderen des weit gründlicheren und geistvolleren Daumer's „polemische Blätter" (Nürnberg 1834) nur von solchem Gesichtspunkte aus ihre wahrhafte Bedeutung gewinnen möchten. Die Sache der Wahrheit wird durch solche Angriffe nicht nur nicht gefährdet, sondern vielmehr gefördert, da sie, an das große Publikum gerichtet, jetzt nur mehr Widerlegungen oder Berichtigungen und hiermit neue Begründungen oder lichtvollere Auseinandersetzungen des Wahren veranlassen können. Auch ist niemals der Sieg der Wahrheit durch theoretische Entstellung, sondern nur durch gewaltsame Entfernung der Gegner aufgehalten worden. Ebenso werden diese, den ewigen Gesetzen der menschlichen Natur zufolge, nicht durch ihnen sich gleichstellende Leidenschaftlichkeit, wohl aber durch billige Rücksichtnahme auf die Veranlassungen zu ihrer Feindseligkeit zur Billigkeit und Versöhnung gestimmt. Endlich ist, leider! nicht in Abrede zu stellen, daß Reghellini wie Daumer mehrere Ansichten und Bedenklichkeiten urgirt haben, welche auf unabläugbare Thatsachen gegründet, noch immer nicht allgemein genug berücksichtigt worden sind.

Ist übrigens Hr. R. durch den Gang seiner Bildung und die Gewalt der Umstände dahin gebracht worden, daß er nur mehr „die Natur, den großen Baumeister der Welten, als seinen alleinigen Herrn" anerkennt (II. 407.), daß er behauptet, „die Gottheit sei und werde stets dem elenden Sterblichen unbekannt bleiben" (408.), und daß er nicht mehr an Unsterblichkeit glaubt, „weil diese die Menschen den Göttern gleich machen würde" (409.), — dann kann seine tiefe geistige Verarmung uns nur ein eben so tiefes Mitleiden einflößen, und wir müssen bedauern, daß Hr. R. in seiner heftigen Entrüstung über die vielfachen Trübungen des ewigen Lichtes dieses selbst so weit aus den Augen verloren hat, obgleich er nur Kraft einzeler Strahlen derselben gegen jene Trübungen ankämpfen konnte. Tritt er nämlich öffentlich und mit Nennung seines Namens in die Schranken gegen alle die Unsittlichkeiten, die Rechtsverletzungen,

den Betrug, die Despotie und die Mordthaten, mit welchen fortwährend — ſeiner Meinung nach — jüdiſche und chriſtliche Prieſterſchaften die Erde beſudelt haben, — dann muß er doch wohl im Tiefinnerſten an Recht und Sittlichkeit, an Wahrheit und Güte, als an das Weſenhafte, — er muß an Freiheit, Frieden und an Völkerglück als an die Endbeſtimmung der Menſchheit glauben; er muß endlich glauben, daß die Wahrheit und das Recht über Wahn und Unrecht ſiegen werde, da er ſich ſonſt keiner ſo mühſeligen Arbeit unterzogen hätte, als diejenige war, deren Ergebniſſe er uns mitzutheilen ſich gedrungen fand.

Wir wollen daher auch hoffen — und ſchließen hiermit unſeren Bericht — daß ſowohl Hr. R., als ſo manche Andere, die ſeine Anſichten theilen mögen, — nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben, ſondern vor Allem der eigenen Trübung und dann auch des Lichtes inne werden, welches nie und nirgend zu leuchten aufgehört, aber freilich ſeinen vollen Glanz erſt durch Ueberwindung des zeitlichen und irdiſchen Dunkels entfaltet.

7.

Soziale Beſtimmung von Victor Conſidérant.

Unter dem Titel: „Destinée sociale“ iſt zu Anfang 1836 eine Schrift erſchienen, in welcher einer der eifrigſten Jünger Karl Fourier's das Syſtem des letzteren von neuem in Erinnerung bringt.

Tief ergriffen von dem mannigfachen Elend der Geſellſchaft, welchem die ſg. Philoſophen, als ſie in den 90er Jahren das Steuerruder der Regierung gehandhabt, keine Abhülfe zu bringen gewußt, wandte K. Fourier ſich von allen bisherigen Syſtemen ab, und trat 1808 zuerſt mit ſeiner Théorie des 4 mouvemens hervor, in welcher er das große Problem der Menſchheit-Beglückung, ſeinen weſentlichſten Beſtimmungen nach, gelöſt zu haben hoffte. — Seine Stimme verſcholl im Kriegsgeräuſch. — Während der Reſtauration machte er wiederholt (1822 u. 1829) auf ſeine Entdeckung in mehreren Schriften aufmerkſam; fand aber auch jetzt nur bei wenigen geneigtes Gehör. Die Saint-Simoniſten, die, ohne ihre Quelle zu nennen, mehrere ihrer brauchbarſten Ideen aus Fourier's Syſtem geſchöpft, hatten damals den reformationsdurſtigen Theil der franzöſiſchen Jugend an ſich gezogen. Als aber die Extravaganzen dieſer Geſellſchaft ihr frühe ein nicht unverdientes Ende gebracht, gingen einige Mitglieder derſelben zu Fourier's Lehre über, und einer der begabteren, — Jules Lechevalier, — eröffnete im Laufe des J. 1832 — Vorleſungen über dieſelbe. Damals waren es aber wohl die republikaniſchen Regungen, welche das Intereſſe der Bewegungsmänner auf ſich zogen. Seitdem iſt auch der gewaltſame Republikanismus zu Grabe gegangen, und es thut ſich jetzt ein zunehmendes Bedürfniß nach neuer, religiöſer Faſſung der zerſtreuten, ſozialen Elemente kund.

Dieſer Augenblick ſcheint Herrn Victor Conſidérant geeignet, ſeinen Zeitgenoſſen nochmals das Syſtem ſeines (noch lebenden) Meiſters vorzulegen.

Wir wollen verſuchen, die Hauptmomente deſſelben in möglichſter Kürze zuſammenzuſtellen.

Nach Fourier's Anſicht iſt die Menſchheit, wie alles Endliche, wie Pflanze, Thier, Weltkörper, dem allgemeinen Geſetze des Lebens und — Todes unterworfen. Sie entwickelt ſich in zwei aufſteigenden Phaſen, verweilt mehrere tauſend Jahre auf dem Gipfelpunkt der Wohlfahrt und ſinkt in zwei abſteigenden Phaſen in das anfängliche Chaos, in den Untergang nieder, nachdem ſie ungefähr 80,000 Jahre gelebt. Wir befinden uns aber noch in der erſten Phaſe, in der der Kindheit, welche ſich in 7 Perioden verläuft. Dieſe Perioden ſind die des Edenismus, der Wildheit (Sauvagerie), des Patriarchat's, der Barbarei, der Civiliſation, des Garantismus und der einfachen Aſſociation.

Die Periode der Civiliſation hat mit dem Feudalismus des Adels begonnen, und iſt nun im Begriffe, mit der induſtriellen Feudalität zu endigen, um dann in die 6te Periode, die des Garantismus überzugehen. Denn ſchon ſtirbt die kleine Induſtrie und der kleine Handel dahin, und alle großen Geſchäfte werden von Aktiengeſellſchaften betrieben. Schon laſten in Frankreich allein 13 Milliarden hypothekariſcher Schuld auf dem Boden, und bald werden die Capitaliſten eine wirkliche finanzielle Feudalität bilden. Dann wird die Regierung ſich der mittleren Eigenthümer und der Arbeiter annehmen müſſen, wie früher der Unfreien gegen die großen Vaſallen. Große Mittelpunkte der Production und Conſumtion werden gebildet, alle Arbeiten und Geſchäfte organiſirt, und jedem Bürger Arbeit und Brod geſichert ſein. (Garantismus.)

Es bedarf dann nur mehr eines Schrittes, um in die 7te Periode, die der einfachen Aſſociation überzugehen, der letzten Stufe vom Chaos zur harmoniſchen Geſtaltung der Welt.

In dieſer neuen Welt ſollen die Ordnung und Harmonie des Sternſyſtems herrſchen; denn die Sphäre der Menſchheit hat ebenſo ihre hierarchiſchen Geſetze und ihre beſtimmte Gravitation, wie der Himmel, und die Nationen und Individuen ſollen friedlich ihre Bahnen durchlaufen, wie die Geſtirne.

Die Beſtimmung der Menſchheit iſt aber im Allgemeinen die: ihren Planeten ſo zu bearbeiten und zu bewalten, daß er ein Abbild darſtelle der Ordnung des Himmels; und daß alle in ihm

ruhenden Schätze an den Tag gebracht werden. Wie nun dort ein Alles zurechtſtellender (régulateur) Gott herrſcht, ſo muß auch hienieden ein einheitliches Regiment beſtehen, als Mittelpunkt aller großen induſtriellen Unternehmungen der Völker, und als Gipfelpunkt der verwaltenden Hierarchie, die den ganzen Erdboden wie ein großes Netz umfangen ſoll. Dies Regiment bildet die General-Agentur des Erdballs, welcher namentlich obliegt, die Production der Welttheile mit der Conſumtion in's Gleichgewicht zu ſtellen, und dem Austauſche der Erzeugniſſe vorzuſtehen. Zunächſt unter ihm gruppiren ſich die Regentſchaften über ganze Welttheile, und unter dieſen wieder Regierungen kleinerer Umkreiſe, und ſo weiter hinab, bis zur Gemeinde, welche das ſociale Element des geſammten menſchheitlichen Organismus bildet.

Die Gemeinde begreift zum wenigſten 400 Familien auf einer Quadratmeile und beſteht aus Ackerbauern, Handwerkern, Gelehrten und Künſtlern, die alle zuſammen gleichſam einen vollſtändigen Menſchen bilden und eine einzige große Haushaltung. Eine von allen erwählte Regentſchaft vertheilt die Verrichtungen und ſteht der Arbeit vor, die durch ihre Anordnung anziehend (attrayant) geworden. Vergeblich iſt verſucht worden, die „leidenſchaftliche Anziehungen" (attractions passionnées) durch die Vernunft (raison) zu bekämpfen. Die Fruchtloſigkeit dieſes Kampfes nöthigt daher, anzunehmen, daß alles darauf ankomme, eine Anordnung zu finden, welche „jener Anziehung in jeder Hinſicht genüge." Da nun alle Menſchen nach Gewinn trachten und vom Reichthum und Vergnügen angezogen werden, ſo iſt unſtreitig diejenige Geſellſchaftung die von der Natur geforderte Einrichtung, in welcher, mit dem geringſten Aufwand von Mitteln, allen Mitgliedern der reichlichſte Genuß zu Theil wird. Es läßt ſich aber erweiſen, daß eine Gemeinde, deren Mitglieder gemeinſchaftlich arbeiten und haushalten, viermal ſo viel produziren kann, als eine ſolche, in welcher jeder für ſich allein arbeitet und haushält. Hiermit iſt aber weder Eigenthum, noch Vererbung aufgehoben, ſondern nur die vereinzelte Beſchaffung der Lebens- und Genußmittel. Alles Erworbene wird vielmehr im Verhältniß zum Produziren, zum beſtimmten Einſatz von Kapital, Arbeit und Talent nach feſten Geſetzen vertheilt. So iſt jeder am Gemeinwohl betheiligt, weil ſeine Emolumente ſich verhältnißmäßig mit den Ergebniſſen aller Gewerbthätigkeiten vermehren. Eine allgemeine Erziehung erweckt und entwickelt alle beſonderen Anlagen.

In Mitten aber des Gemeindegutes erhebt sich das Gemeindehaus, für's erste nur gesund und bequem, in der Folge schön und prachtvoll, ein wahrhafter Palast des Menschen. Dies ist, was Fourier einen Phalanstére nennt. —

Die Ersparnisse, die durch solche Gemeinschaftung erzielt werden, sind unberechnenbar; die Ausführung dieses Planes und seine Verbreitung über die ganze Erde unausbleiblich, sobald nur einmal die Einrichtung eines Phalanstèriums die glänzenden Vorzüge solcher Veranstaltung zur Anschauung gebracht haben wird.

8.

Einige Worte über die Lebensfrage des Jahrhunderts,

veranlaßt durch einen Streit zwiſchen V. Conſidérant und der *Gazette de France**).

Auf dem hiſtoriſchen Congreß, der jüngſt zu Paris abgehalten worden, hatte auch Victor Conſidérant die Geſchichtsanſicht ſeines Lehrers, Karl Fourier, exponirt. Die Gazette de France, die ſich ſo gern in den königlichen Mantel der chriſtlichen Liebe hüllt, um als Vertheidigerin der Religion zu prunken, aber jedesmal aus der mühſam einſtudirten Rolle fällt, wenn ſie auf Juden, Reformation, und heterodoxe Philoſophen zu ſprechen kömmt, brachte jenen Vortrag, auf das Gehäſſigſte entſtellt, zur Sprache, und weigerte ſich dann, die eingeſandte Berichtigung aufzunehmen. Erſt als ſie Kraft einer Beſtimmung des Preßgeſetzes dazu aufgefordert wurde, öffnete ſie der Zuſchrift des Verunglimpften ihre Spalten. Da dieſe Differenz aus dem geiſtigen Zwieſpalt hervorgeht, welchem nicht nur Frankreich, ſondern das ſoziale Leben der ganzen gebildeten Welt jetzt mehr oder minder verfallen, ſo möchten einige Worte darüber in einer Schrift nicht an ungeeigneter Stelle ſich finden, welche das Streben der Zeit nach Verſöhnung der widerſtrebenden Elemente dadurch zu fördern hofft, daß ſie, den Gegenſatz ſcharf in's Auge faſſend, zugleich die vermittelnden Momente zur Anſchauung zu bringen ſich angelegen ſein läßt.

Wir beginnen mit dem Schreiben des Herrn V. Conſidérant an die Gazette de France. Nach anſtändiger Abweiſung mehrerer völlig falſcher Anſchuldigungen, bemerkt Hr. C.: in dem kritiſchen Theile ſeines Vortrages „habe er ſorgfältig die von Chriſtus gepredigte Lehre

---

*) Geſchrieben im Januar 1836.

der Liebe und Wohlthätigkeit von dem älteren orientaliſchen Dogma unterſchieden, welches den unverjährbaren Fall (déchéance) des Menſchen und das angeborene Verderben ſeiner Natur dekretirt und ſich unglücklicherweiſe in das Chriſtenthum eingeſchlichen habe." — „Mit aller Wärme meines religiöſen Glaubens an die angeborene Güte der menſchlichen Natur, die Gott zu ſeinem Ebenbild gemacht," fährt C. fort, „habe ich jenes alte Dogma der fataliſtiſchen Herrſchaft des Böſen über den Menſchen angegriffen, — und es nur deshalb ein chriſtliches genannt, weil es gleich zu Anfang ſo getauft worden und noch jetzt in der Welt dieſen Namen führt. — Ich habe gezeigt, daß die Menſchheit ſtets gegen daſſelbe angekämpft, — und daß der Menſch endlich in unſeren Tagen es zu überwinden anfängt mittelſt des Glaubens an eine Zukunft des Glückes und der Harmonie, die für ihn und durch ihn auf dieſer Erde verwirklicht werden kann; denn der Menſch beginnt einzuſehen, daß Gott ihm dieſe Erde anvertraut hat, nicht um ſie zu verwüſten und ſeine Brüder auf ihr zu erwürgen, ſondern um ſie zu verſchönen, zu verwalten und zu beherrſchen." Aus dem fraglichen Vortrage führt er dann u. a. Folgendes an: „Mit jenem älteren Dogma, welches die menſchliche Natur für unvermögend und ehrlos erklärt, hat Chriſtus ſich wenig befaßt, wie ſich augenſcheinlich aus dem Vaterunſer ergibt, dem einzigen Gebete, welches, ſeinem Willen nach, der Menſch an Gott zu richten habe ... Fürwahr, es iſt erlaubt zu glauben, daß Chriſtus, am Kreuze ſterbend und für die Menſchen bittend, nicht an die Möglichkeit gedacht, daß die Menſchen bald darauf dieſes unglückliche Kreuz zum Gegenſtand ihrer Sehnſucht (aspiration) und zum Endzweck ihrer Beſtimmung erhöben." Indem ſich C. dann noch ausführlicher gegen die abſtracte Heiligung der Erniedrigung und des Leidens erklärt, tadelt er eben ſo entſchieden die Philoſophie des 18ten Jahrhunderts, welche ſich in unbeſtimmten Verneinungen herumgetrieben, und bis zur „abſurden" Forderung unbedingter Gleichheit ſich verirrt habe, deren Ende Anarchie und Umwälzung geweſen. —

Die Gazette de France fügt dieſem Schreiben eine Nachſchrift bei, in welcher nur folgende Stelle uns erheblich ſcheint: „Hr. C. ſpricht von der angeborenen Güte des Menſchen; das Chriſtenthum glaubt auch daran; es iſt der Unſchuldsſtand, den wir den urſprünglichen nennen. Er ſpricht von einer glücklicheren Zukunft ſchon hier auf Erden, und wir ſagen mit — Montesquieu: „„Wunderbar! Das Chriſtenthum, welches unſer Glück im anderen Leben machen ſoll, bereitet auch noch unſere Glückſeligkeit hienieden.""

Bleibt also noch der Zwischenzustand, und Hr. C. erklärt ihn für schlecht, da er sagt, „die Gesellschaft sei schlecht eingerichtet, und er sie umgestalten will. Es gibt also eine Degradation vom Urzustand, ein in der jetzigen Natur des Menschen verwirklichtes Böses. Christus hat nichts Anderes gesagt; die Christen sagen nichts Anderes."

In Beziehung auf Frankreich ist hier nur noch dies zu bemerken: Die Gazette hatte in ihrem ersten Artikel der Regierung zum Vorwurf gemacht, daß sie nicht gegen jenen Vortrag eingeschritten. Die Regierung aber war so verständig, rein wissenschaftliche Erörterungen nicht vor ein Forum zu ziehen, welches nicht mehr als competent für solche Streitigkeiten angesehen wird. Das ministerielle Journal de Paris nahm sogar jene Rede in Schutz, wie ja auch in unserem Deutschland nicht selten von den Staatsbehörden die sg. rationalistischen Bestrebungen unterstützt werden gegen Parteien, welche mit veralteten Glaubenslehren die aufkeimende allgemeinmenschliche Bildung bekämpfen zu müssen wähnen. — Was aber die Frage selbst betrifft, die jenseits des deutschen Stromes zwischen dem ausgezeichnetesten Schüler Fourier's und einem der namhaftesten Organe des neufranzösischen Katholicismus zur Sprache gekommen, so möchte dieselbe wohl nur mittelst gründlicher Erforschung der Natur und unbefangener Würdigung der Geschichte des Menschen zu schlichten sein.

Die letztere zeigt uns, wie zu Ende der alten Welt irdische Genußsucht und selbstherrliche Hoffahrt sich der Weltherrschaft bemeistert hatten. Der selbstherrliche Dünkel konnte nur durch den Glauben an die Allmacht Gottes und daraus hervorgehende Demuth, — die Selbstsucht nur durch Begeisterung für selbstaufopfernde Liebe und daraus hervorgehende Entsagungsfertigkeit, die irdische Genußsucht nur durch zuversichtliche Hoffnung auf himmlische Glückseligkeit und durch Heiligung des Leidens als des Allen zugänglichen Mittels zur Erreichung des höchsten Endzwecks überwunden werden. Der Mensch mußte innerlich frei werden gegen sein vereinzeltes Selbst, gegen die Natur und die herrschende Weltmacht, um, über sie erhoben, später in ihnen frei werden zu können. Um sein natürliches Selbst und die Welt zu überwinden, mußte sein besseres Selbst in Gott gefestigt, und durch Anschauung gottmenschlicher Liebe und Aussicht auf himmlische Seligkeit zur Selbstaufopferung begeistert werden.

Wirklich wurde er von dieser Begeisterung ergriffen, als göttliches Walten und Demuth, reinste Liebe und Entsagung, freiwilliges

Leiden und Gewißheit unſterblichen Lebens und künftiger Seligkeit ihm durch den „Sohn des Menſchen" auf das Herrlichſte zur Anſchauung gebracht wurden.

Und das Chriſtenthum überwand die alte Welt, inſoweit ſie überwunden werden konnte; denn auch die Natur hat ihre ewigen Rechte, auch die alte Welt hatte Unvergängliches, Göttliches ausgeboren. Als daher der Sieg errungen, als Glaube und Demuth zur Herrſchaft gelangt und der Menſch von der Furcht des Todes befreit, durch den Hinblick auf den Befreier und auf den Himmel einen feſten Standpunkt gewonnen, machten Bedürfniſſe ſich geltend, auf deren Befriedigung die kämpfende Kirche nicht hatte Bedacht nehmen können. Die Kirche aber, die, ihrer Beſtimmung gemäß, ſich zum Kampfe geſtaltet und im Kriege groß und ſtark geworden, konnte ſpäter, als in Friedenszeiten die vorübergehend unterdrückten oder beſeitigten Bedürfniſſe wieder aufſtiegen, ihre einmal angenommene Geſtaltung nicht mehr zeitgemäß verändern.

So verfiel die Chriſtenheit in einen Zwieſpalt, in welchem die kirchliche Form ſich gegen den lebendigen Geiſt immer mehr verhärtete, während dieſer in ſeinem Streben nach Freiheit immer mehr erſtarkte. —

Wirklich ſonderte ſich allmählig zuerſt der, durch das Chriſtenthum geläuterte *Staat* von der *Kirche*, dann die *Wiſſenſchaft* von der kirchlichen *Dogmatik* und das ſoziale *Leben* von der geiſtlichen *Askeſe*.

Hiermit entſtanden zwei völlig einander entgegengeſetzte Anſichten von dem Verlauf der Geſchichte. Während die *Kirche* bis auf den heutigen Tag immer ſchmerzlichere Klage führt über das zunehmende Verderben der Chriſtenheit, durch welches ſie dem jüngſten Gericht entgegenreife, hat ſeit dem dreizehnten Jahrhundert die anfangs nur dämmernde, nur vereinzelte Hoffnung auf Verjüngung, Entwicklung und Vervollkommnung der Menſchheit ſich zu einer immer allgemeineren, feſteren Zuverſicht geſteigert. — Die Kirche oder, was daſſelbe iſt, die ſtrengen *Altgläubigen*, bemühen ſich, eine Heilsökonomie *unverändert* feſtzuhalten, welche in *dieſer* Form ihre weltgeſchichtliche Beſtimmung erfüllt hat gegen die früheren, damals zerfallenden Natur- und Geſetzreligionen, gegen den alten auf Eroberung und Sclaverei gegründeten Staat und gegen die aus beiden hervorgegangene fürchterlichſte Entſittlichung. Die Anhänger der *neueren Weltanſicht* hingegen, die beſonders ſeit Anfang des vorigen Jahrhunderts — erſt in den höheren Ständen, ſelbſt unter Kaiſern und Königen (Joſeph II. und Friedrich II.) und dann auch in dem Mittelſtande der gebildeteren Nationen ſich ausgebreitet hat, — ſie ſehen *für jetzt* den *Staat* als den

höchsten, lebenskräftigen Vertreter der humanen Interessen an. Sie glauben, daß das Reich Gottes nicht blos von jener Welt, sondern auch schon in dieser Welt in Herrlichkeit zu kommen bestimmt sei, wie jener edle Forscher (Montesquieu), auf den die Gazette mit Unrecht als auf einen der Ihrigen sich berufen, — schon vor mehr als einem Jahrhundert angedeutet hat. — Sie haben endlich in allen Reichen der Natur zu deutlich die leuchtenden Spuren des göttlichen Waltens erkannt, als daß sie noch ferner an ein allgemeines Grundverderben der menschlichen Natur glauben könnten, wenn sie auch in tiefer Demuth bekennen müssen, daß die Menschheit stets ebenso der Gottheit bedarf, wie die Erde der Sonne und wie das Kind seiner vorsorgenden Eltern. Da sie nun nicht mehr, wie die ersten Christen, den Sieg des besseren Geistes über die widerstrebende Welt in eine unbestimmte Zukunft hinauszusetzen brauchen, sondern schon mehrere Welttheile in der Wiedergeburt zu edlerem Dasein begriffen sehen, so hat sich auch allmählig jene freudigere Weltanschauung befestigt, nach welcher die Ewigkeit schon hier beginnt, und der heitere Genuß der göttlichen Schöpfung nur durch freie Einstimmung in die allgemeine sittliche Weltordnung bedingt erscheint. Leiden, Dulden und Entsagen ist ihr daher nicht mehr, für sich selbst genommen, ein gottgefälliges, verdienstliches Werk (wie es der veralteten Kirche, ihren höchsten Idealen und Produktionen, den Heiligen und Klöstern, nach zu urtheilen, gewesen); — sondern nur da geboten, wo es sich als unmittelbar nothwendig erweis't zur Erhaltung und Förderung der sittlichen Gemeinwesen oder zur Reinerhaltung und Vervollkommnung des Verpflichteten selbst.

Diese, hier in den allgemeinsten Zügen angedeutete Weltansicht läßt sich als diejenige nachweisen, welche, schon seit Jahrhunderten wirksam, der neuesten Zeit zum Bewußtsein gekommen, und jetzt schon so tief eingewurzelt und so allgemein verbreitet ist, daß immer seltener ein entschiedener Widerspruch sich dagegen zu erheben wagt.

Ein solcher Widerspruch ist nur von zwei Standpunkten aus möglich, welche früheren Entwickelungsstufen der Menschheit angehören.

Von dem einen Standpunkte aus, der der vorchristlichen Welt angehört, ist das Leben des Menschen auf sein irdisches Dasein beschränkt, und jedes Opfern, Entsagen und Dulden ist Thorheit, von dessen zeitlicher Nützlichkeit für ihn selbst der Einzelne sich nicht überzeugt hält. Reichlichster Genuß der Gegenwart ist hier nothwendig unbedingter Endzweck, jeder Einzelne sich das Einzige; das Nichtsinnliche nicht mehr werth als das Sinnliche, da beide gleichmäßig vor dem in den Tod, in die Vernichtung schauenden Auge verschwinden. Diese Ansicht, die ihrem

Weſen nach materialiſtiſch iſt, und zum niedrigen Sinnendienſte hinführt, wird, wo ſie noch auftauchen und ſich unumwunden ausſprechen mag, mit Verachtung gebrandmarkt und zum Schweigen oder — zur Verſtellung genöthigt.

Von dem anderen Standpunkte aus, auf den das Abendland ſich im Gegenſatze zu jenem naturaliſtiſchen erhoben, iſt der Menſch und durch ihn auch die übrige Natur in Folge der erſten Sünde von böſen Weſen infizirt, und dieſer vom Zorne Gottes über dieſe Welt verhängte Fluch kann nur durch Opfer, und bis zum Untergange dieſer Welt immer nur theilweiſe gelöſt werden. Die Geſchichte iſt dieſer Glaubensmeinung im Grunde nur ein Kampf der Gottheit mit jenem böſen Weſen, in welchem jene bis an das Ende dieſer Weltzeit im Ganzen genommen ſtets den Kürzeren zieht, dafür aber von dem jüngſten Tage an eine endloſe Rache nimmt. Die höchſte Aufgabe für die Zwiſchenzeit iſt ihr, durch Abſtinenz und Mortifikation ſich der Möglichkeit der Infektion zu entziehen, und durch freiwillige Kaſteiung ſich den reichlichſten Anſpruch auf jenſeitige Glückſeligkeit zu verdienen. — Dieſe Weltanſicht, die im Grunde fataliſtiſch iſt und einestheils zu grauſamem Fanatismus, anderntheils zum egoiſtiſchen Aszetismus hingeführt hat, wagt ſchon jetzt höchſt ſelten mehr, ſich in ihrer nackten Ungeſtalt zu produziren.

Zwiſchen dieſen beiden Standpunkten ſchwanken jetzt noch gar manche, die mehr oder minder der Einſeitigkeit und ferneren Unhaltbarkeit ihrer Weltanſicht inne werdend, die verſöhnende höhere Mitte ſuchen. Zu dieſen Suchenden gehören dann ſowohl die Induſtriellen, die in den Schriften und Vorträgen der Fourieriſten, wie die modernen franzöſiſchen Katholiken, die in der Gazette de France zu Wort gekommen, und nun bei Gelegenheit des hiſtoriſchen Congreſſes, ſich auf dem Wege zur höheren Einheit begegnet ſind.

Wie die letzteren noch ſehr in dem einſeitigen Supernaturalismus ihrer Kirche, ſo ſind jene noch in dem naturaliſtiſchen Gegenſatze befangen, den der frühere Aszetismus in der neueren Zeit wieder hervorgerufen hat.

Die Einen haben die Rechte der Natur, der Vernunft, der Freiheit und Gegenwart, die Anderen die Majeſtät des Uebermenſchlichen und Unendlichen noch nicht gebührend anerkannt. Beide aber verkennen noch gleichmäßig den göttlichen Rhythmus der Geſchichte, in welchem die Weisheit des Allmächtigen die Menſchheit nach der ewigen Ordnung des Werdens ihrer erhabenen Beſtimmung entgegenführt; — denn keine Anſicht der Welt und ihrer Geſchichte iſt als die wahrhafte anzuſehen, welche nicht alle [illegible] elthiſtori-

ſchen Ereigniſſe in ein einiges harmoniſches Ganzes zu vereinigen vermag.

Oder ſollten etwa alle Kryſtalle, alle Pflanzen, alle Thiere bis hinauf zu dem Menſchen eine große Pyramide harmoniſch geordneter Reiche bilden, und von der Menſchheit aufwärts alle Monde, Planeten, Kometen und Sonnen ſich bis zu Gott hinauf in eine einige Harmonie ſphäriſcher Syſteme verſchlingen, — und nur allein die Menſchheit und ihre Geſchichte ſich von paradieſiſcher Unſchuld bis zu jenem gefürchteten „Tage des Zornes" ſtets nur in unauflöslichen Diſſonanzen bewegen, um dann in alle Ewigkeit nur mehr das Halleluja weniger Erwählten über dem Verzweiflungsſchrei zahlloſer Gotteslästerer vernehmen zu laſſen?

Für das ungebildete Ohr des Laien fahren die Chöre in der großen Paſſion unſeres Sebaſtian Bach oft ſo herzzermalmend auseinander, daß eine Auflöſung des ungeheueren Zwieſpaltes ihm eine Unmöglichkeit ſcheint. Und dennoch führt der erhabene Meiſter, mit ſicherer Hand, die ſcheinbar Unverſöhnlichen zum ſeligen Frieden des Himmels zurück, und läßt ſo das grauenhafteſte Zerwürfniß zur Verherrlichung desjenigen dienen, der ihm einen Funken ſeines unverbrüchlich-einträchtigen Schöpfergeiſtes, ſeiner ewig unerſchöpflichen, nie ermüdenden Liebe in die Seele gehaucht! —

9.

H. Heine und Prosper Enfantin.

(Febr. 1836.)

Nachdem Enfantin die einjährige Gefängnißstrafe bestanden, zu welcher er, als Haupt der Saint-Simonistischen Gesellschaft, am 28. August 1832 wegen Bekanntmachung sittenverletzender Aufsätze verurtheilt worden, begab er sich nach der Levante, und fixirte sich dann in Aegypten, wo er nun schon seit längerer Zeit bei der großen Eindämmung und theilweisen Absperrung des Nils thätig ist, welche von Linant, einem französischen Genieoffizier, geleitet wird, und dazu dienen soll, die Gewässer des großen Segensstromes zur reichlichsten Befruchtung Aegyptens zu verwenden. Aber auch in der Ferne verlor Enfantin die europäische Welt nicht aus den Augen. So wandte er sich an H. Heine mit dem Ersuchen: „ihn bekannt zu machen mit dem Gange, den die Ideen in der letzteren Zeit in Deutschland genommen, und mit den Verhältnissen, welche die geistige Bewegung dieses Landes mit der Syntheſe der Lehre (? der Simonistischen) verknüpfen." —

Heine antwortete ihm im Mai v. J., indem er ihm seine letzte Schrift über Deutschland widmete, und ihm bei dieser Gelegenheit schrieb: „Ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir damit erwiesen, daß Sie wünschen, ich möge Sie über jenen Gegenstand erbauen (édifier), und ich schätze mich glücklich, diese Gelegenheit zu finden, mit Ihnen durch weite Räume zu communiciren (communier.)" Zum Schlusse bittet er den Père Enfantin, sein Buch „als ein Bezeugniß ehrfurchtsvoller Sympathie aufzunehmen."

Enfantin erwiederte diese Huldigung durch ein Schreiben (vom 11. October v. J.), welches nun Duguet, einer seiner Jünger, mit Genehmigung Heine's, als Manuscript hat drucken lassen, — zur Mittheilung „an Denker und Staatsmänner jeder Partei und Nation, die durch

ihr Wiſſen oder ihre Gewalt (pouvoir) berufen ſind, einzuwirken auf die Schickſale Europa's und der Welt.

Eingangs dieſes Briefes bemerkt E.: „die großen philoſophiſchen Namen Deutſchlands," von denen H. in ſeiner Schrift geſprochen, „ſeien Vergangenes für ihn, — eine Geſchichte." Er fährt dann fort: „Es gibt in Deutſchland Brüder der jungen Leute, mit denen ſie gerne in Frankreich communiciren (communier), und dieſe Brüder kennen einander nicht. Es iſt nun an Ihnen, ihre Hände in einander zu fügen und auf ihre Häupter ein Zeichen zu pflanzen, an welchem ſie ſich erkennen können. Damit werden Sie nicht mehr Geſchichte, ſondern lebende Politik, ſondern Religion wirken." (Vous ferez de la religion Seite 5. 6.) Als nächſte Aufgabe für H. bezeichnet er dann, ein Werk zu ſchreiben, „über die politiſche, ſittliche, künſtleriſche und induſtrielle Lage Deutſchlands," und ſtellt ihm in dieſer Beziehung die Frage: „Der Pantheismus, deſſen Ueberſetzung in politiſche Sprache: Geſellſchaftung (association) der Völker unter ſich und der Menſchheit mit dem Erdball (?), — dieſer Pantheismus — iſt er in die Maſſen eingedrungen, und, wenn dies der Fall iſt, bedarf er nicht ſehr einer mächtigen Anregung, um ſich darin zu entwickeln?" (7.)

E. findet recht ſchön, daß H. die „carteſiſche oder franzöſiſche Philoſophie" in die engliſche (Locke) und deutſche (Leibnitz) auseinander gehen laſſen, um beide dann in dem „großen Juden" (Spinoza) zu reſumiren, der auf dieſe Weiſe als „initiateur" der Chriſten in den Pantheismus erſcheine. Aber er tadelt, daß H. „ungefähr mit Herrn Couſin ende," da er mit Napoleon hätte ſchließen oder vielmehr wieder anfangen müſſen, mit ſeiner Epoche, ſeinem Volke, den Franzoſen, „welche Europa in den Pantheismus in der Politik und der Induſtrie eingeweiht haben;" — denn jetzt könnten nicht mehr einzelne Menſchen, Helden, Philoſophen den Typus, das Maaß, das Kriterion des Fortſchrittes abgeben, ſondern Völker. (7—9) „Die franzöſiſche Revolution," — ſo fährt E. fort, — „iſt in der That der menſchliche, populäre, lebende Ausdruck des pantheiſtiſchen Glaubens Spinoza's, nicht in ihrem praktiſchen und zerſtörenden, ſondern in ihrem theoretiſchen Theile. Philanthropie, Völkerverbündung, Freiheit des Austauſches, religiöſe Duldung, — davon träumte alle Welt in Mitten der Blutgerüſte, des Krieges, des Maximums und des Brandes der Klöſter und Kirchen."

„Dieſer Widerſpruch zwiſchen dem Traum und der Wirklichkeit iſt übrigens ein Beweis der Unvollkommenheit des vorzüglich theoretiſchen

und philoſophiſchen und nicht religiöſen Pantheismus Spinoza's, ein Mangel, welcher hauptſächlich darin beſteht, daß das Gefühl für Hierarchie, die Würdigung der Verſchiedenheiten und die Unterſcheidung zwiſchen gut und bös wenig oder gar keinen Raum darin einnehmen. Durch dieſen Mangel eignet jener Pantheismus ſich gar nicht für die Praxis, für die Politik, da er weniger die Idee der Ordnung, als die der Freiheit implizirt und unmittelbar nur die der Gleichheit erzeugt, indem die Verſchiedenheiten zu nicht zu achtenden unendlich Kleinen herabſinken. Vom confuſen zum geordneten Pantheismus iſt aber eben ſo weit als — von dem Worte Philoſophie — zu dem Wort Religion." (9. 10.)

Nach dieſer Digreſſion über den Spinozismus wendet E. ſich wieder zur Gegenwart. „Sie erinnern ſich vielleicht," bemerkt er nun, „daß wir im Globe die Affamiliation der drei großen europäiſchen Völker ſo charakteriſirt haben, daß wir, ſie an unſere Trinität: Religion, Wiſſenſchaft, Induſtrie anknüpfend, derſelben Frankreich, Deutſchland und England entſprechen ließen und hieraus eine Theilung der Arbeit am großen Werke des menſchheitlichen Fortſchrittes gefolgert." Eine ähnliche Vertheilung, meint E., müſſe für die deutſche Familie ſtatuirt werden. Er weiſt dann Oeſtreich „die prieſterliche Rolle" zu, weil es in der That Deutſchland während und ſeit der franz. Revolution regiert (gouverné.) „Oeſtreich, ſo meint E., wird aus ſeinem ſcheinbaren Schlummer erwachen. In ihm lebt in der That die deutſche Moralität, das Leben des h. Reiches. Oeſtreich bewahrt die Ordnung, die Hierarchie, das Gefühl für Pflicht und beſonders für den Frieden; es braucht ſich nur umzugeſtalten; während ſie in Preußen und am Rhein wieder in's Leben gerufen werden müſſen, da ſie dort erſtorben ſind." (?) „Auch in der Politik des großen europäiſchen, aſiatiſchen, und afrikaniſchen Continents wird Oeſtreich die große Rolle zu ſpielen haben." — „Erkennen wir, daß das Dogma der Freiheit und Gleichheit unvollſtändig und ungenügend iſt zur Leitung der Völker, dann müſſen wir auch Oeſtreich dafür ſegnen, daß es der Ausbreitung jener blos revolutionären Ideen widerſtanden und ſie ſelbſt in einem Joſeph II. von ſich geſtoßen hat." (12) „Umgeben von Nationen, in denen die Freiheit gährt, wiederholt es ſtets mit ruhiger, ernſter Stimme: „Kinder, ihr liebt nicht — die Ordnung; ihr ſeid nicht reif für die Freiheit." Gott vertheilt nicht blindlings die Gewalt auf der Erde; er wirft ſie nicht vor uns hin, nur damit wir ſie mit Füßen treten ſollen. Der religiöſe Menſch kann ſich nicht genug bemühen, zu entdecken, zu welchem Zwecke Gott ſie verleiht, und er ſoll das Werkzeug, das ſie enthält, zu handhaben

und zu vervollkommnen lernen, und nicht es zerbrechen. — Meines Erachtens iſt daher Oeſtreich das Centrum, die Seele des deutſchen Lebens, das gelehrte Preußen iſt deſſen Intelligenz, während die Arme dieſes großen Körpers ſich längſt dem Rheine hin ausbreiten." (12. 13.) „Dem Norden alſo die Wiſſenſchaft und beſonders deren Vervollkommnung; dem Weſten die Induſtrie, die Praxis und beſonders der Unterricht in der Wiſſenſchaft; dem Mittelpunkt und dem Süden die Liebe, die Religion, die Muſik, der Frieden." (14.)

„Hat nun Talleyrand am Ende ſeiner Laufbahn den Traum ſeines Lebens, die Verbindung Frankreichs und Englands, ſich verwirklichen ſehen, — ſo iſt die Einigung (Union) Frankreichs und Deutſchlands jetzt ein Ziel, würdig des Strebens der politiſchen Männer." (15.) Dieſem nach fordert E. „ſeinen lieben Hrn. Heine," der „die Sendung zu dieſer Einigung der beiden großen Völker beizutragen in ſich fühle," auf, den Hörſal der Philoſophie zu verlaſſen und „das Werk der Frau von Stael wieder aufzunehmen und fortzuſetzen..." „Lehren Sie uns das Herz des Deutſchen kennen, fügt er hinzu, und nicht die Geheimniſſe ſeines Denkens (pensée); wagen Sie es, recht laut, uns die Tugenden dieſes weiſen, arbeitſamen, haushälteriſchen, guten, aufgeklärten Volkes vorzuſagen; — — ſagen Sie allen Freunden der Harmonie, was ſie von einem Volke zu erwarten haben, welches einen Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven (von Bach und Händel ſcheint Hr. E. noch nichts zu wiſſen) erzeugt hat... Von einem Volke, welches ſo lange eine der zwei Kronen der chriſtlichen Welt getragen und, trotz Luther's und Napoleon's, ſie noch bewahrt." —

„Es iſt etwas ſo Schönes, — ein Volk zu ſehen, welches in dieſer Zeit, in welcher alle Grundlagen der ſozialen Ordnung erſchüttert, durchwühlt, zu Unterſt zu Oberſt gekehrt worden, — ſeinen alten Glauben bewahrt hat, ſo lange noch kein neuer ſich ſeines Herzens bemächtigt hat; ein Volk, welches Alles weiß, was der Verſtand und die Kraft des Menſchen gethan, um das Gebäude der Vergangenheit zu zerſtören, — aber nicht geſehen, daß eine von Gott erwählte Seele den Plan des neuen Gebäudes inſpirirt und verzeichnet hat, — klüglich ſein altes gothiſches Schloß und ſeinen alten Dom bewahrt und ſie noch unſeren bürgerlichen Häuſern und unſeren Deputirtenſälen vorzieht!... Wie wenn wir mit einem jener großen Poeten, einem de Maiſtre, v. Bonald, Chateaubriand und Lamartine träumen, — ſo, wenn wir der Donau folgen, treffen wir — bis in die kleinſte Hütte — auf eine Familie, eine Religion, eine Autorität, — wir arme Waiſen, die kein Oberhaupt, keinen Gott, keinen Vater mehr haben!..." „Sie wiſſen, daß ich eben ſo wenig, wie Sie, wünſche, die Moral, Religion und Politik der Vergangenheit in der

Zukunft herrschen zu sehen; aber ich halte mich nur für gerecht und wahr, wenn ich sie noch jetzt bewundere, und ich glaube sogar, daß es eine gute Berechnung (calcul) ist, eher auf ihre Bekehrung als auf ihre Vernichtung auszugehen." (16. 17.)

Beiläufig wünscht nun E., daß Schelling und andere Philosophen etwas mehr die Zeit, „die ein so wichtiges Element in den menschlichen Angelegenheiten sei," in Rechnung brächten, was jedoch nur dann geschehen werde, „wenn sie vor Allem, wie Lessing, an das ewige Leben glauben werden." Auch verwundert er sich, daß H. in seinen zwei Bänden mit keinem Worte des ewigen Lebens Erwähnung gethan, was er ja nicht zu versäumen habe, wenn er zu Oestreich sprechen werde. (18.) Hiermit geht er zu den übrigen Vorwürfen über, die er ihm in Bezug auf sein Werk über Deutschland zu machen habe.

„Nein," — ruft der Franzose von Kaïro aus dem Deutschen in Paris zu, — „nein, Deutschland hat nicht nöthig, daß man durch „profane Spöttereien" den Einfluß der Religion paralysire, S. 5 (der Hein. Schrift); „durch ernste, würdige Mittel muß die Religion der Deutschen nicht neutralisirt, sondern transformirt werden; ebenso muß man nicht durch eine bittre Kritik von Männern, die, ihrer Fehler ungeachtet, der Menschheit große Dienste geleistet haben, — die Meinungen und Thaten bekämpfen, die man für rückschreitend hält... — Oft ist es gut, Gerechtigkeit mit Strenge zu vereinen; aber Nichts rechtfertigt Undankbarkeit, und der Machtbegabten (puissans) gibt es nicht gerade so viele, daß man einen Theil derselben in den Koth zu treten sich zu beeilen hätte... Glauben Sie mir, — nichts Geheiligteres (sacré) gibt es für den Menschen, als der Mensch selbst; über Geheiligtes aber müssen wir uns profaner Scherze enthalten. Der Mensch, der seines Gleichen auf den voltaireschen Pranger (pilori) stellt, verrichtet das Geschäft eines Henkers, nicht das eines Lehrers, Priesters und Vaters der Menschheit."

„Lassen wir den Kindern der Vergangenheit diese Waffen, die die Gegenwart schon verwirft und die die Zukunft zerbrechen wird. Ich gehe noch weiter und behaupte, daß überhaupt genommen es eben so unsittlich ist, öffentlich und besonders während seines Lebens — die Fehler und Schwächen eines mächtigen (puissant) Mannes zu enthüllen, als es unsittlich von Rousseau war, das Bekenntniß seiner Schmählichkeiten (turpitudes) der Welt in's Angesicht zu werfen; — denn auf diese Weise zertritt oder erbittert man starke Seelen, und verbreitet anderseits unter den Massen ein verderbliches

Mißtrauen, und spannt sie gegen die Wissenschaft und das Genie." (19. 20.)

Nach dieser wohlgemeinten und von freundlichen Worten begleiteten Kritik wendet der Briefsteller sich zu dem Hauptgegenstande, nämlich zu Deutschland und seinen Weltverhältnissen zurück. Er meint, „eine Geschichte von Oestreich seit Luther, seine Stellung gegen die Türkey und Rußland auf einer, gegen die übrigen europäischen Staaten auf der anderen Seite, diese Stellung des Saint-Empire zwischen dem deutschen und dem griechischen Protestantismus so wie dem Mahomedismus, zugleich Ursache und Wirkung seiner Unbeweglichkeit, sei bis jetzt noch nicht genug gewürdigt worden; sonst könnte man ihm diese nicht zum Vorwurf machen, die uns vor der mahomedanischen Autokratie, vor dem Selbstherrscher von Rußland und selbst vor der römischen Theokratie bewahrt, auch am meisten dazu beigetragen habe, uns von der Napoleonischen Autokratie zu erlösen." (21.)

„Wo sind nun aber," fragt er zum Schlusse, — „wo sind die Gesalbten des Herrn? wie heißen die Boten des Allerhöchsten, die eines Tages auf ein Zeichen alle Völker zur allgemeinen Communion hinführen sollen? Sie heißen Propheten; aber sie heißen auch Könige; das Recht und die That, das Wissen und die Macht, (pouvoir). Denn, sehen Sie nur, wie wenig die Christen in Europa gewirkt haben, so lange sie noch keinen Constantin gefunden; wie Luther verunglückt wäre, hätte er nicht sehr bald gekrönte Häupter auf seiner Seite gehabt; ja selbst was Voltaire ohne Friedrich und Catharina gewesen sein würde! Darum, Prophet! (!) muß ihre Stimme zu den Ohren der Könige dringen, wenn Sie die Völker befreien wollen. Seit drei Jahrhunderten wollen die Propheten nur von den Völkern angehört sein; als wahre Christen vernachlässigen oder verachten sie die Gewaltigen der Erde! — Bedenken Sie, daß die Könige unserer Tage nicht zugleich Könige und Propheten sein können. Noch gibt es zwei Gewalten auf der Erde: die der Propheten und die der Könige, — und diese beiden Gewalten werden nicht durch eine Schlacht endigen... Die Zukunft will nur einen friedlichen Herrn, nicht einen mit Blut bedeckten Scharfrichter. — Prophet, lesen sie nochmals das „neue Christenthum" von Saint-Simon; dann, so glaub' ich, werden sie meine Idee begriffen haben, und mein Brief, oft verworren, und ungeordnet, wird, wie eines jener wunderlichen Vorspiele sein, die ein Tondichter ausführt, bevor er schreibt, und in denen nur ein Künstler die Begeisterung entdecken und verfolgen kann, die den Musiker beseelt." (22—24.) —

Dies die Hauptstellen des Briefes, den der „Vater der Menschheit," — dafür hält sich Enfantin, — an seinen lieben Sohn, — dafür hält ihn der Vater, — den der „erwählte" und „inspirirte" — ehemalige — Weltreligionsstifter an den zur Vereinigung von Frankreich und Deutschland „gesendeten" Propheten Heinrich Heine geschrieben; und daß der enfantinische Jünger die Bekanntwerdung dieses Schreibens gestattet, gibt uns zum Wenigsten zu erkennen, daß derselbe die wohlwollenden Zurechtweisungen seines Meisters bescheidentlich dahinnimmt.

Aber auch dies ist nicht zu verkennen, daß Enfantin in diesem Schreiben einen feineren Takt, größere Besonnenheit und Klugheit, und weit menschenfreundlichere und weltbürgerlichere Ansichten und Gesinnungen zu Tage legt, als sein deutscher Freund noch im vorigen Jahre zu haben schien; — denn sein diesjähriger Brief an die deutsche Bundesversammlung, welchen die allgemeine Zeitung mittheilt, dürfte wohl schon als erstes Zeichen seiner Umkehr zu betrachten sein.

Im Uebrigen zeigt das vorliegende Sendschreiben hinsichtlich des religiösen Momentes noch dieselbe Verworrenheit, die den früheren Saint-Simonismus und den späteren Henri-Heinismus charakterisirt. Wie der „Prophet" einmal schrieb: „Materie und Geist, beides ist gleich göttlich; wer die h. Materie beleidigt, ist eben so sündhaft, wie der, welcher sündigt gegen den h. Geist," und: „in der That, wir sind dem Deismus entwachsen, wir sind mündig, und bedürfen keiner väterlichen Vorsorge mehr," — und dann wieder: „er sei sich einer ursprünglichen Religiosität bewußt; — Gott sei immer der Anfang und das Ende seiner Gedanken," — so bekennt auch Enfantin sich einestheils wiederholt zum Pantheismus, und spricht dann doch wieder von Gott als dem Herrn der Welt, der „nicht blindlings die Macht vertheilt," — und dessen Absichten zu entdecken „der religiöse Mensch" nicht angelegentlich genug sich bemühen könne. —

Glaubt Enfantin an den in der Menschheit und am Vernehmlichsten durch die civilisirtesten Nationen, und unter diesen durch das angeblich religiöseste Volk der Franzosen sich aussprechenden Gott, dann darf er weder an das „neue Christenthum Saint-Simons," noch an den von ihm selbst „verzeichneten Religionsplan" appelliren; denn nicht nur Deutschland und England, sondern auch das französische Volk hat von beiden sich abgewendet. Glaubt er an einen die Macht nicht blindlings vertheilenden Gott, dann kann er denjenigen nicht als Propheten dieses Gottes begrüßen, der zu

behaupten sich vermessen, „wir bedürften keiner väterlichen Vorsorge mehr" Wer die Menschen unter sich, wer die Menschen mit Gott einigen will, der muß zuvörderst einig mit sich selbst sein, und nicht, wie Heine, in die Klage ausbrechen müssen: „ich bin der Krankste (also zerrissenste) von euch Allen;" — noch, wie Enfantin: „er habe von Allen — nur Schmähungen und Verachtung für seine Arbeiten und sein Leben geerntet" (S. 19), und: „wir arme Waisen haben kein Oberhaupt mehr, keinen Gott, keinen Vater." —!—

Was endlich Enfantin's Ansichten von dem Verhältniß der drei gebildetsten Nationen zueinander betrifft, so bedürfen dieselben eben so wenig einer ausführlicheren Zurechtweisung, als die fast diametral entgegengesetzten des Hrn. von Raumer in seiner neuesten Schrift über England. Spricht man vom ganzen Volke, dann wird kein Geschichtskundiger mit Enfantin behaupten, die Franzosen seien das religiöseste Volk, und faßt man die Völker in ihrer weltgeschichtlichen Verkettung und Wechselwirkung auf, dann kann man unmöglich mit Hrn. von Raumer „die Hoffnung der Welt und das Rettungsmittel gegen einbrechende Barbarei" (!) ausschließlich „in dem uralten Stamme germanischer Entwicklung liegen" sehen. Von Frankreich sind die Kreuzzüge, von Frankreich ist die geistige Bildung des Mittelalters und die Emancipation des Staates von dem Joche des Papstthums, von Frankreich sind seit Descartes fortwährend die kräftigsten Anregungen, von Frankreich endlich ist seit der Revolution die politische Reformation von Europa ausgegangen, und wenn wir uns mit allem Ernste gegen enfantinische Anmaßungen, so haben wir uns doch mit gleichem Nachdruck gegen selbstgefällige Prätentionen auf unsere besondere Auserwählung zu verwahren. „Die Bürgschaft der Zukunft" — liegt weder im Pantheismus Enfantin's, noch allein in Raumer's Germanenthum; sondern in der göttlichen Bestimmung der Menschheit! —

10.

Rückblick auf den St.-Simonismus.

(Novbr. 1836.)

Louis Reybaud hat in der „Revue des deux Mondes“ unter der Ueberschrift: *Socialistes modernes*, eine Reihe von Aufsätzen eröffnet, deren erster uns eine übersichtliche Geschichte des Saint-Simonismus bietet. Sie ist in sechs Abschnitte getheilt. Der erste ist der Biographie und Charakteristik Saint-Simon's gewidmet. Er enthält wenig Neues. Saint-Simons Besuch bei Frau von Stael wird folgendermaßen erzählt:

„Bei seiner Durchreise durch Genf, bat der Philosoph um die Erlaubniß, zu Coppet seine Aufwartung machen zu dürfen. Kaum eingetreten, brach er in die Worte aus: „Madame, Sie sind die außerordentlichste Frau auf der Welt, wie ich der außerordentlichste Mann: wir beide würden ohne Zweifel ein noch weit außerordentlicheres Kind erzielen.“ Frau von Stael war verständig genug, um die Sache gut aufzunehmen. Sie lachte darüber.“ —

Zu Olinde Rodriguez sagte Saint-Simon kurz vor seinem Ende, nach Reybaud's Bericht: „Der Angriff auf das Religionssystem des Mittelalters hat in der That nur Eins bewiesen: nämlich, daß es nicht mehr in Uebereinstimmung steht mit den Fortschritten der positiven Wissenschaften. Aber man hat Unrecht, daraus zu folgern, daß das religiöse System ganz verschwinden müsse. Es hat nur mit den positiven Wissenschaften sich in Uebereinstimmung zu setzen...“ „Saint-Simon starb am 19. Mai 1825 in den Armen einiger seiner Schüler: Auguste Comte's, seines Benjamin's, seines auserwählten Rüstzeugs, der später den Meister verläugnet, und des Olinde Rodriguez — der zuletzt sich auch zurückgezogen.“ — Den Aussagen derselben zufolge waren ihres Meisters letzte Worte diese: „Mein ganzes Leben resumirt sich in einem einzigen Gedanken: allen Menschen die freieste Entwicklung ihrer Anlagen zu sichern“... und, nach kurzem Schweigen: „Acht und

vierzig Stunden nach Erſcheinen des zweiten Blattes unſerer Zeitſchrift (des Producteurs) iſt die Partei der Arbeiter conſtituirt; die Zukunft gehört uns." Nach dieſen Worten fuhr er mit der Hand nach ſeinem Kopfe — und ſtarb." . . .

Die erſte Epoche, die im zweiten Abſchnitt beſprochen wird, eröffnet und beſchließt der eben erwähnte Producteur, für deſſen Herausgabe Rodriguez ſich nun noch Bazard (der Saint-Amand unterzeichnete), Enfantin, Cerclet, Buchez und andere geſellte. Bazard war ein Haupt der Carbonari's, und wie durch ein Wunder dem Schwerdt des Gerichtes entronnen, das ihn wegen Theilnahme an dem Aufſtande zu Colmar und Befort treffen ſollte. — Der Producteur beſchäftigte ſich nur mit der induſtriellen und wiſſenſchaftlichen Entwicklung der Menſchheit nach Saint-Simon's Theorie. Auch Carrel nahm an der Redaction deſſelben Theil.

Die zweite Epoche bezeichnet der Unterricht, den die Saint-Simoniſten in der „Rue Taranne" eröffnet, wo beſonders Bazard in zahlreichen Conferenzen den neuen Glauben vollſtändig darzulegen unternahm. Hier ſchloſſen ſich viele Schüler der polytechniſchen Schule der Geſellſchaft an, namentlich Carnot (des berühmten Convents-Mitgliedes Sohn), Michel Chevalier (der neuerdings intereſſante Briefe aus Nordamerika geſchrieben), Fournel, Dugied, Barrault (der Verfaſſer von „Occident und Orient"), Charl. Duveyrier, Enfantin und Talabot. Herr Reybaud gibt nun einen Abriß der bekannten Exposition de la doctrine St. Simonienne, den er mit der Bemerkung ſchließt, daß von der Mitte 1830 an „die Schule erſt Familie, dann eine Kirche geworden."

Der dritten Epoche weiſ't er die Herausgabe des „Organisateur," die Gründung der St.-Sim. Familie in der „Rue Montigny," die Uebernahme des Globe und die öffentlichen Predigten zu. Das Verhältniß der beiden Häupter zu einander bezeichnet er in folgender Weiſe: „Enfantin fand den Gedanken, Bazard formulirte ihn . . . Jener war die Perſonifikation der neuen Welt, welche es drängte: anzukommen, zu genießen, zu herrſchen, ſich in einer eingenommenen Veſte einzurichten. Bazard hingegen, Auswege ſuchend, viel kritiſirend, wenig poſitiv lehrend, war das Organ eines tranſitoriſchen Verfahrens, eine Stimme der Ausgleichung zwiſchen der neuen und der alten Ordnung. Enfantin beharrte auf dem Wege der Phantaſie und der Theorie, Bazard auf dem der Logik und der Praxis; jener wußte ſich an das Gefühl zu wenden, dieſer an den Verſtand." Ihr beſtimmteſtes Glaubensbekenntniß iſt in der Flugſchrift enthalten, welche ſie unter'm 1. October 1830 an die Deputirtenkammer gerichtet.

Das Weitere, was Herr R. über diese Glanzperiode des St.-Simonismus berichtet, ist bereits hinlänglich durch die darüber in Deutschland erschienenen Schriften bekannt.

Die vierte Epoche läßt Hr. R. mit dem Schisma und den inneren Spaltungen der St.-Sim. Familie beginnen, welche durch die Frage in Betreff der Befreiung der Proletarier und der Freilassung der Frauen veranlaßt wurden. Namentlich war es die allgemeine Versammlung am 19. November 1831, in welcher, „Enfantin feierlich erklärte, daß wenn der St.-Simonismus die Benutzung (exploitation) des Mannes durch den Mann energisch bestritten und aus seinem Evangelium gestrichen, man fernerhin nicht mehr die Benutzung des Weibes durch den Mann gestatten noch dulden könne; das Christenthum habe das Weib emancipirt, aber es in Unterordnung (subalternité) erhalten; der St.-Simonismus müsse es frei lassen und dem Manne gleichstellen." Bekannt ist, welchen Widerspruch die weitere Entwicklung seiner Ansichten vom Verhältniß der Geschlechter zu einander gefunden, welche Folgen diese Irrungen und die späteren Finanzoperationen der vermessenen Menschheitbeglücker gehabt, und wie demnächst die Familie sich nach Ménil-Montant zurückgezogen. Wie sich hier ihre Ansichten gestaltet, hat Hr. R. uns aus dem Manuscript des „*Livre nouveau*" dargelegt, dessen Einsicht er der Mittheilung seines Freundes Duveyrier und der Mad. Marie Talon, die dasselbe in Verwahrung hat, verdankt.

„Die ganze Metaphysik des St.-Simonismus," bemerkt Hr. R., „sein Katechismus und seine Genesis — finden sich in diesem Livre nouveau, dem Résumé mehrerer Conferenzen der St.-S. Familie, an dessen Abfassung Enfantin den größten Antheil gehabt." „In einer neuen Form," fährt R. fort, „thut sich hier jene Tendenz der St.-S. Doktrin, den Geist und das Fleisch zu pacifiziren und Eines durch das Andere zu heiligen, kund. Der Krieg zwischen den beiden Prinzipien findet nicht nur in der Politik und der Moral, sondern auch in der Wissenschaft statt, und diese muß pacifizirt werden, wie die Politik. „Sie wird es," behauptet das neue Buch, „weil die Männer der Liebe, die ein gleiches Gefühl haben für Theorie und Praxis, für Wissenschaft und Industrie, für Wirklichkeit und Schein, einen lebendigen Glauben einprägen werden der stets fortschreitenden Harmonie zwischen Geist und Fleisch, Zeit und Raum, Zahl und Ausdehnung, Formel und Form, Gedanken und That, Einheit und Vielheit, Identität und Differenz, Beobachtung und Experiment, Vergangenheit und Zukunft, Auctorität und Freiheit, Ich und Nicht-Ich, Mann und Weib, Menschheit und Welt". . . „Gott," — so heißt es in dem neuen Buche, „den die revolutionairen Mathematiker

vergeblich aus ihrem Sanktuarium verjagt, und der dennoch immer, entweder unverhüllt oder verborgen, unter dem Namen des Unendlichen, oder unter dem trügerischen Schleier der Begrenzungen (limites), darin verblieben, Gott wird herrlicher als jemals darin zum Vorschein kommen, um alle Conceptionen zu beleben. Dann wird das höchste, das infinitesimale Wort sich in der Kunst in Reden und Symbole entfalten; der Gelehrte wird es in Formeln, der Industrielle wird es in begrenzte Formen übertragen; als Wort der Poesie und der Liebe — wird es sich durch Musik und Architektur offenbaren; als göttlicher Begeisterer wird es die Algorythmie und die Aesthetik, als Wort des Priesters wird es die Wissenschaft und die Industrie, das Dogma und den Kultus erzeugen."

Die von R. aus dem neuen Buche mitgetheilte Genesis ist zu neblicht und gehaltlos, um hier irgendwie berücksichtigt zu werden. Ueber das ganze Werk gibt R. folgendes Urtheil ab: „Im Gegensatz zu Bazard's Hauptwerke, der Exposition, welches durch viele Punkte mit unserer profanen Intelligenz und Wissenschaft in Berührung blieb, — ist das neue Buch die Algebra der Religion, ihre Demonstration in Formeln, die für den, der sie aufstellt, strenge; für den, der sie diskutiren möchte, unverständlich sind. Niemals war die Metaphysik auf solche Weise mit der Differential-Rechnung verwickelt, niemals die Religion mit solcher Prätention auf Binomität erschienen. Und — was das wunderlichste ist, wenn man auch Alles von dieser Arbeit, Größen und Ausdrücke, annähme, so würde man doch zu keiner in Ernst anwendbaren Lösung gelangen. Als Newton den Gang der Welten fand, leitete er doch astronomische Folgerungen, materielle Thatsachen, Naturgesetze daraus ab, welche die Menge verstehen konnte. Hier im Gegentheil führt die Erklärung der Menschheit durch die Zahlenwissenschaft zu so idealen Formeln, daß hundert parallele Formeln sich daneben aufstellen ließen, ohne daß man den Vorzug der einen vor den anderen weder erörtern, noch beweisen könnte." —

In die fünfte und letzte Epoche stellt Hr. R. den bekannten, im Februar 1832 gegen die Häupter des Simonismus bei den Assisen anhängig gemachten Prozeß und die darauf erfolgte Zerstreuung der „Familie." In Beziehung auf die letztere bemerkt er Folgendes: „Die Einkerkerung Enfantin's war das Signal der Zerstreuung der Familie. Die Einen kehrten in die Welt zurück, mit der Absicht, eine stille und unwahrnehmliche Propagande fortzusetzen; die Anderen widmeten sich ostensibler ihren evangelischen Arbeiten und schifften, neue Argonauten, sich ein zur Aufsuchung der Femme-Messie. Nach seiner Befreiung folgte Enfantin diesem Theile der Familie. Nachdem ihm das große Unternehmen der Eindämmung des Nil's mißglückt, hat er nun Aegypten verlassen,

um sich nach Judäa zu begeben, denselben Weg verfolgend, den das Volk der Hebräer genommen. Zwischen ihm und seinen Jüngern in Frankreich dauert die Communion der Glaubensmeinungen mittelst brieflichen-Austausches fort. Die hierarchische Thätigkeit ist durch die Entfernungen nicht unterbrochen."

„Gegenwärtig hat der St.-Simonismus noch nicht auf die Eroberung der Welt verzichtet. Nur arbeitet er nicht mehr in offener Empörung, sondern unter der Erde darauf hin. Aber auch hierbei ist er wieder in Täuschung befangen," ... was dann weiter ausgeführt wird. Daß er übrigens im Grunde nur ein Amalgam älterer Elemente, und überall, wo man von der Oberfläche in sein Inneres dringt, das Plagiat erkennen läßt, deutet R. hinsichtlich der Hauptmomente an, und schließt mit der Bemerkung, „der Hauptnutzen des St. Simonismus möchte wohl darin bestehen, daß eine Menge von Fragen, die vorher geschlummert, schon durch die Thatsache seines Erscheinens lebhaft angeregt und so laut zur Sprache gebracht worden, daß die allgemeine Neugierde von ihnen Besitz genommen, und sie nun dem Geiste der Analyse überliefert seien, der früher oder später durch eine Uebergangsarbeit sie zur Erörterung bringen werde." — In der Einleitung hatte Hr. R. sich folgendergestalt hierüber geäußert: „Die Theorieen des neuen Glaubens, man wird es zugestehen müssen, sind auf eine der Reform der modernen Sozietäten förderliche Weise ausgesprochen worden; denn, wenn diese Theorieen auch nichts unmittelbar Anwendbares enthielten, so werden sie zum Wenigsten — und dies ist ein großes Resultat — das Eigenthum und die Erbschaft aus ihrem Schlummer aufgerüttelt haben, — zwei Mächte, die bis auf den heutigen Tag nicht angegriffen worden sind. Künftighin, statt nach Erweiterung ihrer Wespenrechte (droits de frélons) über die verschiedenen Elemente der menschlichen Thätigkeit zu trachten, werden jene beiden Despoten des Reichthums ohne Zweifel sich mit der Arbeit zu verbinden und zu verschmelzen suchen, die wahrscheinlich der Angelpunkt der künftigen Sozialisation sein wird." —

11.

Die freien Frauen und G. Sand.

(April 1837.)

Als die Saint-Simoniſtiſche, oder genauer, — die Enfantiniſche Geſellſchaft durch richterlichen Spruch unterdrückt worden und die Kinder des Kindiſchen ſich in alle Welt zerſtreut hatten, meinten Viele, es habe auch mit den freien Frauen ſein Ende genommen. Aber ein Mephiſto hätte den Meinenden zurufen können:

Den Teufel ſind ſie los;
Die Teufel ſind geblieben.

Schon im Juli vorigen Jahres wandten ſo ſich nennende „freie Frauen" ſich mit einer Bittſchrift an den König und die Kammer, darauf antragend, daß auch Frauen als verantwortliche Herausgeberinnen (gérantes) eines politiſchen Tagblattes und als Zeuginnen bei Civilakten zugelaſſen würden.

Die Kammer ging am 28. Januar dieſes Jahres in Betreff dieſes Geſuchs zur Tagesordnung über.

Indeſſen hatten die Freifrauen bereits in einer zweiten Bittſchrift unterm 1. December vorigen Jahres verlangt, daß der Artikel 214 des bürgerlichen Geſetzbuches abgeſchafft werde, welcher die Frauen verpflichtet, bei ihrem Manne zu wohnen und ihm, wohin es ihm zu ziehen beliebt, zu folgen.

Natürlich fand dieſer Antrag keine günſtigere Aufnahme in der Kammer, als der erſte.

Die freiheitſüchtigen Damen ließen ſich hierdurch nicht entmuthigen. Sie ſtifteten eine „Gazette des Femmes," welche ſie näher bezeichnen als „Journal des droits politiques et civils des Françaises." Frau Poutret de Mauchamps, welche die Leitung dieſes (für beſcheidene 15 Franken jährlich zu beziehenden) Frauenblattes übernommen, kündigt

gleich zum Voraus an, daß daſſelbe keine Handelsſpeculation, ſondern eine „freie Veröffentlichung" (publication libre) ſei, und daß dieſe Zeitung in ſo vielen oder wenigen Blättern und in ſolchen Zeitabſchnitten erſcheinen werde, als der Herausgeberin im Intereſſe der Verbeſſerung des Looſes der Frauen dienlich ſcheinen werde. —

In dieſem Blatte nun haben jene hartherzigen Tagesordnungen der Deputirtenkammer ſich eine ſtrenge Kritik gefallen laſſen müſſen, und, unabgeſchreckt durch wiederholte Abweiſung, haben jetzt die heldenmüthigen Frauen den Kammern eine dritte Petition überreicht, in welcher ſie fordern, daß klar und ausdrücklich anerkannt werde, wasmaßen kraft der Charte von 1830 die Frauen dieſelben bürgerlichen und politiſchen Rechte beſitzen wie die Männer. Madame Poutret de Mauchamps, welche das Factum unterzeichnet hat, erklärt, Frankreich ſei ein Volk von freien Männern und Frauen, welche, verſammelt, einen König oder eine Königin wählen können, ohne Rückſicht auf das Saliſche Geſetz. Das Geſuch um gleiche Theilnahme an den Rechten ſtützt ſich nämlich darauf, daß die Frauen auch an den Gefahren und dem Siege der Julitage Theil genommen; weshalb ſie nun ebenwohl Deputirtinnen und Pairinnen werden können müßten. Die Charte rede nie von Franzöſinnen; es ſei Zeit, daß ſie ſage: die Franzöſinnen und die Franzoſen ſind gleich vor dem Geſetze; Alle ſind gleich zuläſſig zu allen Ehren- und Geld-Aemtern, — mit Ausnahme des Kriegsdienſtes, von welchem die Bittſtellerinnen Nichts wiſſen wollen.

Noch iſt, unſeres Wiſſens, über dieſe dritte Bittſchrift Nichts entſchieden; aber ſchon iſt durch Vermittelung der Frau Poutret ein viertes Geſuch an König Ludwig Philipp gerichtet worden, worin die Damen ihn bitten, er möge doch erklären, „daß er eben ſowohl König der Franzöſinnen als der Franzoſen ſei."*) —

* * *

Manche, wenn ſie dies leſen, werden über dieſe Enfantiniſchen Nachklänge ſpotten, Andere nur mitleidig lächeln; wieder Andere werden in fromme Klagen ausbrechen über ſolche Verwegenheit des andern Geſchlechtes; Einige vielleicht ſogar zürnen über die Preß- und Petitionsfreiheit, welche ſolcherlei gefährliche Grundſätze und Prätentionen unter die Leute zu bringen geſtattet. Glücklicherweiſe iſt das Leben einer großen

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das 3te und 4te Geſuch kein anderes Loos fanden als das 1te und 2te.

Nation unabhängig von dem Spotte und dem Tadel Einzelner, und die Freiheit der öffentlichen Mittheilung für das geiſtige, was die freie Luft für das leibliche Leben. Wie die freie Bewegung der Luft das Correktiv iſt für alle in ſie aufſteigende ſchädlichen Dünſte, ſo corrigirt die freie Oeffentlichkeit alle geiſtigen Extravaganzen. Im Reiche des Geiſtes, wie in der Natur waltet im großen Ganzen eine ordnende, zurechtweiſende, heilende Macht und die Wahrheit behauptet ihr Recht mit ſiegender Gewalt. Es freut uns, gerade im vorliegenden Falle unſere Anſicht durch eine Thatſache beſtätigt zu finden.

Die unter dem Namen George Sand bekannte und berühmte Schriftſtellerin iſt in mehreren ihrer Romane, — in „Valentine," „Indiana" und ſelbſt noch in „Lélia," als ſchöngeiſtiger Anwalt jener Frauen aufgetreten, die den Aufſtand gegen das bisherige ehliche Verhältniß für die heiligſte Pflicht gehalten. Aber die Heilkraft der Wahrheit hat auch in dieſem genialrevolutionären Geiſte ihre Uebermacht erwieſen. In einer kürzlich von jener reichbegabten Dichterin herausgegebenen Schrift ſpricht ſich dieſelbe über die Beſtimmung der Frauen in folgender Weiſe aus:

„Ich fürchte, Marcia, daß die ohnmächtigen Verheißungen einer neuen Philoſophie dir geſchadet. Sei es, daß du den eigentlichen Gedanken des Saint-Simonismus unrichtig verſtanden, oder daß der Saint-Simonismus in ſeinen Meditationen und Forſchungen nicht das Wort für deine Beſtimmung gefunden, — kurz, du haſt aus demſelben den Wunſch des Unmöglichen geſchöpft"...

„„Nein, ſagſt du, man laſſe mich nur in das Thatenleben hinausſtürzen; ich fühle mich Krieger, Redner, Prieſter; ich will, ich kann kämpfen, discutiren, lehren.""

„Kannſt du es, Marcia, wohlan, dann biſt du eine Ausnahme, und in heroiſchen Zeiten hätteſt du dich Johanna von Arc, Marie Roland, Heloïſe nennen können. Aber was willſt du jetzt ſein? Suche dir in der geſellſchaftlichen Ordnung, auf allen Rangſtufen der Staatsgewalt und der Induſtrie eine Stellung, von welcher du ohne Lächeln Beſitz ergreifen könnteſt. Du kannſt nur etwa Künſtlerin werden, und daran hindert dich Niemand."

„Geſetzt aber, es finde ſich gegenwärtig in den parlamentariſchen Erörterungen und in der Ausübung der Staatsgewalt Etwas, was eine edle Seele oder einen großen Geiſt anzulocken vermöchte, geſetzt, mehrere durch ihre Erziehung und ihre Anlagen excentriſche Frauen brennten vor Begierde, ihre Stelle in der Welt zu finden, und gingen, durch die Geſetze behindert, von Unthätigkeit und Sehnſuchtſchmerz verzehret, zu Grund;

— unter uns, Marcia, ſei es geſagt, ich glaube nicht, daß es gegenwärtig auch nur eine ſolche Frau in Europa gibt. — Gleichviel! du wirſt mir zugeben, daß deren Zahl ſehr geringe iſt, und daß es unklug ſein würde, um ſo weniger Wunderkinder willen ein Geſetz zu geben, welches zu der ſchon ſo gewaltig umdrängten Staatsgewalt, zu der ſchon ſo armſeligen Erörterung der Staatsintereſſen alle Frauen zuließe, die wir nicht kennen und ſelbſt die vorzüglichſten derer, die wir am beſten kennen. Alſo, was dich, große verborgene Seele! betrifft, lerne dich unſcheinbar machen, lerne dich vernichten, lieber, als daß du, um ein perſönliches Bedürfniß zu befriedigen, wünſcheſt, das Menſchengeſchlecht möge einen Wahnſinn begehen!"

. . . „Ich ſage dir es in aller Demuth, verzeihe mir; aber in allem Ernſte ſage ich dir: behüte dich vor jenen thörichten Ambitionen. Die Frauen ſind nicht geeignet für die Aemter, die ihnen bisher von den Geſetzen verſagt worden. Dies beweiſ't indeß keineswegs die Inferiorität ihres Geiſtes, ſondern nur den Unterſchied ihrer Erziehung und ihres Charakters. Das erſte Hinderniß kann mit der Zeit ſchwinden; das zweite wird, meiner Meinung nach, ewig bleiben. Welches auch die Fortſchritte der ſtolzen Vernunft ſein mögen, — immer wird das Herz der Frauen das Weihthum der Liebe, der Sanftmuth, der Hingebung, der Geduld, der Barmherzigkeit ſein, kurz das Weihthum der mildeſten Reflexe der Gottheit und der unverwüſtlichen Inſpirationen des Evangeliums. Sie ſind es, die uns durch alle Jahrhunderte hindurch die Ueberlieferungen der erhabenen chriſtlichen Philoſophie bewahren werden. Sie ſind es noch heutzutage, die in Mitten des Ueberſtrömens unſerer groben Leidenſchaften die Trümmer des Spiritualismus und der chriſtlichen Liebe aus dem Schiffbruche retten."

„Du ſiehſt alſo, daß ich weit davon entfernt bin, zu meinen, das Weib ſtehe tiefer als der Mann. Sie iſt Seinesgleichen vor Gott *), und Nichts in den providentiellen Planen beſtimmt ſie zur Sclaverei. Aber ſie gleicht nicht dem Manne **), und ihre Organiſation, wie ihre Neigung weiſen ihr eine andere, nicht minder ſchöne, nicht minder edle Rolle an, über welche ſich zu beklagen, meines Erachtens, ein Zeichen geiſtiger Entartung ſein würde. Die Vorſehung, die ihr die Kindheit des Menſchen in die Arme und an die Bruſt gelegt, hat ſie ihr nicht eine glühendere Liebe zur Erſtgeburt, eine erhabene Betriebſamkeit (industrie) für dieſe erſte Beſchäftigung und unausſprechliche Freuden

*) Elle est son *égale* devant Dieu . . . .

**) Elle n'est pas *semblable* à l'homme . . . .

verliehen, deren Macht ein Geheimniß für die Mehrheit der Männer iſt?

„Wer malt uns das Entzücken der Mutter bei dem erſten Kuſſe ihres Kindes? Wer wird uns erklären, wie der keuſche und göttliche Reiz dieſer erſten Liebkoſung ſie tauſendfach für die Wehen der Geburt und die Mühen und oft grauſamen Beſorgniſſe der Stillung entſchädigt? .. Das Weib hat die Beſchwerlichkeiten des Haushaltes, der Mann die Einrichtung zu tragen: zwei verſchiedenartige aber gleich nothwendige und dadurch geadelte Weiſen in der Familie zu arbeiten ... Hier iſt die Größe der Frauen, hier iſt ihr Ruhm“...

„So iſt alſo jedem Geſchlecht ſein Beruf vorgezeichnet, ſeine Aufgabe angewieſen, und die Vorſehung verleiht jedem die dazu geeigneten Werkzeuge und Hülfsmittel. Warum ſollte nun die Geſellſchaft dieſe wunderbare Ordnung umſtoßen, und würde ſie der Verderbniß, die ſich eingeſchlichen, dadurch abhelfen, daß ſie, das Weib in Allem dem Manne gleichſtellend, die natürliche Ordnung umkehrte?“ ...

12.

Robert Owen.

(August 1837.)

Paris ist seit lange die Weltbühne, auf welcher alle die Wunderlichkeiten und Contraste, alle die Ueberschwänglichkeiten und Absurditäten zu Wort und mitunter zu That kommen, die ringsumher von den Bewohnern der Logen, des Paradieses, des Parterres und der Souterrain's beherbergt werden. Nach Unterdrückung der Saint-Simonisten, nach natürlichem Verkommen des Fourierismus und des modernen Templerthums, nach unmerklichem Verhallen der Paroles d'un croyant und unbeachteten Reformationsversuchen Chatel's und Auzou's — war eine kleine Ruhezeit eingetreten. Jetzt tritt ein neuer Sprecher für das Menschengeschlecht dort auf; aber er kommt von Jenseits — des Nordmeer-Ermels, es ist Robert Owen, der nicht müde wird für das, was er als nothwendig zum Heile der Menschheit erkannt zu haben glaubt, nicht nur Zeit und Worte, sondern auch Geld und Mühe aufzuwenden. Das sehr bedeutende Vermögen, welches er theils ererbt, theils erworben, hat er seit länger als 30 Jahren einer Reihe von philanthropischen Unternehmungen gewidmet. Er hat kurz nach 1800 die große Anstalt zu New-Lanarck in England, später (1824) New-Harmony in Pennsylvanien und vor einigen Jahren eine dritte zu Orbeiston bei Glasgow gegründet. — Wer ihn persönlich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, wird ihm einen ehrenhaften Charakter, lobenswürdige Beharrlichkeit und wahrhaft menschenfreundliche Gesinnungen nicht absprechen können.

Am dritten dieses Monats hat er im Pariser Athenäum sein neues soziales Lehrgebäude zu exponiren, oder vielmehr exponiren zu lassen angefangen. Da er selbst nur englisch spricht, so läßt er eine franzö-

ſiſche Ueberſetzung ſeiner Vorträge vorleſen; ladet aber ſeine Zuhörer und Zuhörerinnen ein, denn auch Damen wollen an der Beglückung des Menſchengeſchlechtes Theil nehmen, — ihre Einwürfe vorzubringen, die ihm dann ſofort in's Engliſche überſetzt werden, worauf er unverweilt ſeine Antwort ebenwohl dem Gegner übertragen läßt. Ein zahlreiches Auditorium wohnt aufmerkſam und theilweis als Oppoſition lautwerdend — den Vorträgen bei, deren Hauptſache auf Folgendes hinausläuft:

Die Menſchheit befindet ſich in einem durchaus verkehrten Zuſtande. Die Grundurſache davon iſt ein Urirrthum, in welchem zu allen Zeiten der Menſch über ſeine natürlichen Kräfte und ſeine Beſtimmung verſunken. Dieſer Irrthum beſteht darin, daß man glaubt, der Menſch erhalte bei ſeiner Geburt das Vermögen, ſich beliebig eine Glaubensmeinung und einen guten Willen zu bilden. Deshalb macht man ihn für ſeine Handlungen und Gefühle verantwortlich, und tadelt oder lobt Dinge, die eben ſo unabhängig von ſeinem Willen ſind, als die Farbe ſeiner Haare oder die Züge ſeines Antlitzes. „Warum," fragt Herr Owen, „warum den Menſchen beſtrafen oder belohnen deßhalb, weil er ſo iſt, wie Natur und Geſellſchaft ihn gemacht haben?"

Dieſer Irrthum hinſichtlich der Verantwortlichkeit, meint er, habe dem Geiſte individuellen Eigenthums, ſo wie allen Varietäten religiöſer Ideen, Formen und Ceremonien, die auf den verſchiedenen Theilen des Erdballs angenommen ſind, Entſtehung gegeben, ſo wie den Verbrechen, die auf der Erde begangen werden, und der individuellen Claſſifizirung, welche dem allgemeinen Glück entgegenſtehe. Kurz, Hr. O. behauptet, die Glaubensmeinungen, Gefühle und Benehmungen des Menſchen ſeien nur das Ergebniß natürlicher Wirkungen und äußerer Eindrücke, und da alle Geſetzbücher mit dem Geſetz der Natur in Widerſpruch ſtünden, ſo könnten ſie nur Uebles erzeugen.

Hiernach ſieht er die bisherige Abtheilung der menſchlichen Geſellſchaft in Klaſſen als ein Haupthinderniß der phyſiſchen und geiſtigen Entwicklung der Menſchen und als die Hauptquelle aller Uebel an, welche auf der Menſchheit laſten.

Das Heilmittel findet er deßhalb in einer neuen Claſſifizirung, durch welche alle Menſchen, groß und klein, ohne Unterſchied, Mitglieder einer Geſellſchaft werden ſollen, welcher Alle eine große Maſſe Nutzen bringen, und aus der Alle, Männer, Frauen und Kinder, Vortheile ziehen können, die ihnen jetzt verſagt bleiben.

Hr. O. verſichert, ſeine Theorie ſei ſehr leicht in Ausführung zu bringen; die Hauptſchwierigkeit dünkt ihm die, den Regierungen es

begreiflich zu machen, daß es ihnen leichter werde, die neue Gesellschaft zu organisiren, als die alte aufrecht zu erhalten.

Die neue Classeneintheilung besteht indeß in nichts Anderem, als in einer Abtheilung nach dem Alter, so daß es verschiedene Serien von Beruf und Beschäftigung geben soll, je nachdem man noch nicht 5 Jahre alt ist, oder älter als 5, — 10, — 15, — 20, — 25, — 30, — 40 Jahre u. s. w. In allen Classen soll nur der natürliche Trieb walten und weder von Lohn noch von Strafe die Rede sein.

Der französische Berichterstatter im National, dem wir die Hauptzüge der beiden ersten Vorträge entnommen, bemerkt hierbei, daß wenn diejenigen, die das vielfache Elend des Volkes zu lindern verheißen, nur das Unterpfand der Ehrlichkeit, Ueberzeugung und guter Absichten bieten, ihren Vorschlägen der Eingang in die Oeffentlichkeit nicht zu versagen ist, da man nie vergessen müsse, daß bei dem Aufsuchen des Steines der Weisen, des trinkbaren Goldes und einiger anderen Chimären, die Alchymisten des Mittelalters die Wissenschaft gefunden, welcher die Menschheit die meisten Fortschritte verdankt, die sie bis jetzt hinsichtlich ihres materiellen Wohles gemacht hat.

In einer dritten Conferenz, welche Hr. O. am 6. dieses Monats gehalten, erwartete man, daß die Art und Weise angegeben würde, auf welche er den Uebergang vom alten zum neuen Zustand bereiten wolle. Hr. O. beschränkte sich aber fast ganz darauf, schon Gesagtes zu wiederholen, ohne irgend ein praktisches Mittel zur Verwirklichung seines Planes anzugeben.

Er hatte sich bereit erklärt, nach Beendigung seines Vortrages auf alle Einwürfe die man ihm machen würde, zu antworten. Nur eine Frage wurde laut: „wie er in seiner neuen Gesellschaft die Arbeit organisiren wolle?" Hr. O. aber antwortete ausweichend — erst, dies sei eine Detailfrage, dann die Antwort darauf würde zu weitläufige Erörterungen erheischen, und erklärte sofort die Conferenz für geschlossen.

Gewiß werden unsere Leser ebenso lebhaft beklagen, daß ein so wohlwollender Mann, wie H. O., in solcherlei Absurditäten verfallen kann, als diejenigen sind, welche die dogmatische Grundlage seiner Weltansicht ausmachen, — wie sie anderseits die Höflichkeit bewundern werden, mit welcher ein gebildetes Auditorium solchen Vorträgen bis zu Ende beigewohnt hat. Bedarf es doch nur des allergewöhnlichsten Menschenverstandes, um einzusehen, daß es absurd ist, einmal zu behaupten, die Menschen würden auf nothwendige Weise durch ihre Natur bestimmt, und

dann wieder, ſie ſeien von Anfang an durch einen Irrthum zum Glauben an Verantwortlichkeit beſtimmt worden, aus welchem dann die Geſetze und Einrichtungen der Menſchen hervorgegangen, welche ſämmtlich mit dem Geſetz der Natur in Widerſpruch ſtünden! Als wenn nämlich, was allen Individuen einer Gattung, bis auf einen Einzelnen zukömmt, nicht als aus ihrer Natur hervorgehend anzuſehen ſei! Daß Hr. D. durch ſeine Natur zur Verwerfung der ſittlichen Freiheit und der Verantwortlichkeit beſtimmt werde, mag man ihm zugeben. Er mag es dann aber ſich auch gefallen laſſen, wenn die Menſchheit von der Natur beſtimmt wird, eine Behauptung für verrückt zu erklären, welche ihrem Geſammtbewußtſein widerſpricht und ſie in das Thierreich herabſtürzen würde, über welches ſie ſich nur durch ihre Willensfreiheit und Verantwortlichkeit erhebt. —

13.

Charles Fourier.

(Novbr. 1837.)

Als die levitiſche Prieſterſchaft noch täglich ihr Allerheiligſtes mit dem Blute geopferter Lämmer begoß, ſtanden Propheten auf, die verſicherten, Jehovah liebe ſolche äußerliche Opfer nicht, ſondern ein reines Herz und Liebe zu Gott und den Menſchen. Und ſie weiſſagten von nahem Gericht und von künftigen beſſeren Tagen, wo das Volk Jehovah's gebeſſert über alle Völker herrſchen und die ganze Erde ein einziges großes Paradies ſein werde. Dieſer Propheten einige wurden verfolgt von einer Stadt zur andern, andere gegeißelt und gekreuzigt. Als aber die Zeiten erfüllt waren, kam das Gericht über die alte Welt, und eine neue vollkommenere Weltgeſtalt tauchte auf aus der alten Sündfluth, doch ſehr verſchieden von derjenigen, welche vorverkündet worden. —

Aehnliches bietet die Geſchichte des Mittelalters und der neueren Zeit. Gar mancherlei Propheten ſind aufgeſtiegen nach Ablauf des erſten Jahrtauſends chriſtlicher Zeitrechnung, und nicht zu leugnen iſt, daß die meiſten nicht mit Unrecht über ihre Zeitgenoſſen gezürnt. Nicht mehr zu leugnen auch, daß, wie ſie geweiſſagt, ein Gericht hereingebrochen über die mittelalterliche Welt, und —, wenn nicht alle Zeichen trügen, die Wehen der letzten Jahrhunderte in Wahrheit Geburtswehen ſind einer neuen beſſeren Geſtaltung der Welt.

Aber auch jetzt ſcheint wieder das kommende Neue ein anderes zu ſein, als was jene Propheten von ihrer Warte aus geweiſſagt; wie denn immer der Allwaltende ſich die Freude vorbehält, ſeine Menſchheit mit neuen Gaben zu überraſchen.

Von dem hier angedeuteten Standpunkt aus dürfte der großen Zahl neuerer Propheten auch jener edle Mann beigeſellt werden, dem wir

dieſe Zeilen gewidmet; denn auch er hatte ein Herz, groß genug, die Leiden der ganzen Menſchheit mitzuempfinden, und ſtark genug, von den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen verkannt, unter vielfachen Bedrängniſſen den Glauben an eine beſſere Zukunft feſtzuhalten, und alle ihm verliehenen Kräfte zu deren Herbeiführung zu verwenden. Es wird deshalb wohl auch Billigung finden, wenn wir dem, was ſchon im Vorhergehenden (N. 5.) von uns über ſeine Beſtrebungen mitgetheilt worden, noch Einiges beifügen, was wir über ſein Leben und ſeine Lehre zum größeren Theile aus franzöſiſchen Blättern geſchöpft.

Karl Fourier war im Jahr 1772 zu Beſançon geboren. Was das Ziel ſeines Strebens werden ſollte, that ſich ſchon in früher Kindheit bei ihm kund. Sein Vater handelte in Tuchwaaren. Als nun, kaum fünf Jahre alt, das Kind von ihm dafür geſtraft wurde, daß es einem Käufer die Wahrheit über ein Tuch geſagt, kam ihm die Falſchheit der Handelsverhältniſſe lebhaft zum Bewußtſein. In der Folge ſich bemühend, auf ſeine Weiſe Wahrheit und Loyalität in die Tauſchfragen einzuführen, fand der zum Manne Gereifte ſeine Ackerbau-Geſellſchaftung (association agricole), ſein großes Serien-Geſetz (loi sériaire) und das Theorem der Beſtimmungen proportionirter Anziehungen.

Schon mit neunzehn Jahren jedoch hatte er, getrieben von dem Bedürfniß, in noch unerforſchte Gebiete der Wiſſenſchaft einzudringen, wie ſpielend die Eiſenbahn erfunden. Dieſe Idee, welche die materielle Geſtalt der neuen Welt und die Grundlagen der Induſtrie umändern ſollte, wurde aber von dem jungen Oekonomiſten, als ungenügend für ſeine weithinaus ſchweifende Phantaſie, nicht weiter beachtet.

Nach vieljährigen, neben nothgedrungenen Handelsgeſchäften betriebenen Studien trat er endlich im Jahr 1808 mit ſeiner *Théorie des quatre mouvemens* hervor, als ganz Europa unter Napoleon's eiſernem Scepter zitterte. Wie konnte da ein armer, unbekannter Commis eines Handelshauſes hoffen, daß die Aufmerkſamkeit ſich einer neuen Sozial-Theorie zuwenden werde?

Dieſe Theorie der vier Bewegungen (nämlich der ſozialen oder paſſionnellen, der animalen oder vielmehr inſtinktiven, der organiſchen und der materiellen) bietet in einem ſehr originellen und mitunter poetiſchen Style die allgemeinen Formeln von Fourier's Lehre. Es iſt eine Ueberſicht, welche durch Kraft und Glanz die Literatur des Kaiſerreichs und die Bülletins des Prinzen von Wagram weit überflügelte. Damals kannte man aber nur zwei Schulen: die Feuilletons des Abbé Geoffroy und die Gedichte von Delille.

Selbſt Herr von Chateaubriand hatte noch nicht vollſtändige Aufnahme gefunden. Fourier's Theorie mußte völlig unbekannt bleiben.

Im Jahr 1814 fügte er ſeinen früheren Entdeckungen die Geſetze des *Mouvement aromal**) hinzu und hatte hiermit vollſtändig den Grund zu ſeinem Werke gelegt. Fortan beſchäftigte er ſich damit, daſſelbe im Einzelnen zu gliedern, und theilte dann im Jahr 1822 die Hauptergebniſſe dieſer zweiten Arbeit mit — in ſeinem *Traité de l'association domestique agricole*, welches eine vollſtändige Darlegung ſeines Syſtemes enthält. Die neueſten und oft anziehendſten Fragen der Metaphyſik, kühne, aber immer eng untereinander zuſammenhängende Anſichten über eine nahe Reform der Sitten und Familienverhältniſſe, Entwürfe zu einer Gemeinde-Organiſation, tiefe und helle Ideen über den Einfluß der ſchönen Künſte auf die Entwicklung der Menſchheit, verflechten ſich, wie durch einen Zauber mit den Gliederreihen einer herausfordernden und unerbittlichen Syntheſe, und dies gerade iſt das Mißgeſchick der Schriften Fourier's. Sein gleichſam aus Einem Guß hervorgegangener, von einer vereinzelten Natur beherbergter Geiſt verſteht ſich zu keinen Conceſſionen, Uebergängen noch Schonungen.

Der Ausgangspunkt ſeines Syſtemes iſt der leidenſchaftige**) Organismus des Menſchen. Der Menſch wird mit Neigungen, Geſchmacksrichtungen (goûts), Leidenſchaften geboren, welche aus ſeiner Natur entſpringen und eine eben ſo ſtrenge Folge derſelben ſind, wie alle ſeine phyſiſchen und geiſtigen Vermögen. Anderſeits ſind dieſe angeborene Neigungen, dieſe die menſchliche Natur conſtituirenden Leidenſchaften, die erſten und einzigen Mobile alles unſeren Thuns, die bewegenden Kräfte, welche alle unſere Vermögen in Spiel ſetzen, da wir immer nur handeln, um ein Bedürfniß, eine Neigung, eine Leidenſchaft, einen Wunſch zu befriedigen; alle ſozialen Verhältniſſe haben alſo ihre Quelle im paſſionnellen Syſteme des Menſchen.

Man hat viel über angeborene Güte oder Verderbniß des Menſchen geſtritten. Für Fourier iſt dies nur eine ſchlechte Lukubration einer ſchlechten Metaphyſik. Er geht nur davon aus, daß das Individi-

---

*) Fourier nimmt ein eigenes Prinzip an, welches er Aroma nennt, und alles das begreift, was die Phyſik unwägbare Flüſſigkeiten nennt. Er wies der aromalen Bewegung ihre Stelle an zwiſchen der inſtinktiven und der organiſchen.

**) *Passionnel*, was durch leidenſchaftlich wohl nicht genau wiedergegeben wäre.

duum mit Bedürfniſſen geboren iſt, welche eben befriedigt werden müſſen. Dieſe Bedürfniſſe treiben ihn zu guten Benehmungen, wenn die von den ſozialen Verhältniſſen dargebotenen Befriedigungsmittel mit den Intereſſen der übrigen Menſchen zuſammenſtimmen; zu böſen (pervers) im entgegengeſetzten Falle. Dieſelbe Neigung oder Leidenſchaft ruft bald Handlungen hoher Tugend, bald Verbrechen hervor; ſo erzeugen Liebe, Freundſchaft, Ehrfurcht, Familien-Zuneigung, religiöſe und überhaupt alle dem Menſchen angeborene Leidenſchaften ſtets — je nach den Stellungen und Umſtänden — die verſchiedenartigſten Reſultate, denen man alle Stufen anweiſen kann, vom Schauderhafteſten bis zum Erhabenſten.

Das Uebel (mal) iſt alſo keineswegs in der Natur des Menſchen und in ſeinen angeborenen Neigungen zu ſuchen, ſondern nur in den ſozialen Umſtänden, welche, ſtatt ſeinen Neigungen einen glücklichen und gerechten Verlauf zu bereiten, ihnen meiſtens nur Wege des Betruges, des Kampfes und der Ungerechtigkeit darbieten.

Das ganze Syſtem Fourier's entſpringt aus dieſer Vorausſetzung.

Seiner Anſicht nach muß aber Gott, der im materiellen Gliedbau des Menſchen eine ſo bewunderungswürdige Intelligenz hervorleuchten laſſen, auf gleich bewunderungswürdige Weiſe den paſſionnellen Organismus eingerichtet haben. Hat Gott unſere Leidenſchaften geſchaffen, dann mußte er ihnen eine Anwendungsart zuweiſen, und ſie für eine Geſellſchaft beſtimmen, in welcher ſie durch ihre Uebereinſtimmung eine eben ſo ſchöne und mächtige Harmonie hervorbrächten, als die Verwüſtungen fürchterlich ſind, welche aus ihrem Zuſammenſtoß in unſeren ſchlecht geordneten Geſellſchaften entſtehen.

Durch dieſe Gedankenreihe wurde Fourier zur Berechnung der Beſtimmung des Menſchen und der Univerſal-Einheit geführt, als deren Ergebniß er die Anziehung (attraction) als das allgemeine und höchſte Geſetz der Ordnung und Harmonie ausſprach. Die ſtoffige Anziehung hält die himmliſchen Sphären in ihren Bahnen und wacht über dem Gleichgewicht in ihren Bewegungen. So muß die leidenſchaftige Anziehung, der Anreiz (attrait), das regelnde Geſetz für die Geſellſchaften bilden, wenn die Menſchheit in ihre Beſtimmung eintreten wird.

Von dieſem Geſichtspunkt ausgehend iſt Fourier zu dem Syſtem gelangt, welches er, als mit der Natur des Menſchen concordirend, in Vorſchlag gebracht, und deſſen Hauptcharakter darin beſtehen würde, Alles anreizend zu machen, was gut und nützlich iſt.

Dies in Kürze die theoretiſche Grundlage des Syſtems, welches

demnächſt von der Thatſache ausgeht, daß Kräfte vereint mehr vermögen als vereinzelt; daß alſo auch der einzelne Menſch nur dadurch zum möglichſt reichen und glückſeligen Daſein gelangen kann, wenn in immer reicherem Gliedbau alle Menſchen alle ihre Kräfte vergemeinſamt haben werden.

Ein erſter Verſuch zur Anwendung des neuen Syſtems wurde nach der Julirevolution gemacht. Herr Baudet-Dulary gab ein Journal, „la Phalange," heraus, um die Lehren von der Ackerbaugeſellſchaftung zu verbreiten; ein Phalanstère *) wurde zu Condé-sur-Vesgres bei Verſailles, als einſtweiliger Mittelpunkt der Ausführung gegründet. Keine dieſer beiden Unternehmungen hatte ſich aber beſonderen Erfolges zu erfreuen. Vor ungefähr einem Jahre wurde die Phalange von Herrn Victor Conſidérant, dem ausgezeichneteſten Schüler Fourier's, von neuem in Schwung gebracht, und der Phalanstère von Condé-sur-Vesgres, auf kleinere Verhältniſſe reduzirt, fing an unter Pflege und durch neue Anſtrengungen der Freunde und Bewunderer der École sociétaire zu gedeihen, als der Meiſter ſelbſt unvermuthet dahinſtarb.

Man fand ihn am 10. dieſes Monats (Nov. 37.) entlebt am Fuße ſeines Bettes. — Wohl hatten ſeine Jünger für ihn treulich Sorge getragen; dennoch iſt er, wenn auch vor Nothdurft geſchützt, faſt in Armuth (indigent) geſtorben. Dieſe war übrigens nur die Folge ſeines ungemein edlen Charakters. Nicht leicht erkannte er ſogar der Freundſchaft das Recht zu, ihm nützlich zu ſein. Im äußeren, wie im vertrauten Umgange zeigte ſein ganzes Leben nur ein einziges, ſtetes, eifriges, man kann ſagen, hartnäckiges Thun: die Entfaltung ſeines Syſtems. Reichthum, Familie, Freuden des Daſeins, Ehren des Talents, — nichts von dieſem Allem hat er gekannt, nichts geſucht, nichts gewünſcht. Auch wurden ſeine Jünger mehr durch den unwiderſtehlichen Anreiz ſeiner Mächtigkeit zu ihm hingezogen, als daß er ſelbſt ſich um ihre Anhänglichkeit beworben hätte.

Der Ausſage eines dieſer Jünger zufolge hätte Fourier am Tage vor ſeinem Hinſcheiden ſich in folgender Weiſe über die Zukunft ausgeſprochen:

„Ich habe die Vorurtheile bezeichnet, welche das allgemeine Mißgeſchick (infortune) und der wiſſenſchaftliche Stolz gegen mich geltend

*) So nennt Fourier das ſoziale Element ſeines menſchheitlichen Organismus. Ein ſolcher Phalanstère befaßt mindeſtens 400 Familien auf einer Quadratmeile und beſteht aus Ackerbauern, Handwerkern, Gelehrten und Künſtlern. —

machen werden; ich habe hierdurch den Leſer gegen die Sarkasmen jener Menge waffnen wollen, welche ſchneidend (tranchement) über das abſpricht, was ſie nicht verſteht, welche auf Raiſonnements durch Wortſpiele antwortet, deren Manie ſelbſt das gemeine Volk angeſteckt hat und überall die Gewohnheit der Spöttelei verbreitet. Wenn aber erſt die Beweiſe meiner Entdeckung an's Licht gebracht ſind und man den Augenblick, die Früchte davon zu ernten, ſich nahen ſehen wird, — wenn man die Univerſal-Einheit bereit ſehen wird, ſich über den Trümmern der Barbarei und der Civiliſation zu erheben, dann werden die Kritiken plötzlich von Geringſchätzung zum Rauſche übergehen; ſie werden den Erfinder zum Halbgott machen wollen, und von neuem durch übermäßige Schmeicheleien, wie jetzt durch unbeſonnene Spöttereien ſich verächtlich machen."

An letzteren hat es nun allerdings bis jetzt nicht gefehlt, und noch vor wenigen Tagen wurde der kaum Dahingeſchiedene von der jeſuitiſch-katholiſch-hiſtoriſch-legitimen Gazette de France in folgender Weiſe abgefertigt: „Es haben wohl Einige in den letzten Jahren von der Fourieriſtiſchen Schule geſprochen; aber Wenige haben ſie, beſonders wenige deren Begründer gekannt. Und doch ſcheint derſelbe viele jener Eigenſchaften in ſich vereinigt zu haben, welche die Menſchen anziehen und feſſeln, — Güte, Uneigennützigkeit, Wohlwollen. K. Fourier lebte nur in ſeiner Lehre, nur durch dieſe Lehre; nichts war aber minder anziehend. Ihrem Gehalte nach mittelmäßig war ſie durch die Form, in welche er ſie gekleidet, von zum Sprichwort gewordener Dunkelheit und Fremdartigkeit (étrangeté). Die wenigen guten Gedanken, die ſich darin finden mochten, waren durch den Styl des Verfaſſers ſo gewaltig compromittirt worden, daß, wenn er auch noch längerals ein Jahrhundert gelebt, er ſie doch niemals von der urſprünglichen Lächerlichkeit (ridicule) hätte releviren können, welcher ſie gleich von Anfang unterlegen."

Mit dieſer ſich ſelbſt richtenden Kritik nimmt die Gazette, das gebildetſte Organ der angeblich katholiſch-legitimen Partei in Frankreich von jenem edlen und tiefſinnigen Manne Abſchied, den ſie gleich bei ſeinem erſten Auftreten im Jahr 1808 auf ähnliche Weiſe mit ſcheinbarer Gutmüthigkeit — und wirklich lächerlich machendem Spotte begrüßt hatte.

Indeſſen hat es, wie ſchon bemerkt, in den letzteren Jahren auch an ſolchen nicht gefehlt, welche, unabgeſchreckt durch die vielen Wunderlichkeiten des Styles und die auffallenden Mängel des Syſtemes ſelbſt, der in abſtoßender Schale ſich bergenden Perle ihre Aufmerkſamkeit und Liebe zugewandt haben. So, um hier nur noch an einiges Bedeutendere zu

erinnern, ſchloſſen Tranſon und Jules Lechevalier, zwei ſogenannte Saint-Simoniſten, richtiger Enfantiniſten, nach Enfantin's Verurtheilung, ſich dem edleren Meiſter an. Lechevalier hielt ſelbſt im Winter von 1832 auf 1833, nach Fourier's Syſtem, Vorleſungen „sur la science de l'humanité," deren Weſentlichſtes er demnächſt unter dem Titel „Études sur la science sociale" herausgab. Auch ließ ein Herr Maurize zu Ende 1832 eine Schrift erſcheinen, betitelt: „Dangers de la situation actuelle de la France," worin er vorzüglich auf die Mängel der gegenwärtigen Staatseinrichtung Frankreichs aufmerkſam machte, und hiermit die Politiker für Fourier's Lehre zu gewinnen ſuchte, welche er als Heilmittel für den kranken Staatsorganismus darſtellte. Victor Conſidérant und mehrere Andere wirkten in ähnlichem Sinne nach anderen Richtungen hin.

Um dieſelbe Zeit wurden nachgerade auch deutſche Humaniſten auf jene Lehre aufmerkſam, und verſuchten, den praktiſchen Ideen derſelben Eingang in Deutſchland zu verſchaffen. Hr. Fr. Tappehorn bot uns „die vollkommene Aſſociation, als Vermittlerin der Einheit des Vernunftſtaates und der Lehre Jeſu," als „Beitrag zur ruhigen Löſung aller großen Fragen dieſer Zeit" (Augsburg. 1834.) Zu gleicher Zeit erſchien „das Problem der Zeit und deſſen Löſung durch die Aſſociation von S. R. Schneider" (Gotha. 1834). Beide Schriften, aus ächt deutſchem Gemüthe hervorgegangen, laſſen die dürftige philoſophiſche Grundlage des Anziehungsſyſtemes völlig bei Seite liegen, um ſich ausſchließlich mit dem ächten Kerne deſſelben, dem Princip der Geſellſchaftung oder freien Gemeinſamung und ſeiner möglichſt erweiterten Ausführung in's wirkliche Leben zu beſchäftigen. Herr Tappehorn hat hierbei den Blick mehr auf das Ganze, auf die geſchichtliche Entwicklung der Menſchheit, Herr Schneider ſein Augenmerk ausſchließlich auf das unmittelbar drängende, induſtrielle Bedürfniß gerichtet, ſtellt die Aſſociation als einziges Mittel dar, dem Fortſchritte der Verarmung zu ſteuern und der Mehrzahl einen Zuſtand behaglichen Lebensgenuſſes zu bereiten.

Noch iſt aber keine Darſtellung des geſammten Syſtemes Fourier's erſchienen, wozu ſich indeß hoffentlich bald dadurch die geeignete Veranlaſſung bieten wird, daß die Freunde des Verewigten ſeine hinterlaſſenen Schriften herauszugeben wohl nicht ermangeln werden.

Aus demjenigen, was bis jetzt von ſeinen Werken und Beſtrebungen uns bekannt geworden, ergibt ſich jedoch bereits zur Genüge, daß

Fourier unbedenklich zu den bedeutſamſten Erſcheinungen der neueſten Zeit zu rechnen ſein dürfte.

Ein tiefes Gefühl für Wahrhaftigkeit und Gemeinwohl bricht mit Gewalt ſchon in dem Gemüthe des Kindes hervor und charakteriſirt ſchon zum Voraus ſein ganzes Leben. Handel und Gewerbe, wie ſie jetzt betrieben werden, erzeugen furchtbare Maſſen von Elend und Betrug. Ueberhaupt erweiſen fortwährend abſtrakte Geſetze und Gebote ſich nur zu ohnmächtig gegen die Forderungen und die Gewalt der Leidenſchaften, Neigungen, überhaupt der pathetiſchen Natur des Menſchen. Fourier hat die harmoniſche Ordnung in der materiellen und organiſchen Welt wahrgenommen; er iſt von dem Glauben durchdrungen, daß es auch eine ſoziale Ordnung geben müſſe, in welcher die mannigfaltigen Seelenkräfte auf harmoniſche Weiſe zur Wirkſamkeit kommen könnten. Dieſem, bisher nicht nach Gebühr beachteten Momente widmet er ſeine ganze Aufmerkſamkeit, und wenn man einerſeits bedauern mag, daß er hierbei ſtets in ſchroffer Einſeitigkeit befangen geblieben, ſo dürfte doch anderſeits nicht zu vergeſſen ſein, daß die Erkenntniß der Wahrheit gerade dadurch am meiſten gefördert wird, daß einzelne Momente, bis zum Uebermaße geltend gemacht, das Ausgeſchloſſene zur ſtärkſten Reaktion erwecken und hierdurch die volle Würdigung des Einen wie des Anderen möglich machen und herbei führen. Nicht zu überſehen iſt endlich, daß Fourier's Lehre aus zwei ganz verſchiedenartigen Elementen beſteht, von denen jedes ſelbſt auch aus dem Gegenſatze zu begreifen, welchem daſſelbe entgegengetreten iſt. Die Lehre von der paſſionnellen Anziehung, welche auf möglichſt reiche, präſente Befriedigung aller Einzelnen als ſolcher ausgeht, iſt ſelbſt nur eine jener mannigfaltigen Oppoſitionen, welche ſich in neuerer Zeit gegen die abſtrakte Askeſe und Mortifikation der mittelalterlichen Kirche erhoben. Der einſeitigen Forderung unbedingter Selbſtvernichtung in Hoffnung jenſeitiger Glückſeligkeit iſt die nicht minder einſeitige Forderung unbeſchränkter, unmittelbarer Selbſtbefriedigung entgegengetreten, und hat vielfach zu egoiſtiſcher Vereinzelung und Zerſplitterung, eben dadurch aber gerade auch zu vielfachem Elend und verzweifelnder Selbſtvernichtung hingeführt.

Gerade dieſer Vereinzelung iſt nun auch Fourier wie früher Saint-Simon, mit der Forderung der Gemeinſamung entgegengetreten, und das Bemühen, dieſes Princip in die ganze Oekonomie des menſchlichen Daſeins einzuführen, bildet das andere Element ſeiner Beſtrebungen. Fourier hat zwar dieſes Princip weit tiefer erfaßt und auf minder abſtrakte Weiſe entwickelt, als dies von der Saint-Simoniſtiſchen Familie geſchehen, iſt aber auch nach dieſer Seite hin nicht von Uebertrei-

bung frei geblieben. Wie er bei Erörterung des passionnellen Momentes die übergeordnete rationelle, moralische und religiöse Sphären größtentheils unbeachtet gelassen, so hat er bei Entwicklung des Associations-Princips gerade die Rechte der Individualität nicht zulänglich gewürdigt.

Wird nun dieser wesentlichen Mängel seiner Lehre wegen die Nachwelt sich wohl schwerlich versucht finden, ihn „als Halbgott zu verehren," so wird sie doch gewiß auch nicht in die Spöttereien derjenigen einstimmen, welche, unfähig, das Streben von dem Geleisteten, den ewigen Kern von der vergänglichen Schale zu unterscheiden, für große, ungewöhnliche Individualitäten keinen anderen Maßstab haben, als den, welchen ihre eigene Bornirtheit und Alltäglichkeit ihnen darbietet. Karl Fourier hat sein ganzes Leben der Erforschung der Wahrheit zur Verbesserung des sozialen Lebens gewidmet; er hat, vielfach irrend, zugleich vielfach zur Erweiterung der Erkenntniß angeregt, und mit Verzichtung auf alle sonstigen Freuden des Daseins dem Wohle der Menschheit sein Leben gewidmet. Somit hat er sich ein heiliges Recht auf dankbare Anerkennung erworben, und gewiß werden auch unsere Leser kein Bedenken tragen, die Grabesurne des edlen Forschers mit einem Kranze von Immortellen zu umflechten.

14.

Zeitſtimmen.

Jetzt, wo ſich Alles reſumirt, wo alles Reſumirte laut wird, iſt es mehr als je von Intereſſe, dem großen Weltgeſpräch die Worte abzulauſchen, in denen ſich die höchſten Wünſche, Hoffnungen oder Befürchtungen der Zeitgenoſſen kund thun. Wir bieten daher unter der obigen Rubrik eine Reihenfolge von Aeußerungen der Organe der öffentlichen Meinung, in denen wir den gealterten Phönix der bisherigen Weltgeſtalt zu vernehmen glauben, der die würzigen Reiſer zu ſeinem Flammengrab zuſammentragend, wie ein Scheidender prophetiſche Worte baldiger Verjüngung und Verklärung ſtammelt. —

a.

Die Débats und die Gazette.

„Wir leſen," heißt es in der „Gazette de France" vom 25. Auguſt 1836, wir leſen Nachſtehendes im Journal des Débats: „Der Materialismus hat ſeine Zeit gehabt, wie der Atheismus, deſſen Urſache und Wirkung er iſt. Es regt ſich etwas mehr in den Gemüthern, was beim erſten Augenblick zum Ausbruch kommen wird. Unſer Jahrhundert hat ein unbeſtimmtes Gefühl von Größe und Zukunft: es träumt überall davon (il le rêve partout), es findet die Wiſſenſchaft zu enge ... Die Geſchichte hat es geſagt und wird es noch deutlicher ſagen, was der Glaube Großes auf der Erde enthält, und ſie wird zeigen, daß da, wo er aufgehört, Alles — bei einem Anſchein von Kraft — gelitten. Die Geſchichte wird die Wiſſenſchaft beſtimmen, das Leben, das ſie nicht hat, in ihrer natürlichen Quelle, im Glauben, zu ſuchen.

Der Glaube aber wird ſich einer Waffe bedienen, die er auch zu handhaben verſteht, nämlich der poſitiven Wiſſenſchaft. — Wir gehen einer großartigen Einheit entgegen" (nous marchons vers une magnifique unité). — Dieſem fügt nun die Gazette die Bemerkung bei: „Sollte man nicht glauben, man hörte die „Gazette de France" und die „Raison du christianisme" ſprechen?" Dann läßt ſie noch eine Stelle der Débats folgen, von welcher wir nur den Schluß geben wollen: „Die Religion, da ſie allein die menſchliche Geſellſchaft geeinigt hat, wird ein Gegenſtand des Zurückwünſchens und der Wißbegierde für unſer Jahrhundert, welches nicht weiß, wem es Gehör geben ſoll. „Iſt ſie todt?" hat man gefragt. Gott, der uns ein ſo großes Bedürfniß der Brüderlichkeit (fraternité) eingepflanzt, der den Gelehrten wünſchen läßt, mit dem Dichter übereinzuſtimmen, den Künſtler, mit dem Staatsmann ſich zu verſtändigen, und den Prieſter, von allen geliebt zu werden, hat Gott einen ſo unermeßlichen Wunſch geſchaffen, um ihn nicht zu befriedigen? wird es einen neuen Katholicismus geben, eine neue Allgemeinheit (universalité), welcher die Civiliſation angehören wird? — Dies ſind die Fragen, die uns bewegen, — Fragen, die man nicht leichthin aufgibt. Poeſie, Philoſophie, Wiſſenſchaft, jede für ſich allein genommen, ſind faſt gleichgültig, wenn man ſie mit dem weiten Centrum vergleicht, welches ſie künftig einmal vereinigen ſoll." —

So das Hauptorgan des Miniſteriums und, gedankenlos oder heuchleriſch ihm beiſtimmend, das Hauptorgan der älteren Legitimität in Frankreich. —

b.

Die ſogenannte religiöſe oder katholiſche Reaction in Frankreich.

In einem der geleſenſten Zeitblätter Frankreich's bemerkt Auguſte Buſſières gelegentlich (1836): „Schmähung (insulte) Voltaire's iſt an der Tagesordnung in — ich weiß nicht welcher Schule, die ſich auf eine — ich weiß nicht welche, chriſtliche Reaction ſtützt, — Reaction, erfunden als Lockſpeiſe für Novitäten in der Literatur von Anfängern (débutans) ohne Verleger, von Verlegern ohne Kunden, — Reaction, die wohl die Anzeigeſpalten der Tagblätter revolutionirt hat, von welcher man aber vergeblich die Spuren in den Kirchen ſuchen würde, und die ſchließlich nur darauf hinausgelaufen, in zwei oder drei Jahren mehr Lügen und Heucheleien zu erzeugen, als in dem ganzen Leben von Voltaire ſeine grimmigſten Ankläger aufzufinden vermochten! ... Die Sozietät ſtirbt

dahin in Apathie und Gleichgültigkeit. Wir lieben Nichts, wir haſſen Weniges, wir dulden Alles! . .

c.

Espérance.

Herr Siguier, der im vor. J. (1835) durch ſeine geiſtige Schrift „Christ et peuple“ die Aufmerkſamkeit des nachdenkenden Publikums auf ſich gezogen, hat nun durch ein zweites Werk, betitelt „Espérance,“ den Erwartungen entſprochen, zu denen ſein erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch uns berechtigt. Wir entnehmen aus dem Vorwort ſeiner zweiten Schrift eine Stelle, welche uns ein ſchönes Zeugniß dafür gibt, daß auch in Frankreich die frühere, vorherrſchend negative Betrachtungsweiſe der Geſchichte der aufſtrebenden Jugend nicht mehr genügt.

„Damit unſer Gewiſſen,“ heißt es in jenem Vorwort, „mit Sicherheit an jener allgemeinen Harmonie unſerer Anlagen und Kräfte arbeite, bedarf es eines klar ausgeſprochenen, edlen und heiligen Prinzips, welches berechtigt ſei, alle unſere Gedanken, alle unſere Wünſche und Wirkſamkeiten zu regeln und zu beſtimmen. Welches iſt dieſes Prinzip? — Es iſt das Chriſtenthum. — Verfolgen wir ſeine Geſchicke.“

„Bei ſeinem Urſprung verſchließt es ſich in den Tempel, als in die ehrwürdigſte und geehrteſte Stätte. Es lebt darin, ganz hingegeben (absorbé) der Frömmigkeit und frei von allem irdiſchen Eigennutz. Seine erſte Sendung iſt die, die Macht des Geiſtes an die Stelle der phyſiſchen Gewalt zu ſetzen. Es hat ſeine ganze Kraft aufzuwenden, ſich ganz in ſich ſelbſt zu ſammeln, um die Vollführung dieſer erſten Sendung zu beginnen.“

„Bald aber wird das Chriſtenthum der Aufwieglung bezüchtigt, und es beugt ſeinen Nacken unter dem Beile der Verfolgung; es hat erkannt, daß das Wort nicht ohne Blutvergießen ausgebreitet werden könne.“

„Sofort wird das römiſche Reich in allen ſeinen Theilen bewegt. Syrien und Gallien, Germanien und Spanien bedecken ſich mit römiſchen Soldaten, die ſich einander würgen. In dieſer fürchterlichen Anarchie, verurſacht durch den Umſturz aller Religionen, durch die Unſittlichkeit des Reiches und die Wuth der Sekten, dient das Chriſtenthum zum Sammelpunkt für alle Intelligenzen, die noch nicht am Heile der Menſchheit verzweifelt.“

„Vom erſten bis in's fünfte Jahrhundert erzeugt es durch die Kirchenväter eine Literatur, die ohne Zweifel das Reinſte, Beredteſte und dem

Fortſchreiten der Völker Föderlichſte enthält, was noch je (?) geſagt worden iſt."

„Bis dahin hat das Chriſtenthum ſich vor Allem den überſinnlichen Intereſſen gewidmet, nunmehr aber ſchon einen zu mächtigen Einfluß auf den Geiſt der Nationen gewonnen, um ihrer praktiſchen Thätigkeit fremd bleiben zu können. Es tritt deshalb nun als zeitliche Gewalt auf und miſcht ſeine geheiligte und furchtbare Stimme in den großen Meinungs-Streit (polémique) der Profanen. Die Schätze des Geiſtes waren ihm verliehen; es muß geltend machen, was Gott ihm anvertraut hatte. Und mit einemmale wandelt das römiſche Tribunat ſich in ein kirchliches, welches das Volk gegen die Tyrannei der Kaiſer und Könige beſchützt."

„Das Chriſtenthum, welches ſeit dem VIII. Jahrhundert aus dem Tempel hervorgegangen, unterwirft nun die ſoziale Welt ſeinen Geſetzen. — Spiritualiſt und Märtyrer durch ſeinen Stifter und ſeine erſten Anhänger, war es dogmatiſch und philoſophiſch geworden durch den h. Chryſoſtomus, den h. Auguſtin, den h. Ephraëm und ihre Schüler in der griechiſchen, lateiniſchen und ſyriſchen Kirche. König wird es nun durch Stephan III., Tribun durch Hildebrand, Künſtler durch Julius II. und Leo X." —

„Noch hat," meint denn Hr. S., „das Chriſtenthum Nichts von ſeiner Kraft verloren, und die Nationen, wenn ſie in Ehren und Frieden leben wollen, haben Nichts anderes zu thun, als daſſelbe als den letzten und höchſten Herrn ihres Handelns aufzunehmen." —

d.

Das junge Europa und die Gazette de France.

In der Gazette de France v. 2. May 1836 iſt Folgendes zu leſen: „In einem Aſſoziationsakt des jungen Europas, den der Bon Sens bekannt macht, finden wir unter der Ueberſchrift: „Glaubenspunkte," nachſtehende Sätze: „Ein einziger Gott; ein einziger Herr, „das Geſetz; ein einziger Dollmetſch (interprète) dieſes Geſetzes, die „Menſchheit." Wir fragen den Bon Sens, welches iſt dieſes Geſetz! damit es das Geſetz Gottes ſei, muß es eine Offenbarung geben. Welches iſt dann die wahre? Gibt es keine Offenbarung, dann ſind alle Religionen der Menſchheit gut, diejenigen, welche das Für und das Wider ſagen, und die, welche Vielgötterei zulaſſen. Erklärt euch; ſonſt könnten eure points de croyance (Glaubenspunkte) wohl gar point de croyance

(Glaubensnichtſe) bedeuten. — Wir leſen noch in demſelben Stück: „man „muß die Menſchheit ſo conſtituiren, daß ſie vorſchreiten kann zur „Entdeckung und zur Anwendung des Geſetzes, welches ſie regieren ſoll.“ Dieſes Geſetz Gottes (fährt die Gaz. fort) iſt alſo noch nicht entdeckt; es gibt alſo Menſchen auf der Erde, welche die Sendung erhalten haben, die Menſchheit zu conſtituiren, ohne ein Geſetz zu haben, da es erſt entdeckt werden ſoll. Da haben wir viziöſe Kreiſe ohne Ende. Man muß geſtehen, daß die Vernunft ein gar ſchweres Ding iſt für diejenigen, die der Offenbarung des fleiſchgewordenen Wortes nicht unterworfen ſind.“

e.

Abbé Gaume und Pfarrer Coquerel.

Februar 1837.

Der um die Reſtauration ſeiner Kirche eifrig bemühte Abbé Gaume leitet (in ſeiner Schrift: „Du catholicisme dans l'éducation“) nicht nur alles Unheil der neueren Zeit aus der Reformation her, ſondern will auch die alten Claſſiker ſammt und ſonders aus den Gelehrten-Schulen verbannt wiſſen. Der reformirte Paſtor Coquerel zu Paris ſchreibt dagegen in dem von ihm redigirten „Libre examen“: „Das franzöſiſche Volk hat unter allen Völkern der Chriſtenheit am meiſten nöthig, daß man ihm beweiſe, wie die Vernunft und der Glaube, Philoſophie und Theologie nur verſchiedene Namen derſelben Seelenkräfte, derſelben Kultur des menſchlichen Geiſtes ſind. In einem Jahrhundert und in einem Lande, wie das unſrige, muß der Prieſter der chriſtlichen Religion die Weisheit der alten Heiden mit der des Moſes, die Weisheit der Neueren von Descartes bis auf Kant und ſeine Nachfolger — mit der Weisheit des Evangeliums vergleichen können. Beſchränkt er ſich darauf, die Bibel zu leſen, ſo hat er nur Eine Seite im Buche der Menſchheit geleſen, er hat das Blatt nicht umgewendet ... Er flieht in der Philoſophie eine Feindin, da er doch in ihr eine Alliirte ſuchen ſollte.“

f.

Franzöſiſche Preſſe.

Die Gazette de France (Juni 1837) führt aus einem „Journal libéral“ folgende Stelle an: „Ein ſehr ſonderbares Zeichen dieſer Zeit iſt, daß man gewiß ſein kann, beinahe in Allem, was in Druck erſcheint, und ſelbſt in Werken über Induſtrie — zwei oder drei Schriften zu finden, de-

ren Tendenz durchaus religiös ist. Der Eine, von Eisenbahnen sprechend, verirrt sich in eine mystische Digression; der Andere, einen Roman entwerfend, verwechselt göttliche und profane Liebe; ein Dritter bearbeitet das historische Gebiet nur, um die frömmsten Legenden aus der Wiegenzeit des Katholicismus zu sammeln. Ich habe schon von der „Ame exilée" gesprochen, welche zugleich Roman, Novelle, Erzählung und Gebet ist. Ein noch wichtigeres Buch, betitelt „Arthur," dessen Vfr. Hr. Guttinguer sein soll, — streift zugleich an die Romane, die biographischen Denkwürdigkeiten und die religiösen Bekenntnisse ... Es ist in der neuesten Zeit wenig Einfacheres, Schlichteres und Hinreißenderes geschrieben worden als dieser symbolologische und mystische Versuch ..." Die Gazette beschließt ihre Citate mit den Worten: „Cette tendance religieuse prouve le mouvement secret et le travail de la société vers une réorganisation morale."

g.

Siguier's France contemporaine.

Herr Siguier kündigt (im Juli 1837) eine Zeitschrift an, die er unter dem Titel: France contemporaine herausgeben will. Im Prospektus, erklärt er: „Wir sind müde der Lügen, der Sophismen und „conjecturaler Gehässigkeiten und Zuneigungen. Müde sind wir der „Hölle, des Chaos, welche uns alle unsere Tugend-Histrionen, unsere „Freiheitsschreier, alle unsere Prediger des alten Régime's, unsre lächerliche „Neuerer bereitet haben. Was uns am lebhaftesten drängt, das ist das „Bedürfniß einer hohen Wahrheit, welche alle unsere geistigen Eroberungen berichtige, unsere Gegenwart beschütze und uns die Entwicklung und „civilisirenden Einfluß unsres National-Genie's verbürge." Die Gazette de France bemerkt hierzu: „cette disposition d'esprit est assez commune aujourd'hui."

h.

Lamartine's Selbstvertheidigung gegen Rom.

Bekanntlich ist im vorigen Jahre (1836) auch Lamartine's Jocelyn von der päpstlichen Censurbehörde den tausenden, der ganzen Kirche verbotenen Büchern beigesellt worden. In der Vorrede zur dritten Auflage jenes Gedichtes verwahrt sich nun der Dichter dagegen, als habe er die Ehelosigkeit der kathol. Priester in ein ungünstiges Licht stellen

wollen, und ſucht dann den Verdacht zu beſeitigen, als ſei er dem kathol. Glauben untreu geworden. „Gibt es in der Welt etwas Freies und Unverletzliches," bemerkt Hr. de Lamartine," ſo iſt es gewiß der Gedanke, die Ueberzeugung. (Auch Huß und Galilái meinten dies eine Zeitlang). Der Vfr. hat hier kein Glaubensbekenntniß abzulegen; aber er erklärt ſeine Ehrfurcht, ſeinen Dank, ſeine Liebe, gewidmet einer Religion, die das ganze Myſterium der Menſchheit auf die Erde gebracht und zuſammengefaßt hat; einer Religion, durch welche das Wort des Ewigen Fleiſch, die Moral zum Dogma und die Tugend zum Geſetz geworden iſt; einer Religion, die ſeit 1800 Jahren in Milliarden menſchlicher Weſen dem religiöſen Triebe eine Seele, einen Körper, eine Stimme, allen Gebeten eine Sprache, allen Hingebungen einen Beweggrund, allen Schmerzen eine Hoffnung gegeben hat. Auch dann, wenn der Vfr. über den mehr oder weniger ſymboliſchen Sinn irgend eines Glaubensſatzes dieſer großen Gemeinſchaft der Geiſter eine verſchiedene Meinung unterhielte, könnte er ohne Undank, ohne Verbrechen, einer Religion feindlich ſein, die der Schutz ſeiner Jugend, die Religion ſeiner Mutter war, die ihn Alles gelehrt hat, was er von göttlichen Dingen weiß?" ... Dieſe Verwahrung ſchließt er mit den Worten: „Mein Gott iſt der Gott des Evangeliums, der Vater, der im Himmel iſt, das heißt überall." — Die Congregation des Index wird aber, im glimpflichſten Falle mit Göthe's Gretchen dem ſich ſelbſt täuſchenden Dichter antworten:

„Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen,
Steht aber doch immer ſchief darum;
Glaubſt nicht an das Tridentinum!"

15.

Begüterung der Geiſtlichkeit in Frankreich.

In der Sitzung der franz. Deputirtenkammer vom 15. März 1837 theilte Hr. Iſambert folgende merkwürdige Angaben mit. An Geſchenken und Vermächtniſſen erhielt die franzöſiſche Geiſtlichkeit in den 12 Regierungsjahren Napoleons (von 1801 bis 1814) nur 2 Millionen 900,000 Fr., und unter der Reſtauration im J. 1814 ſogar nur 133,000 und 1815 nur 131,000 Fr.; — dann aber 1816 ſchon 738,000, im J. 1818 bereits 1,473,640 Fr. Von nun an ſtieg der jährliche Betrag bis zum J. 1823, wo er ſich auf 11,468,000 Fr. belief. — Seit der Julirevolution hatten die Schenkungen und Vermächtniſſe etwas abgenommen. Sie betrugen 1831 nur 628,000 Fr. Von nun an aber ſtiegen ſie 1832 auf 1,013,000, — 1833 auf 1,678,000, betrugen 1834 noch 1,592,000, im Jahre 1835 dagegen 2,373,000 und ſollen im vor. J. auf drei Millionen geſtiegen ſein, ſo daß die Geiſtlichkeit ſeit 1801 wieder ungefähr 60 Millionen in Beſitz genommen hat. — „Wie Sie ſehen, fügte Hr. Iſambert hinzu — „il y a progrès. (Rire général.) —

16.

Proteſt des Erzbiſchofs von Paris gegen — David's Giebelfeld des Pantheon's.

Der Erzbiſchof von Paris hat unterm 7. Septbr. 1837 ein Mandement an die Pfarrer ſeiner Diözeſe erlaſſen, deſſen Hauptſtellen mitgetheilt zu werden verdienen: „Im Anblick des großen Skandals, ſo beginnt der eifrige Hirt, welches vor unſeren Augen ausgebrochen, und ſich im Angeſicht der Sonne auf unſerem heiligen Berge zeigt, — vor den gekrönten Geſtalten gottloſer, unſittlicher und ſittenverderberiſcher Schriftſteller, die an die Stelle der demüthigen und keuſchen Hirtin geſetzt worden (der h. Genoveva), deren Schutz (protection) die Hauptſtadt vor den größten Geißeln (?) bewahrt hat, ſtößt der Glaube des Chlodwig, Karl's d. G. und des h. Ludwig, ſtößt der Glaube Frankreichs, der Glaube des Vaterlandes einen Schrei des Schmerzes aus. Das Klaggeſtöhne und die Thränen der Geiſtlichkeit, der frommen Gläubigen, aller Chriſten — müſſen darauf antworten. Möge der Himmel ſich gnädigſt mit dieſer Sühne (expiation) begnügen!" Sieben Tage ſollen nun in allen Meſſen die Gebete der Feſttage der Kreuzerhöhung und der h. Genoveva rezitirt werden. —

Die Débats, das Ungebührliche (man kann wohl ſagen Skandalöſe) des Hirtenbriefes rügend, meinen, die Regierung, obgleich ſie mit dem Fronton des Pantheons, gegen welches jenes Mandement fulminirt iſt, eben nicht Urſache habe, ſehr zufrieden zu ſein, könne doch nicht hindern, daß „Voltaire und Rouſſeau zwei der berühmteſten Genie's, zwei der größten Schriftſteller Frankreich's ſeien." —

Die Gazette de France aber hat ſchon früher ſo viel Gift und Galle gegen jenes Giebelfeld ausgeſpieen, daß ſie jetzt ganz trocken das Mandement des Erzbiſchofs, ohne irgend eine Bemerkung beizufügen, ab-

gedruckt. Darin jedoch müſſen wir ihr beiſtimmen, daß ein talentvoller, vielwirkender Schriftſteller darum noch kein großer Menſch iſt, und daß das Vaterland nur denen feierliche Dankeskronen zu widmen habe, die ſich ſelbſt und ihre Arbeiten in edler Geſinnung dem Vaterland gewidmet. —

Uebrigens gehört die artiſtiſche Ausſchmückung eines kirchlichen Nationalgebäudes auf keine Weiſe in den Bereich eines Erzbiſchofs, und es dürfte dem Hrn. v. Quelen wohl zu rathen ſein, nicht von Neuem — durch Ueberſchreitung ſeiner Amtsbefugniſſe — den kaum eingeſchlummerten Löwen zu wecken. — Voltaire und Fénelon nebeneinanderzuſtellen, war eine Unſchicklichkeit, welcher das Miniſterium vorbeugen ſollte; aber eine weit größere Ungebührlichkeit iſt es, wenn ein geiſtlicher Oberhirt, ſich unbefugt in weltliche Angelegenheiten miſchend, die ihm anbefohlenen Gläubigen zum Zorne gegen die Staatsregierung reizt und zur Sache der Religion macht, was einem ganz andren Gebiete angehört. —

17.

Die Elsässisch-Römischen Pilgrime.

I.

„Die Hermesianer, nämlich die Professoren Braun und Elvenich, — so wird unterm 7. März 1838 von Rom aus geschrieben, — welche hier auf de Lamennais und Lacordaire gefolgt, und in wenigen Tagen — (unverrichteter Sache) — abreisen werden, — sind nun von Prof. Bautain und seinem Schüler Abbé de Bonne Chose aus Straßburg abgelöst worden. Diese haben nämlich den Streit, den sie seit mehreren Jahren mit ihrem Bischof führen, — nun ebenfalls bei dem Papste anhängig gemacht." —

Bei der lebhaften Theilnahme, welche sich neuerdings für die religiösen Angelegenheiten kund gegeben, wird es unseren Lesern erwünscht sein, wenn wir in der Kürze den Streitpunkt andeuten, welcher jetzt, wie es scheint, von Hrn. Bautain dem unfehlbarseinsollenden römischen Stuhle zur Entscheidung vorlegen will.

Herr Bautain, seit einer Reihe von Jahren Lehrer der Theologie zu Straßburg, hat sich mit Entschiedenheit der alten, folgerichtigen Kirchenlehre zugewendet, welche die Wiedergeburt aus dem verderbten Naturzustande durch Einwirkung göttlicher Gnade beginnen läßt, und die Anerkennung der göttlichen Offenbarungslehren für bedingt hält durch göttlich inspirirten Glauben. Sein Bischof hingegen, ein ehemaliger Oberoffizier der Napoleonischen Armee, hegt eine entschiedene Vorliebe für das Raisonniren, und kämpft nun schon seit länger als fünf Jahren im Dienste des natürlichen Menschenverstandes gegen Hrn. Bautain.

Dieser letztere hat einen großen Anhang gewonnen; jener aber bedient sich seines Hirtenstabes, um dieses feindliche Heer zu Paaren zu treiben. Unterm 19. Novbr. 1835 hatte er bereits ein Sieges-Bulletin ausgehen

laſſen, in welchem er ſeinen Diözeſanen verkündigte, die Hrn. Bautain, Carl, Goſchler, Ratiſbonne, de Regny, de Bonnechoſe, Mertian, Gratry, J. Lewel und N. Lewel ſchlöſſen ſich mit Geiſt und Herz dem erſten Hirten ihrer Diözeſe, als dem Mittelpunkte der Einheit an, pflichteten nun folgenden ſechs Sätzen bei:

1) „Das Raiſonnement kann mit Gewißheit das Daſein Gottes beweiſen, — der Glaube, ein Geſchenk des Himmels, iſt ein Späteres als die Offenbarung; man kann alſo nicht füglich gegen einen Atheiſten ſich auf den Glauben berufen."

2) „Die moſaiſche Offenbarung wird mit Gewißheit durch die mündliche und ſchriftliche Ueberlieferung der Synagoge und des Chriſtenthumes bewieſen."

3) „Der Beweis der chriſtlichen Offenbarung, der aus den Wundern Chriſti geſchöpft wird, hat — Nichts von ſeiner Kraft und ſeinem Glanz verloren. Wir finden dieſen Beweis in der mündlichen und ſchriftlichen Ueberlieferung aller Chriſten; durch dieſe doppelte Ueberlieferung müſſen wir die chriſtliche Offenbarung denjenigen beweiſen, die ſie verwerfen, oder die, ohne ſie noch zuzulaſſen, nach ihr verlangen."

4) „Man hat nicht das Recht, von einem Ungläubigen zu erwarten, daß er die Auferſtehung Chriſti annehme, bevor man ihm nicht zuverläſſige Beweiſe geliefert, und dieſe Beweiſe werden aus der nämlichen Ueberlieferung durch das Raiſonnement abgeleitet."

5) „Der Gebrauch der Vernunft geht dem Glauben voran, und führt den Menſchen zu ihm hin durch die Offenbarung und die Gnade."

6) „Die Vernunft kann mit Gewißheit die Authenticität der Offenbarung erweiſen, die den Juden durch Moſes und den Chriſten durch Jeſum Chriſtum gegeben worden." —

Es iſt nicht zu verkennen, daß dieſe Sätze im Weſentlichen mit den Prinzipien des Hermes übereinſtimmen, welche durch das päpſtliche Dekret vom 26. Septbr. 1835 als unkirchlich verworfen worden ſind. Ueberraſchen mußte es aber, daß Hr. de Bonnechoſe zu Anfang 1836 im Ami de la Religion erklärte: „er und ſeine Freunde hätten Nichts widerrufen," und daß er im Namen des Hrn. Bautain im proteſtantiſchen Semeur die Verſicherung abgab, „daß ſie ſich den Propoſitionen des Hrn. Biſchofs durchaus nicht unterworfen, ſondern neue, von denſelben ganz verſchiedene Sätze aufgeſtellt hätten."

Seitdem soll der Bischof von Straßburg den römischen Stuhl zur förmlichen Verdammung der gegnerischen Lehrsätze zu veranlassen versucht, bis jetzt aber nur ablehnende Antwort erhalten haben. Durch die zudringliche Appellation der Hrn. Bautain und de Bonnechose an die päpstliche Unfehlbarkeit wird diese sich nun in keiner geringen Verlegenheit befinden. Als Bischof der Bischöfe durfte doch der Papst die sechs Lehrsätze des Bischofs von Straßburg nicht ignoriren, die zwei Monate nach dem Dekrete aufgestellt worden, welches die Schriften des Hermes verdammt hatte, weil derselbe „den von den Lehrern der Kirche von jeher betretenen königlichen Weg verlassend, — die Vernunft — (die Franzosen nennen sie Raison und ihre Thätigkeit: Raisonnement) als Hauptnorm und einziges Mittel hingestellt, durch welche der Mensch zur Erkenntniß übernatürlicher Wahrheiten gelangen könne." Jenen bischöflichen Lehrsätzen zufolge sollte aber Alles, was wesentlich zur Religion gehört: das Dasein Gottes, die Offenbarung und die Authenticität der Ueberlieferung durch das Raisonnement mit Gewißheit bewiesen werden können, wodurch dann von selbst der blos inspirirte Glaube völlig überflüssig würde. Wie ist es nun gekommen, daß die Schriften des Hermes verdammt, die Lehrsätze des Herrn Bischofs von Straßburg ohne Censur geblieben sind?

Rom wird auf diese Frage jetzt antworten müssen, worüber dann in der Folge berichtet werden soll. —

* * *

II.

Wir haben berichtet, wasmaßen zwei antirationalistische und somit antihermesianische Abbé's von Straßburg nach Rom gepilgert, um bei ihrem heiligen Vater Klage zu führen gegen ihren Bischof, welcher dem Raisonnement das Recht vindizirt, nicht nur zum Glauben hinzuführen, sondern auch das Faktum und den Inhalt der Offenbarung zu erweisen.

Die *Gazette de France*, welche stets in traulichstem Verkehr mit dem Mittelpunkt der römisch-katholischen Einheit steht, bringt uns nun unterm 27. Mai folgende, allem Anschein nach zuverlässige Kunde:

„Bei ihrer Ankunft zu Rom sind die Hrn. Abbé Bautain und Abbé Bonnechose mit väterlichem Wohlwollen von S. Heiligkeit, und mit aufmerksamer Güte von S. Em. dem Kardinal Staatssekretär aufgenommen worden. Die Untersuchung ihrer Angelegenheit wurde einem der glänzendsten Lichter der Kirche, — dem Kardinal Mezzofante übertragen."

„Richtern, die so hoch gestellt sind, und unter deren Augen unsere beiden Landsleute lebten, war es nicht schwer, die Gradheit der Gesinnungen zu würdigen, die sie „„zur Schwelle der h. Apostel"" geführt, und die Völle und Aufrichtigkeit ihrer Unterwerfung unter die unverbrüchliche (irréfrayable) Autorität des heiligen Stuhles zu erkennen. Da aber die vollständige Prüfung und letzte Entscheidung dieser ziemlich complizirten Sache sich noch einige Zeit erwarten lassen werden, so ist den Hrn. Bautain und Bonnechose die Gunst folgendes Abkommens geworden: Sie lassen in den Händen S. Em. des Kardinal Mezzofante eine Erklärung, durch welche sie versichern, daß sie sich unbedingt (absolument) dem zu fällenden Urtheil unterwerfen und ihm mit allen Kräften anhängen wollen. Und so vollkommen ist die Aufrichtigkeit dieser beiden Kirchendiener, daß sie, die Herausgabe eines philosophischen Werkes, in welchem Hr. Bautain dem Publikum die vollständige Darstellung und die theoretische Entwicklung seines Systemes geben wollte, aufschiebend, die Handschrift dieses Werkes mit nach Rom gebracht, aus Besorgniß, irgend eine Behauptung aufzustellen, welche nicht die Genehmigung des höchsten Richters in Glaubenssachen erhielte!" —

„Der h. Stuhl hat zu gleicher Zeit geruht, den Herren Bautain und Bonnechose zu versprechen, zu ihren Gunsten ein Schreiben zu erlassen, welches der Gradheit ihrer Gesinnungen und der völligen Unterwerfung ihrer Gefühle (sentimens) unter die Regel aller Wahrheit, Gerechtigkeit angedeihen lassen wird."

„Wir werden dann abreisen," schreiben sie, „das Herz durchdrungen von tiefer Ehrfurcht und süßer Dankbarkeit für Alles, was wir hier an Glauben, Weisheit, Güte, Offenheit und christlicher Liebe gefunden. Wir fühlen unser Herz erweitert; wir hängen inniger als jemals und mit dem Innersten unserer Zuneigungen an Dem, was wir das Glück hatten, in der Nähe zu verehren, — dem Mittelpunkt und der Leuchte der allgemeinen Kirche. Wir werden unser ganzes Leben lang das Bedürfniß fühlen, unsere Stimme mit dem Hymnus zu vereinigen, der so viele Jahrhunderte gesungen worden, um die Erfüllung der göttlichen Verheißungen zu glorifiziren, indem wir erzählen, was wir Schönes und Gutes in der Residenz des Stellvertreters Christi gesehen und empfunden haben." —

Nach solchen wechselseitigen Höflichkeitsbezeugungen, mit welchen der erste Akt dieses kirchlichen Drama's sich geschlossen, dürfte die Vermuthung wohl nicht zu gewagt erscheinen, daß den elsässischen Pilgrimen erfreuliche Andeutungen in Betreff der demnächst zu erlassenden päpstli-

chen Entſcheidung zu Theil geworden ſeien. Ob dann der Herr Biſchof von Straßburg, der früher als Offizier unter Napoleon Gelegenheit gehabt, ſich an ſtrenge Subordination zu gewöhnen, auch unbedingt ſich unterwerfen wird, quand Rome aura parlé, — müſſen wir völlig dahingeſtellt ſein laſſen. — Nothwendig und darum gut iſt es aber, daß Rom veranlaßt wird, ſich auch noch bis in die äußerſten Spitzen und Wurzelfäſerchen ſeines Syſtemes zu petrifiziren; es bleibt dann jenen vielen lauen Halblingen, die ſich in den undeterminirten Punkten noch herumtreiben, keine andere Wahl mehr übrig, als völlige Mortifikation und Submiſſion oder entſchiedene Selbſtemancipation und Rückkehr zum allgemein-menſchlichen Leben und zur Freiheit des göttlichen Geiſtes.

18.

Görres in Frankreich.

In einem bombastischen Artikel in der Gazette de France (im April 1838) über Görres, der als „das Haupt der katholischen Partei in Deutschland" bezeichnet wird, sagt der Verfasser, ein Herr François de Labouillerie u. a. „Es gibt nur noch zwei Länder in der Welt, es gibt nur noch zwei Völker: das katholische Volk und das Volk, welches nicht katholisch ist! " ... „Man sage nicht mehr: Dieser ist ein Franzose, Jener ein Deutscher. Wir werden sagen: Dieser ist ein Katholik, Jener ist es nicht. Katholiken, unser Vaterland ist schön; wir müssen anfangen, seine Ehren (gloires) zu erkennen, und wenn Görres, unser Landsmann, uns seine alte und heilige Stimme zu vernehmen geben wird, laßt uns dann nicht fragen, wer dieser Mann ist!"(!!!) In Beziehung auf den Rhein. Merk. bemerkt Hr. de Labouillerie: „Als unbeschränkter und protestantischer Fürst mußte der König von Preußen die Verbreitung der durchaus katholischen und liberalen Ideen von Görres fürchten. (!) Diese Ideenverknüpfung hat lange selbst die gradsinnigsten Gemüther erschreckt. Und doch was ist natürlicher? (!) Die Freiheit existirt nur im Gebiete der Wahrheit. Wer bezweifelt es? Die Freiheit ist für den Menschen niemals unbedingt; sie ist relativ: er muß dienen; das wichtige für ihn ist, sich seinen Herrn zu wählen. Seine größte Freiheit ist seine längste Kette. Ist das eine Ende der Kette zu Berlin, dann habt ihr, um euch zu bewegen, nur den Durchmesser von Preußen; ist das Ende im Himmel, dann habt ihr das Universum." Die Franzosen bleiben doch immer gewaltige Phrasenmacher! — Warum stellt Hr. de Labouillerie der Hauptstadt Preußens nicht Rom, warum nicht Wien und Paris gegenüber? Etwa ad majorem dei gloriam?

19.

Normänniſcher Proteſtantismus.

Auch im nördlichen Frankreich ſcheint ſich für die katholiſche Kirche eine Kriſe vorzubereiten. Daß bereits eine Gemeinde bei Cherbourg proteſtantiſch geworden, weil der Erzbiſchof von Coutances einen ihr verhaßten Geiſtlichen ihr aufdringen wollte, iſt ſchon früher berichtet worden. Kürzlich hat nun derſelbe Erzbiſchof, Hr. Robion, eine neue Taxe der Kirchengebühren ausgehen laſſen, welche bedeutende Unruhen veranlaßt. Dieſe Taxe beſtimmt den Preis des Glockengeläutes bei Beſtattungen nach Zahl der zu läutenden Glocken und der Glockenſchläge. Da aber die Glocken durchgängig durch Beiträge ſämmtlicher Pfarrgenoſſen ſelbſt angeſchafft worden, ſo wollen dieſe auch gleiches Geläute und gleiche Taxe für Alle. „Der normänniſche Bauer," ſchreibt ein franzöſiſcher Correſpondent der Leip. Allg. Ztg. im April 1838 „iſt religiöſer, als alle anderen in ganz Frankreich; aber er iſt überdies Franzoſe und der Sohn des XIX. Jahrhunderts. Wo ihm direct ein Unrecht geſchieht, da regt ſich in ihm der Geiſt des Widerſtandes, und kräftig und rüſtig gibt er dieſem Widerſtande Nachdruck. Die Unduldſamkeit der franzöſiſchen, beſonders der höheren Geiſtlichkeit hingegen hat ſich auch hier vielfach geltend gemacht; — die neue Taxe hat nur die Gelegenheit dargeboten, einen längſt ſich regenden Geiſt heraufzubeſchwören." So wurden ſchon vielfach bei Sterbfällen die Glockenthürme erſtürmt, an einigen Orten Freiheitsbäume neben den Kirchen aufgepflanzt, und der biſchöflichen polizeilichen Einſchreitungen ungeachtet, das alte Glockenrecht behauptet. Der Temps meldet ſogar, daß der Widerſtand gegen die Geiſtlichkeit täglich bedenklicheren Charakter annimmt; in den letzten Tagen habe ein Bataillon der Nationalgarde bewaffnet gegen die Taxe proteſtirt. Auch in Deutſchland hat die Reformation mit dem Proteſt gegen kirchliche Geldforderungen begonnen.

III.

Kritisches und Literarisches.

Kritiſches und Literariſches.

1.

Schriften über die franzöſiſche Revolution.

Die erſte Form alles Lebens iſt die fortlaufende Entwicklung eines urſprünglichen Keimes, die ſtätige Ausführung beſtimmter Anlagen und Triebe. In dieſer Epoche iſt das Hauptſtreben auf Selbſtbethätigung und Produktion, der Blick iſt auf Gegenwart und Zukunft gerichtet. Hat aber die, zur Offenbarung drängende Idee ſich in die Wirklichkeit überſetzt und ihre volle Geſtaltung gewonnen, dann wendet der Geiſt am Ende ſeines Schöpfungstages ſich zurück auf das Vollbrachte, um das Aufeinanderfolgende im Bewußtſein zu verſammeln und es denkend zu genießen oder richtend ſich darüber zu erheben. Dies iſt die zweite Form des Lebens, die dann wieder der Ausgangspunkt für ein neues Fortſtreben wird, und die man im Gegenſatze zur produktiven, poetiſchen, praktiſchen, — die retroſpektive, ſpekulirende, kritiſche nennen kann. Wer ſeine Biographie ſchreibt, der hat ſeinen irdiſchen Lebenslauf vollendet; Völker, Kirchen, welche Objekt geworden für Philoſophen, Geſchichtſchreiber, Kritiker aus ihrer Mitte, ſind an das Ende einer Entwicklungsperiode gelangt. So beginnt mit Thuzydides und Plato, eigentlich ſchon mit Herodot und Sokrates — für das griechiſche, mit Livius und Cicero für das römiſche, wie mit Joſephus Flavius und Philo für das israelitiſche Volk, das Ende der erſten unmittelbaren Exiſtenz, und die Alexandriniſche Kritik beſchließt den Lebenslauf der alten Welt. Griechen und Römer gehen als Völker unter in der Chriſtenheit, — um als griechiſch- und römiſch-katholiſche Kirchen wieder aufzuerſtehen, und Rom fängt zum zweitenmale an, den goldenen Faden der weltbis-

rischen Entwicklung fortzuspinnen. Die jugendlichen nordischen Völker werden mit eingewoben in das großartige hierarchische Gespinnst, welches Europa zu einer einzigen Glaubensgenossenschaft verkettet. — Und wieder strömt das Leben erzeugend, bildend, werkthätig durch Jahrhunderte hin, und die in der alten Welt gereiften Samen, so wie — die aus der neuen nordischen Welt entsprossenen frischen Keime entfalten sich zu Kirche und Reich, zu Kunst und Scholastik des Mittelalters, welches erst dann an sein Ende gekommen, als die gestaltenden Principien ihre nothwendige Grenze gefunden.

Diese Grenze war durch die Beschränktheit der Ideen gesetzt, die in der zweiten großen Weltperiode in Ausführung gebracht werden sollten. Als daher der ewig schöpfungslustige Geist sich von allen Seiten durch den Leib beschränkt, gehemmt, zurückgedrängt fand, den er selbst sich erzeugt hatte, ging er in sich, sammelte seine Kräfte, und erhob sich denkend und richtend über die Vergangenheit, die ihm nun zum Objekt geworden. Er schrieb jetzt die Geschichte, — nicht eines einzigen Volkes, denn über diese Gestalt war er durch das Christenthum hinausgehoben; — sondern der Kirche und ihrer Voraussetzung, — der alten Welt. Er philosophirte über den Gott, zu dessen Füßen er bisher gebetet, und hielt Gericht über Alles, was er bis dahin produzirt, was ihm bisher gegolten hatte. — Und je weiter die Meinungen und Phantasmen aus einander liefen, je heftiger der Wortstreit die Parteien spannte, um so lebhafter wurde das Bedürfniß empfunden, einen festen Boden zu gewinnen. Die Einen suchten ihn in der Natur, die Anderen in der Geschichte. In beiden Bestrebungen liegt das Positive, daß der einzelne Mensch sich jenen beiden großen Wirklichkeiten unterordnet, daß er für sich als maßgebend ein solches erkennt, welches unabhängig von ihm zur Existenz gekommen.

Dieses Interesse an allem, was in Zeit und Raum in die Wirklichkeit getreten, dieses Bedürfniß durch Erkenntniß, Beurtheilung und Sichtung des Vergangenen die Gegenwart zu begreifen und zu genießen, breitet sich noch immer weiter aus. Jede Wissenschaft, jede Kunst, jede Gemeinschaft will ihre Geschichte haben, und selbst der Roman mußte sich dazu verstehen, historisch zu werden.

Noch aber ist der geschichtliche Stoff durchgängig nur erst rohes, ungeläutertes Material, und so wird er von jeder der feindlichen Parteien zur Begründung oder Bekräftigung und Beschönigung ihrer Ansprüche benutzt. Da indeß die Geschichte durchaus gediegen, die Parteien dagegen eben als solche, mehr oder minder einseitig sind, so sehen wir auch jede derselben die geschichtlichen Thatsachen einmal als Rechtstitel gebrauchen,

ein andermal wieder sie als Abnormitäten, als Erzeugnisse menschlicher Irrthümer, Leidenschaften und Schlechtigkeit charakterisiren. Allerdings haben Vico und Montesquieu einer höheren, wahrhaft humanen Geschichtsbetrachtung die Bahn geöffnet, und vorzugsweise deutsche Forscher diese Bahn mit Bewußtsein und Erfolg betreten. Noch aber sind es nur erst einzelne, in den Geist des dritten großen Weltalters Eingeweihte, welche — von den Stufen des im Bau begriffenen neuen Tempels herab, die Vergangenheit mit jener reinen Wahrheits- und Menschheitsliebe übersehen, die allein einem jeglichen sein Recht — und seine Gnade angedeihen läßt. An der Tagesordnung in dem großen Sprechsaal — ist hingegen noch jene parteiische, mehr oder minder leidenschaftliche, oberflächliche Weise, welche die Thatsachen ihren Absichten dienen läßt und sie da verschweigt oder entstellt, wo sie sich ihren Ansichten nicht fügen wollen. Welcher Kategorie die hier anzuzeigenden Schriften gehören, wird sich aus Nachfolgendem ergeben.

1) Geschichte der französischen Revolution von 1789—1814; von F. A. Mignet, nach der 6. Ausgabe von Dr. E. Burckhardt. (2 Bände in 25 Lief.) Band 1. in 12 Lief. mit 25 Stahlstichen. Paris, Gebrüder Didot. Leipzig, J. J. Weber 1835. 1836.

2) Geschichte der französischen Revolution von M. A. Thiers, deutsch bearbeitet von H. Philippi. (In 30 und einigen Lief., jede Lief. mit einer nach den besten Meistern gezeichneten Scene aus der Revolutionszeit.) Leipzig 1836. In Commission bei G. Wigand. 4 Lief.

Daß diese beiden Entrepriſen der großen leſeluſtigen Maſſe zugewendet ſind, iſt nicht zu bezweifeln. Dem kleineren Kreiſe der Gebildeten ſind längſt dieſe Werke in der Urſprache bekannt, und die in Stahl geſtochenen Bilderchen, die dem erſten, und die ganz ausnehmend ſchlechten, — radirten, oder vielmehr gekritzelten Abbildungen, die dem zweiten Werke beigegeben ſind, können nur einem Publikum dargebotn ſein, welches hinſichtlich ſeiner äſthetiſchen Bildung noch zur Kleinkinderſchule gehört. Wir haben uns daher nur darüber auszuſprechen, ob überhaupt dieſe Werke für die Menge geeignet, und ob, falls dies zu bejahen wäre, die Form, in der ſie ihr mitgetheilt werden, zu billigen ſei? —

Daß beide gut geſchrieben, und beſonders das erſte durch ſeine geiſtreiche, überſichtliche Darſtellung zur Unterhaltung, zum ſogenannten Zeitvertreib dienen können, daß auch beide, und namentlich das letztere, viel Belehrendes enthalten, mag ohne Weiteres zugegeben werden. Deſſenungeachtet ſcheint uns keines dieſer beiden Werke zur Verbreitung unter

die Maſſe der deutſchen Leſer geeignet. Um eine richtige Anſicht von dem complicirten Ereigniß, welches man die franzöſiſche Revolution nennt, zu gewinnen, muß man die Zuſtände, Verhältniſſe, Begebenheiten und Verwicklungen genau kennen, aus denen es mit jener Nothwendigkeit hervorgegangen, die man die hiſtoriſche zu nennen pflegt. In den vorliegenden Werken iſt aber ſo gut wie gar nichts dargeboten, um zu ſolcher Kenntniß hinzuführen. Die ſehr kurze, ſehr flüchtig gearbeitete Einleitung Mignet's berührt nur die Oberfläche und ſelbſt dieſe nur an einigen Punkten; Hr. Thiers fertigt die ganze Vorgeſchichte auf nicht vollen vier Seiten ab. Und doch iſt der fürchterlich erbitterte Kampf zwiſchen den Nichtadligen und Nichtgeiſtlichen auf der einen, und dem Klerus und dem Adel mit dem Königthum an deſſen Spitze — auf der anderen Seite, den jene Hiſtoriker uns darſtellen, ſchlechthin nur aus jener Vorgeſchichte verſtändlich! Mignet und Thiers haben die Revolution nur vom politiſchen Standpunkte aus angeſehen und dargeſtellt, während ſie doch gerade deßhalb ein ſo bedeutungsvolles, man kann ſagen ungeheures Ereigniß iſt, weil die ganze Nation mit allen Elementen ihres Daſeins und Lebens in den Strudel hineingeriſſen worden. Es war nicht blos ein Kampf zwiſchen Individuen, Kaſten und politiſchen Intereſſen; ſondern auch ein Kampf zwiſchen allen, das Leben beſtimmenden, geiſtigen Mächten, zwiſchen antiker und mittelalterlicher, zwiſchen alter überlieferter und moderner, menſchlicher Bildung. Es war ein Kampf jener welthiſtoriſchen Mächte, welche in Deutſchland die kirchliche, in den Niederlanden und England die ſtaatliche Reformation bewirkt hatten, — gegen die Gewalten, durch welche beide bis dahin in Frankreich theilweis unterdrückt worden waren. Nur durch Hinweiſung auf die weſentlichen Principien, von denen die feindlichen Parteien beherrſcht wurden, gewinnen dieſe ſelbſt ihre wahrhafte Bedeutung, wie anderſeits die eigenthümliche Geſtalt, welche den großen Kampf von allen übrigen Umwälzungen unterſcheidet, dem Ausländer nur durch eine Geneſis des franzöſiſchen National-Charakters erklärt werden kann.

Eine Darlegung dieſer tiefliegenden Urſachen und Elemente der franzöſiſchen Revolution iſt aber um ſo unentbehrlicher, je weiter noch die Organe der Publizität in ihren Urtheilen über dieſes Ereigniß von einander abweichen. Wälzte Barruel alle Schuld auf die Philoſophen, Freimaurer und Illuminaten des vorigen Jahrhunderts, ſo erklärten Andere den Uebermuth des Adels und die Zerrüttung der Finanzen für die einzigen Urſachen der Umwälzung. Meinte — noch kürzlich — Herr de Conny die „religiöſe Inſurrektion" zu Anfang des 16. Jahrhunderts ſei die Urheberin alles ſpäteren Unglücks ſeiner Nation, ſo wirft

dagegen das Berliner polit. Wochenblatt (ſ. Nro. 24 v. 11. vor. M.) mit Bezug auf Montloſier's Werk de la monarchie française — alle Schuld auf die Könige von Frankreich, auf deren ſchon mit dem 13. Jahrhundert beginnende „unglückliche Verblendung, oder ganz falſche Regierungspolitik," auf ihre „Uebergriffe in die lehnsherrlichen Rechte der Baronen," namentlich die verderbliche „Emanzipation der Communen," die demnächſt von den Königen „in offenbaren Empörungen gegen ihre Herrn unterſtützt worden ſeien." Schuld gibt das Wochenblatt der „beharrlichen Leidenſchaft" der Könige, ihre Gewalt „in ihrem egoiſtiſchen Intereſſe" zu erweitern, eine Gewalt, welche „übermüthig und herriſch in Zeiten des Glücks, kriechend und intriguant im widrigen Schickſal geweſen." Hierdurch ſei die Entwicklung des „germaniſchen Princips" in Frankreich gebrochen worden, dagegen „das antike römiſche Element und die Eigenthümlichkeit des galliſchen Charakters zu übermäßiger Geltung gekommen." Dieſemnach ſeien alſo „nicht ſowohl falſche und antiſociale Doktrinen, als vielmehr der materielle Stoß (!) der ſeit Jahrhunderten (durch die Könige) politiſch verwirrten Volksmaſſen die Urſache der Revolution geweſen;" — „was aber dergeſtalt in Frankreich ſchon in frühſter Zeit geſchehen, ſtelle ſich ſeit dem verfloſſenen Jahrhunderte beinahe in allen Staaten Europas dar." — Es bedarf zwar nur ſehr weniger Ueberlegung, um einzuſehen, daß alle ſolche Erklärungsweiſen und ganz beſonders die letztern, indem ſie das Schickſal eines ganzen Volkes von der Schlechtigkeit einzelner Menſchen abhängig machen wollen, eben ſo ſchnöde dem allgemeinen und uralten Glauben an das Walten der Providenz, als dem, in neuerer Zeit ſich mit Macht ausbreitenden Glauben an eine ſtätige Entwicklung und fortſchreitende Entfaltung der Nationalitäten widerſprechen, und daß jedenfalls eine Staatseinrichtung des Fortbeſtehens nicht werth ſei, wenn ſie durch die Willkühr Einzelner von Grund aus umgeſtürzt werden könnte. Aber gerade dieſe Ueberlegung kann bei der Maſſe nicht vorausgeſetzt werden, da wir ſie ja ſelbſt bei ſolchen nicht vorfinden, bei denen ſie ihrer ſozialen Stellung nach weit füglicher vorauszuſetzen wäre! —

Wir können dieſemnach auf keine Weiſe billigen, daß dem großen Leſepublikum die Geſchichtswerke von Mignet und Thiers ohne alle erklärende und ergänzende Einleitung, — eine hieroglyphiſche Inſchrift ohne Schlüſſel, — dargeboten worden. Wollten wir aber auch hiervon abſehen, ſo müßten wir doch jedenfalls rügen, daß die Hrn. Ueberſetzer ſich nicht einmal die Mühe genommen, durch beigefügte Anmerkungen ſo manches einzelne zu erläutern, was der Mehrzahl der nicht franzöſiſchen Leſer unverſtändlich ſein muß, und manche Angaben zu berichtigen,

von deren Irrigkeit sie sich gar leicht überzeugen konnten. So, um nur auf's Gradewohl ein paar Beispiele anzuführen, findet sich bei Mignet (S. 53) und Thiers (S. 51) die Antwort, welche Mirabeau am 23. Juni 89 dem Oberceremonienmeister Dreux-Brézé gegeben, noch in der Fassung, deren Unrichtigkeit von de Brézé's Sohn in der Pairskammer (am 9. März 1833) constatirt worden. Ebenso läßt Mignet noch den Beichtvater Ludwig's XVI. zu demselben bei Besteigung des Blutgerüstes sagen: „Sohn des heiligen Ludwig's, steige empor zum Himmel;" was doch nach dem, von Chateaubriand (aus dem Thermomètre du jour v. 21. Febr. 1793) in seinem Oeuvr. compl. mitgetheilten Berichte des Scharfrichters Sanson der Wahrheit nicht gemäß ist. Thiers läßt, dem Moniteur (v. $^{16}/_{20}$ Juni 89) und auch Mignet zuwider, den Vorschlag, die Versammlung der Abgeordneten des 3. Standes assemblée nationale zu benennen, statt von Syèyes von Légrand ausgehen. Wollte man aber diese beiden Werke mit der gewissenhaft gearbeiteten Revolutionsgeschichte von Schütze und der reichhaltigen Arbeit von Montgaillard confrontiren, und die bereits erschienenen 20 Bände der Histoire parlementaire de la rev. franç. von Buchez und Roux dabei zu Rathe ziehen, so möchten die vorzunehmenden Berichtigungen wohl noch manche Nachlieferung zu den vorliegenden Werken erheischen! —

Historische Erinnerungen aus der Zeit der Restauration, der Revolution von 1830 und den ersten Jahren der Regierung Ludwig Philipp's. Von der Herzogin von Abrantes*).

Der Deutsche führt vorliebig ein contemplatives Leben. Nur die schmähliche Gewaltherrschaft der Fremden hat ihn vorübergehend zu lebhaftem Bewußtsein der Nationalität erweckt. Das Staatsleben ist noch theils zu neu, theils zu bornirt. Der höhere gesellschaftliche Verkehr in den Residenzen hat es durchgängig mit partikularen, wenig bedeutenden Verhältnissen zu thun. Auch die Gabe der Rede, und darum des leichten, discursiven Styles, findet wenig Gelegenheit, sich zu entwickeln. So fehlt durchgängig das Interesse, die objektive Anregung, und ebenwohl die Befähigung zu Abfassung von Denkwürdigkeiten. Friedrich der Große, von Dohm, neuerdings von Strombeck und wenige Andere bilden nur Ausnahmen von der Regel.

---

*) Deutsch von L. von Alvensleben. Bd. I. 278. II. 252. III. 280. IV. 268. Leipzig, allgemeine niederländische Buchhandlung [C. Hochhausen und Fournes.] 1836. 8.)

In England dagegen ist alles irgend Denkwürdige so sehr Sache der Oeffentlichkeit, daß den Einzelnen kaum ein Anreiz bleiben kann, Memoiren zu schreiben. Die unermeßlichen Tagblätter überheben ihn dieser Arbeit. Anders ist es in Frankreich. Seit Jahrhunderten ist das Volk durch seine Hauptstadt und mehrfache gemeinsame Unternehmungen zum Bewußtsein der Nationalität erwacht. Das geistige und staatliche Leben derselben concentrirte sich im Hofe, dem Parlament, der Sorbonne und späterhin theilweise in der Akademie. Hierdurch, wie durch seine übrige Weltstellung gewann es in mehreren Beziehungen einen Vorsprung vor den übrigen Nationen Europa's und erhielt eben damit eine welthistorische Bedeutung. Je mehr sich zu gleicher Zeit die feudale Staatseinrichtung zu einer absoluten Monarchie entwickelte, — denn Entwicklung war die Durchführung eines Princips, welches eine Hierarchie ohne legale Verantwortlichkeit erzeugt hatte, — um so mehr wurde das soziale Leben von der Persönlichkeit des Souverains und seinen näheren Umgebungen abhängig. Auf diese Weise erhielten die individuellen Verhältnisse der höchststehenden Personen eine Wichtigkeit und Bedeutung, durch welche sowohl sie selbst als ihre Umgebungen sich frühe veranlaßt finden mußten, dieselben als denkwürdig zu verzeichnen. Da nun das stäte Beisammensein so vieler Notabilitäten nothwendig zu reicher Ausbildung des gesellschaftlichen Lebens hinführen mußte, so entwickelte sich gar bald auch jene Leichtigkeit der Auffassung, jene Faßlichkeit und Gefälligkeit, jene Gedrängtheit und Geistreichigkeit der Darstellung — sowohl bei mündlichem als bei schriftlichem Vortrage, welche bis jetzt noch die eigenthümlichste Virtuosität der Franzosen bildet. Der Anreiz zur Abfassung von Denkwürdigkeiten wurde aber auf das Höchste gesteigert, als mit dem Ausbruche der Revolution nicht nur die gesammte Staats- und Kirchen-Ordnung, sondern sogar die Sitten und gesellschaftlichen Herkömmlichkeiten umgewälzt wurden und eben damit die Individualitäten die eminenteste Bedeutung gewannen, und der Conflikt zweier welthistorischen Principien, zu einem Weltkampfe sich gestaltend, ganz Europa in die Mitleidenschaft, in den Kampf und die Krise hereinriß, wodurch die Persönlichkeiten, in welche die kämpfenden Principien sich gleichsam incarnirten, auch zu welthistorischer Merkwürdigkeit gelangten. — Jener Anreiz erstieg vollends seinen Culminationspunkt, als das aufgeregte Leben der Nation sich aus seiner chaotischen Zerstreuung in der einzigen, eminenten Persönlichkeit Bonaparte's auf eine Weile zu sammeln schien, und dieser größte Heros der modernen Zeit sich Europa unterwarf. Was Franz I. angestrebt, was Ludwig XIV. zum Theile, wenn auch erst nach seinem Tode erreicht, das gelang in vollem Maße

dem corsischen Unterlieutenant: er wurde Selbstherrscher aller Franzosen und der mächtigste aller Fürsten der Erde. So lange die Welt steht, hatte noch keine Individualität im öffentlichen Staatsleben eine so hyperbolische Bahn durchlaufen. Aber Napoleon vergaß, wodurch Bonaparte zu solcher schwindelnden Höhe sich hatte aufschwingen können; er verletzte jede der sittlichen Mächte, deren energische Geltendmachung ihn auf den Weltthron gehoben; er stürzte, um diesen die Bahn zu neuen Siegen zu eröffnen. Noch einmal zwar versuchte das feudale, auf der Individualität der Gewalthaber ruhende Princip, mittelst heuchlerischer Concessionen an das rationale Princip der Allgemeingültigkeit, zur Alleinherrschaft zu gelangen, und so erneuerte sich auch für Frankreich wieder theilweise der soziale Zustand, in welchem die Persönlichkeit der Staatslenker zu besonderer Bedeutung gelangte. Indessen wurden eben dadurch die allgemeinen Wesenheiten zu neuer Kraftanstrengung genöthigt, und die Juliwoche des Jahres 1830 sah den Entscheidungskampf und zugleich den entschiedenen Sieg des neuen Princips.

Die Herzogin von Abrantes, deren Denkwürdigkeiten uns zu dieser Erörterung Veranlassung gegeben, gehört, der Blüthenzeit ihres Lebens nach, der Napoleonischen, der gereiften Bildung nach, der Restaurations-Epoche an, welche letztere man jedoch füglicher als das dritte Stadium des Kampfes zwischen dem feudalen und dem rationalen Principe bezeichnen möchte. Wie nämlich den sieben Dezennien von 1721 bis 1789 der vorherrschend theoretische, und den fünf ersten Revolutionsjahren der leidenschaftlich-praktische Kampf jener Principien angehörte, so hatte der Kampf in den 15 Restaurationsjahren einen aus den Intriguen der alten und den parlamentarischen und journalistischen Angriffen der neuen Partei gemischten Charakter. Da überdies die alte Partei die materielle Gewalt in Händen hatte, so spielten die Persönlichkeiten, zum wenigsten dem Anscheine nach, noch eine große Rolle, und besonders diese sind es, über welche die Verfasserin der vorliegenden Memoiren uns viele sehr interessante Details mittheilt.

In Corsika geboren, von der Mutter her aus der Familie der Comnenen abstammend, war Laurette Permon von Jugend auf mit der Bonapartischen Familie bekannt. Als sie später den tapfern Junot heirathete, empfing sie von Napoleon eine stattliche Brautgabe, spielte eine glänzende Rolle an seinem Hofe, wurde späterhin Hofdame bei der Kaiserin Mutter, lebt nun aber seit mehreren Jahren zurückgezogen im Nonnenkloster Abbaie-aux-bois zu Paris. Ihre Denkwürdigkeiten aus der Kaiserzeit, die sie 1831 herausgab, erregten großes Aufsehen. Auch die vorliegenden Memoiren sind eben so belehrend als unterhaltend. Es heißt zwar,

Herr Malitourne habe großen Antheil an deren Abfaſſung, nach Einigen ſogar an deren urſprünglichen Compoſition. Das Letztere müſſen wir ſo lange bezweifeln, bis Beweiſe dafür geliefert ſind, da Madame d'Abrantes ſich als Verfaſſerin nennt, Nichts ihre Wahrheitsliebe zweifelhaft macht, und die Denkwürdigkeiten ſelbſt auch nirgends andere Federzüge erkennen laſſen, als ſolche, die von einer ſo geiſtreichen und feingebildeten Frau, wie die Marſchallin Junot iſt, herrühren können. Fortwährend glaubt man ſich in dem Salon der Frau Herzogin zu befinden, wo ein gewählter Kreis ſich verſammelt hat, um die edle Wirthin über eine bereits geſchichtlich abgeſchloſſene Epoche auf anziehende Weiſe diskutiren und eine Fülle intereſſanter Partikularitäten mittheilen zu hören. Kann man auch den hier und dort eingeſtreuten Urtheilen über Perſonen und Thatſachen nicht immer beipflichten, ſo empfängt doch der Glaube ſtets neue Nahrung, daß die Erzählerin ſtets die Wahrheit und zwar die ganze Wahrheit ſagen wollte, und, da ſie theils mit den handelnden Perſonen ſelbſt, theils mit deren Umgebungen in geſellſchaftlichem Verkehre ſich befunden, auch die Wahrheit ſagen konnte. Man wird aber an ihrer Wahrheitsliebe um ſo weniger zweifeln wollen, wenn man die Freude wahrnimmt, mit welcher ſie ſo oft auch dasjenige erzählt, was zu Gunſten der Perſonen ſpricht, über welche entweder ſie ſelbſt oder ihre Freunde ſich zu beklagen berechtigt erſcheinen, wie ſie anderſeits auch unumwunden nicht ſelten die letzten tadelt, wo ſie es verdienen, — ſelbſt Napoleon, von dem ſie an andern Stellen mit begeiſterter und faſt abgöttiſcher Verehrung ſpricht (ſ. u. a. II. 126. III. 4). Ihre Unparteilichkeit geht ſelbſt ſo weit, daß ſie mitunter in Widerſprüche verfällt, indem ſie an einigen Stellen die Mitglieder der bourboniſchen Familie, von Ludwig dem XVI. bis herab zum Herzog v. Angoulême, von dem Vorwurfe freiſprechen möchte, als ſeien ſie Miturheber der Ereigniſſe, die deren Sturz herbeigeführt haben, während ſie doch bei ſo vielen anderen Veranlaſſungen, wo ſie einzelner Thatſachen gedenkt, nicht umhin kann, ein entgegengeſetztes Urtheil zu fällen. So, um nur ein paar Beiſpiele hier anzuführen, verſichert ſie (I. 16) „Ludwig XVIII. habe das Bedürfniß einer neuen Ordnung der Dinge begriffen," und verſpricht darzuthun, wie „Blacas nicht nur das Unglück der Bourbone, ſondern auch das Frankreichs herbeigeführt habe;" die Partei dieſes Herzogs ſei es geweſen, „die den König damals geleitet und in das Verderben geſtürzt" (I. 47).

Sieht man ab von einzelnen ſolchen Schwächen, die ohnehin durch das übrigens vorherrſchende geſunde Urtheil minder bemerklich werden, ſo kann man es der Verfaſſerin nur Dank wiſſen, daß ſie uns ihre Erinnerungen aus einer ſo bewegten, ſo bedeutſamen Zeit nicht vorenthalten hat.

Faſt von allen irgendwie intereſſanten Perſonnagen, die ſie in bunter Reihe an uns vorüberführt, entwirft ſie einen Umriß ihrer Lebensgeſchichte, ihres Aeußeren und ihres Charakters, und, ächt weiblich, vergißt ſie bei ihren Schilderungen nie, anzugeben, ob ein Mann ſchön, oder nicht ſchön geweſen. Damit aber unſere Leſer über den Reichthum dieſer Memoiren urtheilen können, wollen wir die Mittheilungen kurz angeben, die uns als die intereſſanteſten erſcheinen.

Im erſten Bande werden wir näher mit den Perſonen der königlichen Familie bekannt gemacht, dann mit dem Herzog von Blacas (47 ff. 242 ꝛc.), mit Bourmont (140—160), Talleyrand (195 ff.) und Fouché; doch wird die niederträchtige Verruchtheit des Letzteren beſonders in dem dritten Bande (80 ff. 146—153 und 236—240) uns zu entſetzlicher Anſchaulichkeit gebracht. Der erſte Band führt uns dann noch epiſodiſch manches Intereſſante aus früheren Jahren vor; ſo über Frau von Cuſtine (210 ff.), dann, zum Erweis der Rechtſchaffenheit und Tugend des Kaiſers Franz I., die Geſchichte von einer untreuen öſtreichiſchen Gräfin, die ihr Mann eigenmächtig in ein Tollhaus geſperrt, in welchem ſie 10 Jahre geſchmachtet. Nach dem Tode des Grafen entlaſſen, zog ſich die Unglückliche in die Einſamkeit zurück; aber der Kaiſer erhielt Kunde hiervon. „Wie," ſagte er, „ſolche Ungerechtigkeiten konnten unter meiner Regierung geſchehen?" Ein eigenhändiges Billet von ihm lud die Gräfin ein, noch an demſelben Abende nach dem kaiſerlichen Schloſſe zu kommen. Als ſie nun dem Kaiſer ihre Geſchichte erzählte, — ſagte er zu ihr: „Frau Gräfin, ich bin von Ihren Gnaden abhängig, und Sie dürfen Alles von mir fordern. Was verlangen Sie als Genugthuung für die Beleidigung, die Ihnen widerfahren?" Die Gräfin bat um einen Paß in das Ausland. Der Kaiſer drang mit den rührendſten Bitten in ſie, von dieſer Bitte abzuſtehen; aber die Gräfin beharrte, und, als auch noch andere Schritte erfolglos waren, gewährte der Kaiſer die Bitte (204—260). Merkwürdig iſt auch, was die Herzogin von einem Plane von St. Helena erzählt, den ihr Freund Bory de St. Vincent im Jahre 1802 von dieſer Inſel mitgebracht, den Napoleon damals zurückbehalten, dann, als er Malmaiſon für immer verlaſſen mußte, dort zufällig wiederfand, und ihn, noch nicht wiſſend, wohin ſein Verhängniß ihn führen werde, mitnahm. Derſelbe Plan lag ſpäter zu Longwood auf dem Tiſche des Verbannten ausgebreitet (224—227). — In demſelben Bande finden wir auch noch einige Mittheilungen über den Wiener Congreß und Hrn. von Metternich, mit welchem die Herzogin in freundſchaftlichem Briefwechſel ſtand (180 ff.), und ein Urtheil des Herzogs von Valmy über Napoleon (242 ff.).

Gelegentlich erfahren wir auch, daß das so oft wiederholte: „je ne suis qu'un Français de plus," welches der Graf von Artois bei seiner Rückkehr nach Frankreich gesagt haben soll, ihm von seinen Anhängern untergeschoben worden ist (271).

Der zweite Band bietet uns Denkwürdiges über Barras (9 ff.), Lavalette (43) und Carnot (213 ff.) und manche nicht unwichtige Anekdote aus den 100 Tagen. So u. a. die Aeußerung des Marschall Soult, der, als Napoleon, von Elba kommend, an Frankreichs Küsten gelandet, im Ministerrathe, dem Ludwig XVIII. präsidirte, dem Herzog von Blacas erklärte, nicht ein einziger Musketenschuß werde von der Armee auf Napoleon gerichtet werden, indem er hinzufügte: „ohne Zweifel ist die Armee treu; ohne Zweifel hat sie dem Könige den Eid der Treue geleistet; aber auch ich bin S. M. (dem Könige) treu, auch ich habe diesen Eid abgelegt; und dennoch — stände Napoleon mir gegenüber, und sähe mich an, oder sagte nur ein einziges Wort, so würde ich nicht die Kraft haben, der Verlockung zu widerstehen, die mich zu ihm hinrisse" (63). — Uebrigens meint Madame d'Abrantes: „die kurzsichtigen Politiker, welche das Kabinet Ludwig XVIII. leiteten, und ich nehme ihn selbst nicht aus, Herr von Blacas, Herr Dupont, d'Ambray — sind die wahren Verschwörer, die Napoleon zurückbrachten" (87). Einer ihrer Freunde sagte zu ihr: „Wahrlich, es ist schmachvoll für die Restauration, daß sie zu ihrem Dienste Meuchelmörder fand, und doch 1815 nicht einen Soldaten, der für ihre Sache gestorben wäre" (94). — Episodisch wird auch mitgetheilt, wie Savary den am Herzog von Enghien begangenen Justizmord vorzüglich dem Kriegsrathe zur Last legt, der „nicht gewußt habe, wie er den Prinzen verurtheilen solle," und sein Urtheil nur allein auf die Versicherung des Prinzen hin gefällt, daß, wenn die gegen den Kaiser damals, ohne sein (des Prinzen) Mitwissen, angezettelte Verschwörung gelungen wäre, er „augenblicklich nach Frankreich zurückgekehrt sein würde" (115).

Der dritte Band beginnt mit Napoleon's Abreise nach Waterloo und führt uns bis zu den Reaktionen, die die Rückkehr der Bourbonen bezeichnen. — Den Moment, als der Kaiser zu Waterloo seine Truppen die Flucht ergreifen sah, schildert die Herzogin in folgender Weise: „Der Kaiser war regungslos; Thränen traten ihm in die Augen, und rannen über seine Wangen... Sein Gesicht war schrecklich entstellt. Mehrere Personen, welche ihn damals beobachteten, haben mir versichert, daß sich bei keinem Vorfalle seines Lebens seine Stirn mehr unter der Eisenhand des Schicksals gebeugt.... Er war bleich, seine Lippen bebten — und seine Zähne schlugen krampfhaft zusammen" (12). Später (S. 68 f.)

kommt sie noch einmal darauf zurück. — Auf Lafayette ist die Verfasserin nicht gut zu sprechen; sie meint, „er habe durch seine ideologischen Meinungen nicht nur dem Kaiser, sondern auch Frankreich viel Böses zugefügt" (15). Mit verdienter Hochachtung hingegen spricht sie von Lucian Bonaparte, über dessen edles Benehmen sie uns ausführlichen Bericht erstattet (29 ff.). Höchst ergreifend ist die Schilderung, welche sie von der Entrevue entwirft, bei welcher Carnot den Kaiser gleich nach seiner Rückkehr von Waterloo auf den Knieen beschwor, nicht sich an England zu ergeben, sondern nach Amerika zu fliehen (71 ff.). Ein großer Theil dieses Bandes ist, wie schon bemerkt, der Charakteristik Fouché's gewidmet. Auch über den Herzog von Aumont (früher unter dem Namen von Piennes bekannt), werden denkwürdige Aufklärungen gegeben (94 ff.), bei welcher Gelegenheit uns erzählt wird, daß Frau von Staël ihre „Mélanie" zum Andenken an die erste Frau jenes Herzogs geschrieben, die derselbe so unglücklich gemacht, daß sie im 22. Jahre gestorben (103). Mit S. 158 beginnt die Darstellung der Rückkehr Ludwig's XVIII. und seines Despotismus, der schauderhaften Ermordung des Marschalls Brune (177—216) und der vergeblichen Bemühungen seiner Wittwe, die Regierung zur Bestrafung der Mörder zu veranlassen (217 ff.). Ueber „Herrn von Metternich, der sie damals alle Abende besuchte," spricht sie sich eben so günstig aus, wie spöttisch über den Herzog von Wellington (228 ff.). Weiterhin erfahren wir, daß es eigentlich die edle Prinzessin von Vaudemont war, welche damals ihrem Freunde Lavalette zur Flucht verhalf (247 ff.). Auch über die Brüder Faucher, welche am 27. Sept. 1815 erschossen wurden, bringen diese Memoiren uns eben so interessante als rührende Details (257 ff.). Zum Schlusse des dritten Bandes wird ausführlich über die Schicksale des Marschalls Ney berichtet (262 ff.), dessen Prozeß und Ende im vierten Bande (36 ff.) dargestellt werden.

Zuvor wird noch des Marschalls Macdonald, der Metzeleien im Süden Frankreichs und der Ohnmacht der Behörden gegen diese Gräuel gedacht (1 ff.). Demnächst berichtet die Verfasserin über Labedoyère (37 ff. 91. ff.), über Murat's Ende (59 ff.), und die scheusliche Ermordung des Generals Ramel zu Toulouse (64 ff.). In dem Obrist Vautré, der im Mai 1816 als Präsident der Militärcommission nach Grenoble gesendet wurde, lernen wir einen kannibalischen Royalisten kennen (76 ff.), und mit Freuden begleiten wir auf eine Weile den Prinzen von Canino nach Italien (102 ff.), und lassen uns hier von der erlauchten Verfasserin die höchst merkwürdige Geschichte des Gasparone erzählen (139—151), zu dessen Eintritt in eine Räuberbande ein unschuldiger Scherz der

Töchter Luzian's Veranlassung gegeben. Zurückkehrend nach Frankreich finden wir hier die Jesuiten in voller Thätigkeit (152 f. 158. 164). Gelegentlich erfahren wir, daß es damals eine ultraroyalistische, vielleicht nur ächt monarchische Partei gab, welche Ludwig XVIII. für einen Jakobiner hielt, weil er die Charte gegeben, und ihm deshalb keinen Gehorsam schuldig zu sein glaubte, vielmehr den von Jesuiten entworfenen Plan zu einem Königreich Aquitaine im Süden Frankreichs auszuführen gedachte (152). Weiterhin wird uns die Lebensgeschichte der Hrn. Decazes (159 ff.) und de Serres (163 ff.) geboten, und der angebliche Seher Martin, ein Bauer aus Gollardon bei Chârtres, vorgeführt (170 ff.). Dankbar nehmen wir dann noch den schönen Brief entgegen, den die ehem. Königin von Westphalen, eine Prinzessin von Würtemberg, im J. 1815 an ihren Vater geschrieben (181 ff.) und lesen mit Interesse eine Charakteristik Pasquier's, (188 ff.) und Villèle's (205), besonders aber was Mad. d'Abrantes von ihrem corsischen Verwandten, dem jungen Carbonaro Stephanopoly erzählt, der nach Paris gekommen, um im Auftrag seiner Verbündeten die Herzogin zu ermorden, weil, während die italiänischen Carbonari verfolgt wurden, und Napoleon auf St. Helena schmachte, „sie die Bourbon's sehe." Aber Stephanopoly reis'te nach acht Tagen wieder ab, überwunden von dem Edelmuthe seiner herzoglichen Cousine, seine Schwester blieb bei der Herzogin; — bald darauf fand man in der Nähe von Regensburg den jungen Corsen mit zwei Messerstichen getödtet. Nichts von seinem Gepäcke war ihm geraubt (207 ff.).

Wie gerne aber die Herzogin jedem Verdienste huldigt, davon werden sich unsere Leser noch durch folgende Stelle überzeugen, mit welcher der vierte Band ihrer Memoiren schließt: „Frau von Staël," heißt es hier, „ist unter den Frauen, die nicht Königinnen waren, die berühmteste, und selbst unter den Herrscherinnen wäre sie noch ausgezeichnet gewesen... Sie hat uns in zehn ihrer Werke gezeigt, daß ihr Herz edel, und ihre Seele von dem heiligen Feuer ergriffen war, welches den wahren Patriotismus und die wahre Tugend nährt. Besonders verabscheute sie die religiöse und politische Heuchelei. Unstreitbar war sie ungeduldig, aber darnach, das Menschengeschlecht wiedergeboren und im Besitze aller seiner Rechte zu sehen... Zuweilen, nur durch ihre Leidenschaften geführt, war sie vielleicht ungerecht gegen die Menschen, wenn auch nicht gegen die Ereignisse; sie besaß Fehler, aber durch wie viele Tugenden und große Eigenschaften wurden sie aufgewogen!... Sie besaß die Seelengüte, die stets das Genie begleitet... Sie war eine vortreffliche Freundin, nachsichtig wie das Talent, und kannte nie den Neid. Ihre Seele war der Heerd,

der jede Neigung wärmt und belebt, und jede Liebe vergalt ſie hundertfältig.“ (266 f.). Dieſes Lob krönt zwei Häupter zugleich; es ehrt ſowohl die Lobende, wie die Gelobte, und wenn es ein ſüßes und erhebendes Gefühl iſt, einem reichbegabten Genius zu huldigen, ſo iſt es der ſüßeſte Lohn eines arbeitvollen Strebens, eine ſo freie, ſo ſchöne Anerkennung zu finden.

Wie viele Bände Memoiren dem vierten noch folgen werden, wiſſen wir nicht; gewiß aber ſind wir, daß ſie, wie die früheren, ſehr Vielen eine ſehr anziehende Unterhaltung und mannigfaltige Belehrung darbieten werden.

Wir wünſchten auch verſichern zu können, daß die ſehr gefällig geſchriebenen Denkwürdigkeiten auch einen recht gewandten Ueberſetzer gefunden; leider iſt die vorliegende Arbeit nur eine ſehr mangelhafte Fabrikarbeit. Ueberall gewahrt man, mit welcher Eile gewiſſermaßen Wort um Wort und Zeile nach Zeile übertragen worden, ohne das leichte Franzöſiſch in ein reines, gediegenes Deutſch zu überſetzen. Nicht ſelten iſt es uns nur dadurch gelungen, den urſprünglichen Sinn eines Satzes zu errathen, daß wir die Ueberſetzung zuerſt wörtlich wieder in's Franzöſiſche zurück übertragen haben.

2.

Zur Charakteriſtik der Franzoſen und ihrer ſchönen Literatur.

In einem Lande, in welchem, wie in Frankreich, die Hauptſtadt im eigentlichſten Sinne des Wortes das Haupt des Landes und des Volkes iſt, giebt das Leben in derſelben auch die Eigenthümlichkeit des Nationalgeiſtes zu erkennen. Iſt nun in ſolcher Hauptſtadt wie in Paris das Leben weſentlich ein geſellſchaftliches, in welchem daher die öffentliche Meinung unumſchränkt herrſcht, dann läßt ſich aus den Schriften ihrer beliebteſten Schriftſteller auch mit einiger Zuverläßigkeit die gegenwärtige Stimmung jenes Nationalgeiſtes entnehmen.

Unſtreitig hat ſich nun Ste.-Beuve durch ſeine Vie et poesies de Delorme, ſeine Consolations und ſeine Critiques et Portraits littéraires eine Stelle unter den geſchätzteſten neuern Schriftſtellern der franzöſiſchen Hauptſtadt erworben, und ſeine Werke können um ſo eher zu dem angegebenen Zwecke dienen, als ſein Talent kein vorherrſchend ſchöpferiſches, ſondern ein weſentlich reproduktives iſt. Beſonders ſeine Kritiken bezeugen den feinſten Takt und die ſorgfältigſte Berückſichtigung des Thatſächlichen, und berechtigen zu der Annahme, daß Hr. Ste.-Beuve ſeinem Publikum — d. h. der Blüthe des franzöſiſchen Volkes, — nichts darbieten werde, was nicht den Anſichten, Sitten, Wünſchen, Bedürfniſſen und Beſtrebungen des größten Theiles ſeiner Leſer ſich anſchmiege, oder wobei er, ſofern es zur Charakteriſtik der Wirklichkeit dienen ſoll, irgendwie gegründeten Widerſpruch zu gewärtigen habe.

Wir glauben daher ein nicht unbrauchbares Scherflein zur Kunde Frankreich's beizutragen, wenn wir Einiges aus der neueſten Schrift jenes geiſtreichen und feinfühligen Mannes hier mittheilen.

Bezeichnend iſt ſchon gleich, daß Hr. Ste.-Beuve ſeine neueſten Mittheilungen in einen Roman einkleiden zu müſſen, und dieſem

*) Geſchrieben im Jahre 1835.

Roman — die Ueberschrift Volupté geben zu dürfen geglaubt, während er doch wissen mußte, daß seine Schrift kein eigentlicher Roman und die Ueberschrift keineswegs passend sei. In der That ist nämlich dieser sg. Roman nur ein einziger Brief, in welchem ein nach Amerika reisender katholischer Missionär einem jungen Freunde erzählt, wie er durch Sinnlichkeit, Liebesverhältnisse, Hingabe an den herrschenden Unglauben, und Ehrsucht zu einer Art Christenthum bekehrt worden, das er für identisch mit dem römisch-katholischen Kirchenglauben hält, und zu dessen Verbreitung er sich in die neue Welt begiebt. Dieser Brief ist mit weitläufigen Reflexionen und Schilderungen durchwebt, aus denen wir dasjenige hier mittheilen wollen, was uns zur Charakteristik der sg. guten Gesellschaft in Frankreich dienlich scheint. Wir beziehen uns hierbei auf die zu Brüssel (1834) bei Meline erschienene Ausgabe.

Ueber die Vorlesungen, welche der Held des Romans bei Lamark über Naturgeschichte gehört, läßt Hr. Ste.-Beuve ihn Folgendes berichten: „Seine Ansicht der Dinge war sehr einfach, sehr nackt und — sehr traurig. Er baute die Welt aus so wenig Elementen, mit so wenig Krisen und auf so lange Dauer als möglich. Ihm zufolge machten sich die Dinge von selbst, ganz allein, in stätiger Folge, mittelst hinreichender Zeiträume, — ohne plötzliche, durch allgemeine Krisen, Fluthen oder Erschütterungen bewirkte, Uebergänge oder Umwandlungen, ohne Mittelpunkte, Knoten oder Organe, die absichtlich zur Beihülfe oder Verstärkung angeordnet wären. Eine langwierige, blinde Geduld — das war sein Geist des Universums (génie de l'univers) ... In der Sphäre des Organischen, nachdem er einmal jene geheimnißvolle Macht des Lebens so klein und elementarisch als möglich vorausgesetzt, nahm er an, sie entwickle, bilde und mache sich selbst; das dumpfe Bedürfniß, die bloße Gewohnheit in den verschiedenen Medien lasse auf die Länge hin die Organe entstehen — zuwider der stäten Gewalt der Natur, die sie zerstörte; denn Hr. v. Lamark trennte das Leben von der Natur. Die Natur — in seinen Augen — war Stein und Asche, der Granit des Grabes, der Tod! das Leben trat nur dazwischen als ein fremder und wunderlich betriebsamer Zufall (accident); es war ein fortgesetzter Kampf, hier und dort, mit mehr oder minder Erfolg und Gleichgewicht, aber zuletzt immer besiegt; und kalte Unbeweglichkeit herrschte nach wie vor." (I. 211—213.)

Wie in dieser Stelle die noch immer bei sehr Vielen herrschende Ansicht von der Natur, so ist in der nachfolgenden die nicht minder weit verbreitete Ansicht vom menschlichen Leben dargelegt:

„Amaury, Amaury, (sagte der Marq. de Coüen), „das Leben ist

ein rauher, mühſeliger Kampfplatz, eine undankbare Heide ... Wahrſcheinlich gibt es wohl ein Geſetz, eine unbedingte Ordnung über unſern Häuptern, irgend ein wachſames und unfehlbares Uhrwerk der Geſtirne und Welten. Aber für uns andere, für uns Menſchen ſind jene fernen Einklänge (accords), als wären ſie nicht. Der Orkan, der über unſern Fluren hinſtürmt, mag wunderherrlich in eine höhere Harmonie einſtimmen; aber das wirbelnde Sandkorn, wenn es denkt, muß an das Chaos glauben. Seitdem der Menſch, wie man ſagt, aus der Eiche hervorgegangen, iſt er dem Nordwind nicht minder ausgeſetzt, als früher; — hier umſtürmt, verkrüppelt und entfruchtbart (sterilisé), dort majeſtätiſch, gebietend und dichtbelaubt. Und dennoch iſt die Kraft des verzwergten Stammes nicht die geringere. Die Schickſale der Menſchen entſprechen ihrer Seelenkraft nicht. Im Grunde iſt dieſe Kraft Alles in Jedem. Nichts wird ohne ſie gethan oder verſucht; aber zwiſchen ihr und der Entwicklung, nach der ſie ſtrebt, ſteht der wüſte Zwiſchenraum, die Herrſchaft der Dinge, der Zufall der Oertlichkeiten und der Begegnungen. Gibt es eine allgemeine Wirkung, welche die Menſchheit in Maſſe in Beziehung auf das Ganze des ewigen Geſetzes zu vollbringen hat, — mich kümmert es wenig. Die Einzelnen kennen dieſe Wirkung nicht. Sie wirken blind dazu mit, der Eine hinſtürzend, fortſchreitend der Andere. Keiner kann ſagen, daß er mehr, als ſein Nachbar, jenes Werk zu fördern beſtimmt ſei. Es gibt eine ſo unendliche Menge von Individuen und von Würfelfällen, die zu dieſem Ziele hinführen, indem ſie ſich auf mannigfaltige Weiſe untereinander kompenſiren, daß bei allen anſcheinlichen Widerſprüchen der Endzweck dennoch erreicht wird. Die Erſcheinung ſtraft das Geſetz immerfort Lügen; die Welt geht ihren Gang und der Menſch leidet; die Gattung ſchreitet fort — und die Einzelnen werden zermalmt." — (I. 120.)

Zugleich theilweiſe Schilderung des herrſchenden Sittenverderbniſſes und beginnende Erhebung über daſſelbe finden wir dann in den nachfolgenden Stellen: „Die Materialiſten, — und heutzutage ſind es die meiſten Männer, zum wenigſten in der Praxis, — ſehen die Wolluſt als etwas von dem übrigen Lebenswandel beinahe Unabhängiges an, deſſen Einwirkungen nicht über den Kreis des ſinnlichen Lebens hinausreichen; ihre Pſychologen werden ſogar von einer vermeintlich fördernden Rückwirkung auf das Gehirn ſchwatzen. Die Väter, die älteren Brüder, die Vormünder machen bei dem Rath, den ſie hierüber ertheilen, gemeinlich eine Sache der Geſundheitspflege, der Sparſamkeit, der Lebensordnung daraus. In dieſem Allem iſt ein tiefes Vergeſſen der weſentlichſten und zarteſten Beziehungen zu beklagen. Wer kann es ſagen, wie viel in großen Städten zu gewiſſen Stunden des Abends und der

Nacht, wie viel Schätze des Geiſtes, ſchöner und wohlthätiger Werke, edler Thränen der Rührung und fruchtbarer Vorſätze hierdurch verſiegen, abgeleitet noch vor ihrer Geburt, in der Wurzel erſtickt, in alle Winde zerſtreut mit wahnſinniger Verſchwendung! Der Eine, befähigt, ein großartiges Denkmal ſeines Wirkens zu hinterlaſſen, tödtet muthwillig ſeine Denkkraft und wird der Welt nur Bruchſtücke bieten. Ein Anderer, in welchem eine erhabene Schöpfung des Geiſtes bei ſtrenger Enthaltſamkeit gediehen wäre, wird die Stunde, den Vorübergang des Geſtirnes, den flammenden Augenblick, der nie wiederkehrt, verfehlen. Ein Dritter, von Natur, zur Güte, zur Wohlthätigkeit und zu einer liebfreundlichen Zärtlichkeit geſtimmt, wird feig, träg, oder ſelbſt hartherzig werden. Jener Charakter, der nahe daran war, Feſtigkeit zu gewinnen, bleibt zerſtreut und leichtfertig. Jene Phantaſie, welche am andern Tage, in ſanftem Glanze geſtrahlt hätte, wird in Dunkelheit dahinſchwinden. Ein Herz, das ſpät und viel geliebt haben würde, wird unterwegs ſein Empfindungsvermögen verſchleudern. Der Mann endlich, der rechtſchaffen und unbeſtechlich geblieben wäre, — wird, wenn er mit fünf und zwanzig Jahren in Lüſten ſich zerſplittert, mit vierzig ſich zu beugen und den Gewalthabern ſich anzuſchmiegen lernen. Wird ſo die zarteſte Blüthe des Leiblichen zu ſchlimmem Zweck getödtet, iſt ſie nicht mehr in uns, um, als der reiche Götterfunken uns zu durchſtrömen und zu verklären, — dann wird, durch dieſes Lebensgeiſtes Flucht, der Menſch entſtellt, in ſeiner innerſten Kräftigkeit verarmt, und geſchlagen in ſeinen höhern, verborgenſten Quellen. Unergründliche Wege der Gerechtigkeit! Solidarität unſeres ganzen Weſens! Geheimniß, welches — das des Lebens und — des Todes iſt!" — (I. 206—208.)

„Ich gehöre nicht zu denen, das wiſſen Sie, ſchreibt dann Amaury ſeinem Freunde, welche dem ſterblichen Pilgrim jede Beatrix auf ſeinem Dornenpfad verſagen möchten. Aber denken Sie immer daran, lieber Freund, das Herz, das ſich Ihnen gegeben, nicht zu misbrauchen, vielmehr dieſen Dienſt, den Sie einem auserwählten Geſchöpfe widmen, nur zu einer durchſichtigen und erfaßlichern Geſtalt der göttlichen Liebe zu erheben. Wenn an irgend einem Charfreitag Abend, in einer Kirche Sie ſich zufällig am Gitter des Grabes, das man verehret, nicht weit von ihr auf den Knieen liegen, wenn nach dem erſten ausgetauſchten Blick, Sie ſich ſofort jedes ferneren Blickes aus Mitleid mit dem ſchauervollen Grabe enthalten, o wie werden Sie dann empfinden, daß Sie niemals wahrhafter und inniger geliebt haben, als in dieſen erhabenen Momenten! Fänden ſich wirklich Hemmniſſe zwiſchen ihnen beiden, — o dann nehmen Sie ſie an, lieber Freund, ſegnen Sie dieſelben, lieben Sie die Abweſenheit! Laſſen

Sie den Gedanken an Gott den Ort Ihres gewöhnlichen Begegnens sein; er ist das natürliche Band der Seelen. Verkehren Sie ohne Aufhören miteinander in demselben Geist der Gnade, — jeder von Ihnen Beiden unter einem Flügel desselben Engels! (II. 118) ... —

„Der Wollüstige aber, der die Schönheit nur sinnlich wahrnimmt und genießt (qui la sent et la goûte) ist auch nur die Geisel derselben. Er entweiht sie durch seine Huldigung. Er geht nur darauf aus, sie herabzuwürdigen, sie zu verdunkeln. Statt sich durch sie zu erheben, freut es ihn, sie durch seine lüsterne Liebkosungen zu erniedrigen; er stürzt sie auf immer und opfert sie auf. Die edle Schönheit hingegen, wenn die Seele, die sie bewohnt, ihrer Bestimmung treu verbleibt, wird nicht mit dieser irdischen Hülle vergehen. Sie wird verdienen, durch die Wahrheit verklärt und gereinigt durch Liebe, auch anderswo fort zu bestehen, und demjenigen, der ihr hinieden gedient, wird es vergönnt sein, sie noch fernerhin in der neuen Gestalt, die sich nicht mehr verändern wird, zu lieben. Es ist uns Bedürfniß, dies zu hoffen, und Nichts, o mein Gott! untersagt uns, es zu glauben." (I. 102.)

Die eigentliche Bekehrung wird demnächst durch nachfolgende Betrachtung eingeleitet:

„O, wie hat jene Leichtigkeit des Fallens, die nicht aufhört bis zu den äußersten Grenzen hin und so lange man nicht die geheiligten Fluthen des Jordans überschritten, — dieselbe ist in den Wollüstigen auf allen Stufen des Kampfes bis zur unbedingten Bekehrung, — o wie hat diese Gebrechlichkeit mich es erkennen lassen, wie wenig es genügt, nur halb, wie nothwendig es ist, ganz zu wollen, und wie es nicht genügt, ganz zu wollen, sondern wie auch dieses Wollen, welches das Unsere ist, von Gott genehmigt (agrée), gesegnet und gewollt werden muß. Unser Wollen allein vermag nichts, obgleich ohne dasselbe die Gnade nicht leicht (guère) herabsteigt oder nicht Bestand hält. Der große Augustinus, selbst ein Sclave der Rückfälle, hat es nach der Schrift wiederholt: „Die Enthaltsamkeit ist eine Gabe." Willen und Gnade! Euer ewiges Geheimniß habe ich am meisten in jenen Augenblicken (des Rückfalles) in mir sich bethätigen (s'agiter) gefühlt, aber ohne es jemals der Erörterung zu unterwerfen. Und warum hätte ich es erörtern sollen! Dieser Kampf, der für so viele Gelehrte und heilige Männer ein Stein des Anstoßes geworden, warum sollte ich es nicht gestehen, — als Geheimniß aufgefaßt, setzte mich auf keine Weise in Verlegenheit. — So oft ich so geradezu fiel, ohne daß es unmittelbar meine Schuld war, fühlte ich mich frei, wenn auch noch verantwortlich; bei jedem Fall hat unser Wille immer noch An-

theil und ſchuldige und geheime Mitwirkung genug, und zudem finden ſich in ihm noch ältere und urſprüngliche (originelles) Sünden genug aufgehäuft, um in den Augen des Gewiſſens ſolche Verweigerung der Gnade zu erklären und zu rechtfertigen. Jedesmal hingegen, wenn ich durch Mühe und Anſtrengung den Sieg davontrug, fühlte ich nicht blos meinen Willen, ſondern auch die günſtige Gnade, die mir beiſtand und über mir ſchwebte; immer findet ſich im achtſamſten und kräftigſten Willen noch Mangel und Unbedachtheit genug, um im Falle eines ſittlichen Erfolges noch die ſtäte Dazwiſchenkunft der Gnade zu erheiſchen." (II. 10—12.)

Das Glaubensbekenntniß endlich, zu deſſen Verkündigung der Bekehrte nach Nordamerika ſegelt, iſt gar bündig in folgender Erklärung enthalten:

„Lieben, für diejenigen beten, die man liebt, auf Erden Gutes thun mit Beziehung auf zurückgewünſchte Dahingegangene, mit Beziehung auf geliebte Schatten und ihre anderweitige Genugthuung, ein glühenderes de profundis für diejenigen ſprechen, die man einen Augenblick gehaßt hat, in allen Dingen in kindlichem und brüderlichem Geiſte leben, auch ohne Zögern das Böſe verabſcheuen, aber ohne Bitterkeit gegen die Sünde (?), an die Gnade von Oben und an die Freiheit in uns glauben, — dies iſt das ganze innerlichſte (intime) Chriſtenthum (II. 153 f.)

Wir erlauben uns über das hier Mitgetheilte nur wenige Bemerkungen.

Auffallend iſt vor Allem die Dürftigkeit und Oberflächlichkeit ſowohl der ſg. Philoſophie, welche die eine Seite, als des Glaubensbekenntniſſes, welches die andere Seite des zum Roman zu Grund liegenden Gegenſatzes bildet. Ein kahler und kalter Dualismus, Fatalismus und ethiſcher Indifferentismus auf der einen Seite, auf der anderen eine, auf wenige unbeſtimmte Allgemeinheiten beſchränkte, faſt Alles Kirchlichen und näher Alles eigenthümlich Römiſchen entkleidete katholiſche Moral! — Zwiſchen Beiden das tiefgefühlte Bedürfniß der Erlöſung aus dem Wuſte der Sittenloſigkeit, aus der iſolirenden Gefangenſchaft im Egoismus, und aus der Armuth und Gebrechlichkeit des gottentfremdeten Willens. In Allem aber, und dies iſt das poſitive Reſultat: Das Streben, das Sinnliche dem Sittlichen wieder unterzuordnen, die Verbindung des Einzelnen mit Allen, und Aller mit Gott wiederherzuſtellen; alſo Streben nach Einigung und Frieden mit ſich ſelbſt, mit allen Menſchen und mit Gott, — durch Reinigung, Liebe und Gebet, — nach Religion im Allgemeinſten Sinne des Wortes. —

Ob dieſes Streben auf ſolchem Wege zu erreichen ſei? Hierauf zu antworten, müſſen wir unſeren Leſern überlaſſen. —

3.

Bewegung der franzöſiſchen Preſſe.

(im Jahre 1835.)

Die Revue des deux mondes gibt im 1. Heft ihres 2. Trimeſters 9. 1836 eine (mit A. C. Tiſſot unterzeichnete) Ueberſicht, deren Elemente ſie aus dem Journal de la Librairie v. Beuchot entnommen, welches nun ſchon ſeit 25 Jahren alle Druckſachen ohne Ausnahme zur Anzeige bringt. Wir werden das Erheblichſte aus jener Ueberſicht hier zuſammenſtellen*).

Das Inventarium für 1835 bietet zwar 6700 Nummern, von denen jedoch nur 4,656 eigentliche Schriften, die übrigen aber theils Ankündigungen, theils nur Fortſetzungen ſind. Die 6700 Nummern beſtehen in 82,298 Druckbogen, — doppelt ſoviel als 1817. Von jeder Schrift werden im Durchſchnitt 1500 Abzüge gemacht, wonach alſo 125 Millionen Bogen Papier im vorigen Jahre für Druckſchriften verbraucht worden ſind.

1. Metaphyſiſche Wiſſenſchaften. 1. Theologie. 708 Werke von nicht weniger als 14,365 Druckbogen. Von den erſten Jahren der Reſtauration an hat die katholiſche Theologie viele Schriften in Umlauf geſetzt; die Julirevolution hat dieſe Thätigkeit nicht vermindert. Doch iſt dies nicht blos allein dem Wiedererwachen der Religioſität, ſondern theilweis auch der Geſchicklichkeit der Spekulanten zuzuſchreiben, die den Klerus und die Frommen durch jede mögliche Anſpielung [illegible] verſtehen.

Das [illegible] hat aber [illegible] Novitäten, und es findet ſich auch [illegible] der vorigen Jahres [illegible] neuer Produktion ſind, und [illegible]

*) Die wörtlich übertragenen Stellen [illegible]

ſchen Materialismus Condillac's vertheidigt. Dennoch hat im Allgemeinen der Spiritualismus die Oberhand behalten.

In der praktiſchen Philoſophie hat vor Allen Graf v. Redern durch ſeine Considérations sur la nature de l'homme ſich ausgezeichnet. Styl und Methode ſind gleich, licht und klar, und alle Thatſachen zur Begründung des ſocialen Geſetzes hat er aus den Quellen der Pſychologie, der exakten Wiſſenſchaften und der Geſchichte geſchöpft. Auch Jouffroy's Vorleſungen über das Naturrecht bieten intereſſante Bemerkungen über die bisherigen Syſteme dieſer Wiſſenſchaft.

Die ſympathiſche oder Gefühls-Philoſophie erinnert durch drei Schriften gegen den Selbſtmord an eine, leider! jetzt herrſchende Seelen-Krankheit. Leiden lehren iſt darum gewiß der heilſamſte Unterricht. Hierzu tragen wohl auch die ſechs verſchiedenen Ueberſetzungen von Silvio Pellico's Memoiren bei, die indeß den erſten Ueberſetzer, A. Delatour, nicht in Vergeſſenheit bringen. Auch die Erziehung der Jugend hat viele Denker beſchäftigt. Zehn Schriften ſind über dieſen Gegenſtand erſchienen, und Herr Julien, der Verfaſſer von einer derſelben hat alle bekannten Erziehungs-Methoden der Kritik unterworfen, um ſchließlich von ſeinem eigenen Entwurf zu ſagen, daß „er eine Art von Mechanik werde, deren Räderwerk das Auge leicht beobachten, deſſen Springfedern es leicht verfolgen könne." —

Für die „neue Wiſſenſchaft" Vico's, die ihr Anſehen in Frankreich dem ihr von Michelet gewidmeten „Kultus" verdankt, und eigentlich auf Erziehung des Menſchengeſchlechtes ausgeht, iſt in dieſem Jahre eine zweite, wahrhaft verbeſſerte Ausgabe des „Traité de Législation" von Charles Comte — (in 4 Bänden) erſchienen. Ihr ſchließt ſich der „Pacte social" (in 3 Bänden 8.) an, deſſen ungenannter Verfaſſer in der Vorrede ſich anheiſchig macht: „die allgemeine Wohlfahrt zu verſchaffen, ohne die beſonderen Intereſſen zu verletzen." Einen werthvollen Beitrag zur Philoſophie der Geſchichte hat auch Herr Quételet geliefert in ſeiner Schrift: „Sur l'homme et le développement de ses facultes, ou Essai de Physique sociale" (2 Vol. 8.) Doch hat er, wie ſchon die zweite Hälfte des Titels zu erkennen gibt, den Ergebniſſen ſeiner Forſchungen nicht immer die richtige Deutung zu geben gewußt. Er faßt den Menſchen, die Völker, die ganze Menſchheit zu ausſchließlich als Naturen auf, und behauptet: „die Handlungen der einzelnen Individuen haben ihre Nothwendigkeit ... Aus einer gegebenen ſocialen Organiſation entſpringt, als nothwendige Folge, eine beſtimmte Zahl von Tugenden und Verbrechen. Dieſe Nothwendigkeit findet ſich im Guten, wie im Böſen, in der Entſtehung der Meiſterwerke und der Edelthaten,

die ein Land ehren, wie in der Erſcheinung der Plagen und Geiſeln, die es verwüſten."

Dieſer Alles mechaniſirenden Anſicht gegenüber, iſt an die ſchöne Stelle zu erinnern, die wir in Jouffroy's gleichzeitig gehaltenen und im Druck erſchienenen Vorleſungen über das Naturrecht finden, wo es heißt: „Der Widerſtand iſt es, durch den wir in unſer Schickſal intervenieren; er iſt es, der uns nöthigt, unſere Beſtimmung zu begreifen, uns unſerer ſelbſt zu bemächtigen; er erweckt die Perſönlichkeit im Weſen, und indem wir eine Perſon, — werden wir zugleich eine Urſache, in der wahren Bedeutung des Wortes, eine freie, intelligente Urſache, die einen Zweck, einen Plan hat; die vorſieht, wünſcht, ſich entſchließt, und das Verdienſt und die Verantwortlichkeit ihrer Entſchließungen hat; mit einem Wort, etwas Gott ähnliches, ein ſittliches und vernünftiges Weſen, ein Menſch!" —

3. Jurisprudenz. Auf die Wiſſenſchaft der ſozialen Verhältniſſe beziehen ſich 102 Schriften (ungefähr 3,289 Druck-, und 5 Millionen gedruckte Bogen).

a. Rechtsquellen: Fünf Ausgaben von Geſetzbüchern in einem Jahre; die erſte bietet 15, die zweite 16, die dritte ſogar 18 Code's. Dazu noch drei große Sammlungen der franzöſiſchen Geſetze und Ordonnanzen mit Anmerkungen.

b. Allgemeine Commentare — nicht weniger als 24, aber größtentheils noch unvollendet; unter den Verfaſſern derſelben prangen die Namen der Carnot, Duranton, Proudhon, Dalloz, Troplong, Crémieux.

c. Beſondere Abhandlungen zählen wir 29; fügen wir dann noch 3 Schriften über das römiſche Recht und 10 Handbücher für die Studirenden hinzu, dann bleibt uns nichts weiter anzuführen; denn keine einzige Schrift gibt Zeugniß von den Studien oder dem Rednertalent der franzöſiſchen Advokaten. —

4. Allgemeine Politik. Dieſe Abtheilung, welche die abſtrakten Regierungsprinzipien, die Polemik in Bezug auf die National- und Auslands-Angelegenheiten, endlich die auf die Verwaltung bezüglichen Dokumente und Theorieen angehören, — hat dem Buchhandel nur 275 Werke und Flugſchriften, (circa 2,705 Druck- und etwa 2½ Million gedruckte Bogen) geliefert.

Vor und über allen Schriften dieſer Klaſſe verdient das Werk von „Alexis de Tocqueville de la Démocratie en Amérique," welches bereits mehrere Ausgaben erlebt hat, genannt zu werden. In Mitten der Parteien, die alle nur an den nächſter ken, ſinnt Herr von Toc-

queville auf die Zukunft. „Die ſtufenweiſe Entwicklung der Gleichheit der Stände (conditions), bemerkt derſelbe, iſt eine providenzielle Thatſache. Sie hat die Hauptmerkmale einer ſolchen: ſie iſt allgemein und andaurend . . . die Demokratie aufhalten wollen, wäre alſo gegen Gott ſelbſt kämpfen.“ Deshalb glaubte er, das Prinzip und die Wirkſamkeit der Demokratie ſelbſt in dem Lande ſtudiren zu müſſen, in welchem ſie am kräftigſten organiſirt iſt, nämlich in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Das Werk, welches Herr von Tocqueville uns geliefert, beurkundet einen eben ſo ſcharfſinnigen als verſtändigen Beobachter. —

Was die übrigen Schriften dieſer Claſſe betrifft, ſo müſſen wir im Allgemeinen bemerken, daß die Meiſter der Staats-Wiſſenſchaft nur zu oft vergeſſen, daß die Regierung Mittel iſt und nicht Zweck. Von 15 Schriftſtellern haben 10 ſich mit dem Problem der Abwägung der Gewalten beſchäftigt. Jeder ſtellt die Thätigkeit eines Körpers feſt, ohne zu beſtimmen, in welcher Richtung er ſich bewegen ſoll.

Auf die National-Politik beziehen ſich 47 Bücher und Pamphlets, auf auswärtige — 16. Unter den letzteren bemerken wir die Schrift des Herrn Ch. de Bécourt, der die Evolution der Diplomatie in Belgien nach der Revolution von 1830 urkundenmäßig entwickelt, und eine zweite, aus dem Engliſchen überſetzte, welche urkundliche Nachweiſungen gibt über die Abſchaffung der Sklaverei in den Antillen.

Hat man Klage geführt über die Apathie des Publikums hinſichtlich der Debatten, für die es ſich früher lebhaft intereſſirte, ſo iſt dieſe Klage allerdings durchaus begründet. Das Publikum iſt auf lange hin der Phraſen und Theorieen ſatt. Indeſſen iſt die Abweſenheit von Doktrinen, Leitung und Sympathieen ein ſehr wirkliches Uebel. Mehrere Schriften beſchäftigen ſich mit dieſem Gegenſtand: ſo u. a. die folgenden: „Des Causes du malaise qui se fait sentir dans la société en France,“ von Bouvier Dumolard (ehemaliger Präfekt des Rhonedepartements), dann: „De l'agonie de la France,“ von Marq. de Villeneuve, (der nacheinander 5 Departements verwaltet hat), — und „Idés anarchiques, répandues dans toutes les classes de la société,“ von Karl Bailleul, (einer der Gründer des Conſtitutionnel). Zur Beſchwichtigung der Kriſe bringen ſie in Vorſchlag: allmähliche Reform der Verwaltungs-Mißbräuche, Entwicklung der Induſtrie zur Verbreitung der materiellen Wohlfahrt und Unterſtützung der unverſchuldet Nothleidenden durch Geldbeiträge.

Ueber die Anwendung der Mittel aber, wie über ſo vieles Andere, ſind die Meinungen ſehr verſchieden, wie man aus den 17 Schriften für Departemental-Statiſtik und den 5 über Staatsökonomie

erſehen kann. Unter den Letzteren iſt ein Wiederabdruck von Ricardo. Das Ausgezeichneteſte unter ihnen iſt aber die „Philosophie de l'économie politique," von Dutens (2 Vol. 8.) Nächſt dieſem iſt die „Philosophie du budget," von Edelſtand-du-Méril, ihres präzioſen Titels ungeachtet, durch gründliche Unterſuchungen ſchätzbar. —

Mit allgemeiner Verwaltung, Finanzen und Polizei befaſſen ſich 46 Schriften. Das meiſte Intereſſe bietet die des Herrn Marquet-Baſſelot, der ſich über die verſchiedenen Theorieen des Penitenziar-Syſtems verbreitet und deſſen Anwendbarkeit auf Frankreich erweiſ't. —

Dem Handel gehören 20 Schriften an, unter denen 3 die Geſellſchaftungs-Theorie Ch. Fourier's exponiren. Die von Duchatel geleitete und herausgegebene Enquête über die Ausfuhrverbote bleibt ein ſchätzbares Dokument. — Ueber Wege und Verkehrs-Mittel ſind nicht weniger als 22 Schriften erſchienen, — über Kriegsweſen 21, für und gegen Coloniſation 9. — Mehr als 30 Flugſchriften produziren Reform-Projekte; und wirklich mußte die Geſellſchaft zu Grund gehen, wenn das Uebel, welches in's Auge fällt, nicht überwogen würde durch das Gute, welches im Stillen geſchieht. Drei und dreißig Schriften beziehen ſich auf Wohlthätigkeits-Anſtalten oder machen die Arbeiten von zehn nützlichen Geſellſchaften bekannt. — Noch lebt in Frankreich die Bereitwilligkeit zu Aufopferungen.

II. Strenge und Erfahrungs-Wiſſenſchaften.*) — Die Gelehrten — vorzüglich in Frankreich — haben jetzt eine ganz andere Stellung und Bedeutung als in früheren Zeiten. Mit Glücksgütern und Orden begabt, ſind ſie jetzt zugleich Staatsmänner, Männer der Salons, der Akademien und der — Aktien, d. h. Aktionnairs in allerlei Unternehmungen. — Die Politik, die vor der Bewegung der Geiſter erſchrack, und ſie auf die anſcheinlich fernliegenden Studien hingeleitet, — hat das 19. Jahrhundert zum goldenen Zeitalter der Wiſſenſchaften gemacht. — Die Gelehrten ſelbſt wiſſen ſich zwar vorzüglich etwas mit ihrer ſg. Poſitivität; — ſie vergeſſen aber, daß beinahe alle phyſiſchen Wirkungen Unbekanntes zu erſten Urſachen haben, und daß ſelbſt die Chemie, indem ſie unzerſetzbare Subſtanzen als Elemente annimmt, von einer Hypotheſe ausgeht. — Die wiſſenſchaftlichen Werke begreifen eine Reihe

*) Der franzöſiſche Sprachgebrauch unterſcheidet noch Science, als gewiſſes, auf Berechnung oder unmittelbare Beobachtung ſich ſtützendes Wiſſen, von Philosophie und Méthaphysique — als den Gebieten der Speculation und des durch Schlüſſe vermittelten Erkennens.

von Thatsachen, die durch analytisches Raisonnement, oder experimentale Beobachtung gewonnen sind. Um die Leistungen eines ganzen Jahres zu würdigen, müßte man alle neue Thatsachen aufzählen, die sich hervorgethan haben, um hiernach ein allgemeines Ergebniß zu formuliren. Da dies zu weit führen würde, so mögen flüchtige Umrisse hier genügen.

1. Die reine Mathematik hat gemeinschaftlich mit den physikalischen Wissenschaften sich um 74 Werke (1642 D.-B.) bereichert. Die transzendentale Mathematik hat nur einige Broschüren an's Licht gerufen; die Astronomie in allem nur 9 Druckwerke, unter denen nur zwei Erwähnung verdienen. Herr J. J. Sedillot hat nämlich eine arabische Handschrift übersetzt, die unter dem Titel: „Sammlung der Anfänge und der Enden" von dem astron. Verfahren der Araber handelt, und Herr de Pontecoulant hat durch seine „Théorie analytique" das Weltsystem von Laplace bestätigt, welches jetzt zum 6tenmale aufgelegt worden. —

Die Physik hat zwei Werke ersten Ranges gewonnen, durch Becquerel's (noch nicht ganz beendigten), „Traité de l'électricité et du magnétisme" und durch Poisson's „Théorie mathématique de la Chaleur."

Die Chemie reproduzirt und vervollständigt die Arbeiten von Berzelius, Thénard und Dumas.

Denkschriften der Provinzial-Akademien, größtentheils der Physik gewidmet, erschienen 13. —

2. Natur-Wissenschaften (im engeren Sinne). Das Naturstudium ist jetzt zu einem Vergnügen des guten Tones geworden. Ihm verdankt der Buchhandel des vorigen Jahres 91 Werke. (v. 1810 D.-B.) Beinahe alle sind Monographien, zum Theil veranlaßt durch mikroskopische Beobachtungen. Wird hierdurch die Wissenschaft mit Zersplitterung bedroht, so scheinen dagegen einige Forscher den Weg zu einer neuen vereinigenden Methode eingeschlagen zu haben, indem sie die Phänomene beobachten, welche der Entstehung und Organisation jeder Gattung vorgehen, um hierdurch zu einem allgemeinen Bildungsgesetz zu gelangen, welches auf die ganze animalische Reihe angewendet werden könne. Hierhin möchten zu rechnen sein: Die „Philosophie de l'histoire naturelle," von Virey, der „Précis d'anatomie comparée," von Hollard und ein „Essai sur la Vitalité." Bemerkenswerth ist die Behauptung Hollard's: „Gott ist der Wissenschaft der Natur eben so unentbehrlich, als der Natur selbst." Aehnliches erklärt der Essai und gibt Virey zu verstehen.

Näher vertheilt sich jene Zahl von 91 Schriften, den einzelnen Zweigen nach, folgendermaßen:

Zwölf Schriften für allgemeine und Elementarkenntniſſe. Für Zoologie: Zwölf, größtentheils von Bedeutung und empfohlen durch die Namen: Duméril, Valenciennes, Leſſon, Milne-Edwards und de Féruſſac. Zur Inſektenkunde bieten ausgezeichnete Beiträge, die „Entomologie des Environs de Paris,“ von Boisduval und Lacordaire, dann die „Lépidoptères,“ von Godart und Duponchel und die „Coléoptères,“ vom Grafen Déjean. — Unter den 20 botaniſchen Schriften zeichnet ſich aus de Candolle's „Introduction à l'étude de la botanique,“ und die „Phytographie médicale“ (die Geſchichte der Pflanzengifte), von Joſ. Roques. — Die Geſchichte der unorganiſchen Welt beſchäftigte 19 Schriftſteller. Dieſe Wiſſenſchaft, und namentlich die Geologie iſt jetzt en vogue, und zu den wiederaufgelegten claſſiſchen Werken dieſes Zweiges muß man noch die von Elie de Beaumont, Amedée Burat und Rozat hinzufügen. Cuvier's „Recherches sur les ossemens fossiles“ ſind zum 4tenmal aufgelegt worden. —

3. Medizin. Die hierhin einſchlagenden Arbeiten haben 191 Werke (v. 2865 D.-B.) geliefert. Von dieſen gehören 19 der Anatomie. Wir bemerken darunter die Schriften von Cruveilhier, Bourgery und von Dr. Carus. Auch der Phrenologie ſind einige Abhandlungen gewidmet, und die Erſcheinung der Homöopathie hat 12, die der Cholera noch 27 Flugſchriften hervorgerufen. Der Chirurgie gehören 27 ſpezielle Abhandlungen, der Pathologie, Therapeutik und Geſundheitslehre 96 Schriften.

4. Die induſtriellen Künſte haben Stoff zu 178 Schriften (v. 2629 D.-B.) gegeben, von denen 37 dem Genieweſen, 40 dem Ackerbau und der Landwirthſchaft, 27 der Thierarzneikunde, 14 der Haushaltungskunſt, 51 dem Fabrik- und Handelsweſen gewidmet ſind.

Zum Schluſſe dieſer Abtheilung mag erwähnt werden, daß man im Laufe dieſes Jahres die Newtoniſche Anti-Attraktion (!) entdeckt haben will, — ferner eine einzige Bewegkraft des Univerſums; — ein phyſikaliſch-chemiſches Syſtem, welches auf drei Urelementen beruht; — mehrere mediziniſche Utopien, — das perpetuum mobile und die Quadratur des Cirkels. Die Palme gebührt aber wohl dem Verfaſſer der „Kunſt — d'élever les lapins, et de s'en faire 5000 Fr. de revenus.“ —

III. Allgemeine Erziehung. — Die Erziehung und Bildung des Menſchen ſoll eigentlich nie aufhören; bei vielen fängt ſie erſt ſpät an, und dieſe bleiben gewiſſermaßen ihr Leben lang Kinder. Hiernach kann

man die hierhin gehörigen Schriften abtheilen, in solche, die der Jugend, und in die, welche den erwachsenen Kindern bestimmt sind.

1. Jugenderziehung. — Die Buchhandlungen, welche die Schriften für die Elementarstudien verlegen, sind im Allgemeinen die thätigsten und in commerzieller Hinsicht creditreichsten. Blos für den Gebrauch der Kinder lieferten sie eine Masse von 40,000 Druckbogen, von denen jedoch ein Theil Wiederabdrücke sind. — Der Schriften zum Gebrauch der Schulen gab es 607 (v. 5,557 D.-B.), von denen durchschnittlich jede in 2000 Abdrücken erschien. Unter den 54 Lesebüchern finden sich 33 Abcdarien und 21 neue Methoden, von denen die einen sich analytische, andere synthetische, intuitive u. s. w. nennen; auch gibt es „citolégies, prestolégies" u. dergl. m., für Schreibkunst 7 Abhandlungen, und eben so viel verschiedene Verfahren, als Professoren. Französ. Grammatiken 123, mit immer neuen Theorien; die zum 21stenmal aufgelegte Gr. v. Chomond ist der Rahmen für diese Neuerungen. Der lateinischen und griechischen Sprache sind 151, den neueren Sprachen 41 und zwar der deutschen allein 17 Schriften gewidmet. — Für Rhetorik 82, Geographie 51, Geschichte 79, für Elementar-Mathematik 41, für allgemeine Kunde von Wissenschaften und Künsten 24.

Der Ref. klagt mit Recht über die noch aus alten Zeiten beibehaltene Einrichtung der franzs. Schulbücher, und wünscht, was in Deutschland schon vielfach geschehen, daß solche Schriften eine Reihenfolge von Belehrungen und Demonstrationen darböten, die in gleichem Verhältniß mit der Entwicklung der Intelligenz sich steigerten.

Zunächst an diese scholastischen Unterrichtsbücher reiht sich eine Gattung Schriften, die, den Anzeigen nach, beabsichtigt „Geist und Herz der Jugend zu bilden." Dieser Industriezweig, dessen Voltaire der allbekannte Berquin ist, hat 422 Schriften (m. 3627 D.-B., jeden in mindestens 2000 Abzügen) geliefert.

Bisher genügte es, um solchen Kinderschriften reichlichen Absatz zu verschaffen, wenn dem Titel das Wort *petit* eingeflochten wurde, z. B. les *petits* voyageurs, la *petite* ouvrière u. dergl. m. Jetzt aber hat der Speculationsgeist der Buchhändler sie auf einen bessern Weg geführt. Sie haben gesehen, daß ein einziger Buchhändler von den Erzählungen des deutschen Canonikus Schmid in mehr als 40 kleinen Bänden, drei anderer Uebersetzungen ungeachtet, 15,000 Exemplare abgesetzt hat. Sofort sind sie auf Kinderschriften ausgegangen, die sorgfältig gearbeitet, von ächter Sittlichkeit und geeignet wären, das Mitgefühl der Kinder

anzuregen, — und „noch ſind die wohlthätigen Folgen nicht zu ermeſſen, welche dieſer Wetteifer ungezweifelt haben wird.“ —

2. Erziehung der Erwachſenen. Es gibt große Kinder, die gerne von Allem etwas wiſſen, oder doch zu wiſſen ſcheinen und über Alles ein Wort mitſprechen möchten, aber jede Mühe und Anſtrengung des Studiums ſcheuen. Für ſolche alte Kinder hat ſich eine eigene Gattung von Büchern gebildet, welche die Buchhändler dadurch bezeichnen, daß ſie dem Titel den Zuſatz geben: „à l'usage des gens du monde.“ — der Stoff dieſer Schriften bleibt ſo ziemlich derſelbe, und ſeit etwa 50 Jahren iſt die Encyclopédie das Magazin, aus dem ſie alle ſchöpfen. Nur zuweilen wird die Form etwas geändert und einiges Neueſtes hinzugeführt.

Hierhin gehören 131 Werke (m. 2,302 D.-B.), die, — Dank ſei es dem neuen Syſtem der Lieferungen, — dites *à bon marché*, — in ſo vielen Abdrücken verbreitet werden, wie ſonſt kaum die geleſenſten Schriften. In erſter Reihe ſtehen vier Encyclopädien, von denen 2 nach dem weitſchichtigen Plane des deutſchen Converſations-Lexikons. Wie nachläſſig dabei die Herausgeber mitunter verfahren, erweiſ't ſich aus der Thatſache, daß die zeit-erſte, aber unverdauteſte dieſer Encyclopädien, — das „Dictionnaire de lecture et de conversation,“ das zunächſt auf 48 Lieferungen angekündigt war, dieſe Zahl überſchritten, ohne noch den 5. Buchſtaben des Alphabets erſchöpft zu haben. Auch ſind die Artikel dieſes Lexikons ungleich gearbeitet und das Ganze ermangelt der inneren Einheit. — Ueber dieſe Vorwürfe erhaben iſt nun die „Encyclopédie pittoresque“ oder „nouvelle,“ deren Leitung den Händen des fleißigen und mit philoſophiſcher Bildung reich ausgeſtatteten P. Leroux anvertraut iſt. —

Die Bilderbücher haben 20 Serien von Lieferungen hervorgerufen; — der Reiſeberichte von Liebhabern gab es 37. Es fanden ſich Waghälſe, die bis nach Italien, London, Brüſſel, ja ſogar bis nach dem Hâvre drangen! — Hierhin gehören noch 22 Almanache, 18 Büchlein für Spiele, Toilette, Wohlleben u. ſ. w., und 31 nicht genau zu beſtimmende Produktionen.

Seit man ſo viel von der Emancipation der arbeitenden Klaſſe geſprochen, iſt die Volks-Erziehung (éduc. populaire) ein neuer Erwerbzweig für die Buchhändler geworden. Das vorige Jahr bietet 234 hierhin einſchlagende Schriftlein (mit 773 D.-B.). Davon geben 30 Elementarkenntniſſe der Geiſt- und Naturwiſſenſchaften, — 18 ſind Handbücher für verſchiedene Induſtriezweige, 26 für all-

gemeine oder beſondere Geſchichte; — 9 neue Biographen Napoleon's finden ſich darunter; — 21 kleine Traktate ſcheinen unter dem Patronat der Legitimiſten herausgegeben zu ſein; 11 tragen den republikaniſchen Stempel; 11 ſind in verſchiedenen Patois geſchrieben. Im Ganzen genommen erſetzen jetzt nützliche Bücher die früher ſogenannten populairen, d. h. Volksbücher. Dieſer letzteren zählt man nur noch ungefähr 74. Die Geſchichten von Cartouche und Mandrin, der Traumſchlüſſel vom großen Etteila, der „Catéchisme poissard," die „Oeuvres badines" von Piron und anderer ähnlicher Unrath verliert ſich immer mehr aus den Hütten der Dorfbewohner; bald werden ſie bibliographiſche Seltenheiten ſein. —

* * *

Die ungeheure Menge der Bücher, die da belehren wollen, geſtattet nicht mehr, diejenigen zu unterſcheiden, die mit Talent und Ehrlichkeit geſchrieben ſind. Im Ganzen dienen ſie zur Verbreitung allgemeiner Kenntniſſe von dem, „was — nicht zu wiſſen — nicht mehr erlaubt iſt." Aber ſie ermangeln alles höheren Anſehens. Fragt man nun, unter welchem Einfluß ſich denn die ſogenannnte öffentliche Meinung jetzt bildet, ſo muß man nicht vergeſſen, „daß inmitten der franzöſiſchen Aſſociation ſich mehrere Nationen gefunden, von denen jede ihr Geſetz und ihre Propheten hatte. Zu gleicher Zeit hat ſich ein gemeinſamer Mittelpunkt gebildet, durch wechſelſeitige Annäherung aller derer, die irgend eines Vorrechtes genießen, beſtehe dies nun in Amt, Adel, Schönheit, Vermögen, Intrique oder Talent. Dies iſt das Volk der Salons, die gute Geſellſchaft, die Welt (le monde)! Und wirklich gebührt ihr dieſe unbeſchränkte Bemerkung, da ſie die Bewegung ertheilt und alle ſekundairen Welten in ihr Syſtem mit fortreißt." Man weiß aber jetzt, in welcher Schule ſich die herrſchende Kaſſe bildet. Ihre Einſichten und Vorurtheile, ihre Abneigungen und Sympathieen, ihre Gründe für und gegen jede Sache werden ihr von den Werken geboten, deren Form angenehm und guten Tones iſt; denn ſie macht alles zur Mode und zum Vergnügen. Verändert ſich ihre Sprachweiſe, — ſo geſchieht es, indem ſie die Farben eines Dichters annimmt. „Die Erörterung beginnt über ein Princip erſt, nachdem ſie von einem beredten Schriftſteller eröffnet worden. Die Geſchichte iſt ihr kaum durch etwas anderes bekannt, als durch das, was ſie der Malerei und der Bühne leiht, es ſei denn, daß ſie ſelbſt ein Drama oder ein Bild werde. On

peut enfin dire sans exagérer, — ſo ſchließt Herr A. C. T. ſchwer überſetzlich dieſen Abſchnitt, que, bonne ou mauvaise, *l'éducation de la société active s'accomplit par les arts de sentiment et d'expression.*“ —

IV. Schöne Künſte. — Hier begegnen wir nicht einer einzigen Abhandlung ernſter Aeſthetik... Wenn die Künſtler zur Feder greifen, ſo iſt es, um ihre Zeichnungen mit erläuterndem Texte zu begleiten. 81 hierhin gehörige Werke geben nur 781 D.-B. Wir finden darunter für die Maler die ſchöne Galerie de l'école anglaise in feinen engliſchen Stichen, und eine reiche Sammlung der Trachten des Mittelalters, nach Forſchungen von Camille Bonnard, von Mercuri geſtochen; — für die Architekten das Paris moderne, von Bouillon, und mehrere Sammlungen bekannter Dekorationen. Mit den voyages pittoresques wird Mißbrauch getrieben; die ſchätzbare Reiſe in das alte Frankreich aber, an welcher die erſten Künſtler arbeiten, hat erſt 4 Provinzen illuſtrirt. Andere Reiſende laden und locken uns nach Algier, Spanien, Braſilien, Griechenland und Pompeji.

Dem ſinnreichen Verfahren des Herrn Colas verdanken wir es, daß die Gegenſtände in halberhobener Arbeit jetzt mit einer mechaniſchen Genauigkeit dargeſtollt werden können. Einen Beweis hiervon liefert der Grand trésor de numismatique et de glyptique, der unter der Leitung des Herrn Paul de la Roche erſcheint.

Iſt es wirklich der Fall, daß, was zu ſagen nicht der Mühe lohnt, geſungen wird, dann hätte die Muſik 18 Werke von den 19, die ſie hervorgebracht hat, ſingen ſollen. Das ausgenommene 19te iſt die Biographie universelle des musiciens, welche Herr Fétis herausgegeben angefangen. Die heilige Muſik aber exiſtirt leider nicht mehr bei uns.

Es werden jetzt ſehr wenig ſtudirte Arbeiten über die Künſte, aber um ſo mehr Abſchweifungen über die Kunſt gedruckt. Kein Gegenſtand, der geſchmeidiger und geeigneter wäre, die Abweſenheit aller eigentlichen Gedanken zu verbergen. —

V. Schöne Literatur. — 1. Um zuerſt von den Werken zu reden, die die Grundlagen aller Bibliotheken bilden, und die man heutzutage wenig lieſ't, aber um ſo öfter zu Rath ziehen muß, — ſo bemerken wir, daß auf dem letztjährigen Verzeichniß 200 berühmte Namen figuriren; einige derſelben, wie Cicero, Voltaire, Walter Scott, bilden eine ganze Reihe von Bänden. Sie haben Stoff zu 9,188 D.-Bg. gegeben, von denen jeder über 1500 Abdrücke; ſo daß ſie im Ganzen ungefähr 15 Millionen gedruckte Bogen geliefert.

Der von Henri Eſtienne geſammelte Schatz der griechiſchen Sprache wird, von den ausgezeichneteſten Gelehrten Europa's berei-

chert, von Neuem der Welt zugänglich gemacht. Die ersten Lieferungen des Lexique roman, woran Raynouard schon seit 20 Jahren arbeitet, sind gedruckt, aber noch nicht ausgegeben. Dieses Werk wird seinem Verf. eine Stelle neben den Estiennes und Ducange sichern.

Das Dict. de l'académie erscheint in Gesellschaft von sechs nicht minder wohlbeleibten Lexiken, die als Supplemente zu ihm dienen sollen.

Die literarische Kritik schreibt keine Bücher mehr; sie zerblättert sich in den Journalen. Die klassische Philologie hat keine Varianten mehr zu vergleichen. „Die guten Texte sind jetzt häufiger als Leser für dieselben. Man sucht durch Uebersetzungen die griechischen und römischen Studien zu restauriren."

Unter den unübersetzten Griechen bemerken wir Diodor von Sizilien, übertragen von Miot. Die Uebersetzungen aus dem Lateinischen, 22 an der Zahl, gehören fast alle zu dem großen Unternehmen des Herrn Panckoucke. Befugte Richter erkennen dem Plaute des Herrn Naudet den Preis zu.

Von den altfranzösischen Dichtungen sind in d. J. 29 Fabliaux und dramatische Stücke bekannt gemacht worden. Leider lassen aber die Bibliophilen dieselben nur für ihren kleinen Verein drucken.

Die französ. Schriftsteller, deren Werke bereits ein Gemeingut der Buchhändler geworden, haben zu 74 Wiederabdrücken Veranlassung gegeben; aber zu gleicher Zeit wurden gedruckt: 4 Buffon's, 3 Rollin's, 3 Molière's und 3 Voltaire's, so daß dieser letztere (seit der 51. Ausgabe von Beuchot), nun bei der 54. angelangt ist.

Von den jetzt lebenden, beliebten Autoren veranstalten 6 die Sammlung ihrer Werke.

Die fremden Sprachen lieferten 25 Schriften, von denen jedoch die meisten schon durch Uebersetzungen bekannt waren.

2. Romane. Die Leihbibliotheken und Lesezimmer haben sich um 210 Stück neue Romane bereichern können, die ihnen 8358 D.-B. geliefert. Durchgängig werden von diesen Produktionen weniger als 1000 Abzüge genommen; von Anfängern selten mehr als 5- bis 600. Indeß ist der Absatz nicht immer der Maßstab des Talentes; vielmehr möchten die Fördernisse des Debit's etwa in folgender Abstufung anzuführen sein: Patronat der Journale, Buchhändler-Geschick, Name und Stellung des Verfassers, wirklicher Werth des Werkes...

Setzt man 19 Wiederauflagen und 14 Mémoiren, Souvenir's u. dergl. in Abzug, so bleiben 177 Neugeborene für 1835, unter denen

nur 11 Uebertragene. Die franzöſ. Fabriken vorſorgen vielmehr das Ausland.

Hiſtoriſche Romane gab es 51. Irgend eine Chronik, eine Lebensbeſchreibung gibt den Stoff, einige Stunden auf der königl. Bibliothek liefern die Localfarben. —

Philoſophiſche Romane erſcheinen nicht weniger als 34. So wird der Roman immer vorliebiger zum Mittel gewählt, um auf den indolenten Theil des Publikums zu wirken. Wir ſehen dies als Fortſchritt an.

Sitten-Romane, d. h. ſolche, welche die Sitten des Tages ſchildern wollen, gab es 25, und epiſodiſche, d. h. grob aneinander geleimte Situationen, — ſogar 35; briefliche, ſatyriſche, fantaſtiſche Romane, — alles Gattungen, die aufgegeben ſind, — erſcheinen doch noch 10; — Sammlungen von Novellen 19, von denen 6 Collektiv. —

Zu dieſer romantiſchen Produktion haben 133 Schriftſteller ihr Schärflein beigetragen. Unter ihnen bemerken wir 40 neue Namen, und 27 Frauen. Ob jedoch in der großen Maſſe von Romanen etwas Vollendetes aufzufinden ſei, möchten wir bezweifeln. Unter allen ſcheinen nur die Leiſtungen von George Sand und Alfred de Vigny uns Auszeichnung zu verdienen. „Léoné Léoni," einer jener Figuren, die man zuweilen darzuſtellen wagen und durch ihre Nacktheit ſelbſt abſchreckend machen muß, — hat G. Sand ihren „André" gegenüber geſtellt. Dieſe letztere Dichtung beweiſt, daß der eigentliche Zauber, den die Verfaſſerin ausübt, ſeinen Grund hat in der Feinheit der Beobachtung, der Offenheit ihres Styles und beſonders in dem warmen und überwallenden Lichte, welches immer ihre Werke belebt.

Unter dem Titel: „Servitude et grandeur militaire" hat uns Alfred de Vigny eine neue, Stello's würdige Trilogie geboten. Beſonders die beiden erſten Stücke ſind hinreißend. —

Zu erwähnen iſt noch der Conseiller d'état von Fr. Soulié; zu bedauern aber, daß dieſer feurige Schriftſteller die Form ſo wenig beachtet. Balzac hat nur zwei Novellen complettirt; den Père Goriot, von gemeiner Wirklichkeit, und Séraphita, eine Paſtiſche von Swedenborg, welche zu verſtehen — Niemand den Verſuch gemacht hat."

Wir übergehen jene ſchriftſtelleriſchen Lumpenſammler, die „auf die Miſerabilität, auf die Armſeligkeit der Geiſter ſpekuliren," und „das längſt ausgehölte Geleiſe, Schmutz nicht ſcheuend, befahren," um jener großen Zahl von Leſern, welche „die Romane verſchlingen," — das tägliche Unterhaltungbrod — gegen gebührenden Taglohn — zu bieten. —

3. Theater. Die Moraliſten möchten aus der Bühne einen Ort der Volksbelehrung machen. Bis ſich das edle und große Genie findet, welches dies zu bewirken vermöge, bleibt das Theater, was es bisher war: — „exploitation industrielle.“ Die Direktionen müſſen jährlich eine gewiſſe Zahl Stücke haben, und ſuchen dafür willige Dichter. Haben dieſe nun irgendwie Gunſt bei dem Publikum gefunden, dann werden ſie ſo arg um Arbeiten bedrängt, daß an künſtleriſche Vollendung nicht mehr zu denken iſt. Nur Wenige wiſſen ſich der Verlockung zu erwehren. Beiſpiele ſolcher Selbſtſtändigkeit gaben Alfred de Vigny, Caſimir Delavigne und Victor Hugo, denen wohl auch noch Alex. Dumas beizugeſellen iſt.

Indeß verzehrt der Wetteifer von 20 Theatern ſo viele Stücke, daß ſelbſt unbedeutende Schreibergeſellen nicht aus der dramatiſchen Geſellſchaft entfernt gehalten werden konnten... Eine Geſellſchaft bilden aber die Dramatiker ſchon ſeit längerer Zeit, nicht blos zur Fabrikation der Stücke, ſondern auch zur Aſſekuranz des Beifalls, zur Wahrung der finanziellen Intereſſen und ſogar zur Verſorgung für das emeritirte Alter. —

Folgendes iſt das Verzeichniß der geſpielten und dem Druck übergebenen Stücke: Das Theater Français lieferte vier große Dramen und 2 kleine Luſtſpiele. Chatterton, Angelo und Don-Juan d'Autriche ſtellen treulich die neueren Theorien dar, die ſich um die franzöſiſche Bühne ſtreiten. Die Oper bot 3 Werke, die Jüdin von Scribe und zwei Pantomimenbüchlein; die italiäniſche Oper 5, die komiſche Oper 6 Stücke (oder 11 Akte), von denen 6 von Scribe; das Gymnaſe 16, das Vaudeville 20, die Variétés 26 und das Palais-Royal-Theater 20 Stücke; das Theater de la Porte-St.-Martin 5 Melodramen und 2 kleine Pieçen; das Ambigu-Comique 10 Melodramen und 5 Vaudevilles; der Cirque Olympique 3 Melodramen und 4 Vaudevilles; endlich die Theater der unterſten Klaſſe nur 14 Vaudevilles und 2 Melodramen. Wieder aufgelegt wurden 65 neuere Stücke. — Ließen nun noch alle angehenden Dramatiker, denen die Probe verſagt wird, ihre Verſuche drucken, ſo würde man Berge daraus aufthürmen können. Im vorigen Jahre haben nur 36 ſich entſchloſſen, an das Publikum zu appelliren. Im Ganzen lieferten 273 dramatiſche Schriften 838 D.-Bg., von denen im Durchſchnitt 1000 Abzüge genommen. Von 151 aufgeführten Stücken haben die Tagblätter, — große und kleine, — mindeſtens 130 Erfolge proklamirt.

4. Poeſie. Die Versmacher behaupten, wir lebten in einem antipoetiſchen Jahrhundert! Sie wiſſen wahrſcheinlich nicht, daß der

vierte Theil des vorigen Jahres nicht zugereicht hätte, Alles, was in dieſer Gattung produzirt worden, zu leſen. Gedruckt wurden 299 verſifizirte Schriften, von denen mehr als 100 — dicke Bände bilden. Die ganze Maſſe beſteht aus 1,220 D.-B. „Aber wer kennt nur die Namen der Verfaſſer, und wenn dieſe dem Publikum etwas zu ſagen hatten, wie können ſie hoffen, aus dem großen Haufen heraus vernommen zu werden?“ — „Vormals, als die Berühmtheit noch Tempel hatte, waren die Dichter deſſen ordentliche Verweſer; aber die undankbare Göttin hat den Journaliſten ihre hundert Stimmen und die bunten Federn ihrer Flügel verkauft! Die Seitenverwandten jener Ruhmſpender ſind nun für ſich ſelbſt auf die trockenen Anzeigen reduzirt, die ſie mit — ſo und ſo viel per Linie — bezahlen müſſen, die aber der Abonnent nur zu ſelten lieſt!“ —

Gedichtſammlungen erſchienen 47 Bände. Die den Dichter der Orientales in Erinnerung bringende hat wenig Aufſehen erregt, weil ſie den Dichter nicht von einer neuen Seite zu kennen gab; auch ließ ſich manches, dem Inhalt nach Mittelmäßige, und nicht weniges der Form nach Vernachläſſigte darin bemerken.

Die Nachahmungsſucht trieb auch hier ihr Spiel; die Chants du Crépuscule riefen Rayons du matin, Brises du soir und mehrere Heures nocturnes hervor. Auch Glaubensbekenntniſſe finden ſich viele darunter, und — neben den republikaniſchen Geſängen — laſſen ſich religiöſe und monarchiſche Klagen vernehmen. Ein Saint-Simoniſt ruft: „En avant!“ ein von der Gegenwart Beglückter antwortet mit: „Far niente!“ Dazu poetiſche Blumen aus allen vier Jahreszeiten! —

Größere, didaktiſche, dramatiſirte, ſatyriſche, beſchreibende Gedichte brachte das vorige Jahr uns 17; überdies 2 Epopöen, von denen eine in 24 Geſängen und 2 dicken Bänden, betitelt: Pallantiade; — endlich eine Apokalypſe in 12,000 Verſen, La cité des hommes, von Adolphe Dumas, — ein nebulöſes Werk, von häufigen Blitzen durchleuchtet.

Leichte Poeſieen füllen 74 Bändchen; Ueberſetzungsverſuche 14; politiſche Dichtungen, faſt alle zur Oppoſition gehörig, 50; Chanſonniers und Chanſons 32; lateiniſche Gedichte 7. —

„In allen dieſen Produktionen findet ſich nicht ſelten Leichtigkeit und Glanz des Ausdrucks, metriſcher Inſtinkt, Fülle der Bilder; aber wenig Gemüth; die Gefühle, die ſich darin ausſprechen, ſind meiſtens nur ſelbſtiſche. Ein charakteriſtiſches Symptom zeigt ſich bei den Meiſten, nämlich

eine unheilbare Melancholie, Geringschätzung (dédain) alles dessen, was ist, und ein unermeßliches Bedürfniß nach Etwas, ich weiß nicht was! Der Eckel vor dem Leben ist bei mehreren so groß, daß sie geradezu davon sprechen, sich dasselbe zu nehmen. Zwei davon behaupten sogar in der Vorrede, sie seien schon seit 6 Monaten todt; — und man möchte fast zu Mitleid mit diesen Dichtern gestimmt werden, wenn nicht der Umstand, daß von 20 solcher schön ausgestatteten Dichtwerke wohl 19 — auf Kosten der Verfasser gedruckt sind, — zur Vermuthung berechtigte, daß, wer noch so viel zur Befriedigung seiner Eitelkeit verwendet und zu verwenden hat, solchen Lebensüberdruß nur affektirt, um sich interessant zu machen!" —

VI. Historische Wissenschaften. — Die hierhin gehörigen Arbeiten haben 290 Werke geliefert, wenn man die Fortsetzungen früher begonnener Werke dazu rechnet. Sie nehmen 10,331 Druck- und nicht weniger als 28,000 Rieß gedruckte Bogen ein. Aber diese Arbeiten finden auch viel Gunst. Haben sie nur irgend einen wissenschaftlichen Werth, dann werden die Verfasser von der Regierung unterstützt, und nächst den Meisterwerken der schönen Literatur, sind jene fast die einzigen, denen auch Privaten eine Stelle in ihrer Bibliothek einräumen. — Durch so viele historische Untersuchungen werden viele Thatsachen festgestellt; ein hoher, begabter Geist wird nicht ausbleiben, der das Zerstreute sammeln und die sittliche Bedeutung, den höheren Sinn — aus dem Ganzen hervorleuchten lassen wird. „Damit wird die wahrhafte Geschichtswissenschaft an's Licht treten, d. h. die Richtschnur, nach welcher man alle sozialen oder individuellen Thaten zu beurtheilen haben wird."

„Was die Schreibart betrifft, so kann man sagen, daß die philosophische oder vielmehr sententiöse Schule, die im vorigen Jahrhundert gegründet, beinahe verlassen ist, und daß die meisten Schriftsteller keinen anderen Ehrgeiz haben, als die Scene nach Art Walter Scott's zu beleben oder Personnagen aufzuführen, beweglich, wie Froissart's Paladine. Nur wenige arbeitsame Historiker könnten angeführt werden, die sich der wissenschaftlichen und experimentalen Methode hingegeben, eine Methode, dont la révélation, — meint Herr T., — est un des beaux titres de l'Allemagne savante." Daß es an Compilatoren nicht fehlt, ist leicht zu denken. Noch vor wenigen Monaten bestellte ein Buchhändler sich bei einem solchen eine Geschichte Napoleon's, — wobei er ihm aber die Weisung gab: „Surtout pas un mot *contre Lui*; c'est pour la province." Das Buch circulirt schon wirklich in den Provinzen. —

Ueber das Allgemeine der Geschichte und über die Methode der Ge-

ſchichtſchreibung iſt nicht ein einziges Werk erſchienen. Erſatz dafür bietet einigermaßen die vortreffliche Erdkunde von Ritter, die von Büret und Deſor überſetzt worden. Es iſt ein Werk, welches eine ganze Bibliothek dahin gehöriger Schriften überflüſſig macht.

Die wiſſenſchaftlichen Unternehmungen von de Freycinet, de la Place, Dumont d'Urville haben Stoff zu großen Werken gegeben, die nur langſam vollendet werden. Alcide d'Orbigny hat Südamerika 8 Jahre lang durchſtreift; der Engländer Burnes und Victor Jacquemont, deſſen geiſtreicher Briefwechſel lebhafte Theilnahme gefunden, haben ſich in Aſien getheilt.

Auf Geſchichte der Religionen beziehen ſich 15 Werke, von denen die umfänglichſten — Wiederauflagen ſind; wie z. B. die „Annales ecclésiastiques," von Béraut-Berkaſtel und der „Origine des cultes," von Dupuis, — jener für die Geiſtlichen, — dieſer für die — Naturaliſten. Die neueren Geſchichten, deren ich vier zähle, — gehören dem Proteſtantismus oder der Philoſophie an, die aus dem proteſtantiſchen Princip entſpringt. Jeder dieſer Verfaſſer ſagte ſich wohl daſſelbe, was Matter in ſeiner „Histoire de l'église chrétienne" bemerkt: „Die wahrhafte Competenz unſeres Jahrhunderts beſteht darin, zu conſtatiren, was gut, zu richten, was ſchlecht iſt." (T. IV. P. 481).

Für eine allgemeine Geſchichte der Religionen ſind die Akten noch nicht reif. Beiträge zu dieſen lieferten der Commentar über eine altperſiſche Religionsſchrift, von Eugène Burnouf aus dem Zend, — der theologiſche Theil der Veda's, von Polly aus dem Sanskrit, und das Livre des récompenses, von Stanislas Julien aus dem Chineſiſchen überſetzt. —

Der Archäologie ſind 27 Schriften gewidmet; Auszeichnung verdienen die Kupfrwerke Caillaud's und Champollion's d. J. über Aegypten, Nubien und Aethiopien, und die prächtigen Antiquités Mexicaines.

Sieben Werke zur allgemeinen Geſchichte der neueren Zeiten waren ſchon bekannt. Die auf die franzöſiſche Geſchichte bezüglichen Dokumente haben Stoff zu 18 Schriften gegeben; das alte Frankreich — zu 9. Die Geſchichte der Franken ſchrieben Herr von Peyronnet und Herr Moke; jener erzählt; dieſer erörtert und hat Treffliches geleiſtet. —

Der Geſchichte unſerer Zeit ſind 39 Werke gewidmet; darunter 9 allgemeine Geſchichten der Revolution. Soll man den Titeln Glauben ſchenken, ſo wäre Montgaillard in 7ter, Mignet in 6te, Thiers in 5ter und Dulaure in 3ter Auflage erſchienen. Alle Parteien haben unter den

neueren Geſchichtſchreibern ihre Repräſentanten: die Legitimiſten an Herrn von Conny, die Republikaner an Leon. Gallois, die Conſtitutionellen an Eugène de la Baume. Das geſuchteſte Geſchichtswerk gehört aber keiner der namhaften Parteien an. Es iſt dies die Histoire parlémentaire der Herrn Buchez und Roux. Ihrer Meinung nach „ſollte eine Revolution, deren Princip zum erſtenmal im Evangelium mit den Worten: Freiheit und Gleichheit ausgeſprochen worden, — nicht aus der Philoſophie des 18ten Jahrhunderts hervorgehen, welche nur den Egoismus erzeugen können;“ — ſie ſei vielmehr aus jenem chriſtlichen Geiſte hervorgegangen, der der franzöſiſchen Nation durch die Erziehung eingefleiſcht, ihr unbewußt wie ein natürlicher Inſtinkt gewirkt. —

Auch das Kaiſerreich, die Reſtauration und die neue Dynaſtie haben ihre Hiſtoriker gefunden. Die beſondern Geſchichten der Provinzen und Städte Frankreichs füllen 62 Schriften, die Annalen fremder Völker 19. Unter den Letzteren ſind die bemerkenswertheſten die „Histoire de l'Empire Ottoman“ des Herrn von Hammer, und die „Critique de moine Nestor.“ Der politiſche und ſittliche Zuſtand der verſchiedenen Nationen gab Stoff zu 13, die Lebensbeſchreibung zu 31 Werken, zu denen auch 4 biographiſche Wörterbücher zu rechnen; — doch ſind nur die Mémoires von Mirabeau hier hervorzuheben, die nach Papieren gearbeitet, welche im Archiv ſeiner Familie aufbewahrt werden. Auf die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes beziehen ſich 12 Werke, unter denen drei Auszeichnung verdienen: die „Histoire de la philosophie“ (aus dem Deutſchen) des Dr. H. Ritter, die Fortſetzung des großen Werkes der Benediktiner über die Schriftſteller Frankreichs (jetzt bis zum 13ten Jahrhundert reichend) von Mitgliedern der Akademie der Inſchriften, und die „France littéraire“ von Quérard, das umfänglichſte und nützlichſte Repertorium der Bibliographie nächſt dem des P. Lelong. —

Von allen dieſen 290 hiſtoriſchen Schriften ſind ungefähr 50 — neue Auflagen, und wohl eben ſo viele nur unbedeutend veränderte Copien früherer Werke. —

Zu den diverſen Schriften ſind zunächſt 216 in fremden Sprachen gedruckte Werke zu rechnen (mit 3,849 D.-B. jeder zu 1,200 Abzügen). „Dieſelbe Art von Freibeuterei, die wir in Bezug auf unſere Schriften den belgiſchen Buchhändlern zum Verbrechen machen, wird nun auch von uns geübt.“ Von 95 im vorigen Jahre in Frankreich erſchienenen engliſchen Werken gehören

42 — noch lebenden Schriftſtellern an, und wie in Brüſſel die „Revue de Paris“ und die „Revue des deux mondes,“ ſo wird in Paris die „Edinburgh Review“ nachgedruckt. — In ſpaniſcher Sprache erſchienen 60, in italiäniſcher 29, in polniſcher 19, in deutſcher 7, in portugieſiſcher 4, und in neugriechiſcher Sprache 2 Schriften. —

Die Druckſachen von vorübergehendem Intereſſe, wie Almanache, Proſpektus u. ſ. w. figuriren in Maſſe mit nahe an 4,700 D.-B.; nicht aufgeführt im Journale de la Librairie ſind aber die gerichtlichen Denkſchriften, die Diſſertationen, die eigentlichen Nachdrücke und ſonſtige verbotene Schriften. —

VII. Journale. — Da im Laufe eines Jahres an dem großen Baume des Journalismus manche alte Blätter abfallen, neue hervortreiben, — ein Wechſel, der ſchwer zu controlliren, ſo wird die nachfolgende Ueberſicht ſich nur auf den Beſtand am 1ſten Januar vorigen Jahres beſchränken.

Zu dieſer Zeit gab es in Paris: 21 Tageblätter, welche berathende Stimme bei allen Fragen des Augenblicks haben; — Revuen, die ausgezeichnet genannt zu werden verdienen — 3 oder 4, — endlich 5 kleine ſatyriſche Blätter. Dieſe zuſammen bilden den eigentlichen Stock des Journalismus, da ihr Beſtehen materiell geſichert iſt, theils durch den Erfolg, theils durch die von den Fundatoren gebrachten Opfer. Die übrige Journalliteratur kann ungefähr ſo einrangirt werden: 27 politiſche, meiſtens nicht tägliche Zeitungen, 24 religiöſe und moraliſche Zeitſchriften, unter denen 10 proteſtantiſche; 38 für Geſetzgebung und Jurisprudenz, 3 für Staatshaushaltung und Verwaltung, 12 für Geſchichte, Statiſtik und Reiſen; 44 für Literatur; für ſchöne Künſte und Muſik 9, Theater 2, mathematiſche und Natur-Wiſſenſchaften 15, Medizin 28, Kriegs- und Marine-Wiſſenſchaften 12, Ackerbau und Landwirthſchaft 22, Handel und Gewerbe 23, öffentlichen Unterricht 71, für Moden 11; — Zeitſchriften für Frauen, Mädchen und Kinder 20, endlich: 4 Recueils pittoresques, 7 Anzeigblätter, und verſchiedene nicht zu qualifizirende 12; — in Allem alſo für Paris 347. —

Die Departemental-Preſſe verbreitete ihrerſeits 258 Journale; nämlich 153 für Politik und Verwaltung, 4 blos literäriſche, und 101 Wochen- und Intelligenzblätter. Nur 3 Departements haben kein eigenes Zeitblatt: nämlich die

Departements des haut. Pyrenées, der hautes und der basses Alpes; dagegen die Departements du Nord und der Seine inférieure 15 und 16.—

Zu dieſen ſchon beſtehenden Zeitſchriften kamen nun und ſollten noch hinzukommen im vorigen Jahre folgende, die, wenn ſie ſich erhalten, die Zahl der Journale in Frankreich auf 752 ſtellen; — für Literatur 23, Politik 7, Religion und Moral 9, Rechtskunde und Geſetzgebung 11, ſtrenge Wiſſenſchaft 4, Arzneikunde 3, Unterricht 5, Ackerbau, Handel, Gewerbe 16, für Kinder 7, für Moden und Anzeigen 12, in fremden Sprachen 3; — im Ganzen 109, von denen 25 „fabriqués en province;“ endlich 38 erſt angekündigte. — Doch würde man ſich täuſchen, wenn man hiernach die Herausgabe von Zeitblättern für eine Goldquelle hielte; — von 3- bis 400 Journal-Adminiſtrationen, die jetzt in Paris arbeiten, ſind kaum 20 im wirklichen Wohlſtand. —

Schlußbemerkung.

Faſſen wir die im Vorhergehenden angegebenen Reſultate zuſammen, ſo ergibt ſich uns für den ganzen eigentlichen Buchhandel im vorigen Jahre eine Summe von 82,298 Druckbogen, welche, bei durchgängig 1500 Abzügen, 125 Millionen gedruckte Bogen geliefert haben. Für die Zeitblätter kann man wohl eine gleiche Summe annehmen, ſo daß wenn Blatt an Blatt gelegt würde, man mit dieſem Bande den ganzen Erdball dreimal umſchlingen könnte! Dieſe große Maſſe geſchwärzten Papiers iſt jedoch eher ein Hinderniß als wirklicher Reichthum, und wenn man überlegt, daß mehr als 4000 Werke nur wenig Bleibendes geliefert, dann kann man das Jahr 1835 als ein unfruchtbares bezeichnen. —

Dieſes Unvermögen kündigt indeß keineswegs eine Ermattung des National-Geiſtes an, ſondern erklärt ſich aus der jetzigen Verfaſſung der Sozietät. Zwei Umwälzungen zu Gunſten der Intelligenz haben Lernbegierde und die Gewohnheit, ſich durch Leſen zu unterrichten, verbreitet. Für die höheren Klaſſen iſt die Lektüre ſogar ein unabweisliches Bedürfniß geworden. Zugleich hat ſich die Induſtrie entwickelt, die inſtinktmäßig auf alle Bedürfniſſe ſpeculirt. So hat die Bücherfabrikation ſich bald weit über die bisherigen Grenzen des Buchhandels ausgebreitet, und die Wuth der literariſchen Unternehmungen hat ſich überall wie eine wirkliche Epidemie eingeſchlichen. Gegenwärtig hat ſie jedoch wohl ihr Aeußerſtes erreicht. Suchte die Induſtrie nur die guten Schriften zu vervielfältigen, ſo müßte man ihr Dank wiſſen. Aber ſie will nur viel und raſch verkaufen und läßt daher, dem herrſchenden Geſchmack oder Ungeſchmack

fröhnend, Bücher schreiben, für welche sie auf reißenden Absatz rechnen zu können glaubt. So ist der Handelsinstinkt des Verlegers die Hauptnorm für den Schriftsteller geworden, und die Literatur — statt den Impuls zu geben, empfängt ihn.

Leider aber hat die Geldsucht (agiotage) sich der ausgezeichneten Männer bemächtigt, und man sieht viele berühmte Namen an der Spitze vieler Unternehmungen prangen, denen sie doch nur sehr wenig Zeit und Sorgfalt zu widmen haben.

Uebrigens findet für die Mehrheit der Schriftsteller die völlige Unmöglichkeit statt, sich auszuzeichnen, welches auch ihre Anlagen seien. Die Erfahrung zeigt, daß wer nur Vollendetes liefern wollte, unmöglich von seiner Feder leben könnte. Das Honorar vermindert sich in demselben Verhältniß, wie die Arbeit gedrängter und gediegener wird.

Was man aber Kritik zu nennen pflegt, ist im Allgemeinen nur ein weitschichtiges System von Oeffentlichkeit, welches von Geschäftsleuten eingerichtet ist, die sich so viel als möglich die Verfügung darüber vorbehalten. Die wenigen gewissenhaften und geübten Richter wenden sich gewöhnlich nur berühmten Namen und Werken zu, die ein Ereigniß sind. . . . Soll darum der junge Mann, der sich der Literatur gewidmet, seine Feder zerbrechen? Aber wohin soll er sich wenden, da von denen, die jährlich die Schulen verlassen, gewiß 5000 keine Anstellung erhalten können? — Er wird ein literarischer Taglöhner, seine Begeisterung empfängt ihr Maß von seinem Verleger. Wohlleben wird sein Ziel... An dieser Krankheit siecht unsere Literatur nun schon 10 Jahre; — doch glauben wir, daß durch das Uebermaß des Uebels sich bereits eine heilsame Krise vorbereitet... Die Unausbleiblichkeit einer Krise läßt sich sogar durch Berechnungen erweisen, was wir für die Vielen, die nur den Zahlen Gewicht beilegen, hier in der Kürze versuchen wollen.

Man nimmt jetzt an, daß von 100 Franzosen etwa 38 lesen können. Von den 12 Millonen aber, die mehr oder weniger des Lesens kundig sind, kann man — das Verlangen und Vermögen Bücher zu kaufen — nur der eigentlichen Aristokratie der jetzigen Zeit zuschreiben, nämlich dem Wahlkörper, der den Wohlstand des Landes darstellt, und den Klassen, die man als unterrichtet voraussetzt. Diese Aristokratie befaßt nur ungefähr 500,000 Personen, und bei $\frac{1}{4}$ derselben erreicht das jährliche Einkommen nicht 1000 Franken. Sieht man auf die wirkliche Bildung, welche doch von den mehrsten Schriftstellern für das Verständniß ihrer Schriften vorausgesetzt wird, so schmilzt der Leserkreis noch mehr zusammen; denn, was man literärische Bildung nennt, empfangen nur die ungefähr 100,000 Schüler der verschiedenen Anstalten, die

jährlich, zu $\frac{1}{8}$ ſich erneuernd, mit 12,000 in die Welt eintreten... Jedenfalls arbeitet die Preſſe nur für $\frac{1}{50}$ der franzöſiſchen Nation. Und für dieſen kleinen Haufen ſind im Jahr 1835 mehr als 4000 Schriften und mehr als 700 Journale erſchienen. Kann aber dieſe ſehr kleine Minorität das Kapital liefern zur vortheilhaften Deckung von Ausgaben, die mehr als 50 Millionen Franken betragen müſſen? —

Wirklich hinterlaſſen die literariſchen Unternehmungen jährlich ein erſchreckendes Déficit, und bald müſſen die leichtſinnigen Speculanten ihrer Unbeſonnenheit inne werden. Dann werden wir allmählich jenen ärgerlichen Schacher aus der Bücherwelt verſchwinden ſehen, der nicht nur die Individuen appauvrirt, ſondern auch die Ideen, die man entblu-thet (déflore), die Sprache, die man entnervt, und den geſunden öffentlichen Sinn, den man ſchamlos betäubt. Möge bald dieſer Mißſtand verſchwinden, der auf den Untergang der gebildeten Talente, und auf Verirrung des ſich bildenden tendirt... Der gegenwärtigen Epoche kann man eine eigenſinnige und diffuſe Kraft, kühne Intentionen, und eine lebhafte Ungeduld des Erkennens nicht abſprechen; es ſind Würfe einer glühenden Strebkraft, denen nur zu oft die Bedingungen der Reife gemangelt. Und fürwahr, — wenn auch die Werke ausbleiben, — an Männern fehlt es nicht. Die Umwälzung vollbringe ſich in dem literäriſchen Treiben, deſſen Mängel wir bezeichnet haben, und man wird wieder ſolche vollendete Arbeiten hervortreten ſehen, die ebenſo den Geiſt ehren, der ſie concipirt, wie die Geſellſchaft, in welcher ſie zu Tage gefördert werden. —

4.

Rückblick auf die franzöſiſche Literatur.

in der erſten Hälfte des Jahres 1836 *).

„Ein doppelter Fortſchritt macht ſich in dieſem Jahre bemerklich; man hat weniger Bücher fabrizirt, — man hat beſſere produzirt. Wir zählen mehr ſolide, belehrende, Nutzen bezweckende Werke, die wenigſtens das Verdienſt haben, viele Ideen in Umlauf zu bringen.“

Die materielle Produktion hat ſich im Vergleich zu denſelben Monaten des v. J. um ein Achtel vermindert; der Journalismus aber iſt noch immer ſehr unternehmend. Faſt jede Woche ſah einige neue Blätter auftauchen, um bald wieder unterzugehen; nur wenige haben Beſtand gewonnen. In den Schulbüchern (enseignement scolastique) iſt keine Veränderung vorgegangen und auch die ſg. Novitäten waren eben ſo zahlreich als im v. J. Noch jetzt rechnet man bei den Romanen mehr als einen Band auf jeden Tag, und ungefähr zwei Bände ſg. Poeſieen auf eine Woche. Die Verminderung hat hauptſächlich bei den erſtern Werken ſtatt gefunden, bei den metaphyſiſchen Wiſſenſchaften, der claſſiſchen Literatur und der Geſchichte. Dagegen iſt werthvolleres in dieſem Bereiche geleiſtet. — Wir gehen zu den einzelnen Fächern über. —

I. Theologie.

Unter den neu ausgegebenen Werken verdient nur die von dem Hrn. Gaume beſorgte Ausgabe des h. Auguſtinus bemerkt zu werden.

---

*) Auszug aus der mit A. C. T. unterzeichneten Revue littéraire in der Revue des deux mondes. Die mit „—“ eingefaßten Stellen ſind wörtlich übertragen.

„Die neuen Produktionen des Klerus beſchränken ſich auf Brüderſchafts-Ordnungen, auf das Programm einiger frommen Uebungen und auf 5 bis 6 Streitſchriften, die an den herben Ton und die Zänkereien der alten Sorbonne erinnern. In Allem vielleicht nicht Eine Seite, die der Intelligenz des XIX. Jahrhunderts entſpräche. Ueberdies hat die Produktion ſich vergleichmäßig um die Hälfte vermindert. Unſre Prieſter haben aus ihren Dogmen kein Sozial-Princip zu entwickeln vermocht, welches die höher Gebildeten vereinigen, die Theilnahme des Volkes erwecken könnte. Sie empfehlen nur die Paſſivität, die ſie ſelbſt annullirt. Das Einzige, worauf, wie ſie ſagen, es ankommt, iſt das ewige Seelenheil; und da dieſes zu jeder Zeit an jedem Ort erreicht werden kann, ſo iſt es nicht nöthig, das Medium zu verändern, in welchem man ſeine Prüfungszeit zu beſtehen hat. Für das ſoziale Leiden kennen ſie nur ein Heilmittel: die Reſignation, — und gleichgültig gegen Alles, was um ſie her vorgeht, ſind ſie ohnmächtig, und durch Gewohnheiten, Ideen — und ſelbſt durch ihre Sprache von einer Sozietät geſchieden, die ſie eben ſo wenig verſtehen, wie ſie von ihr nicht verſtanden werden können.“ —

Unter den klerikaliſchen Schriften, welche ſich jeder Reformation des Katholicismus widerſetzen, iſt die „Cenſur von 56 Sätzen aus mehreren Schriften des A. de Lamennaye und ſeiner Schüler,“ die der Erzbiſchof von Toulouſe mit päpſtlicher Sanktion und Zuſtimmung der meiſten franz. Biſchöfe bekannt gemacht, unſtreitig eine der merkwürdigſten. Unter den verworfenen Sätzen findet ſich auch die Behauptung: „daß der Katholicismus mit allen öffentlichen Freiheiten vereinbar ſei!“ Nicht minder merkwürdig iſt die Défense de l'enseignement catholique v. Boyer, welcher „„die nach der analytiſchen und dialektiſchen Methode des Ariſtoteles exponirte göttliche Wiſſenſchaft““ gegen die Neueren in Schutz nimmt. —

II. Philoſophie.

Von den etwa 20 hierhin gehörigen Schriften bezieht ſich die Hälfte auf die abſtrakte Metaphyſik und auf Theſen praktiſcher Moral. Von den erſteren iſt hier nur der „Cours de Philosophie“ von V. Couſin zu nennen, der mit ſeiner Ermächtigung von A. Garnier herausgegeben worden. „Was ich empfehle“ ſagt Hr. C. gleich zu Anfang, „das iſt jener erleuchtete Eklekticismus, der, alle Doktrinen richtend, ihnen entleiht, was ſie Gemeinſames und Wahres, und übergeht, was ſie einander Entgegengeſetztes und Falſches haben.“ Bei dieſer Auswahl haben ſich indeß nicht wenige Widerſprüche und noch mehr abſtrakte, unzurei-

chende Bestimmungen eingeschlichen, und S. 320 lesen wir sogar: „Wenn man mich fragt, warum es Pflichten gebe, so antworte ich: weil es Pflichten gibt; il n'y a pas de raison à donner de la raison.“ Hr. C. versprach vor 20 Jahren, die philosophischen Studien in Frankreich zu regeneriren; bis jetzt hat er diese Aufgabe noch nicht gelöst.

Von den übrigen philosophischen Schriften ist keine besonders bemerkenswerth, wenn wir den dritten Band von Ritter's Geschichte der Philosophie, der kürzlich in französischer Uebersetzung erschienen, nicht hierher rechnen wollen.

III. Staats- und Verwaltungs-Oekonomie.

Werthvoll ist die Einleitung, welche Hr. Pagés (de l'Ariège) einer Sammlung von Fragmenten von Benjamin Constant beigegeben, die unter dem Titel: „Cours de politique constitutionnelle“ erschienen. — Hr. von Sismondi beschenkte uns mit seinen „Études sur les constitutions des peuples libres,“ in denen er die sozialen Elemente analysirt und die Gesetze ihrer Wahlverwandtschaften und Abstoßungen zu bestimmen sucht.

In den zahlreichen Schriften und Schriftchen über Verwaltungsgegenstände werden durchgängig spezielle Verbesserungsvorschläge gemacht; fast alle zeugen von „instinktiver“ Theilnahme an dem Schicksal der bedürftigen Klassen. Die Pflicht der Gesellschaft, auf Heilung ihrer leidenden Theile Bedacht zu nehmen, steht als Princip fest; nur über die Mittel hat man sich noch nicht vereinigt. Die Einen sind der Ansicht, daß jeder Bedürftige, als solcher, gewissermaßen ein Gläubiger des Staates sei, und von Rechtswegen entweder unmittelbare Hülfleistung oder doch Zusicherung einer produktiven Arbeit ansprechen könne; wofür durch ackerbauende Colonien und — stets ihnen geöffnete, industrielle Anstalten gesorgt werden müsse. Andere sind des Dafürhaltens, daß die Wirksamkeit der Regierung in dieser Beziehung nur eine preventive sein dürfe, und daß der Staat es der freien Wohlthätigkeit der Einzelnen überlassen müsse, dem vorhandenen Uebel abzuhelfen. Dieser Ansicht ist Herr Duchâtel in den wieder aufgelegten „Considérations d'économie politique sur la bienfaisance“ und Hr. Naville in seinem trefflichen Werk „*Delx charité légale*.“ Sie haben nachzuweisen versucht, daß die Gesetze, welche den materiellen Bedürftigkeiten steuern wollten, beinahe immer sittliche, weit beklagenswerthere Uebelstände herbeigeführt haben. — Mehrere gelehrte Gesellschaften haben durch Preisfragen die Forschung auf diesen Gegenstand hingelenkt. Eine Abhandlung von Emile Bérès: „Des classes ouvrières et du moyen d'améliorer leur sort,“

— iſt zu Paris und zu Mâcon gekrönt worden. — Eine große Anzahl von Broſchüren beſchäftigt ſich mit den „Salles d'asile," dem Primär-Unterricht, den Sparkaſſen, den Mäßigkeitsgeſellſchaften, der Conſtituirung der Induſtrie, und den großen Arbeiten, durch welche viele Arme beſchäftigt werden ſollen. So ſind allein 41 Flugſchriften den Vorſchlägen zur Anlegung von Straßen, Kanälen und Eiſenbahnen, gewidmet. Auch über das Penitentiar-Syſtem iſt eine ſehr lehrreiche Schrift von Karl Lucas unter dem Titel: „De la réforme des prisons, ou de la théorie de l'emprisonnement," erſchienen. —

IV. Philologie.

Als das wiſſenſchaftliche Teſtament Champollion's kann man ſeine „Grammaire égyptienne" betrachten, deren erſter Band in klein Folio jetzt bei Firmin Didot erſchienen (zwei andere Bände werden folgen). Das erſte Hauptſtück gibt einen Abriß der Geſchichte der Schreibkunſt. Im hieroglyphiſchen Syſteme hat man, nach Ch.'s Verſicherung, bis jetzt nicht mehr als 900 Typen entdeckt. Sie ſpielen bald eine figurative, bald eine ſymboliſche, bald nur eine phonetiſche Rolle; das letztere, wenn das Zeichen den Buchſtaben andeuten ſoll, mit welchem der altägyptiſche (koptiſche) Name des Dinges beginnt, deſſen Darſtellung das Zeichen iſt. Die ägyptiſche Grammatik von Ch. enthält nicht weniger als ſieben- bis achthundert ſolcher phonetiſcher Charaktere, um die dreißig Buchſtaben des koptiſchen Alphabets zu repräſentiren. In der letzten Zeile der Inſchrift von Roſette ſieht Ch. in den 76 Charakteren — 6 figurative, 25 ſymboliſche und 45 alphabetiſche (oder phonetiſche) Zeichen. — Noch läßt dieſe Entzifferung den Selbſttäuſchungen des Interpreten einen ungemeſſenen Spielraum. Auch behaupten Young's Schüler in England und Hr. Dujardin in Frankreich, daß die von Ch. entzifferten Texte nicht durch die koptiſche Sprache erklärt werden können. Beiläufig kann hier bemerkt werden, daß Salvolini, ein Schüler Ch.'s die Forſchungen ſeines Meiſters fortgeſetzt, und daß der Abbé Peyron in Turin und Hr. Tattem in England mit der Herausgabe koptiſcher Wörterbücher beſchäftigt ſind.

Mit den Keilſchriften von Perſepolis hat Hr. Saint-Martin ſich beſchäftigt. In ſeiner Abhandlung darüber behauptet er, von den 39 Charakteren, die jene Inſchriften enthielten, habe er 25, nämlich 12 Conſonanten und 13 Vokale erkannt. Er verſucht, dieſe Inſchriften durch das Zend zu erklären. — Abbé Delatouche in ſeinen „Etudes hébraiques et Panorama des langues" — meint „alles Material der Spra-

chen auf 20 bis 30 Urwurzeln zurückgeführt zu haben." Als etymologiſches Syſtem kann es nicht einmal Gegenſtand der Erörterung werden. — Von hohem wiſſenſchaftlichem Werth iſt hingegen das große Werk von Herrn Eichhoff: „Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde." Er weiſ't darin die urſprüngliche Conformität des Sanskrit mit den europäiſchen Sprachen (mit Ausnahme des Baskiſchen, Finniſchen und Magyariſchen) nach. In der Einleitung reſumirt er, was bis jetzt mit einiger Wahrſcheinlichkeit über die vorgeſchichtlichen ſucceſſiven Einwanderungen der Iberier, der Thraker und Pelasger, der Celten oder Gaelen, Germanen und Slaven, der Magyaren und Finnen in Europa ermittelt werden konnte.

V. Geſchichte.

Die geſchichtlichen Arbeiten ſtehen fortwährend in Gunſt. Man durchforſcht Alles und die Naturwiſſenſchaften bieten hülfreiche Hand. „Uebrigens dürften unter den Erzählern (narrateurs) ſich wohl Leute erkennen laſſen, die noch vor wenigen Jahren Romane geſchrieben, wie ſie unter Diderot philoſophirt und zu Delille's Zeiten Lehrgedichte gemacht hätten."

Die Geſchichte der Religionen, die ſich gegenwärtig in alle Arten von Schriften mengt, iſt in mehreren Werken beſonders behandelt worden. Der „*Code Sacré*" (ou exposé comparatif de toutes les religions de la terre. Grand atlas in Folio) von Hrn. Anot de Maizières bietet manche intereſſante Zuſammenſtellung, iſt aber zu lückenhaft und zu oberflächlich gearbeitet, um eine Andere, als eine tranſitoriſche Bedeutung anſprechen zu können.

Von einem höheren Standpunkte aus hat Herr Auguſte Boulland in einem „Essai d'histoire universelle" (2 Bde. 8.) die Ueberlieferungen aller Völker von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten mit einander verglichen. Sein Werk zeugt von Gelehrſamkeit, langen und ſchwierigen Forſchungen und trefflichen Abſichten; ſtatt aber die Urtexte in einfacher Uebertragung ſprechen zu laſſen, hat er ihnen ſeine eigene ſtyliſtiſche Färbung gegeben, und ſie dadurch oft unkenntlich gemacht. Der Hauptzweck, das Geſetz der menſchheitlichen Entwicklung darzulegen, iſt durch die Art der Darſtellung verkümmert worden. — Von Herrn de Potter's „Histoire philosophique et critique de l'Eglise," in welcher er — in acht Bänden — die Früchte 20jähriger Arbeit niederlegen will, iſt der erſte Band erſchienen, der bis zum Ende des IV. Jahrhunderts reicht. Seite X des Vorwortes gibt der Verfaſſer als Motiv ſeiner Arbeit —

„die tiefbegründete Ueberzeugung an, daß wir die Sozietät, die in Auflösung begriffen, nur dadurch wieder zur Einigung hinführen können, daß wir die Grundprinzipien der Lehre Jesu wieder aufnehmen, und wieder uns der Mittel bedienen, welche von den Aposteln und ihren unmittelbaren Jüngern angewendet worden, nämlich der freien Liebe (charité) und Hingebung — als Religion und der brüderlichen Gesellschaftung der Menschen, die sich Alle als gleichberechtigt erkennen, als der Grundlage der sozialen Einrichtungen." — Als Endzweck, dessen Verwirklichung herbeizuführen „die wahre Philosophie berufen sei," wird dann Seite 197 die Einigung aller Menschen bezeichnet, „wenn sie die Rechte des Menschen anerkennen, an die Gerechtigkeit glauben und ihren Nächsten lieben." Wie nun Herr de Potter für jetzt und die Zukunft auf alle übrigen Glaubensunterschiede keinen Werth legt; so behandelt er auch die Dogmen der ältesten Kirche mit Geringschätzung, und spricht nicht selten von ihnen als bloßer Spiegelfechterei. Ueberhaupt „ist sein Buch in Wahrheit Nichts als eine Reihe von Dissertationen und kritischen Betrachtungen über die Hauptthatsachen der heiligen Geschichte. Es scheint uns in einem Geist der Zweifelsucht und Anschwärzung geschrieben, welcher nicht mehr an der Zeit ist." — „Zu oft auch sind die Urtheile auf verstümmelte Thatsachen und auf Beweisstellen ohne Werth gestützt." Nützlich kann diese Schrift nur durch die darin angehäufte Gelehrsamkeit, populär kann sie in keiner Beziehung werden. —

Die alte Geschichte ist durch einen neuen Band von Niebuhr's Meisterwerk, deren Uebersetzung wir Herrn von Golbéry verdanken, bereichert worden. Napoleon's „Précis des guerres de César" — zeugt von vollständiger Kenntniß der Plane, Hülfsquellen und Absichten des römischen Feldherrn. Nicht zu übersehen sind auch fünf Abhandlungen über römische Geschichte von Herrn Dureau de la Malle, in dem zuletzt erschienenen Bande der Denkschriften der Académie des inscriptions et des belles-lettres. In der ersten wird dargethan, daß die erste Ringmauer der republikanischen Weltstadt nur 638 Hektaren und die zweite, von Aurelian erbaute, nur 1396 Hektare umgränzte, welches Letztere nur $\frac{1}{5}$ des Flächeninhaltes von Paris beträgt. Paris aber hat nur 70, Rom hatte 275 öffentliche Plätze; jenes hat nur 50, dieses hatte 424, meistens mit heiligen Baumstücken umgebene Tempel, Paläste, Schaubühnen, Spaziergänge; Bäder waren umfänglicher und zahlreicher in Rom als in Paris. Aus diesen und anderen Daten erweis't Herr Dureau de la Malle, daß Rom in seiner größten Ausdehnung und mit Inbegriff des Suburbium's nicht über 650,000 Einwohner aller Klassen zählen konnte. Dieses Ergebniß wird durch die

übrigen Denkſchriften jenes Gelehrten bekräftigt, die nicht weniger leſenswerth ſind, als die erſte. Wir führen daraus nur das Datum an, daß die römiſche Republik in dem Jahrhunderte, in welchem ſie Hannibal beſiegt und Spanien erobert, nur 750,000 Bürger von 17 bis 60 Jahre zählte (Frankreich hat deren jetzt 9 Millionen), und zu Cäſar's Zeiten, obgleich faſt ganz Italien das Bürgerrecht erhalten, jene Zahl auf 450,000 geſunken, — von denen 320,000 völlig unbemittelt waren. —

Ob die hiſtoriſchen Bilder der großen Maler von Hellas, wie die neueren Fresken, auf die Mauern ſelbſt, oder im Atelier der Künſtler auf Holz gemalt, und dann erſt an dem Orte ihrer Beſtimmung befeſtigt worden? — über dieſe Frage (nachdem die meiſten Alterthumsforſcher mit Winkelmann für die erſte Meinung, Böttiger mit anderen für die letztere geſtimmt) hat Herr Letronne in ſeinen „Lettres d'un antiquaire à un artiste“ weitläufig die erſte Anſicht als die richtige zu erweiſen geſucht, Herr Raoul-Rochette die andere in einem großen Quartanten, betitelt „Monumens inédits de la peinture antique,“ vertheidigt. Herr R.-R. glaubt dargethan zu haben, daß das Malen auf die Mauer nur im Beginn und bei'm Verfall der griechiſchen Kunſt, außerdem nur ausnahmsweiſe ſtattgefunden. Seine ſehr gelehrte Abhandlung dürfte wohl den Sieg davon tragen. —

Die Schrift „De monstris et belluis“ aus dem X. Jahrhundert, die Herr Bergier de Xivrey in ſeinen „Traditions tératologiques“ mittheilt, iſt nur intereſſant als ein neuer Erweis der tiefen Unwiſſenheit unſerer Väter in der Zoologie.

Unter den zahlreichen der franzöſiſchen Geſchichte gewidmeten Arbeiten, gebührt der erſte Rang der „Histoire de la Gaule méridionale sous les conquérans germains“ (4 Bde.) von Fauriel, welche die 2te Abtheilung eines größeren von ihm unternommenen Werkes über die Geſchichte von Südfrankreich bildet. Es ergibt ſich aus deſſen Unterſuchungen, daß der galliſch-römiſche Widerſtand nur im Süden Kraft und Dauer gehabt. Die römiſche Kultur iſt hier ſo mächtig, daß ſie ſich zuletzt die Barbaren ſelbſt aſſimilirt. „Hr. Fauriel ſcheint zu glauben, daß die franzöſiſche Sozietät zur Wiege nicht den Norden gehabt, wo der Arm des Siegers dem katholiſchen Geiſte gehorcht; ſondern den Süden, wo die Keime der römiſchen Bildung (namentlich der Munizipal-Verfaſſung), auf eine Weile unter den Trümmern zerſtreut und zerdrückt, ſich von ſelbſt wieder erhoben vom X. bis zum XIII. Jahrhundert, nach der Abſonderung der ſüdlichen Provinzen von der fränkiſchen Monarchie.“ Wie dem auch ſei, das Werk des Hrn. F. erweckt einen hohen Begriff

Gelehrſamkeit und dem Talente des Verfaſſers. Des Stoffes hat er ſich vollſtändig bemächtigt.

Nicht minder ſchätzbar iſt die ebenfalls aus den Quellen geſchöpfte Abhandlung des Hrn. Reinaud über die Einfälle der Sarazenen in das mittägliche Frankreich. In der erſten Periode, die mit dem Jahre 759 ſchließt, war die Abſicht derſelben, nicht nur Frankreich, ſondern ganz Europa dem Islam zu unterwerfen. In der zweiten hingegen, die mit 889 endigt, ſind ſie faſt nur damit beſchäftigt, ſich untereinander zu befehden. Durch Reinaud erfahren wir, daß unter den einfallenden Sarazenen ſich auch Juden und Chriſten befanden, und daß die Araber ſelbſt zum Theil noch ſehr barbariſch waren. So ließ Tarek, um den Einwohnern einer von ihm belagerten Stadt Schrecken einzuflößen, einige derſelben, die er gefangen genommen, tödten, und — nachdem er ſie kochen laſſen, — von ſeinen Kriegern verzehren!

Zur Ergänzung unſerer Kenntniß des Mittelalters beabſichtigt Hr. Leroux de Lincy, ein „Livre des Légendes,“ deren Einleitung er bereits bekannt gemacht, alle romantiſchen und religiöſen Traditionen des Mittelalters geſammelt herauszugeben. Ausgezeichnet iſt die einleitende Abhandlung eben ſo ſehr durch die zierliche Klarheit des Styls, als durch geiſtreiche Ueberblicke und eine faſt immer zuverläſſige Gelehrſamkeit.

Gehen wir zu den bis jetzt noch nicht edirten Dokumenten über, ſo haben wir zuerſt derjenigen zu gedenken, welche Hr. Mignet in Betreff der ſpaniſchen Erbfolge herausgegeben. — Hr. Franciſque Michel, der, drei Jahre lang, in Auftrag des Miniſters des öffentlichen Unterrichts, die engliſchen Bibliotheken durchforſcht, um die altfranzöſiſchen Gedichte zu ſammeln, die den franzöſiſchen Sammlungen noch fehlen, — hat vorläufig in einem Bande alle auf Triſtan bezügliche Gedichte herausgegeben und ſie mit Erläuterungen und einem Gloſſar begleitet. Eine zweite Sammlung unter dem Titel: „Chroniques Anglo-Normandes,“ enthält mehreres Inedirte, was als Anhang zur trefflichen Geſchichte der Eroberung Englands durch die Normannen von Thierry dienen kann. Der erſte bis jetzt erſchienene Band dieſer Sammlung enthält Auszüge aus der Chronik von Gottfried Gaimar (einem anglo-normanniſchen Trouvére des XII. Jahrhunderts), aus dem anon. Fortſetzer des „Roman de Brut,“ aus der Chronik von Peter v. Langloff und der „Estoire e la genéalogie de dux qui ont esté en Normandie“ von Benoit-de-Sainte-More und das Leben des h. Eduard. „Die Estoire“ von Benoit-de-St.-More in 30,000 Verſen wird jetzt vollſtändig in der königlichen Druckerei zu Tag gefördert.

Auch der „Roman de Brut," im Jahre 1155 von Wace, einem normanniſchen Trouvère (dem wir auch den Roman de Rou verdanken,) gedichtet, iſt von Hrn. Leroux de Lincy herausgegeben worden. Der Text iſt nach 9 Handſchriften berichtigt, die Varianten ſind ihm beigedruckt, die veralteten Ausdrücke erklärt, hiſtoriſche und geographiſche und literäriſche Anmerkungen hinzugefügt. — Von der „*Société de l'histoire de France*" ſind Briefe des Cardinal Mazarin aus den Jahren 1651 und 1652 bekannt gemacht worden, in denen der Cardinal an Anna von Oeſtreich u. a. ſchreibt: „qu'il se meurt pour elle," und qu'il voudroit „lui envoyer son coeur," auch häufig ſeiner „passion" und „ardeur" gedenkt. Ein 2ter Band iſt der erſte einer neuen Ausgabe des „*Gregoiré de Tours*," mit gegenüberſtehender Ueberſetzung von Hrn. Guadet, die jedoch Manches zu wünſchen läßt, wenn ſie gleich beſſer iſt, als die kürzlich von Sauvigny beſorgte und als die früheren unkritiſchen von 1610 und 1688. — Berühmter ſelbſt als „Grégoire de Tours" waren früher in Frankreich die großen Chroniken der Abtei St. Denis. Durch ihre Herausgabe, für welche viele Handſchriften benutzt worden, hat Hr. Paris ſich unſtreitig ein großes Verdienſt erworben, wenn er auch ihren hiſtoriſchen Werth überſchätzt. Bisher war man mit St. Palaie der Meinung, daß die jetzige Abfaſſung des Textes, die in das XIV. Jahrhundert hinaufreicht, von Guillaume de Nangis herrühre. Hr. Paris macht es in einer einleitenden Abhandlung wahrſcheinlich, daß der anonyme Meneſtrel von Alphons, Grafen v. Poitiers, Bruder des h. Ludwig, der erſte Ueberſetzer oder Compilator jener Chroniken ſei, deren Urtext nicht mehr vorhanden iſt, und die erſt unter Philipp dem Schönen den Namen „Chroniques de France selon qu'elles sont conservées à St. Dénis" erhalten haben. —

Die Literaturgeſchichte iſt durch Bekanntmachung des doppelten „Inventaire des livres de l'ancienne bibliothèque du Louvre" bereichert worden, welches Gilles Mallet, Bibliotheks-Cuſtos unter Karl V., in den Jahren 1375 und 1411 verfertigt hat. Dieſe Bücherſammlung beſtand aus acht- bis neunhundert ſorgfältig geſchriebenen und illuminirten Bänden, und in den beiden Katalogen finden ſich im Ganzen 1,236 Werke verzeichnet. Ihr Werth wurde auf 2,322 Livres 4 Sols angeſchlagen. Der Herzog von Bedfort, der ſich als Regent des Königreichs gerirte, eignete ſie ſich für 1,200 Livres an, und ließ ſie nach England bringen. Unter den auf Befehl Karl's V. gefertigten Ueberſetzungen bemerken wir die „Cité de Dieu" des h. Auguſtin, deren Uebertragung 1371 von Raoul de Presles begonnen; ferner Ovid überſetzt von Philippe de Vitry, die Politik und Oekonomie des Ariſtoteles überſetzt von

Nicolas Oresme, einiger Schriften Seneka's, dann Sueton, Valerius Maximus, Boëtius, Donat, Marco Polo, den Thesaurus von Brunetto Latini, viele Schriften über Astrologie und geheime Wissenschaften, mehrere aus dem Arabischen übersetzte medizinische Werke u. s. w.

Von Geschichten fremder Länder ist vor Allem die des ottomanischen Reiches von Hrn. v. Hammer zu erwähnen, von deren Uebersetzung der Band III und IV erschienen. — Viele Schriftsteller beschäftigen sich mit der Geschichte und den Schicksalen Spaniens. „Eine neue Geschichte dieses Landes und Portugals von Hrn. Paquis hat die weitschichtigen Annalen von Mariana, Ferreras und La Clède auf einen mäßigen Umfang reduzirt. Bei Darstellung der bürgerlichen und kirchlichen Statuten der Westgothen ist man der historischen Schule der deutschen Rechtsgelehrten gefolgt. In Betreff der Herrschaft der Araber benutzt man häufig die Orientalisten, besonders Lembke." Am lebhaftesten wird aber unsere Neugierde durch die „Histoire du soulèvement, de la guerre et de la révolution d'Espagne" des Hrn. Toreno angeregt, die derselbe zu Paris in 5 Bänden erscheinen lassen. „Welches auch die Schicksale sein mögen, welche die Zukunft dem spanischen Volke aufbewahrt, offenbar kann es der reformirenden Bewegung, welche die Völker mit sich fortreißt, sich nicht länger mehr entziehen. Die Wiedergeburts-Krise, die ihm diese unbegrenzte Bahn eröffnet hat, ist aber unstreitig der Unabhängigkeitskrieg. Das Jahr 1808 ist für die Iberische Halbinsel eine ihrer entscheidenden Epochen." Diesen Moment der Verschmelzung der verschiedenen Elemente des jetzigen Spaniens muß man in seiner hohen Bedeutung zu würdigen wissen. Ob das Werk des Hrn. T. dieser Aufgabe entsprochen? Wir müssen es bezweifeln. Demungeachtet ist seine Geschichte als das Werk eines Spaniers, eines Staatsmannes, eines Augenzeugen, zum Theil selbst als eines derer, die die erste Rolle gespielt, von nicht geringer Bedeutung, und trägt überdies das Gepräge gewissenhafter Arbeit. Mehrere sehr interessante Thatsachen werden uns zuerst durch dieselbe bekannt, wie u. a. daß Joseph Bonaparte der Regierung zu Cadix durch den Canonikus La Pena antragen ließ, er wolle sich ganz der Leitung der Cortes überlassen, wenn sie ihn als König anerkennen wollten. Am gelungensten und belehrendsten ist die Darstellung des freiwilligen, allgemeinen Aufstandes. —

Zum Beschlusse dieser Abtheilung verdient hier noch die Correspondenz des berühmten Präsidenten Charl. de Brosses angeführt zu werden, welche Hr. Colomb unter dem Titel: „L'Italie il y a cent ans," herausgegeben. Der gelehrte und geistvolle Präsident war im Jahr 1739 nach Italien gereist, um die Materialien zu seiner Ergänzung des Sallust

zu ſammeln. Auf dieſer Reiſe ſchrieb er die von Hrn. Colomb in 2 Bänden mitgetheilten Briefe, die eine reiche Schilderung des damaligen Italiens und ſeines Lebens bieten. Von Rom aus beſchreibt er das Conclave, welches gerade gehalten wurde, und verzeichnet alle die Intriguen und Schelmenſtreiche, „die ſich jedesmal erneuern, ſo oft es gilt, der chriſtlichen Welt ein Oberhaupt zu geben.“ Zu Neapel wohnte er den erſten Ausgrabungen von Herkulanum bei. Er durchforſchte Alles, nur einmal ermüdet ablaſſend, als er zu Venedig bereits 1,200 Bilder von Tintoretto durchmuſtert hatte.

VI. Literatur.

Die Romane, Gedichte und eine Menge capriziöſer Compoſitionen, die nicht leicht zu rubriziren ſind, nehmen, wie Eingangs bemerkt, eine große Stelle im allgemeinen Inventarium ein. Die poetiſchen und romantiſchen Werke, welche eines literariſchen Studiums werth ſind, bilden immer nur Ausnahmen. Die bedeutendſten des vorigen Halbjahres ſind gleich nach ihrem Erſcheinen ſo reichlich beſprochen worden, daß hier nichts mehr zu ſagen iſt über de Lamartine's „Joscelyn,“ über den epiſchen Verſuch (Napoléon) von Edgar Quinet, und über Alfred de Muſſet's „Confession d'un enfant du siècle.“ Hierher gehöret auch Janin's „Chemin de traverse.“

Hr. Alphonſe Karr hat zwei Bände geſchrieben, die es ihm „Le Chemin le plus court“ zu betiteln beliebt. Sie ſind geiſtreich, mannigfaltig, oft graziös — und unterhaltend. Der Verfaſſer verſchmäht die Contraſte der Charaktere, die Hülfsmittel des Geheimnißvollen und Ueberraſchenden. Seine Manier läßt ſich mit der der flammändiſchen Maler vergleichen. Man verweilt mit Ergötzen bei ihrem Anblick; aber ſie laſſen keinen Eindruck in unſerer Seele zurück. — Sehr zu wünſchen wäre, daß Hr. Karr ſich künftig nicht mehr ſolchen Digreſſionen hingebe, die durch Nichts gerechtfertigt ſind, daß er die paradoxen Behauptungen wegließe, die doch nur zur Ausfüllung dienen, — und Einfälle, die vielleicht nicht von allen Leſern von gutem Geſchmack gebilligt werden, wie z. B., wenn er zwei Seiten weiß läßt, Jedem anheimſtellend, ſie beliebig auszufüllen, oder wenn er eine Seite in zwei Columnen ſpaltet, um gegeneinander zu ſtellen, was zwei ſeiner Perſonnagen denken.

„Settimia“ von Mad. Hortenſe Allard iſt ein Roman, der beſonders erwähnt zu werden verdient und der Verfaſſerin unter den Schriftſtellerinnen eine Stelle ſichert, die ihr bisher nur von der Freundſchaft zugeſtanden wurde. Settimia erfüllt großentheils die Erwartungen

zu denen vor ungefähr zehn Jahren „Gertrude", das erſte Werk der Mad. A. uns berechtigt hatte. Auch in ihren ſpäteren Arbeiten, wie z B. in ihrer Schrift: „La femme et la démocratie," hatte Mad. A. ſich als hochgeſinnte, denkende Schriftſtellerin bewährt. Noch blieb aber hinſichtlich der Ausführung, Farbe, Leichtigkeit und Anmuth — Manches zu wünſchen übrig. Settimia läßt in dieſen Beziehungen nichts vermiſſen. Beſonders meiſterhaft hat ſie den Kampf zwiſchen Ehrgeiz und Liebe in dem Herzen der Heldin ihres Romans geſchildert, der neben „Rome souterraine," einem Roman, an den jener zuweilen erinnert, eine Stelle einzunehmen verdient. —

Der Name Hyppolite Arnaud, auf den man durch den Roman „Pierre" aufmerkſam geworden, ſoll, wie es heißt, den einer anderen Schriftſtellerin verbergen. Hätte die Verfaſſerin nicht zwei ganze Bände füllen müſſen, ſo würden mehrere Scenen von wahrem und tiefem Gefühl und glühender Ausführung nur zu loben ſein. Im Ganzen genommen iſt es ein glücklicher Erſtling der Muſe, der die Verfaſſerin zu ernſteren Studien und die Leſer zu wohlwollender Beachtung verpflichtet.

„Hr. v. Balzac, der ſich den fruchtbarſten unſerer Romanſchreiber nennen läßt, hat ein Schreibſyſtem erfunden, welches ihm geſtatten wird, jene Bezeichnung ohne viele Mühe zu rechtfertigen. Statt ſich zu bemühen, die Elemente, welche die bekannte Sprache ihm darbietet, ſeinen Gedanken anzupaſſen, ſchmiedet Hr. v. B. ſich Worte oder gebraucht barbariſche und unverſtändliche Ausdrücke, die er, Gott weiß wo, auftreibt. So offenbart uns der Lys dans la vallée bald „*patimens* subis en silence," bald „*blandices* ignorées," bald „des convictions *immarcescibles*." Ein „*parfum* de femme" brillirt in der Seele des Helden, und dieſe Frau ſpricht mit einer „*voix d'or*." Billig ſollte der Herausgeber ein Wörterbuch beifügen.

Dieſe Fruchtbarkeit erklärt ſich aber ebenwohl durch den dem Neologismus entgegengeſetzten Fehler: die Bläſſe und den Mangel an Charakter. Dieſer Vorwurf trifft nur zu oft den Styl des Bibliophilen Jakob (Lacroix). Dagegen bietet er der Neugierde der Leſer die Hülfsquellen einer pikanten Beleſenheit. Dies wird ſeinem letzten Roman: „Pignerol, histoire du temps de Louis XIV." (in 2 Bänden) Dauer verleihen. Der Verfaſſer verſucht darin eine neue Löſung des Räthſels vom Manne mit der eiſernen Maske, der kein anderer ſein ſoll, als der Oberintendant Fouquet. Hrn. Jakob zufolge hatte Fouquet, ſchaamlos die Staatskaſſe plündernd, um ſeinen galanten Capricen zu fröhnen, die unverſöhnliche Rache des Königs dadurch auf ſich gezogen, daß ſeine Gelüſte ſich bis zur Mlle. de la Vallière verſtiegen. Im Jahr 1664, nach dreijährigem Prozeß,

verurtheilt und in den Donjon von Pignerol eingesperrt, wäre er nach 16jähriger Gefangenschaft im Entweichungsversuche ertappt, als gestorben ausgegeben und in effigie begraben, in der That aber in den eisernen Sarg gesperrt worden, in welchem er noch 23 Jahre gelebt. —

Wir werden nicht versuchen, den übrigen Plunder von Romanen und anderen verwandten Productionen zu verzeichnen. Wäre es möglich, die 200 Bände dieses Gelichters, die in den letzten Monaten erschienen, zu classifiziren, so würde man sie in unmerklichen Uebergängen bis zur unheilbarsten Albernheit, bis zur unverschämten Nullität herabsteigen sehen. Wir begnügen uns, auf einige Züge ihrer allgemeinen Physiognomie hinzudeuten, welche in dieser Gattung auf eine neue Tendenz zu schließen erlauben.

Wir wenden uns zurück auf die Literatur, wie sie vor etwa drei Jahren war. Der Roman war damals nichts Geringeres, als das Epos der neueren Zeiten; sein Rahmen und seine Maschinerie constituirten die Form par excellence, und er wich vor keiner der großen historischen oder sozialen Fragen zurück. Diese Aufwallung von Stolz ließ sich durch ein berauschendes Glück entschuldigen. Gegenwärtig etwas weniger gehätschelt, — verzichtet der Roman nach und nach auf die Prätentionen, die ihn nur zu oft bis zum Lächerlichen hingeführt haben. Er sucht wieder zu werden, was er ehemals gewesen, eine erholende und leichte Lektüre, ein Schauspiel am stillen Kamin. Noch zu bemerken ist, daß die Mehrheit der Schriftsteller Mäßigung im Style, Moralität, zuweilen sogar Rechtgläubigkeit affektirt. Die Klagen über die Zuchtlosigkeit der Geister sind nicht mehr gegründet. Solchen, die in der französischen Literatur nur Schlimmes sehen wollen, ohne das Gute, das sie bewirkt, in Rechnung zu bringen, können wir die Versicherung geben, daß das moralische Uebel zu keiner Zeit geringer war, als in der gegenwärtigen. Es wäre ein Leichtes, die Beweise dafür zu häufen. Ohne aber den Kreis der literärischen Erscheinungen, den wir durchlaufen haben, zu überschreiten, führen wir zur Vergleichung ein Werk an, welches, vor fünfzig Jahren geschrieben, jetzt wieder aufgelegt worden ist, wir meinen die „Théorie des lois criminelles," von Brissot de Warville (2 Vol.), Hier lies't man im Kapitel über den Ehebruch: „Der Ehebruch existirt nicht in dem Gesetz der Natur. Es ist vielmehr sehr natürlich, seinen Geschmack nicht auf eine Frucht zu beschränken, sondern alle Blumen zu pflücken, die dem Geruche schmeicheln und das Auge bezaubern können." Gewiß wird man in keiner einzigen Schrift des Tages diese anakreontische Phrase wiederfinden, die unseren Vätern in einer ernsten juristischen Abhandlung leider nicht anstößig war." —

5.

Rückblick auf die französische Literatur in der zweiten Hälfte des Jahres 1836.

Zur Ergänzung der vorhergehenden Uebersicht werden wir im Nachfolgenden einen gedrängten Auszug aus einem ferneren Berichte desselben Literators liefern, der im Heft vom 15. Mai eben jener Revue (S. 153 bis 198) abgedruckt ist.

Nachdem Hr. T. „die gegenwärtige Unfruchtbarkeit der französischen Literatur und die unerklärte Erstarrung (engourdissement) der Geister" beklagt, bemerkt er, daß, „in Ermanglung von Werken ersten Ranges, er eine Stufe herabsteigen mußte," um vorzugsweise die belehrenden Arbeiten zu berücksichtigen, die er unter die Rubriken Philosophie, Geschichte und Literatur geordnet.

I. Philosophie.

In einer an Regeneratoren so fruchtbaren Zeit darf man es verwunderlich finden, daß volle sechs Monate nicht ein einziges philosophisches Evangelium, nicht ein neues Programm der menschlichen Wissenschaft geliefert haben. Einige und zwanzig Bücher und Flugschriften theilen sich in kritische Studien über alte Systeme und Abhandlungen über Erziehung. Die letzteren sind nicht bedeutend genug, um näher besprochen zu werden. Im allgemeinen sind es löbliche Bemühungen die kommenden Geschlechter vom Zwiespalt zwischen Gefühlen und Principien, von der unordentlichen Schwätzerei, von jener eitlen Neugierde, dem Zweifel und den tausend geistigen Aengsten zu befreien, welche unsere Epoche bis zur Verdummung ermüden.

Unter den kritischen Werken verdienen drei besonderer Erwähnung. Einer sehr umfänglichen Druckschrift, welche die Ouvrages inédits d'Abélard enthält, ist eine sehr belehrende Einleitung des Hrn. Cousin voran

gestellt. Jene unedirten Werke bestehen in dem „Sic et non“ und in der verstümmelten Dialektik Abelard's. Das erstere ist nur eine Rüstkammer von Gelehrsamkeit, ein Repertorium von Sentenzen aus den Kirchenvätern, die so zusammengestellt sind, daß sie die Meinungsverschiedenheiten derselben über die Hauptpunkte der Theologie anschaulich machen; doch bemerkt Abelard im Prolog, daß diese Differenzen nur anscheinlich seien, obgleich die Kirchenväter allerdings auch dem Irrthum unterworfen gewesen.

Den Streitpunkt, der zur Zeit Abelard's die Scholastiker hauptsächlich beschäftigte und sie in Realisten und Nominalisten spaltete, entwickelt die Einleitung des Hrn. Cousin mit großer Klarheit. „Kömmt den Gattungen und Arten ein eigenes, wirkliches Sein zu, oder sind es nur Abstractionen des Verstandes?“ Ist z. B. unter Menschengeschlecht ein wirkliches Gesammtwesen zu verstehen, oder ist es nur eine verabredete Bezeichnung, ein bloßer Laut, um eine Gruppe anscheinlich ähnlicher Einzelwesen damit zu bezeichnen? Die Neuerer ließen, dem (mißverstandenen) Aristoteles folgend, alle wahren Begriffe nur durch die Sinne uns zukommen; da diese nun blos Einzelnes (Individualitäten) zur Vorstellung bringen, so schrieben sie nur diesem Wirklichkeit zu und wurden, weil sie die Allgemeinheiten zu bloßen Namen machten, Nominalisten genannt. Die altgläubigen Philosophen hingegen behaupten, die Gattungen bestünden durch sich selbst, seien wirkliche und lebendige Substanzen, die Individuen nur deren verschiedene Accidenzen. Man nannte die Anhänger dieser Meinung Realisten. „Zwischen diesen beiden Parteien, bemerkt Hr. T., spielte Abelard die Rolle eines Schöngeistes, der sich vor Allem durch ein eigenes System berühmt machen will, und gegen Cousin behauptet er: „*Abélard* fait de l'éclecticisme.“ Zum Erweis führt er des Letzteren Worte an: „die Arten und Gattungen sind Erzeugnisse des Geistes; es sind weder Worte, obgleich Worte sie aussprechen, noch Dinge außer- oder innerhalb der Dinge; es sind Begriffe (conceptions).“

„Von der scholastischen Philosophie zum deutschen Idealismus,“ meint dann Hr. T., „sei der Uebergang leicht und legitim,“ und wendet sich sofort zu der „Histoire de la philosophie allemande“ (2 voll. 8.) des Hrn. Barchou de Penhoën.

„In fünf Kapiteln, welche — Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling und Hegel überschrieben, reconstruirt und formulirt ziemlich deutlich (?) der Vfr. das System jedes dieser Philosophen, indem er die in ihren zahllosen (!) Werken zerstreuten theoretischen Ansichten zusammenordnet.“

Aus dem aber, was Hr. T. aus dieſer Geſchichte anführt und darüber und dagegen bemerkt, iſt leicht zu erſehen, daß weder Hr. Barchou, noch Hr. T. die Syſteme jener Philoſophie in ihrer weſentlichen Eigenthümlichkeit erfaßt haben.

Die einzige hier noch zu erwähnende Schrift iſt das „Examen critique de la philosophie de Bacon“ des verſtorbenen Grafen Joſ. de Maiſtre, welches aus ſeinem Nachlaſſe jetzt erſt herausgegeben worden. Es wird darin zu erweiſen verſucht, daß die im Novum organum zur Beſeitigung der alten Syllogiſtik vorgeſchlagene Induktions-Methode falſch, und daß alle Wiſſenſchaften bereits auf dem rechten Erfahrungswege im Fortſchreiten begriffen, als Baco aufgetreten. Dieſe Gegenſchrift enthält zwar manche treffende Zurechtweiſung, aber auch nicht wenige Beiſpiele bitterer Feindſeligkeit und frömmelnder Unredlichkeit des Vfrs.*)

II. Geſchichte.

1) Allgemeines. Die Aufgabe des Hiſtorikers wird immer ſchwieriger und gefährlicher. Unſer Jahrhundert, welches Alles wiſſen will und Alles bezweifelt, ſcheint Thatſachen und deren Beweiſe jenen ergreifenden Gemälden vorzuziehen, wo die Kunſt der Compoſition und der Scharfſinn des Urtheils die Fähigkeit des Schriftſtellers beſſer beweiſen als die Anhäufung von Citaten ... Man muß Geologie und Phyſiologie verſtehen, um die Oertlichkeiten und den Organismus der Völker zu erklären; Theologie, Jurisprudenz und Staatswirthſchaft, um die Dogmen und den Geſetzſtand zu vergleichen; Archäologie, Philologie und Aeſthetik, um die Anfänge und Entwicklungen des geiſtigen Lebens kritiſiren zu können. Alle Wiſſenſchaften müſſen beitragen zur Wiſſenſchaft der Thatſachen. Auch iſt zu bemerken, daß beinahe alle ernſten Arbeiten mit mehr oder minder Fug die hiſtoriſche Geſtalt annehmen, weshalb wir unter dieſe Abtheilung auch Werke begreifen, die nicht unmittelbar hierhin gehören.

Wir beginnen mit dem Wiederabdruck des „Essai zoologique sur le genre humain“ von Hrn. Bory de Saint-Vincent und dem „Essai sur les races humaines“ von Hrn. Broc. Bisher hat in Betreff der urſprünglichen Einheit des Menſchengeſchlechts einerſeits der religiöſe Eiferglaube hartnäckig am bibliſchen Buchſtaben (oder vielmehr an der kirchlichen Deutung deſſelben) feſtgehalten, anderſeits die ſg. Aufklärung jede Widerlegung der Ueberlieferung als einen Sieg der Wiſſenſchaft gefeiert. Gegenwärtig wird mit Ruhe die Löſung jenes Räthſels von der

*) Hostilité flagrante et pieusement déloyale.

Physiologie erfragt. Linnée nahm 4, Blumenbach 5, Cuvier 3, Dümeril und Virey jeder 6, Desmoulins 11, Malte-Brun 16 Rassen an; Hr. Bory, nachdem er die Bimanen in Mensch und Orang-Utang unterschieden, theilt die erstere Gattung in 15 Arten, die er selbst wieder in Rassen und Familien unterabtheilt, jeder jener 15 Arten eine eigene Heimath zuweisend. Hr. Broc dagegen nimmt mit Hrn. Gerdy eine menschliche Urgattung und vier, nach der Hautfarbe unterschiedene Untergattungen an.

„Da der organische Mechanismus überall derselbe ist, so können die besondern den Benennungen nur von der Gestalt, dem Umfang (volume) und der Farbe hergenommen werden. Die beiden ersten Merkzeichen schienen uns sehr unzuverlässig, da alle Welt weiß, daß die vorzugsweise erregten Organe sich auf Kosten der übrigen entwickeln, und daß die Verschiedenheit der Lebensweise hinreichend die der Aeußerlichkeiten erklärt." Diese Unterschiede, durch viele Geschlechter sich fortsetzend, erzeugen auf die Länge hin scharf abgesonderte Typen. Das dritte Merkmal, der Farbe der Haut und dem Haar entnommen, regt Fragen an, zu deren Lösung vor der Hand noch keine Aussicht eröffnet ist.

Als eine „Anwendung der Psychologie auf die historischen Studien" bietet uns Hr. Lélut, ein sonst ausgezeichneter Arzt, eine Abhandlung „Du Démon de Socrate." Zur Charakteristik derselben genügt die Anführung nachfolgender Stelle: „Es ergiebt sich hieraus, daß Sokrates ganz eigentlich ein Narr ist (est bien véritablement fou), da, wenn es ein förmliches und unzweifelhaftes Zeichen von Narrheit gibt, es die Hallucinationen sind, nämlich der Geisteszustand, in welchem wir unsere eigenen Gedanken für Empfindungen halten, die durch unmittelbare Einwirkung äußerer Dinge verursacht werden. Der Philosoph hat, vielleicht 10 Jahre lang, diesen unabläugbaren Charakter geistigen Irrseins dargeboten." Hr. T. dagegen meint mit Montaigne: „Der Dämon des Sokrates war ein gewisser Impuls des Willens, welcher sich ihm ohne Beirath seiner Vernunft darstellte." Schon längst aber hat Herr Koreff, ein zu Paris prakticirender Arzt, in einer demselben Gegenstand gewidmeten Schrift die Lösung dieses historischen Räthsels in dem Gebiete des Somnambulismus und des Hellsehens gefunden.

2) Geographie. — Die gelehrten Forschungen Joach. Lelewel's, über die Kosmographie der Alten, sind zusammengestellt unter dem Titel „Pythéas de Marseille"*) herausgegeben worden. Polybius und Strabo hielten die Reiseberichte des Pytheas für fabelhaft; auch

*) In 8°. mit Karten. A la librairie polonaise.

Gosselin verwarf sie noch. Hr. Lelewel versucht das Ansehen jenes Reisenden zu rehabilitiren. Auf den beigegebenen Karten kann man den Gallo-Griechen begleiten, wie er Iberien umschifft, an der Spitze von Finistère den carthagischen Seeweg verläßt, Cornwallis berührt, die östliche Küste Britanniens bestreift, bis zur ultima terrarum Thule (Island oder Feroë), und zuletzt im baltischen Meer bis zur Mündung des Tanais dringt. Wir glauben, daß Hr. L. dem kühnen Reisenden die Ehre seiner Entdeckungen wiedergegeben hat.

In der ersten Abtheilung der „Histoire de la Géographie du nouveau continent," — des Hrn. A. v. Humboldt, verbreitet sich derselbe über die Ursachen, welche die Eroberung der neuen Welt vorbereitet und herbeigeführt haben. „Die Kuglichkeit der Erde war schon bei den Alten angekündigt durch die Pythagoräer, Aristoteles, Strabo, Seneka und Makrobius. Diese Meinung, von den Arabern bekräftigt, verbreitet durch Dante, Roger Bako, Albert d. Gr., Vincenz v. Beauvais, Peter v. Ailly, war allgemein angenommen." Hr. v. Humboldt weis't nach, daß schon vor Columbus der Astronom Toscanelli, der Kaufmann Martin Behaim u. m. a. auf den Gedanken gekommen, auf einem Wege nach Westen den Orient zu erreichen. Hr. T. erinnert bei dieser Gelegenheit, daß schon Jean de Béthencourt, Kämmerer Karls VI. und Neffe des Großadmirals, sich auf den Ozean gewagt zur Entdeckung unbekannter Regionen, aber, auf eigne Kosten schiffend, nicht so weit nach Westen vordringen konnte, als er beabsichtigte, sondern nur bis zu den kanarischen Inseln gelangte, von denen er 1402 Besitz nahm. Möglich wäre nun wohl, daß Pierre d'Ailly, aus dessen Werken, wie Hr. v. Humboldt erweis't, „Columbus seine klassische Gelehrsamkeit und seine moralische Ueberzeugung geschöpft," — als Beichtvater des Königs, dessen Kämmerer Béthencourt war, von diesem Mittheilungen empfangen, wie auch portugiesische und spanische Chroniken dem Erfolge Béthencourt's den Eifer Heinrichs v. Portugal für Beförderung der Astronomie und der Schifffahrt zuschreiben.

Außer den Arbeiten von Lelewel und v. Humboldt, erwähnt Hr. T. nur noch die von Hrn. Cazcaux besorgte Uebersetzung von Capitain Back's Reise in die arktischen Regionen in den Jahren 1834 und 1835. (2 Bände mit Karten). Die Genauigkeit des Berichtes, die beigefügten wissenschaftlichen Anmerkungen und die Leichtigkeit der Uebersetzung machen dieses Werk empfehlenswerth.

3) Alte Geschichte. — Mit Recht wendet sich die Aufmerksamkeit der Gelehrten jetzt den paläographischen Arbeiten zu, da deren Erfolg ein neues Licht über das Alterthum ausbreiten würde. Hr.

Salvolini gibt eine „Analyse grammaticale et raisonnée des anciens textes égyptiens“ heraus. Die erſte davon erſchienene Abtheilung bietet den Text und die Erklärung der berühmten Inſchrift von Roſetti.

Unter den geſchichtlichen Werken verdient zunächſt mit Auszeichnung genannt zu werden die Geſchichte des römiſchen Reiches von der Schlacht von Aktium bis zum Falle des abendländiſchen Reiches, von Hrn. Cayx. Der erſte 700 S. S. ſtarke Band, dem noch zwei andere nachfolgen ſollen, erzählt die Ereigniſſe vom Ende der Bürgerkriege bis auf Nero. Hr. Cayx, ſich ausdrücklich der fataliſtiſchen und der ſymboliſchen Schule entgegenſetzend, gehört auch nicht zu der pittoresken, wohl aber zu der Schule Polyb's und des Tacitus. Mit ſorgfältigem, fleißigem Studium verbindet er geſundes Urtheil und klare Darſtellung.

Der Orient wird bald beſſer in Europa, als im Orient ſelbſt gekannt ſein, was großentheils dem Ueberſetzungsverein zu verdanken, der zu London ſeinen Sitz hat, und auch auswärtige Philologen zur Mitwirkung anregt. Seine Sammlung iſt jetzt durch zwei ſchätzbare Arbeiten bereichert worden. Die Eine derſelben iſt die von Hrn. Dubeux beſorgte franzöſiſche Ueberſetzung von Tabari's Chronik (ſ. Phönix Nro. 164). Die andere bieten uns die „Lettres sur l'histoire ancienne des Arabes,“ von Hrn. Fulgence Fresnel... „In der Wüſte ſind die Haupttage diejenigen, die merkwürdig werden durch das Aufeinandertreffen zweier Stämme, einen kühnen Handſtreich, einen ritterlichen Kampf, eine Vendetta. Der Bericht von einem denkwürdigen Tage, von einem Augenzeugen erſtattet, prägt ſich dem Gedächtniſſe eines Rawi's ein, des Geſchichtner's dieſer Zeit, deſſen Verdienſt darin beſteht, Wort für Wort, ohne Zufügung oder Weglaſſung einer Sylbe, wiederholen zu können, was er gehört. Auf dieſe Weiſe pflanzt die urſprüngliche Abfaſſung ſich völlig unverändert durch mehrere Geſchlechter von Erzählern fort. Im VIII. Jahrh. unſerer Zeitrechnung machte Abu-Ubaydah ſich berühmt durch die große Anzahl und Genauigkeit der Sagen, die er erzählen konnte. Ein Jahrh. ſpäter ſchrieb ein arabiſcher Compilator zu Cordova Alles nieder und nannte die Sammlung das Halsband, weil jeder der 25 Bände, aus denen ſie beſteht, den Namen eines Edelſteines trägt. Dieſe in die erſten Jahrh. unſerer Zeitrechnung hinaufreichenden Ueberlieferungen ſind in Proſa, der älteſten arabiſchen, die wir beſitzen, verfaßt, und zwar in dem Dialekt, deſſen nur Mahomed vollkommen mächtig geweſen ſein ſoll. Die ungemeinen Schwierigkeiten, die er darbietet, hat Hr. Fresnel mit Hülfe eines arabiſchen Gelehrten zu überwinden geſucht, und dem Texte überdies ſehr reiche Anmerkungen beigefügt.“

4) Geſchichte von Frankreich. „Dieſe, an Neuigkeiten

arme Abtheilung, hat einen großen Umfang durch den Haufen von ſchon großentheils bekannten Memoiren und Dokumenten, welche in den großen Sammlungen ihre Stelle finden, die durch die Concurrenz der Buchhändler vervielfältigt worden. Eine Ausnahme hiervon iſt zu Gunſten der „Archives curieuses de l'histoire de France“ zu machen, welche die Hrn. Cimber und Danjou herausgeben.“ Dieſes jetzt auf 13 Bände angewachſene Repertorium bietet mitunter noch unedirte Urkunden, außerdem Abdrücke meiſtens ſehr ſelten gewordener Flug-Schriften und Flugblätter. Die drei zuletzt erſchienenen Bände (X. bis XIII.) führen uns das Drama der Ligue vor, wie es von der ſechſten Waffenergreifung der Hugenotten im Jahr 1580 bis zum Frieden von 1598 zwiſchen den Königen von Frankreich und Spanien ſich entwickelt. Die Herausgeber führen uns die Sprecher der verſchiedenen Parteien vor, und deuten in beigegebenen kurzen Notizen den geſchichtlichen Werth derſelben an.

Die Sammlung der auf die Geſchichte von Frankreich bezüglichen Aktenſtücke, welche mit königlicher Ermächtigung und mit Hülfe des Budget's veranſtaltet wird, iſt um einen Band vermehrt worden: „Le Polyptique“ oder Status der Grundſtücke, Einkünfte und Leibeigenen der Abtei St.-Germain-des-Près, der unter Karl d. G. vom Abte Irminon gefertigt.

Für die Geſchichte der neuſten Zeit wird man bedeutende Aufſchlüſſe von den Mémoires de Lucien Bonaparte erwarten; hierin aber durch den erſten (von 5 bis 6) im vorigen Jahre erſchienenen Band ſich getäuſcht finden, da er kaum irgend einen charakteriſtiſchen Zug, eine neue Angabe bietet, die zur Berichtigung der bis jetzt geltenden Annahmen dienen könnte. Hoffentlich wird der zweite Band, der die Tragicomödie des 18. Brumaire eröffnet, für welche Herr Lucian Bonaparte der wichtigſte Zeuge iſt, uns für den erſten entſchädigen.

Ungeachtet ſo viele Schriften über Napoleon erſchienen, blieb doch noch ein Werk erwünſcht, worin die Thatſachen in gedrängter, aber nicht confundirender Gruppirung raſch zu den Reſultaten hinführten. Der „Essai sur l'établissement monarchique de Napoleon“ von Hrn. Camille Paganel entſpricht dieſem Wunſche. Der Verfaſſer hat hiermit eine treffliche Biographie eines Mannes geliefert, der eine ganze Epoche in ſich abſorbirt. Sein merkwürdiges Talent für den Styl weiß die gewöhnliche Trockenheit analytiſcher Reſümé's zu verhüllen.

5) Ausländiſche Geſchichte. Das Intereſſe, welches der Kampf auf der Iberiſchen Halbinſel einflößt, hat im vorigen Jahre nicht weniger als drei allgemeine Geſchichten Spanien's, und mehr als 20 Schriften über die Einrichtungen, Hülfsmittel und jetzigen Kämpfe

dieſes Landes hervorgerufen. Wir hätten hier zuvörderſt die von der Akademie der Inſchriften gekrönte Abhandlung des Herrn Papencordt (v. Berlin) über die Wanderungen der Vandalen und ihre Niederlaſſung in Afrika zu erwähnen, wenn dieſelbe in Druck gegeben worden wäre. Von den übrigen Schriften möchte dauernder Werth wohl nur der „Histoire d'Espagne“ (vom Einfall der Gothen bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts) von Herrn Roſſeeuw Saint-Hilaire zuzuerkennen ſein. Der erſte im vorigen Jahre erſchienene Band bezeugt treues Studium der Original-Urkunden, ſtrenge Gelehrſamkeit und beſonders ein richtiges Gefühl für hiſtoriſche Compoſition. Die Ausführung zeichnet ſich vielleicht weniger durch hervorſtechende Vorzüge als durch Vermeidung der jetzt ſo geläufigen Mängel aus. — Auch die Geſchichte des ottomaniſchen Reiches von Herrn von Hammer verdient von Neuem in Erinnerung gebracht zu werden. Der V. und VI. Band der Ueberſetzung, die zuletzt erſchienen, umfaſſen (von 1520 bis 1574) die Regierung von Soliman, den die chriſtlichen Völker als den großen begrüßt, und die von Selim II., deſſen Mängel unter dem Abglanz des väterlichen Ruhmes verſchwanden. —

Ob das Türkiſche Reich Beſtand halten könne? Ein Reich, in welchem 14 Millionen Menſchen conglomerirt ſind, wo die eigentlichen Türken, die erobernde Raſſe, kaum $\frac{1}{20}$tel, die Korangläubigen höchſtens ein $\frac{1}{3}$tel, der Bevölkerung bilden, die zwei anderen Drittel von verſchiedenartigen Glaubensmeinungen und Geſetzen beherrſcht! Die Zeit, die Alles abnutzt, hat die Schärfe des Säbels abgeſtumpft; man braucht keine andere Urſache für den Verfall eines Reiches zu ſuchen, deſſen Grenzen blos mit dem Säbel eingefurcht worden. Eine letzte Kriſe wird für nahe genug gehalten, um alle politiſche Cirkel zu beſchäftigen. Doch gibt es Publiziſten, die in der Ottomaniſchen Staatseinrichtung bis jetzt noch nicht wahrgenommene Bedingungen der Kraft und Dauer entdeckt zu haben behaupten. So die Verfaſſer der Denkſchrift: „La Turquie, ses ressources, son organisation municipale et son commerce“ und der Einleitung dazu. Die letztere (auch abgeſondert unter dem Titel: „Les deux mondes“ ausgegeben) iſt von Herrn Guſtav von Eichthal (ehemaligem Saint-Simoniſten), verfaßt. Er meint, der Unterſchied, der ſich in den geſammten ſozialen Einrichtungen des Orients und des Occidents kund gebe, ſei in örtlichen und unveränderlichen Urſachen begründet. Beide Welten müßten deßhalb darauf verzichten, einander zu modifiziren, vielmehr mit wechſelſeitigem Wohlwollen die Entwicklung des eigenen Lebensprincips jedes von Beiden zu fördern ſuchen. Er ſieht in Conſtantinopel und Paris zwei auf die ganze Menſchheit ausſtrahlende

Lichtherde; Oeſtreich iſt ihm die vermittelnde Fortſchrittsmaſchine, welche, als Conductor, den civiliſirenden Funken leite. — Bedeutender iſt das Hauptwerk, deſſen Verfaſſer, Herr David Urquhart, engliſcher Geſandtſchaftsſekretär zu Conſtantinopel iſt. Er ſieht in der Türkei ein Land, mit 3000 (engl.) Meilen Seeküſten, und einem Boden von 5000 Q.-Meilen überſäet mit den mannigfaltigſten Erzeugniſſen u. ſ. w., welches — in ſeiner Integrität zu erhalten, England ein großes Intereſſe hat, da es hoffen darf, dort Herr des Marktes zu werden. — Beide Schriftſteller ſtimmen darin überein, daß die Türkei in ſich ſelbſt die Elemente ihrer Wiedergeburt beſitze, und noch lange Europa als Damm gegen die umſichgreifende Macht Rußland's dienen könne. Das Princip der Rettung glaubt Herr Urquhart in den örtlichen und Munizipal-Einrichtungen entdeckt zu haben, welche die Eroberer vorgefunden und durchgängig unberührt gelaſſen hätten. — Wie dem auch ſei, jedenfalls bleibt das Werk des Herrn Urquhart eines der brauchbarſten, um hinſichtlich der Bevölkerung, der Verwaltung, der Finanzen und des Handels der Türkei zu Rath gezogen zu werden.

Intereſſante Ueberſichten bietet ebenfalls der in zwei Heften in Folio vom Grafen Stanislas Plater herausgegebene „Atlas historique et militaire de la Pologne.“ Hier werden uns auf mehreren colorirten Blättern die Territorial-Revolutionen, die denkwürdigſten Feldzüge, Belagerungen und Schlachten von Anfang des XVII. Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag hin vorgeführt. Der gegenüberſtehende Text reſumirt die politiſche Stellung der Epoche, die Stärke und Bewegung der Heere und die allgemeinen Reſultate der Feldzüge. —

Ueber England finden wir manches Belehrende in den „Observations recueillies en Angleterre“ (2 voll.) von Herrn Simon, und in „Angleterre en 1836“ (2 voll.) der Ueberſetzung der Briefe an Freunde von Hrn. von Raumer. Dieſer Letztere verſäumt keine Gelegenheit, die drei Königreiche auf Koſten des armen Frankreich's herabzuſetzen. Dieſe Schwäche abgerechnet, zeigt er Wiſſen und hohen Verſtand. „Chez lui la pensée déborde et noie l'observation.“ — Das Werk des Herrn Simon contraſtirt mit dem ebenerwähnten durch die Präziſion des Planes und eine Unparteilichkeit, die von gutem Geſchmack zeugt. Die Schalen der Wage, die er zwiſchen den beiden Völkern hält, ſchwanken auf und ab, ohne jemals zu verwunden. Die ſchwachen Seiten England's — Literatur, Künſte und höherer Unterricht — werden ſchonend berührt; der größte Theil des Buches zeigt den Verfaſſer als gelehrigen Schüler der großen Wiſſenſchaft des Comfort's und der Geſetze der induſtriellen Bewegung. —

„Wie und in welcher Geſtalt die Franzoſen ſich die Neuerungen der engliſchen Raſſe aneignen mögen?“ Dies iſt das Programm, welches Herr Michel Chevalier ſeinen „Lettres sur l'Amérique du Nord“ vorangeſetzt. Da nun die Engländer ihre Superiorität hauptſächlich durch Vervollkommnung der Communicationen und die Credit-Wiſſenſchaft behaupten, ſo hat Hr. C. auch ſein Hauptaugenmerk auf dieſe beiden Punkte gerichtet, die umſomehr in Nordamerika die Hauptſache ausmachen, als durch die erſte das Hinderniß, welches die großen Entfernungen bieten, durch den Credit aber der Mangel an aufgeſammelten Schätzen beſeitigt werden muß. — Da bereits eine zweite Ausgabe dieſer Briefe nöthig geworden und ihre Bedeutſamkeit auch in deutſchen Blättern Anerkennung gefunden, ſo dürfen wir übergehen, was auch Hr. T. zu ihrem Lobe ſagt. —

Auch das Werk des Herrn Davis über China, welches Herr Bazin der Aeltere in's Franzöſiſche überſetzt hat, iſt bereits hinlänglich in Deutſchland bekannt. Wir haben aus Hr. T.'s Ueberſicht nur noch die Notiz hinzuzufügen, daß Herr Davis 20 Jahre als Handelsagent in Canton zugebracht und, im Gefolge von Geſandten, bis jetzt noch den Europäern unzugänglich geweſene Provinzen durchreiſ't hat, auch das Chineſiſche eben ſo geläufig ſprechen und ſchreiben ſoll, als das Engliſche. Herr Bazin aber hat der Ueberſetzung noch eine Abhandlung über Sprache und Literatur der Chineſen und die Uebertragung mehrerer ausgewählter Stücke der Letzteren beigefügt. Treffend bemerkt übrigens Hr. T.: „der väterliche Despotismus, dem man die Stabilität des chineſiſchen Reiches zuſchreibe, würde es ſchon dem Untergange zugeführt haben, wenn ſein trauriger Einfluß nicht einigermaßen dadurch ein Gegengewicht empfinge, daß das Wiſſen, oder vielmehr die buchſtäbliche Gelehrſamkeit dort zu allen Stellen führe.“ Nicht unwichtig endlich iſt, gegenwärtig, wo die außerordentliche Bevölkerungszunahme in China ſchon nicht mehr mit den Subſiſtenzmitteln in Verhältniß ſteht, daß ein in Nordamerika wohnhafter Franzoſe bei dem dortigen Congreß um Ermächtigung und Unterſtützung eingekommen ſein ſoll zu einer Reiſe nach China, um eine nothwendig gewordene Auswanderung zu veranlaſſen, die, auf der Weſtküſte Nordamerika's ſich niederlaſſend, den Orient in direkte Verbindung mit der neuen Welt bringen würde. —

6) Archäologie. Das Abendland hat zwar den Chineſen die Ehre überlaſſen, den Compaß, das Pulver und den Buchdruck erfunden zu haben, obgleich die Erfindungsehre doch eigentlich weniger einer oft zufällig gemachten Entdeckung, als der ſinnreichen Anwendung einer beobachteten Thatſache zukömmt. Doch möchte nunmehr die Erfindung der

Stereotypie, die bei den Chineſen nicht über das X. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung hinaufreicht, dem Abendlande zu vindiziren ſein. Herr Quatremère de Quincy hat nämlich in einer Abhandlung, die ſich in einer von ihm herausgegebenen Sammlung befindet, dargethan, daß ſchon Varro ein Verfahren entdeckt, dem ähnlich, welches man noch jetzt bei dem Drucke von Stoffen und Tapeten in Anwendung bringt. Er ließ nämlich mit dem Grabſtichel ſo viele Elfenbeinplatten ſtechen, als Nüancen in dem Modell-Porträt ſich fanden, und dann ein Linnen nacheinander auf die verſchiedengefärbte Platten mittelſt eines großen Steincylinders preſſen. Dies folgert der gelehrte Akademiker aus einer neuen Erklärung einiger Stellen Varro's und einer im Herkulanum aufgefundenen Darſtellung einer Ateliers-Scene. — In derſelben Sammlung findet ſich eine Abhandlung über die Venus von Milo, die eine der Hauptzierden des Pariſer Muſeums iſt. Herr Quatremère de Quincy macht es höchſt wahrſcheinlich, daß dies ein Werk des Praxiteles iſt. —

Eine Denkſchrift des Herrn von Santarem verdient hier noch erwähnt zu werden, die das einzige Bedeutſame iſt, was die zuletzt herausgegebenen Schriften der Société d'antiquaires enthalten. Es wird darin über einige koſtbare in portugieſiſchen Bibliotheken vergrabene Manuſkripte Bericht erſtattet, welche mit herrlichen Miniaturen geſchmückt ſind. Herr von Santarem bemerkt, daß die Miniaturmalerei in Frankreich in hoher Blüthe ſtand, als Italien ſie ſelbſt dem Namen nach noch nicht einmal kannte, und daß die Könige von Portugal Penſionäre zu Paris hielten, welche die Malereien ausführten, die man in jenen Manuſkripten bewundert. Er glaubt in denſelben den Reichthum der Erfindung, die Reinheit des Styles, kurz alle die eminenten Eigenſchaften zu erkennen, welche die Schule Perugino's ſpäter in Anwendung brachte. —

Ein mit Recht geſchätztes Werk, der „Cours d'antiquités monumentales“ des Herrn von Caumont, iſt durch einen fünften Band bereichert worden, welcher ſich über die bürgerliche und Kriegsbaukunſt verbreitet. Obgleich die Forſchungen des Hrn. v. C. ſich auf den Weſten Frankreich's beſchränken, ſo verdient er doch den Dank der Künſtler für die gute Beobachtungs-Methode, die er bei uns in Aufnahme gebracht. —

Damit die Monumental-Archäologie ihr wiſſenſchaftliches Anſehen befeſtigen konnte, mußte ſie viele ſo genaue und ſcharfſinnige Forſcher zu den Ihrigen zählen, als Herr Prosper Mérimée ſich erwieſen. In ſeiner Eigenſchaft als Inſpektor der hiſtoriſchen Denkmäler hat er im Jahre 1836 die Monumente der alten Bretagne beſucht, welcher mehr als irgend einer andern Provinz das Gepräge der drei Alter der europäiſchen

Civiliſation aufgedrückt iſt. Die Zahl der celtiſchen Denkmäler iſt dort ſehr groß. Der Dolmen von Gavr' Innis zeichnet ſich beſonders durch bizarre Skulpturen und Zeichnungen aus, welche deſſen Wände bedecken. Die altrömiſchen Ruinen haben nur ein ſtrategiſches Intereſſe. Die kirchlichen Gebäude aber reichen nicht über das XIV. Jahrhundert hinaus. Das Werk des Herrn Mérimée zeichnet ſich durch ſchlichte klare Behandlung aus. —

7. Geſchichts-Philoſophie. Die Geſchichte, ohne aufzuhören, ein Werk der Kunſt und des Gefühls zu ſein, wird ſich gewiß einmal zur Präziſion einer exakten Wiſſenſchaft erheben. Sie wird ihren genau beſtimmten Endzweck, ihre Experimental-Methode, ihre Bewahrheitungs-Regel haben. Schon längſt iſt dieſe Umwälzung durch inſtinktive Verſuche angekündigt. Das letzte Semeſter des vorigen Jahres hat uns die „Philosophie de l'histoire" gebracht, eine vom Abbé Lechat (in 2 Bänden) beſorgte Ueberſetzung der von Friedrich von Schlegel im Jahre 1828 zu Wien gehaltenen Vorleſungen.

Der Verfaſſer, der in Folge ſeiner Converſion ſich der katholiſchen Schule angeſchloſſen, erklärt als ſeine Abſicht, daß er die Geſchichte mit der geheiligten Ueberlieferung wieder verſöhnen wolle. Der geſunden Logik zuwider iſt dies ein Schließen vor der Beweisführung. Eine ſolche Verſicherung iſt unnütz für den Gläubigen und ohne Autorität für ſolche, die ſich ihr Prüfungsrecht nicht nehmen laſſen wollen. Statt einer philoſophiſchen Deduktion hat Herr von Schlegel nur ein Plaidoyer zu Gunſten einer Doctrin geliefert. Ihm zufolge kämpfen vier Kräfte in der Welt miteinander und beſtimmen den hiſtoriſchen Fortſchritt: die Natur oder die materielle Kraft, der individuelle Wille, das böſe Princip, über welches man eine Erklärung vermißt, und die göttliche Macht, welche die menſchliche Raſſe erlöſen und zuletzt zur religiöſen Verbrüderung hinführen ſoll. Da dieſe vier Kräfte ſich aber niemals in Handlung zeigen, ſo iſt es unmöglich, ihre Energie zu ermeſſen.

III. Commerzielle Bewegung der Preſſe.

Der Buchhandel iſt ein Markt, der durch die Routine verproviantirt wird. Seine Fabrikation entſpricht mechanisch unüberlegten Bedürfniſſen. Die Differenz von einem Jahr zum andern iſt daher durchgängig zu wenig merklich, um die Launen der Meinung zu vermuthen. Wir beſchränken uns deshalb hier nur auf Angabe der erheblichſten Veränderungen, wobei das Journal de la Librairie zu Grund gelegt wird.

de Vatimesnil, de *Chateaubriand*, Dudon, de Coux, Champollion-Figeac, Ballanche, le baron d'Exkstein (Eckſtein), Berryer, le comte de Peyronnet, Michaud, *Jules Janin*, Geoffroy-Saint-Hilaire, Soumet, Raoul-Rochette. Auch dieſes Werk erſcheint auf Actien (von 150, 300, 450, 600, 750 und 1500 Franken.)

3. Encyklopädie des 19ten Jahrhunderts. Wie die kirchlich-katholiſche, ſo ſammelt nun auch die wiſſenſchaftliche Welt ihre Kräfte und kündigt beſcheidentlich eine *Encyclopédie du dix-neuvième siècle* an, als répertoire universel des sciences, des lettres et des arts, publié par *M. Ange de Saint-Priest*. In dem Proſpektus wird bemerkt, dieſe Encyklopädie ſoll die des XVIII. Jahrhunderts erſetzen, welche einestheils nur der Ausdruck materialiſtiſcher Anſichten geweſen, anderntheils jetzt in keiner Hinſicht mehr ausreiche. „L'encycl. du 19. siècle sera l'expression la plus nette et la plus fidèle de l'époque actuelle.“ In wiſſenſchaftlicher Hinſicht werde ſie alle Entdeckungen, Kenntniſſe und Fortſchritte in allen Gattungen reſümiren. Durch ihre ſittliche Haltung (direction morale) werde ſie die Rückkehr der Gemüther zu chriſtlichen Ideen darthun. Doch wird, auffallend genug, im Plan des Werkes noch beiläufig bemerkt: *l' Orthodoxie* des doctrines religieuses est assurée par la surveillance immédiate du directeur chargé de la division des sciences morales, et par le concours d'un comité particulier composé de savans théologiens. —

Geleitet wird die Arbeit von Ampère (Vater), Graf Beugnot, Fortia d'Urban, Hennequin, Laurentie, Pariset, Abbé Récéveur und Baron von Walkenaer. — Unter den Mitarbeitern werden wenige bedeutende Namen vermißt. Merkwürdig aber iſt, daß mehrere Mitarbeiter an der kathol. Encykl. auch hier aufgeführt werden, wie z. B. Baron von Eckſtein, Michaud, Raoul-Rochette ꝛc. Auch dieſes Werk wird aus 50 Bänden in 4. beſtehen, und 300 Actien jede von 500 Franken werden dafür ausgegeben. — Wir haben dieſer beiden Werke hier ausführlicher gedacht, weil ſie zwei für die Culturgeſchichte höchſt bedeutſame Thatſachen zur Anſchauung bringen. Für's Erſte nämlich beweiſen ſie die Spaltung der gelehrten Welt in Frankreich; für's Andere geben ſie zu erkennen, wie die kirchliche Partei das Bedürfniß wiſſenſchaftlichen Fortſchreitens, wie die wiſſenſchaftliche dagegen das Bedürfniß, ſich den religiöſen Ueberlieferungen anzuſchließen, empfindet. Leicht einzuſehen iſt jedoch, daß keines jener beiden Sammelwerke ein gediegenes Ganzes bilden wird. Beide werden verſchiedenartigen Miſchungen von Sauerſtoff und Waſſerſtoff zu vergleichen ſein. Der elektriſche Funken fehlt, der den Miſchmaſch in lebendiges Waſſer verwandle.

7.

Balzac's Séraphita.

(Dezember 1835.)

Nachdem Herr von Balzac in ſeiner „Recherche de l'absolu" das Leben eines begeiſterten Alchymiſten dargeſtellt, glaubte er in der Séraphita gleiche Ehre dem Myſticismus erweiſen zu müſſen. Er ſelbſt ſagt hierüber im Vorwort zu dieſem letzteren Roman: „der Verfaſſer hielt dafür, es gezieme der franzöſiſchen Literatur nicht, über eine ſo großartige Poeſie, als die der Myſtiker, ſtumm zu bleiben. Das literariſche Frankreich trägt ſeit fünf Jahrhunderten eine Krone, welcher ein Kleinod fehlen würde, wenn dieſe Lücke ſich nicht, wenn auch unvollkommen, durch das nachfolgende Buch ausgefüllt fände. Nach langen und beharrlichen Arbeiten hat ſich daher der Verfaſſer an die ſchwierigſte aller Unternehmungen gewagt, die darin beſtand, — das vollkommene Weſen (l'être parfait) innerhalb der Bedingungen zu malen, welche gefordert werden von den ſtreng angewandten Geſetzen — Swedenborg's." — Dies vollkommene Weſen iſt Séraphita, und der nach ihm genannte Roman der Schluß einer religiös-philoſophiſch-myſtiſchen Trilogie, zu welcher die Proscrits und Louis Lambert die beiden erſten Glieder bilden. —

8.

Die religiöſen Pariſer Poeten.

(1836.)

Es iſt ſchon im Vorhergehenden einer in Paris unter dem Namen Université catholique gegründeten Zeitſchrift, einer Encyclopédie catholique und zuletzt einer katholiſchen Kunſt-Geſellſchaft Erwähnung geſchehen. Auch von einigen katholiſirenden Poeten war die Rede. Einſtweilen verdient es bemerkt zu werden, daß die religiöſen Poeten ſich täglich mehren, und es möge beiſpielsweiſe zweier junger Dichter erwähnt werden, die den religiöſen Journalen zufolge zu den hoffnungsvollſten gehören ſollen. (?)

Théophile Barbot debütirt im Vorwort zu ſeinen Fleures de poésie mit folgendem Glaubensbekenntniß im ſchweren Lapidarſtyl: „In der ſozialen Ordnung die Familie. Die Familie, aus welcher ehemals die Geſellſchaft hervorgegangen, wo allein ſie in jetziger Zeit ſich wieder beleben kann. Alle zu dieſer Wiedergeburt beitragen könnend, in dem ſie dazu beitragen, die Sitten herzuſtellen, die Sitten — die Familie, die Geſellſchaft. — Mittel zu dieſer ſozialen Wiedergeburt: Beiſpiel, Handlung, Rede, Hingebung der höheren Claſſen an die übrigen; Arbeit und Mildthätigkeit (charité), chriſtliche Führer unſerer Zukunft. — In der geiſtigen Ordnung, Gott, nothwendiger Schöpfer; die Freiheit des Menſchen, nothwendige Vorſtellung, welche von Allem vorausgeſetzt wird, was ſeit 6000 Jahren geſagt und empfunden worden, um zu billigen oder zu tadeln, — welche endlich in der geiſtigen (moral) Welt das iſt, was in der phyſiſchen die Begriffe von Zeit und Raum, Ausgangspunkt aller Erörterungen über die Körper und von keinem bewieſen. — In dieſen beiden Ordnungen überall das Licht, welches die Religion verbreitet.“ — Die Gedichte des Herrn Barbot entſprechen dem lapidariſchen Vorwort.

— Nicht viel poetiſcher läßt ſich Herr Alphonſe Eſquiros an, aus deſſen Hirondelles (bei Renduel) hier einige Strophen zur Probe ſtehen mögen:

Dire à son dieu qu'on l'aime et le redire encore;
Dans ses pleurs à grands flots épandre son amour;
Sentir son coeur voler vers celui qu'on adore;
Soupirer le bonheur et désirer l'aurore
De l'éternel séjour;
Se plaindre lavec amour, comme un fils à son père,
Que nos jours ici bas sont abreuvés de fiel,
Lui dire: quand viendra le moment qu'on espère?
Que cette vie est longue, et que l'absence amère
Fait désirer le ciel!
Et puis, avoir en soi comme une ame nouvelle,
Ne plus sentir qu'on vit, être au ciel, *être Dieu*, (!)
Epancher sur ses jours cette joie éternelle;
C'est là tout le bonheur que notre ame fidéle
Peut attendre en ce lieu.

Der Schluß erinnert an das vor hundert und einigen Jahren an die von Gerichtswegen geſchloſſene Pforte des Kirchhofs von St. Médard angeheftete Epigramm:

Défense faite á Dieu
De faire miracle en ce lieu.

9.

Göthe's Fauſt in Frankreich.

a) Ueberſetzung.

Von Gérard's Ueberſetzung des Fauſt in's Franzöſiſche iſt Ende 1835 eine zweite Auflage erſchienen. Auch in England ſcheint, den Anſchwärzungen des Göthe'ſchen Advocatus diaboli zum Trotz, der Enthuſiasmus für das Meiſterwerk unſeres großen Meiſters nur noch zuzunehmen. Nachdem L. Gower vor 12 Jahren mit einer ſehr mangelhaften, dann Hayward zu Anfang 1833 zuerſt mit einer ſehr getreuen Ueberſetzung in Proſa hervorgetreten, folgten raſch aufeinander vier poetiſche Ueberſetzungen, eine erſte von Lord Francis Egerton, die drei folgenden von Syme, Blackie, und Talbot. Eine fünfte von Joh. Anſter, LL. D., die in dieſem Jahre erſchien, übertrifft in einzelnen Parthieen allerdings die früheren Verſuche, entſpricht aber noch keineswegs allen den Forderungen, die man an eine vollendete Uebertragung zu machen berechtigt iſt. —

b. Fortſetzung.

Auch die Franzoſen fangen an, den Fauſt, nämlich den alten, erſten, zum Teufel gefahrenen, — fortſetzen und — erlöſen zu wollen. So hat Eugène Robie im Juni 1836 ein dramatiſches Gedicht, betitelt Livia herausgegeben, welches in fünf Journées eingetheilt iſt. Am erſten Tage begibt ſich Mephiſtopheles mit ſeinem Höllen-Nigraten (als Gegenſatz zum Candidaten) auf dem Weg nach dem Finſterreich, läßt jedoch ſeinem Gefangenen Muße genug, um ein Langes und Breites mit dem berüchtigten Don Juan, dem ſie begegnen, zu converſiren, was dann in gemeiner gereimter Proſa vor ſich geht, wie aus folgendem Beiſpiel zu erſehen:

„Vivre n'est pas souffrir, mais ce n'est pas savoir,
Quest-ce-que la science? Oh! non, l'humaine vie
Serait décolorée et peu digne d'envie;
Mais vivre, c'est sentir, mais vivre, c'est aimer . . .“

Am Ende des erſten Tages hat Fauſt vom Teufel noch eine Galgenfriſt von 40 Tagen erhalten. Er benutzt ſie, um die zweite Journée in einem Wald zuzubringen, und hier ſein trauriges Geſchick zu beklagen und mit anderen großen Gottes-Majeſtäts-Verbrechern, wie Kain, Ahasverus und ſogar mit Prometheus ſich zu unterhalten. — Am dritten Tage des Drama's ſchürzt ſich eine Art von Knoten, indem die ſchöne Livia ſich in den irrenden, hoffnungsloſen Fauſt verliebt, der nun glücklich wäre, wenn er nicht an den baldigen Ablauf der fatalen Friſt denken müßte. Aber Livia gelingt es, ihm ſein Geheimniß zu entlocken, — und ſie erſchrickt nicht, ſondern verſichert ihn, es gebe einen hohen Prieſter, der ihn befreien und losſprechen könne.

„Car le Christ est en lui qui lui donna ce don:
Satan, c'est le péché; Jésus, c'est le pardon.“

Sie gehen nach Rom; aber finden dort auf dem päpſtlichen Throne nur einen im Sterben begriffenen, nur mit ſeinen eigenen Gefahren beſchäftigten Greiſen.

In der fünften und letzten Journée entſchließt ſich Livia, die Verdammniß ihres Gatten zu theilen, und fügt ihre Unterſchrift der des Fauſt auf dem diaboliſchen Vertrage hinzu.

„Ah! souffrir avec lui c'est plus de la souffrance!“

Aber der Teufel, der nun mehr haben wollte, als ihm gebührte, verliert auch das, was ſein eigen war, die unendliche Liebe hat Gnade gefunden vor dem, der ganz Liebe iſt. „Aime et tu m'aimeras“ ſprach der Ewige zu Fauſt, und fortan werden die Seelen Livia's und die ſeine nur eine ſein.

Man muß geſtehen, daß, wenn der Anfang dieſer Fortſetzung miſerabel, — das Ende wahrhaft poetiſch iſt, und nur wünſchen läßt, daß, ſtatt der aus der Luft gefallenen Livia, Gretchen ſelbſt vom Himmel herabgeſtiegen wäre, um ihre erſte unſchuldige Liebe zur höchſten, himmliſchen zu verklären. —

10.

Die 51ſte Ausgabe von Voltaire's ſämmtlichen Werken.

Wenn durchgängig eine reichliche Produktion auf ſtarke Conſumtion und dieſe auf ſtarke Bedürfniſſe, — wirkliche oder eingebildete, — immer aber doch vorhandene, ſchließen läßt, dann iſt auch ein Rückblick auf die zahlreichen Ausgaben eines bändereichen Werkes von Intereſſe. Die erſte Ausgabe von Voltaire's Werken erſchien im Jahre 1728 und enthielt in — einem einzigen Duodezband den Oedipe, die Henriade und einige unächte Stücke. Eine 2te folgte 1732 in 2 Oktavbänden. Zu jenen zwei Stücken waren noch Brutus und der Indiscret hinzugekommen. Eine 3te Ausgabe iſt von 1738 in 3 Bänden, denen 1739 ein 4ter mit Miscellen und einigen Kapiteln aus dem Jahrhundert Louis XIV. hinzugefügt wurde. Erſt 12 Jahre ſpäter erſchien dies letztere Werk ganz, wurde aber ſchon 1753 von Rom aus interdizirt. Von 1739 an, wo die 4te Ausgabe von Voltaire's Schriften erſchien, folgten einander die vermehrten und verbeſſerten Ausgaben ein Viertel-Jahrhundert hindurch faſt Jahr für Jahr. Fréron meinte zwar, die 1763 erſchienene Quartausgabe werde wohl die letzte ſein; ſeitdem aber ſind dieſe Werke noch einige 20 Mal, und, von der erſten Ausgabe an gerechnet, in Allem 50 Mal aufgelegt worden. Unter den früheren Ausgaben iſt die von 1777 die ſorgfältigſte und reichſte; doch mußte noch Manches weggelaſſen werden, wie unter andern die Worte d'Alembert's vom 31. Juli 1762: „Enfin le 6 du mois prochain la canaille parlémentaire nous délivréra de la canaille jésuitique.“ Von dieſer Ausgabe wurden 28,000, und gleichzeitig in Kehl von einer Ausgabe in 92 Duodezbänden 15,000 Exemplare abgezogen. — Die Verſuche der älteren Bourbons und ihrer Anhänger, den kirchlichen und feudalen Abſolutismus möglichſt zu reſtauriren, — reſtaurirten auch das ſehr geſunkene Anſehen des alten Spottphiloſophen. Blos von 1817 bis 1824

erſchienen in Frankreich zwölf neue Ausgaben ſeiner Werke. Die neueſte — 51ſte Ausgabe (April 1836) iſt von Herrn Beuchot beſorgt. Sie beſteht in 70 Bänden und iſt in jeder Beziehung die beſte aller bisher erſchienenen, da der Herausgeber bei der Reviſion des Textes mit ſtrengſter Kritik verfahren, die einzelnen Schriften zweckmäßig geordnet und ſie überall mit den zum Verſtändniß unentbehrlichen Anmerkungen und Einleitungen begleitet hat. Zwanzig Jahre waren dieſen Vorarbeiten gewidmet, und — wenn auch, — was eben nicht wahrſcheinlich iſt, — der Patriarch von Ferney ſeine welthiſtoriſche Rolle ſchon ganz ausgeſpielt hätte, — ſo würden doch die Bemühungen des Herrn Beuchot dankbar anzuerkennen ſein, — wäre es auch nur, daß er den gewaltigen Abgeſchiedenen in ein anſtändiges Todtengewand eingehüllt hätte.

11.

Das Buch der Gemeinden.

Während Hr. de Lamennais an seinem Livre du peuple arbeitete, um im Allgemeinen die Wahrheit einzuschärfen, daß mit jedem Recht auch eine Pflicht untrennbar verbunden sei, und um auf die Ursachen jetziger Mißverhältnisse aufmerksam zu machen, hat Hr. Roselly de Lorgues sein Augenmerk der unmittelbaren Wirklichkeit zugewendet und in seinem (1837) erschienenen Livre des communes die vorhandenen Grundelemente des Staatsgebäudes: „*le presbytère, l'école et la mairie*“ zu einträchtiger Wirksamkeit hinzulenken versucht, überall Ordnung und fortschreitendes Wachsthum erzielend. Hr. de Lorgues will die kleinen Gemeinden in den Augen ihrer Mitglieder rehabilitiren. Die Verbesserung der Municipalräthe und der Wohlthätigkeitsbureau's, die Erweiterung der Dienste, welche der Primairunterricht den arbeitenden Klassen leisten soll; die Darstellung der Würde und Wichtigkeit des Priesterthums; der Vorrang des Ackerbau's vor den Handwerken und der Industrie, — dies sind die Mittel, durch welche Hr. de Lorgues die kleinlichen Ambitionen zügeln möchte, die auf dem Lande so häufig hervortreten und dasselbe veröden, um die Städte mit Leuten zu überfüllen, die nach jedem kleinen Aemtchen, jedem Verdienstchen haschen und zuletzt nur die Masse der Proletarier und Unzufriedenen mehren. Das Buch, aus guter Gesinnung hervorgegangen, wird gewiß mannigfachen Nutzen stiften, wenn auch, wie jetzt noch die Priesterschaft in Frankreich beschaffen, auf keinen dauernden Frieden zwischen ihr und dem Staat und der Schule zu zählen sein dürfte.

12.

Enosh von Gustav de Lanoue.

Ein Weltgedicht ist zu Anfang 1838 zu Paris erschienen, — und zwar ein katholisches. Ein Weltgedicht, denn es umfaßt in drei gro-

ßen Geſängen, Schöpfung, Erlöſung und letztes Gericht, — Eden, Jeruſalem, Joſaphat. Gott ſchreitet zur Erſchaffung inmitten des Lobjauchzens des Himmels und der läſternden Flüche des Abgrundes. Enoſch, — vom Zeitworte anahs, leiden, iſt aber der Name des erſten Menſchen nach ſeinem Falle. Das Wort der Zukunft wird Fleiſch; ſein Erlöſungswerk iſt der Inhalt des zweiten Geſanges, welcher als der wenigſt mißlungene angeſehen werden kann. Gute Epiſoden bilden hier die Samaritanerin, Symbol des Stolzes, der durch den Glauben, Maria Magdalena, Symbol der von der höheren Liebe überwundenen irdiſchen Luſt, die Tochter des Jaïrus, als Symbol des Todes, der von der Hoffnung beſiegt wird. Den Hauptinhalt des dritten Geſanges hat der Dichter dem Seher von Pathmos entliehen. Er ſchließt mit dem Urtheilsſpruch über Alle. Das große Wort Chriſti am Kreuze: „es iſt vollbracht," war auch das Signal des Anfangs der Ewigkeit. Ein Triumphhymnus, ein ewiges Alleluja erhebt ſich und herrſcht über den Ruinen der Welt und der Zeit; die Auserwählten nehmen Beſitz vom himmliſchen Jeruſalem und zuletzt hört man noch in weiter, weiter Ferne den Wuthſchrei des Satans — und diesmal einen hoffnungsloſen! denn die Stimme Michael wiederholt ihm, wie am Tage des erſten Kampfes: „Wer iſt gleich Gott?" — Der Dichter iſt bald nach Vollendung ſeines Werkes in der erſten Blüthe ſeiner Jahre geſtorben.

13.

Lamartine's Chute d'un ange.

(1838)

Der Fall eines Engels von Herrn de Lamartine iſt endlich, nach ſehnlichſtem Erwarten, am 9. Mai d. J. ausgegeben worden. Schon ſeit den Meditationen denkt der große Dichter auf ein Weltgedicht, von welchem er in Jocelyn uns eine Epiſode gegeben. Der Fall eines Engels gehörte wahrſcheinlich zum erſten Theil jenes Allgedichtes.

Hier beginnt die lange Biographie jenes unſterblichen Helden, welche der Dichter uns erzählen wird. Der Engel, bezaubert von einer Sterblichen, wird Menſch, um ſeiner Geliebten innigſt nahe zu ſein. Er

unterwirft ſich freiwillig den Schmerzen, Qualen, Leidenſchaften und Bekümmerniſſen der Menſchheit, bis, wenn er alle Zeiten, Schmerzen, Regionen und Glückszuſtände durchlaufen, — der gefallene Engel einſt ſich wieder zu ſeiner göttlichen Natur erheben wird.

Der *Courrier français* leitet eine herbe Kritik dieſes Gedichtes mit der Bemerkung ein: „wenn die Engel fallen, ſind die Dichter demſelben Mißgeſchick unterworfen. Die Engel kommen zu Fall durch Stolz und durch Buhlſchaft mit den Töchtern der Erde; die Dichter durch die Gewohnheit des Erfolges, durch Vertrauen auf ihr Genie und durch Vernachläſſigung und Geringſchätzung ihrer Kunſt.“ Weiterhin meint dann der Rezenſent, „je weiter Hr. de Lamartine auf ſeiner Bahn vorangeſchritten, um ſo mehr habe er ſich gegen die Verpflichtung zur Geduld und zum Geſchmack aufgelehnt, um ſo mehr habe er das Joch der Grammatik und der Proſodie abgeſchüttelt. In den erſten Meditationen hätten ſich nur ſeltene Flecken gezeigt, welche die Schönheiten eher gehoben als getrübt; in den zweiten Meditationen und in den Harmonieen habe ſich die Incorrektheit gemehrt, die Licenz ſei verwegener geworden; im Jocelyn habe das Sich-gehen-laſſen ſich zum Syſtem erhoben; in der *chute d'un ange* arte es in einen monſtruöſen und continuirlichen Mißbrauch aus.“ Es wird dann erzählt: „es ſei Jemand um ſeine Meinung über dieſes Gedicht gefragt worden, der ewiedert habe: „es iſt der Fall eines Engels!“... Noch härter ſpricht das Univers ſich darüber aus: „Anzufangen mit der Legende, welche dem Gedicht zum Ausgangspunkte dient, — tout y est vulgaire de conception.“ Die *Gazette de France* ſchließt den Trauerchor mit der Verſicherung: „La presse est unanime sur le poème de M. de Lamartine, c'est une *chute complète*.“

IV.

Ueberſetzungen und Auszüge

aus

franzöſiſchen Schriften.

Ueberſetzungen und Auszüge aus franzöſiſchen Schriften.

1.

Die Civiliſationen*).

A. Die europäiſche Civiliſation.

Die Civiliſation, welcher die Völker Europa's angehören, wandert auf dem Erdball von Oſten nach Weſten. Aus dem Herzen des alten Aſien's und herab von Oberägypten, welche ihre doppelte Wiege waren, iſt ſie auf einer Reihe von Nationen bis an die Ufer des atlantiſchen Meeres vorangeſchritten, und hat längs deſſelben feſten Fuß gefaßt von der äußerſten Südſpitze der iberiſchen Halbinſel bis zu den nördlichſten Endpunkten der brittiſchen Inſeln und des faſt inſulariſchen Skandinavien's. Sie ſchien das Ziel ihrer Wanderung erreicht zu haben, als Chriſtoph Columbus ihr den Weg zu einer neuen Welt zeigte.

Auf jeder Station hat ſie andere Glaubensmeinungen und andere Sitten, andere Geſetze und andere Gebräuche, eine andere Sprache, andere Tracht, eine andere Geſundheitspflege und Ernährungsweiſe, ein anderes öffentliches und Privatleben angenommen. Die großen Fragen vom Verhältniß des Menſchen zu Gott, zu den Mitmenſchen und zur Natur, ſowie die der politiſchen und ſozialen Hierarchie und der Familie, welche jedesmal, wenn die fortſchreitende Kultur zu verweilen begonnen, eine Löſung erhalten hatten, wurden nach einer gewiſſen Zeit von Neuem in Erörterung gezogen, und, wieder in Bewegung ſich ſetzend, iſt die Ci-

---

*) Aus Michel Chevalier's Introduction zu ſeinen Lettres sur l'Amérique du Nord.

viliſation ein wenig weiter nach Weſten fortgeſchritten, um jenen Fragen eine neue Löſung zu geben.

Dieſe Strömung, die auf dieſe Weiſe ihren Weg von Oſten nach Weſten nimmt, reſultirt aus der Vereinigung zweier anderer, die aus den beiden großen Raçen der Bibel, der ſemitiſchen und der japhetiſchen, entſprungen, und, um ſich in einander zu verſchmelzen, die eine von Süden, die andere von Norden kommend, aus ihren Urquellen in jeder Periode unſerer Civiliſation während der Zwiſchenſpiele ſich erneuen, welche dieſe majeſtätiſche Pilgerſchaft unterbrechen und variiren.

Abwechſelnd hat jeder der Anſtöße vom Norden und vom Süden, deren Vereintwirken (résultante) die Bewegkraft bildet, welche die Menſchheit vorwärts treibt, das Uebergewicht über den anderen gewonnen. Daher kömmt es, daß unſere Civiliſation, ſtatt in gerader Linie von Oſten nach Weſten fortzuſchreiten, von Norden nach Süden und von Süden nach Norden geſchwankt hat, auf dieſe Weiſe eine Schlangenlinie beſchreibend, und abwechſelnd reineres ſemitiſches und japhetiſches Blut in ſich aufnehmend. Doch findet der Unterſchied zwiſchen dem Norden und dem Süden Statt, daß dieſer öfter auf jenen dadurch eingewirkt, daß er ihm die Keime der Civiliſation überſandte, ohne ihm ſeine Raçe aufzudrängen, während der Norden, um die im Süden entſchlummerte Civiliſation zu erwecken, die entnervten Völkerſchaften mit Schwärmen kraftvoller Barbaren überſchwemmt hat, „Japhet's verwegenes Geſchlecht," — „audax Japeti genus."

So vollbringt ſich ohne Unterlaß die große Weiſſagung über Japhet: „Und er wird in Sem's Hütten wohnen," „et inhabitet in tabernaculis Sem."

B. Die orientaliſche Civiliſation.

Unabhängig von unſerer Civiliſation gibt es auf der Erde noch eine andere, welche nicht minder große Volksmaſſen umfaßt; denn ihr gehören mehrere Millionen an. Es iſt die des fernſten Orient's, deren Vorpoſten in Japan, deren Hauptheer in China iſt. Im Gegenſatz zu der unſerigen iſt dieſe von Weſten nach Oſten vorgedrungen. Ihre Bewegungsfähigkeit auf dem Erdball iſt ſehr beſchränkt. Man könnte faſt die Geſchwindigkeiten der beiden Civiliſationen mit denen der beiden Erdbewegungen vergleichen, der des jährlichen Umlaufs und der andern, welche das Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen bewirkt.

Die orientaliſche Civiliſation hat, gerade wie die abendländiſche, ſich zu verſchiedenen Epochen regenerirt, durch eine neue Vermiſchung der

Männer des Nordens mit denen des Südens. Die Japhetiſche Raçe, die uns die Barbaren, vor denſelben die Pelasger, Scythen, Celten und Thracier, und nach ihnen die Türken und Slaven, hat dem Morgenlande ſeine Mongolen und Mantſchu's gegeben. Es iſt ſogar einmal geſchehen, daß die Familie des Dſchingis-Khan, der es erobert, zugleich ihre Horden in der Nähe des Rheines hat blicken laſſen.

Die Civiliſation des Orient's, minder beweglich und minder thätig, als die des Abendlandes, wahrſcheinlich, weil ſie nicht genug ſemitiſches Blut und zu viel von den niederen Raçen in ſich aufgenommen, hat ſich nicht auf dieſelbe Stufe der Vollkommenheit erhoben, wie ihre Schweſter. Doch muß man ihr Gerechtigkeit angedeihen laſſen, und zugeſtehen, daß ihr der Ruhm mehrerer Haupterfindungen zukömmt, wie die des Compaſſes, des Buchdrucks und des Pulvers, mit denen wir uns brüſten. Beſonders muß man anerkennen, daß ſie die Aufgabe gelöſ't hat, während einer unbegrenzten Reihe von Jahrhunderten unter einem einzigen Geſetz eine Volksmaſſe zu erhalten, welche größer iſt, als die Bevölkerung von ganz Europa. Das römiſche Reich, welches minder bevölkert war, als China, hat in ſeiner Integrität nur dreihundert Jahre beſtanden. Die blos geiſtliche Gewalt der Päpſte hat ſich über eine kleinere Länderſtrecke ausgedehnt, als die des römiſchen Reiches, und war förmlich anerkannt nur von der Zeit Karl's des Großen an bis auf Luther.

C. Vereinigung der beiden Civiliſationen.

Die beiden Civiliſationen, die abendländiſche und die morgenländiſche, in feſte Bündel (faisceaux) verknüpft an den beiden Endpunkten des alten Continent's und den Rücken ſich zukehrend, waren durch einen ungeheuren Raum von einander geſchieden, bevor die erſtere ſich in Amerika niedergelaſſen. Gegenwärtig iſt mehr als die Hälfte jener Raumſtrecke zurückgelegt. Mexiko und Südamerika ſind mit Sprößlingen der weſtlichen Civiliſation bedeckt, ſowohl auf dem Abhange, der Aſien zugewendet, als auf dem, der uns zugekehrt iſt. Auch die vereinigten Staaten können nicht lange mehr ſäumen, ſich auszubreiten, von einem Meere zum andern. Die Inſeln des Meeres fangen an, ſich mit Europäern zu bevölkern.

Von dieſem Geſichtspunkte aus leuchtet ein, daß Amerika, zwiſchen die beiden Civiliſationen hingeſtellt, einer hohen Beſtimmung vorbehalten iſt, und daß die Fortſchritte, welche von den Völkermaſſen der neuen Welt bewirkt werden, von höchſter Bedeutung ſind für den allgemeinen Fortſchritt des menſchlichen Geſchlechts.

Die Inbezugsetzung*) beider Civiliſationen, der öſtlichen und weſtlichen zueinander iſt unſtreitig der großartigſte Gegenſtand, mit dem der menſchliche Geiſt ſich beſchäftigen kann; ſie iſt das Ereigniß, welches in den Augen des Freundes der Menſchheit die größte Fülle von Hoffnungen in ſich ſchließt.

Sie umfaßt:

in politiſcher Hinſicht — die Aſſoziation aller Völker, das Gleichgewicht der Welt, von welchem das europäiſche Gleichgewicht nur einen Theil ausmacht;

in religiöſem Betracht — das Geſetz der geſammten menſchlichen Familie, den wahrhaften Katholicismus;

in Bezug auf Sittlichkeit — die harmoniſchſte Gleichſchwebung (balancement) der beiden entgegengeſetzten Naturen, welche ſich in jede Raçe, jedes Geſchlecht, jedes Volk, jede Familie theilen, und welche die h. Schrift in den beiden Figuren von Kain und Abel dargeſtellt hat;

geiſtig genommen — die vollſtändige Encyklopädie und die allgemeine Sprache;

in induſtrieller Beziehung — einen definitiven Plan zur Benutzung des Erdballs.

In unſerer Zeit hat dieſe Frage aufgehört, eine blos ſpeculative zu ſein. Fortan iſt dies mehr als nur ein Vorwurf für die Träume der Philoſophen; es muß jetzt ein Gegenſtand ſein für das Nachdenken der Staatsmänner.

Seit Ludwig XIV. haben die Handelsleute, — dieſe Schanzgräber der Politik, — mit immer zunehmendem Eifer verſucht, Verbindungen mit China anzuknüpfen, weil ſie die Wichtigkeit eingeſehen eines Syſtemes regelmäßigen Austauſches zwiſchen Europa und einer Maſſe von Produzenten und Conſumenten, die ſich auf zweihundert Millionen Menſchen beläuft.

Die Emanzipation von Nordamerika und ganz neuerdings die Aufhebung des Monopols der engliſch-indiſchen Compagnie haben den Bemühungen des Handels eine unüberwindliche Intenſität verliehen. Für ihn ſind die Geſetze, welche das himmliſche Reich verſchließen, ohne Kraft. China iſt umzingelt — im Süden von den Engländern Indien's oder ihren Tributpflichtigen; im Norden von den Koſacken, der Vorhut Rußland's; die brittiſchen Flotten und die amerikaniſchen Eskadren belauern es vom Ocean her; die in Schlaf geſunkenen Spanier Mexiko's und der Philippinen, die ſich der Galionen erinnern, ſind mit halb-

*) La mise en rapport.

geöffneten Augen nach ihm hingewendet. Das menschliche Geschlecht ist in Besitz von neuen Verkehrsmitteln getreten, welche die Entfernungen auf unerwartete Weise verkürzen. Die beiden Civilisationen werden in Bälde zusammentreffen und sich vermischen. Es wird die größte Thatsache der Geschichte der Menschheit sein! —

2.

Kampf

der Indo-Germanischen und der Semitischen Rasse,

(aus Michelet's Histoire Romaine I. 145 ff.).

„Nicht ohne Grund, bem. Michelet (Hist. rom. I. 245 f.) lat., ist das Andenken an die Punischen Kriege so lebhaft in der Erinnerung der Menschen geblieben. Es galt nicht nur dem Schicksale zweier Städte oder zweier Reiche; sondern die Frage war, welcher von den beiden Rassen, — der Indo-Germanischen oder der Semitischen, — die Herrschaft der Welt angehören sollte." —

„Zu jener gehören die (Inder, Perser, Griechen, Römer und Germanen; zur anderen die Juden, Araber, Phönizier und Karthager. Auf der einen Seite der Geist des Heldenthum's, der Kunst und der Gesetzgebung; auf der anderen der Geist der Industrie, der Schifffahrt und des Handels." —

„In der ältesten Geschichte Persien's und Chaldäa's bekämpfen die Helden ohne Unterlaß ihre gewerbthätigen und treulosen Nachbarn. Diese bestehen aus Handwerkern, Schmieden, Bergleuten und Zauberern. Sie lieben Gold, Blut und Lust. Sie erbauen Thürme von titanischer Vermessenheit; Lustgärten, Zauberische Paläste, welche das Schwerdt der Krieger zermalmt und von der Erde wegfegt." —

„Der Kampf erneuerte ſich auf allen Küſten des Mittelländiſchen Meeres zwiſchen den Phöniziern und Griechen. Ueberall verdrängen dieſe die Comptoir's, die Colonien ihrer Nebenbuhler im Orient, wie ſpäter die Römer daſſelbe im Abendland thun. Auch ſehe man, mit welcher Wuth die Phönizier unter Xerxes die Griechen bei Salamis angreifen in demſelben Jahre, in welchem die Karthager das ungeheure Heer in Sizilien ausſchiffen, welches Gelon zu Himera vernichtet." —

„Später greifen dann die Griechen ihre Todfeinde in ihrem eigenen Lande an, und Alexander verfuhr noch weit ärger gegen Tyrus als Salmanaſſar und Nabuchodonoſor. Indem er Alexandrien erbaute und hierdurch dem Handel eine andere Wendung gab, machte er es den Tyrern unmöglich, ſich jemals wieder zu erheben.

„Noch blieb Karthago. Rom vernichtete es, —" und von dem ganzen Reiche blieb nichts „als der Periplus des Hanno, einige Münzen und etliche zwanzig Verſe im Plautus." —

„Es währte einige Jahrhunderte, bis ſich der Kampf zwiſchen beiden Raſſen erneuern konnte. Die Araber, dieſe furchtbare Nachhut der Semitiſchen Welt, erhoben ſich aus ihrer Wüſte, und der Kampf der Raſſen wurde ein Kampf zweier Religionen.

„Glücklicherweiſe begegneten dieſe kühnen Ritter im Oſten den unerſteigbaren Mauern von Conſtantinopel und im Weſten dem Hammer (Francisque) Karl Martell's und dem Schwerdte des Cid. Die Kreuzzüge waren die natürlichen Rückſchläge auf die Arabiſche Invaſion und die letzte Epoche dieſes großen Kampfes der zwei Hauptfamilien des menſchlichen Geſchlechtes." —

3.

Mittheilungen.

aus „*Occident et Orient, études politiques, morales, religieuses pendant* 1833—1834 *de l'ère chrétienne,* 1249—1250 *de l'hégyre, par E. Barrault.* Paris 1835.“

Bekanntlich war Herr Barrault der Hauptredner der Saint-Simonisten. Nachdem die Sekte, hauptsächlich durch Zwiespalt bei Bestimmung des Verhältnisses der beiden Geschlechter zu einander, in sich zerfallen, in der öffentlichen Meinung sich zu Grund gerichtet, und am 28. August 1832 durch ein Urtheil des Pariser Assisenhofes aufgelöst worden, begab Hr. B. mit mehreren Anderen sich nach Lyon. Hier nannten sie sich Compagnons de la femme, predigten gegen ferneren Gebrauch des Schwerdtes und verkündigten die baldige Emancipation der Frauen. Als aber der von ihnen erwartete weibliche Messias immer nicht erscheinen wollte, zogen sie nach dem Orient, um das verheißene „freie Weib“ dort aufzusuchen. Nach 20 Monaten vergeblichen Suchens ist nun Hr. B. aus der Levante zurückgekehrt, und theilt in der oben angeführten Schrift seine Ansichten und Gedanken über die durchreis'ten Länder mit, wie er im Vorwort erklärt: „um nach Kräften die Vereinigung des Orients mit dem Occident vorzubereiten.“ In der ersten Abtheilung „erörtert er die politische Frage und deutet deren sittliche und religiöse Seite an;“ in der zweiten „sind Beschreibungen und Bemerkungen über Geschichte und Sitten des Orients die Hauptsache.“ Wir werden versuchen, in gedrängtem Auszuge dasjenige zusammenzustellen, was auch für Deutsche von allgemeinem Interesse sein dürfte.

Erste Abtheilung.

1. Frage. — Jetzt, wo die Allianz zwischen Frankreich und England die Einheit des Occidents gefestigt hat, ist die Vereinigung des Ori-

ents mit dem Occident die Hauptfrage der Politik. Seit dem Sturze Napoleons: im Occident Ruhe und ein Régime, welches das Vergangene herſtellt und Zukünftiges vorbereitet; — im Orient hingegen abwechſelnd Umwälzungen und Kriege. (2) Konſtantinopel und Cairo, jetzt die beiden Angelpunkte der Diplomatie. Im Occident kein eigentlicher Krieg mehr, weil die Nationalitäten zum Bewußtſein ihrer ſelbſt und ihrer Würde gekommen. Jede hat jetzt ihr chez-soi und ihr Recht. Die Bewegung iſt überall eine innere — der Kriſe und der Organiſation. Im Orient dagegen vielerlei Raçen neben einander, Bevölkerungen ohne Nationalität; ein Reich, das, in ſich ungleichartig, alle Disharmonie der Eroberung zeigt und eben dadurch dieſe provozirt. (2. 3.) Der Orient theilt ſich in zwei Regionen: im Norden das türkiſche, im Süden das arabiſche Reich; im Weſten davon Griechenland, im Oſten Perſien, und wie England und Rußland in Perſien einander berühren, rivaliſiren ſie mit einander in Griechenland; aber Rußland laſtet auf dem ottomaniſchen, England auf dem arabiſchen Reiche. Es gilt zwiſchen beiden die Supremacie in Aſien. Soll Frankreich jetzt nicht thätig, vermittelnd interveniren, den Orient befrieden und deſſen Vereinigung mit dem Occident vorbereiten? (4. 5.)

2. Das ottomaniſche Reich. — Wenn Gerechtigkeit in der Todesſtunde beginnt, dann — Gerechtigkeit für das ottomaniſche Reich! Es ſelbſt brachte Leben auf den Todtenacker des griechiſchen Reichs; es ſchützte die Griechen gegen die römiſche Intoleranz und unterwarf einen Theil der muſelmänniſchen Familie einer gewiſſen Zucht und Ordnung. (7 — 9.) Griechen, Armenier und Juden behielten ihre eigenen Häupter und Geſetze; — nur Todesſtrafe konnten ſie nicht verhängen. Steuern mußten ſie wie die Osmanlis zahlen; — nur der Karatſch (Kopfſteuer) laſtete allein auf den Ueberwundenen, (9) dagegen auch nur die Osmanlis kriegspflichtig waren. (10.) Alle übten ungehindert ihre Religionsgebräuche aus. Endlich iſt nicht zu überſehen, daß erſt durch das ottomaniſche Reich das ſogenannte europäiſche Gleichgewicht und eine Art von Eintracht in der Chriſtenheit zu Stande gekommen, wie eben auch nur mittelſt der Türkei eine gewiſſe Toleranz zwiſchen dem Islamismus und der Chriſtenheit Eingang gefunden hat. (10. 11.)

Indeſſen konnten die Osmanlis ſich nicht in die bezwungenen Bevölkerungen einwurzeln, und ſo fanden die Griechen Befreier, während die Araber durch den Ehrgeiz eines Paſcha's vom ottomaniſchen Reich losgeriſſen wurden. (12.) Hierdurch aber wurde auch die Reform möglich, die Mahmud unternahm: denn „dieſe konnte der Nation nur in die Wunden eingeimpft werden, die ihr von jener Seite beigebracht wurden." (12.)

Mahmud war es, welcher unternahm, sich der Vormundschaft der Janitscharen zu entreißen, sein Volk mit Europa in Einklang zu bringen und den Vorwurf der Barbarei von ihm abzuwälzen. (13.) Sein unerschütterlicher Muth vermochte den Zerfall des Reichs nicht aufzuhalten, sicherte aber den Sieg der Revolution. (14.) Mit der Vernichtung der Janitscharen endete der lange Kampf zwischen dem militärischen und dem kaiserlichen Despotismus; aber eben damit ging auch ein constitutives Moment jenes Reiches zu Grund, und alle Gewalt, die bisher zwischen den Janitscharen, den Ulemas und dem Sultan getheilt, ging ganz auf den letzteren über. (16—18.)

Durch Europäisirung der Armee, die ganz aus jungen Leuten rekrutirt, wird das Volk mit der Reform vertraut und befreundet, (21) nachdem es von seiner Militärfeudalität befreit. (22) Die Oberherrschaft der Ottomanen über die Rajas ist das einzige Ueberbleibsel aristokratischer Bevorzugung, (23.) und auch dieses schwindet allmählig, weil der Sultan eingesehen, daß es nothwendig ist, die Rajas für Aufrechterhaltung des Reiches zu interessiren, weshalb er nun bereits die Gleichheit aller seiner Unterthanen, der Türken und Rajas, proklamirt, (24) und den letzteren die Erhebung des Karatsch anheim gegeben hat. (25.) Beide, Türken und Rajas, sind jetzt vereinigt in der Klage über die Verwaltung, die, jährlich verpachtet, die Pächter zu Erpressungen nöthigt und zahllose Ungebühren veranlaßt; (26) *) doch ist allerdings durch diese Verwaltungsweise die militairische Feudalität allmählig ausgerottet und einem Erbadel vorgebeugt worden. (27.)

Der Sultan hält jetzt eine Art richtiger Mitte, zwischen den Anhängern des alten Wesens und den, freilich nicht zahlreichen, des neueren. (29.) Seine Hauptthaten waren die Ausrottung der Janitscharen und die Einführung der europ. Tracht. Durch letztere schwindet namentlich das Abzeichen, welches die Türken von den Rajas absonderte. (31.) „Dem Sultan schmeichelt es, Reformator genannt zu werden, und, während sein Reich zusammenschüttert, weidet er selbstgefällig sein Auge an dem Scheinbild einer eilig parodirten Civilisation. Um den Monarchen Europa's sich zu ähnlichen, meublirt und setzt er sich und ißt und trinkt, wie sie; man sagt sogar, er trinke mehr, — den Koran, dessen Bewahrung zuhöchst ihm anvertraut, mit Wein beschmutzend, dessen Taufe der Islamismus so begierig von der christlichen Bildung annimmt." Die Sprache seiner Diplomatie hat das orientalische Gewand abgestreift, und — wie seine durch-

*) Im Mai 1838 wurde die Verpachtung für das ganze Reich aufgehoben, und den Gemeinden die Erhebung überlassen. —

lauchtigſten Brüder in London und Paris, hat er Equipage und Livrée, militäriſche Muſik, die Roſſini, Mozart und Weber ſpielt, cenſirte Zeitungen, Dampfſchiffe zu Luſtfahrten auf dem Bosphorus, Theater und Ballet; was aber noch mehr iſt, nachdem er einmal der Janitſcharen los war, hat er ſogar die Gnade (clémence) in die hohe Pforte eingeführt, und trägt durch eignes Beiſpiel zur Sänftigung der Sitten der Ottomannen bei. . . Zugleich geiſtliches und weltliches Haupt ſeines Reiches, iſt er zugleich Proteſtant und Revolutionair, und wenn ſeine Reformen vereint mit den übrigen Ereigniſſen das Ende des Reiches beſchleunigt, ſo haben ſie doch auch die Wiedergeburt der Völker vorbereitet. (34.)

Steht den Bevölkerungen dieſes Reiches und namentlich der ottomaniſchen eine großartige Zukunft bevor? — Jetzt, wo Alles vom Fieber des Philhellenismus geheilt iſt, kann man unparteiiſch von den Osmanlis ſprechen. „Ein klarer, kräftiger, unmittelbarer Verſtand, eine unſtörbare Beſonnenheit, die, keine Ueberraſchung befürchtend, in einer gleichmüthigen und ſtolzen Sicherheit ruhend, mit Geringſchätzung über Alles lächelt, was falſch, ſpitzfindig, dunkel iſt, und wortkarg zuhört und urtheilt; eine hartnäckige Geduld bei Verfolgung eines feſtgeſteckten Zieles, ſinnreiche Gewandtheit zur Beſchaffung der Mittel zur Erreichung des Zweckes, und Entfaltung ungemeiner Thätigkeit, wenn der zu ergreifende Gegenſtand ſich ihren Blicken darſtellt; Anlagen und Fertigkeiten zum Regieren; dies ſind die Eigenſchaften, die ſie auszeichnen. Zu dieſer Beſtimmtheit (positivisme) des Geiſtes geſellt ſich bei ihnen im Privatleben eine bewundernswerthe Herzensgradheit, muſterhafte Redlichkeit, mitleidige Barmherzigkeit für alles Unglück, einnehmende Einfachheit, hohes Gefühl der individuellen Würde auf jeder Rangſtufe, naive Liebe zur Poeſie, deren Bilder und ſentenziöſe Wendungen ſie gerne in die Unterhaltung einweben; endlich eine tiefe und wahrhafte Religioſität. Auch möchte bei ihnen jener kräftige, ausdauernde, unermüdliche Körper nicht unbeachtet bleiben, der ſich kaum unter der Laſt der Jahre beugt und eine erſtaunliche Friſche bewahrt, während das Antlitz ſich furchet und der Bart ergreiſet; und jenes Haupt, deſſen männliche, durch regelmäßige und ſtarke Züge charakteriſirte Schönheit Bewunderung erregen würde, wenn es nicht Ehrfurcht einflößte durch die ſtolze und würdevolle Heiterkeit, die ihm eingeprägt iſt! Ja, man kann es kühnlich vorausſagen, nicht dem Untergange eilt die ottomaniſche Raſſe entgegen. Gott löſcht ſie nicht mehr aus dem Buch des Lebens aus. Unſer Jahrhundert hat ſattſam Zeugniß abgelegt von der Lebenskräftigkeit der Völker durch die Auferſtehung der Griechen und der Araber, die man für begraben hielt und die mit einer neuen

Jugend aus dem Grabe erſtanden ſind. Wer dürfte es heutzutage wagen, das Leichentuch über das Antlitz der Osmanlis hinzubreiten? Die Form, in welcher ſie bis jetzt erwachſen, iſt zerbrochen; aber war denn ihr Geſchick an dieſe Bedingung geknüpft? Welches auch die Form ihrer künftigen Exiſtenz ſein mag, — ſie ſind zu einem neuen Fortſchritt bereit, zu welchem Alles ſie aufruft. In unſerer Epoche fällt ein ſinkendes Volk nicht mehr in Barbarei, ſondern in die Civiliſation." (35—37.)

3. Der Kampf zwiſchen Rußland und der Pforte. — „Der Kampf des ottom. Reichs mit dem ruſſiſchen iſt eines der großen Schauſpiele der Geſchichte. Osmanlis und Ruſſen, nebeneinanderwohnend, in faſt gleichem Kulturalter und lange unter dem gemeinſamen Namen von Barbaren begriffen; einander ähnlich durch ihre halb aſiatiſche halb europäiſche Phyſiognomie; ſich ähnlich auch durch die Art der Obergewalt, die bei beiden ein zugleich geiſtlicher und weltlicher Despotismus iſt; gemeinſame Erben des alten morgenländiſchen Reichs, von welchem der Eine die politiſche Herrſchaft, der Andere den kirchlichen Glauben erhielt; letzte feierliche Repräſentanten des Kampfes zwiſchen der Chriſtenheit und dem Islamismus, — waren ſie abwechſelnd Sieger und Beſiegte. Peter der Große entſchied den Sieg zu Gunſten Rußlands." (40 f.) „Seitdem hat das letztere nichts verſäumt, die Eroberung der Türkei vorzubereiten. Schon iſt dieſe nun mehr ein Trabant des nordiſchen Geſtirns, und nichts hat dieſes Geſchick aufzuhalten vermocht. Als vollends Polen getheilt wurde, waren für Rußland zugleich zwei Wege geöffnet, der eine nach dem Abendland, der andere nach Conſtantinopel." (49—45.) „Da brach die Revolution aus. Kühner als von Luther, wurde die religiöſe und die politiſche Frage nun für ein ganzes Volk aufgeſtellt, und gelöſ't durch den Umſturz des Altars und des Thrones. Die Freiheit hatte wie ein Rieſe in Frankreich ſich emporgerichtet; ein rieſenhafter Nebenbuhler erhob ſich am andern Ende Europa's: die, in Rußland ſich incarnirende, die politiſche und kirchliche Gewalt in ſich vereinigende Autorität." (45.) „Ohne Rußlands Hülfe hätte das Abendland gegen Frankreich nichts vermocht. Rußland nahm die Intereſſen der Vergangenheit in Schutz, und zeigte ſich bald als die eigenſte Perſonifikation eines bedrohten Prinzips." (45.) „Napoleon wollte dieſe Verbündete Englands nach Aſien zurückdrängen; aber ſie opferte ihre aſiatiſche Hauptſtadt und zog mit den Deutſchen ſiegend in die franzöſiſche Kaiſerſtadt ein." (47.) „Von nun an gewann Rußland ein merkliches Uebergewicht, und gab es durch die heilige Allianz, dieſe zweite Auflage des europäiſchen Gleichgewichts, zu erkennen." „Dieſen Staatsvertrag machte es zu einer

Art von Religion, deſſen Synoden die folgenden Congreſſe wurden." (49.) „Unbehindert konnte es nun ſeine Lieblingsplane, in Beziehung auf die Türkei, verfolgen. Zunächſt, um die baldige Exploſion dieſes alten Reiches herbeizuführen, heftete Rußland das inſurgirte Griechenland wie ein Brandſchiff ihm an die Seite. Europa aber ſah nur „einen Kampf zwiſchen Tyrann und Sklaven, zwiſchen Scharfrichter und Märtyrern." (50.) „Die weſtlichen Fürſten zögerten; Rußland eilte den Griechen zu Hülfe; durch die Unpopularität der Pforte wurde Rußland populär." (51.) „England und Frankreich aber machten es zum Herrn des ſchwarzen Meers, als ſie die ottomaniſche Flotte zu Navarin verbrannten; die europäiſchen Mächte ließen es geſchehen, daß die Pforte dem Czar zinspflichtig wurde." (52 f.) „Indeß iſt es doch Rußland, durch welches Griechenland zur Freiheit wiedergeboren worden, und wie nun dieſer Emancipation im ottom. Reiche ſelbſt die Befreiung aller Raja's gefolgt, ſo hat Rußland auch mitgewirkt, die Umgeſtaltung des mahomedaniſchen Kultur-Zuſtandes vorzubereiten." „Zu dieſer Sendung war es durch ſeine Lage und ſeine Religion berufen, und ſein Ehrgeiz trieb es voran; aber welcher Ehrgeiz hat jemals geſiegt, ohne ſich auf eine heilige Sache zu ſtützen, und welche heilige Sache hat je triumphirt, ohne des Ehrgeizes Mithülfe?" (54 f.) „Nachdem indeß Rußland die Griechen zum Aufſtand gereizt und in Folge deſſen zu Adrianopel ſein Lager aufgeſchlagen, warf es ſich bald darauf gegen die Araber zum Vertheidiger der Legitimität des Sultans auf, — um ſeine Fahnen vor den Thoren Conſtantinopels ſelbſt aufzupflanzen." (55.) „Da gingen mit einemmal Europa die Augen auf; aber Rußland hatte ſich den Traktat von Unkiar-Skeleſſi erkämpft, der ihm die Oberherrſchaft von Conſtantinopel ſicherte. Und es ſchreitet nun unaufhaltſam vorwärts, und zu ſpät recriminirt die Diplomatie." (56.) „Rußland, um nicht in dem ſchwarzen Meere eingekerkert zu bleiben, bedurfte der Dardanellen, und, wie jede nordiſche Nation, ſucht es, nach Süden hin ſich auszubreiten. Würde es ſich aber Stambuls bemächtigen, dann wäre ein neues Kapitol errichtet, von welchem die Blitze über ganz Europa geſchleudert werden könnten. Aus vielen Gründen indeß ſteht eine ſolche Beſitznahme nicht zu befürchten." (60 ff.) —

4. Polen und die Türkei. — „In der Reſtauration Polens und der Pforte die Schutzwache für die Ruhe und die Freiheit des Abendlandes zu ſehen, dies, ſo ſchließt Herr Barrault ſeinen zweiten Abſchnitt, iſt die fixe Idee der politiſchen Gleichgewichtler (équilibristes)." Er meint aber, „man bereite ſich eine grauſame Enttäuſchung vor, wenn man ſein Gebäude auf zwei Grundlagen ſtütze, deren eine bereits zuſammengeſtürzt ſei, deren andere wirklich zuſammenſchüttre." (62.)

„Polen," fährt er dann fort, „war eine Vorhut Europas und der Chriſtenheit gegen Aſien und den Islamismus. — Aber, exaltirt in ihrem Kriegerſtolz, ihrer Ritterehre und ihrer Freiheitseiferſucht, konnte dieſe Feudalität keinerlei Concentration der Gewalt ertragen, daher Unmöglichkeit jedes anderen Regime's als des kriegeriſchen. Der Krieg war das Leben der Polen." (65.) Seit nun Rußland zur Grenzmacht zwiſchen Europa und Aſien erwachſen und der Islamismus drohend zu ſein aufgehört hat, iſt — wie Herr Barrault meint, die Miſſion Polens zu Ende. — „Es war ein Lager, aber keine Geſellſchaft; es konnte keine Nation bleiben, ſeitdem es aufgehört, eine ſtets bewaffnete Heeresmacht zu ſein." (66.) (Herr Barrault will hier wohl nur eine Thatſache erklären, nicht aber ein unverbrüchliches Rechtsſyſtem darauf bauen. Der auferſtandene griechiſche Volks-Lazarus würde ein ſolches Syſtem, wie das Leben einen Todtenſarg zermalmen!) —

„Während ferner in Polen das feudale Element auf anarchiſche Weiſe zur Vorherrſchaft gelangt, hatte in Rußland das monarchiſche Element geſiegt." (67.) „Rußland kräftigte ſich durch Einführung der Wiſſenſchaften, Künſte und der Induſtrie Europas; Polen, einer Regierung ermangelnd, mußte in dieſer Beziehung weit zurückſtehen." Dazu kam, daß „ein turbulenter Adel und eine Wahl-Souverainität ſeine Verfaſſung ſelbſt zur ſtets offenen Pforte für rivaliſirende Prätentionen und fremde Einflüſſe machte; — daß es ſeine Unabhängigkeit nur bewahrt, um ſie zu verkaufen, und ihr fortwährend Gewalt anthun zu laſſen," (69.) — während Rußland auf der einen, Deutſchland auf der anderen Seite immer mächtiger wurden. So kam es denn, daß kurz vor der franzöſiſchen Revolution — „während in Nord-Amerika die Freiheit, — in Polen die Autorität ſiegte; in beiden Ländern aber das Vorrecht ſein Ende fand." (71.)

„Daß dann bei dem Sturmgetöſe der Julirevolution Polen ſich erhoben, auflodernd in Erinnerungen an Unabhängigkeit und Ruhm, in adligem Ehrgeiz, der von ſeinen alten Vorrechten träumte, und in gereizten und ſchlachtluſtigen Kriegsleidenſchaften, — aufgetrieben von demokratiſchem Sauerteig, den die franzöſiſchen Heere dort zurückgelaſſen, und von Feindſchaft gegen die fremde Gewaltherrſchaft, die allerdings das unterworfene Land mit einem harten und grollenden Argwohn behandelte; daß dann, ſchwörend zu allen Göttern, zur Mutter Gottes, der alten Nationalverſammlung, Kosziusko, Napoleon, dem Convent, — es ſich in den Kampf geſtürzt, mit dem Kreuz, mit Trümmern gothiſcher Waffen, mit Frauenringen, vaterländiſchen Farben, den Fetzen der drei Farben, mit der Erklärung der Menſchenrechte, mit Sicheln von Bauern befeſtigt an den

Sklavenketten derſelben, mit den Segnungen der Kirche, den Inſpirationen der Klubbs und der Parodie der Revolutionsſcenen, — zugleich Märtyrer, Ritter, Soldat, Demagog, Leibeigener; — daß es ſolchergeſtalt, einig nur in ſeiner Antipathie gegen Rußland und, alles inneren Zuſammenhangs ermangelnd, gleichſam ein Miſchling der Vendée und des Berges (die radikale Partei im franz. National-Convent), daß es gewagt, eine Stelle unter den politiſchen Mächten anzuſtreben, — man ſehe recht zu, was hat Polen in dieſem Augenblick beurkundet? Die Unfähigkeit, eine Nation zu ſein.*) Sein Aufſtand war der letzte Feldzug der polniſchen Feudalität und ihrer Vaſallen, ängſtlich verbunden mit einer demagogiſchen Minorität und Trümmern der alten Garde. Es hatte Krieger, aber kein Volk; Diktatoren, aber kein Oberhaupt. Polen wurde abermals der Anarchie überführt und hatte von Neuem die Strafe derſelben zu ertragen! Achtung vor ſeinen Leiden; Ruhm und Preis ſeinem Heldenthum; — aber — um unabhängig zu werden, gebrachen ihm die conſtitutiven Elemente eines Staates." (73—75.)

Herr Barrault meint nun, nach der Zertrümmerung der polniſchen Oligarchie ſei es die heilſame Beſtimmung der beſiegten Nation, mit Rußland vereinigt zu bleiben. Uns ſcheint eine Vergleichung des Verhältniſſes dieſer beiden Nationalitäten zueinander, mit dem zwiſchen Dänemark und Schweden, Irland und England, Belgien und Holland, Portugal und Spanien nicht für jene Annahme zu ſprechen. —

Herr Barrault geht dann zur Beantwortung der Frage über: „welche Möglichkeiten vorhanden ſeien, für eine Reſtauration des ottomaniſchen Reiches?" Die Antwort faßt er zunächſt in Folgendem zuſammen: „Es reſtauriren, wäre ihm zurückgeben — ſeine Einheit, und es zerbröckelt ſich, — ſeine kriegeriſche Seele, und es iſt entwaffnet, — ſeine Hülfsquellen, und es iſt ruinirt, — ſeinen Despotismus, und es gibt ſeinen Sklaven die Freiheit, — ſeinen religiöſen Fanatismus, und es modifizirt ſein Geſetz, — ſeine feudale Einrichtung, und es hat ſie zerſtört, — ſeinen Abſcheu vor den Chriſten, und es europäiſirt ſich, — ſeine Nationalität, und es denationaliſirt ſich, — ſeinen Glauben an den Sultan, und es blickt ihn nur mehr mit Verachtung, Haß oder Gleichgültigkeit an! Kein Mittelweg für das ottomaniſche Reich: ſein, was es war, oder nicht mehr ſein." (79.) Nach Ausführung der eben angeführten Punkte, ſchließt Herr Barrault dieſe Erörterung mit der Behauptung: „das ottomaniſche Reich

*) Herr Barrault hat wohl vergeſſen, daß die verbündeten Heere zweimal Frankreich occupirt, ſonſt würde er den bedingungsweiſe richtigen Gedanken auch nur bedingt ausgeſprochen haben. — Anm. des Ueberſ.

vermag also ebensowenig für seine Rettung als Polen es vermocht hat," (91) und wendet sich dann zu einigen allgemeinen Betrachtungen über das ottomanische Reich. Wir schließen hier die Mittheilungen aus der ersten Abtheilung mit einigen Betrachtungen Barrault's über Constantinopel. —

5) Constantinopel — Stambul. „Moscheen mit gerundeten Kuppeln und zugespitzten Minareten, die man für Trophäen halten möchte von glänzenden Schilden und vergoldeten Lanzen; zahllose Häuser von Holz, roth angemalt, wie auf Geradewohl und in Eile hingeworfen, Häuser oder vielmehr Zelte eines ungeheuren Feldlagers; Serails, ernst, prachtvoll und würdig, wie das alte Reich; Paläste von gestern, elegant, gebrechlich, schimmernd, theatralisch wie die Reform; Khan's und Bazar's den orientalischen Luxus ausbreitend; Springbrunnen mit glänzenden Arabesken; Arsenale der Artillerie und der Marine, Batterien, Schiffswerfte, Kasernen; und hier und dort schlafende Vorstädte der wachenden Hauptstadt, weißliche Grabhöfe mit ihren dunkelgrünen Pyramiden von Cypressen!"

„Ungeheure Stadt, kaum sich haltend in ihren Ringmauern, unter hundert Namen zerstreut am Fuß und auf der Spitze der Hügel, auf den beiden Seiten des Kanals, die sie mit ihren lachenden Gebüschen durchduften; verbunden durch den Bosphorus mit dem schwarzen Meere, von dem es die kalten Winde, die Nebel und die Strömung empfängt, — durch die Dardanellen mit dem weißen Meere, welches ihm laue Lüfte, einen reinen Himmel und Lichtströme sendet; öffnend seinen Hafen allen Segeln, die von Süden, Norden, Osten und Westen der Scirokko und die Tramontane ihm zuführen unter mannigfaltigen Wimpeln; unablässig herbeirufend die Karavanen von Anatolien, Syrien, Persien und der Tartarei, und farbenschillernd im Sonnenschein oder spiegelnd in den Fluten alle diese mannigfache Pracht, mit welcher Kunst und Natur es begabt!"

„Verknüpfungsband (noeud) von Europa und Asien, die in ihr sich den Friedenskuß zu geben scheinen; Karavanserai der Völker des Orients und Occidents, die in ihr die bunten Verschiedenheiten ihrer Trachten, Sprachen und Physiognomien mischen; Tempel, wo fünfmal des Tages vom Gipfel der Minarets der Name Allah's erschallt, schwebend (planant) zwischen Himmel und Erde wie eine stolze Besitznahme der Erde durch den Himmel des Propheten, und wo demüthig am Fuß der Altäre der Name des Gesalbten ertönt, zuweilen nach außen von Glocken gemurmelt; — vielsprachiges (polyglotte) Buch, versammelnd bunt [illegible]t. lebendigen Blätter der Bibel, des Evangeliums und [illegible]

„Dies die alte Metropole [illegible]

rerin des Labarum's, welches von den Wolken ſich auf Conſtantin's Thron herabgeſenkt, — und neue Hauptſtadt des Islamismus, der die Fahne Mahomed's dort aufgepflanzt hat."

„Dies die zweimal heilige, zweihäuptige, zweinamige Stadt! Conſtantinopel! Stambul! Und ganz Europa hat ſeine Blicke auf dieſe verhängnißvolle Stadt geheftet!"

„Die Autorität will ihren Thron dort aufſchlagen, von wo ſie den Orient und Occident beherrſche: die Freiheit will ſich dort wie eine Feſtung verſchanzen. Principienfrage."

„Der Moskovitiſche Adler mit ausgebreiteten Schwingen, der brittiſche Leopard mit ausgeſtreckter Tatze — meſſen einander bei dieſem Zankapfel, den der Genius des Handels der alten Welt zwiſchen ſie hingeworfen. Intereſſenfrage!"

„Das Chriſtenthum hält ſchwebend über ihr ein neues Labarum: der Islamismus erſchaudert (frémit) gewahrend, wie dieſer irdiſche Mond, der die Feierlichkeiten ſeines Lebens regelt, ſich verfinſtert. Glaubensfrage!"

„Dreifache Frage in lebendiger Anregung (palpitante) auf einem einzigen Punkte des Erdballs!"..

„Europa ſchwebt in Unruhe... Und doch kann es dieſen Kampf der Principien, dieſe Concurrenz der Intereſſen — weder durch ſeine Weisheit noch durch ſeine Kraft beendigen!... Es betrachte genauer die beiden großen Glaubensmeinungen, die in Conſtantinopel einander gegenüberſtehen, — jenes Kreuz und den Halbmond, die — ſo nahe beieinander — ſich anziehen und abſtoßen, ohne ſich trennen zu können, und auch einer Verſöhnung bedürfen. Wäre es nicht vielleicht der Fall, daß das dreifache Problem, welches an den Ufern des Bosphorus ſich aufgeſtellt hat, eine einzige und gemeinſame Löſung herbeiriefe?" (p. 101 — 104) — „Man ſage nicht: weg mit dem Kreuz und dem Halbmond! Weg mit dem Evangelium und dem Koran! Weg mit der Kirche und der Moſchee!... Nein, die Menſchen geben ein Zeichen, ein Buch, einen Tempel nur für ein anderes Zeichen, ein anderes Buch, einen anderen Tempel!" (106) „Die Mahomedaner ſind aber ebenſo wenig bekehrbar zum (bisherigen kirchlich=) chriſtlichen Glauben, als die Juden, die ſeit Jahrhunderten zerſtreut und verfolgt fortgelebt, ohne von ihrem Glauben abgebracht worden zu ſein." (107).

„Darum können weder die Sultane noch die Czare, welche von beiden auch Herrn des Reichs werden mögen, einen Staat dort reſtauriren oder gründen, weil zwei religiöſe Symbole einander gegenüber ſtehen, von denen keines von beiden zum anderen übergehen mag. Der Osmane

iſt gefallen, weil er nicht vermocht hat, alle ſeine Völkerſchaften zur (religiöſen) Gemeinſchaft zu bringen (faire communier); beſiegt, niedergeſtreckt, verſtümmelt — bleibt er gebrechlich aber unverletzlich. Der Halbmond, nachdem er ſich wie ein Schilfrohr gebeugt hat, leiſtet Widerſtand — wie ein Schild. Und weil der Ruſſe ebenſo wenig alle ſeine Unterthanen in Gemeinſchaft zu ſetzen verſteht, kann er, obgleich Sieger, aufgerichtet, unverſehrt, doch nur über Trümmern herrſchen; er bleibt unwiderſtehlich aber unmächtig (impuissant). Das Kreuz, nachdem es wie ein Schwerdt eingedrungen, ſcheint nur ein Schilfrohr zu ſein. Zwiſchen dieſen beiden Zeichen oszilliren die Schickſale zahlreicher Bevölkerungen, ohne ſich zu regeln und zu vereinigen. Stambul, ſeine Pforten für Conſtantinopel öffnend, iſt uneroberlich; Conſtantinopel, ſiegreich, kann über Stambul nicht triumphiren."

„Stadt der zwei Zeichen und der zwei Namen, die ſich bekriegen, um welche Europa ſpielt und wettet für zwei miteinander ſtreitende Principien und Intereſſen; — ſymboliſcher Ausdruck der alten Welt für Alles, was antipathiſch, geſpalten, feindlich iſt; — doppelt in ſich ſelbſt und geſtellt zwiſchen zwei Lager wie ein Schlachtopfer und ein lebendes Gebet; — ſie conſpirirt und fleht für ſich ſelbſt und für Alle um ein Einigungsband — zwiſchen den Glaubensmeinungen, Principien und Intereſſen, zwiſchen Raſſen, Ueberlieferungen und Sitten, zwiſchen Nationen, Rechten und Bedürfniſſen!"

„Darum gibt es Träumer, die den Blick nach jenem Geſichtskreis gewendet, den Hauch eines Wortes zu vernehmen, den Schatten einer Hand hin und her weben zu ſehen glauben, von denen die Glaubensmeinungen, die Raſſen und Nationen zu einer neuen Geſellſchaftung gerufen und getrieben werden durch Einverſtändigung von Conſtantinopel und Stambul."

„Und Europa, ungeachtet ſeiner Weisheit und Stärke unentſchloſſen und unthätig, ſchaut hin, bis daß es, müde, weder Frieden noch Krieg zu Stand zu bringen, ſelbſt eine der Stimmen und eine der Hände wird, welche jene geträumte Geſellſchaftung vorbereiten." (112—114).

* * *

Zweite Abtheilung.

Wir müßten faſt das ganze Buch überſetzen, wollten wir Alles daraus mittheilen, was uns darin intereſſant geſchienen. Wir laſſen des-

halb nur einzelne Stellen, die wir ihrem Inhalte nach geordnet haben, hier nachfolgen, um unsere Leser auf jene geistreiche Schrift aufmerksam zu machen.

1. Stambul. „Das griechische Kaiserthum, ein Ueberbleibsel des Alterthums, vom Evangelium bekehrt, aber nicht wiedergeboren, hatte einen Theil der alten Welt durch die Taufe gerettet, und die neue christliche Welt auf den Trümmern der Vergangenheit gepflanzt. Nur ein gemischtes, verworrenes, unfruchtbares Leben führend — mußte es des Todes sterben. Die Ottomanen bringen dem Alterthum im Orient sein Ende, wie die Barbaren es ihm im Abendlande gebracht." (298) „Der Sieg des Halbmondes zerbricht für die Besiegten die Ueberlieferungen, die sie fortzuschreiten hinderten, den rohen Despotismus des Kaisers und des Patrizíat's; die theologischen Streitigkeiten, die fortan die Entwicklung des Geistes nicht mehr fördern konnten; die ohnmächtige Anschauung der Meisterwerke des Alterthums; endlich auch die erniedrigende Fiktion, die der griechischen Nationalität den römischen Namen auferlegt hatte. Besiegt — werden sie wieder Griechen; sie werfen das Joch ihres ewigen Homer's und ihrer ewigen Controversen ab; sie werden von ihrer privilegirten Aristokratie befreit und wieder von Häuptern ihres Blutes, ihrer Wahl, — von ihren Priestern bewaltet. Die Barbaren haben sie unterjocht; aber ihnen ihre Gesetze und eigene Gerichtsbarkeit gelassen; sie haben ihre alten Statüen und Tempel zerstört, aber ihre Altäre und Kirchen verschont. So hat die griechische Raçe sich mit einem Theil ihrer Vergangenheit entzweit, um die Bahn ihrer Zukunft zu betreten, und inmitten der Ruinen ihrer Sprache und ihrer Denkmale verjüngt und modernisirt sie sich (299, 300). Aber die Ottomanen vereinigen auch unter einer einzigen religiösen und politischen Herrschaft die vom Säbel der Araber und den Pfeilen der Seldschucken eroberten Provinzen. Dies, und ein daurenderer Friede in einem großen Theile der mahomedanischen Welt, zwischen dieser Welt und einem großen Theile Europa's, ein erster Waffenstillstand, — dies sind für die Civilisation die Früchte ihrer Eroberung. — (300).

„So ist Constantinopel der strahlende Mittelpunkt jenes ungeheuren Zeltes geworden, das, einem türkischen Dichter zufolge, Orchan im Traume erschien, sich stützend auf den Kaukasus, den Balkan, den Libanon und den Atlas, durchströmt von dem Tigris, dem Euphrat, der Donau und dem Nil!

„Wunderbares Geschick des alten Byzanz's! Unter dem Namen von Constantinopel wurde es die erste Metropole der Christenheit, unter dem Namen von Stambul — die zweite des Islamismus; durch Con-

stantinopel oszillirte das Abendland nach dem Orient mit dem ganzen Gewichte Constantin's und des Arius; durch Stambul oszillirt der Orient nach dem Occident mit dem ganzen Gewichte Mahomeds II. und seiner Erben. So kömmt dieser Stadt, durch ihr abwechselndes Schwanken, die Ehre zu, die Einigung des Orient's und des Occident's vorzubereiten! (300 301).

2. Die Türken. — „Der Türke liebt das chezsoi. Nur das Kaffehaus hat ihm ein öffentliches Leben geboten, welches er früher nur in der Moschee und im Heere fand. Das Kaffehaus, welches die Strenge der Mufti's und die ängstliche Klugheit der Sultane zu überwinden hatte, hat ihm eine Art profaner Gemeinsamkeit (communion) bereitet, die ihm unentbehrlich geworden. Demungeachtet ist sein Haus ihm sehr werth. Hier herrscht er; hier erfreut er sich der Ehrerbietung seiner Diener, seiner Kinder und Frauen, und er behandelt sie mit einer durch Zurückhaltung ermäßigten Vertraulichkeit, mit der Güte eines Lehrers (avec une bonté magistrale); hier übt er eine edle Gastfreundlichkeit gegen den Fremden und Barmherzigkeit gegen den Armen. Wahrlich! weder in Redlichkeit, und Gerechtigkeit, noch in Mitleid mit dem Unglücklichen steht der Türke dem Christen nach. Seiner Höflichkeit fehlt zwar die Anmuth und Liebenswürdigkeit, die der Europäer durch steten Verkehr mit den Frauen gewinnt; dagegen zieren ihn jene Einfachheit und Aufrichtigkeit, die bei dem Europäer infolge jenes Verkehres durch Grimasse und Falschheit verdrängt werden.... Der Türke achtet, und will, daß man ihn achte; er besitzt in hohem Grade das Gefühl der persönlichen Würde. Haltet ihn nicht für knechtisch, weil er sich vor seinem Oberen niederwirft, und ihm den Saum seines Mantels küßt; es ist dies eine Huldigung, die er, ohne zu erröthen, mehr dem Rang als der Person darbringt, und die der Obere annimmt, ohne dadurch verblendet zu werden; denn der Eine, wie der Andere weiß, daß der niedrigste der Türken — wenn es Gott gefällt, — zu den höchsten Stellen des Reiches gelangen kann; und ein solcher Aufkömmling wird auf dem neuen Rang weder Befremden noch Unbeholfenheit zeigen, — so reichlich ist seine natürliche Würde gestofft (étoffée), in welcher man von einem Tage zum anderen die Fülle eines Bey- oder Pascha-Mantels finden kann. Mit einem Worte: die Türken haben ausgezeichnete Privat-Tugenden, und, fürwahr! diese Barbaren, wie man sie nennt, haben einen guten Ton! (413—415).

3. Der Koran. — „Das Morgenland hatte zwei große Religionsbücher hervorgebracht: das alte Testament und das Evangelium. Jenes, eine besondere Verordnung für ein Volk, ein auf seine Ueberlieferungen und Hoffnungen gegründetes Gesetz, war, wie das gelobte Land,

ein ihm zu eigen gehörendes Erbstück, unmittheilbar an fremde. Seine Verbreitbarkeit empfing es erst durch das neue Testament, wie der Baum sich erst fortpflanzt, nachdem er seine Frucht getragen. Und kaum verkündigt, war das Evangelium schon nach Griechenland und Rom gedrungen; die gute Botschaft, welche Jesus gebracht hatte, war besonders für die Heidenschaft, die Plato vorbereitet hatte, und für die noch wilden Völker des Abendland's, die herbeieilten, daran Theil zu nehmen. Indessen blieben mehrere Racen des Orients in Aberglauben versenkt, der ihr Fortschreiten hemmte. Da setzte der Orient, in einer neuen Anstrengung seiner Offenbarungs-Fruchtbarkeit, den Sinai in Berührung mit Jerusalem; ein prophetischer Funke sprang zu Mekka hervor — und der Koran trat an's Licht.

„Der Koran lehrt einen einigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, das jüngste Gericht und ein ewiges Leben. Noch hat es keinen eifrigeren Apostel des Dogma's der Einheit Gottes gegeben, als Mahomed. Arabien, in von einander unabhängige Stammgenossenschaften getheilt und anbetend das Heer des Himmels, war im Politischen, wie im Religiösen der Vielheit preisgegeben. Persien war zwar in seiner Theogonie weiter fortgeschritten; aber es warf sich nieder vor einer zahllosen Hierarchie göttlicher Wesen, auf deren gespaltetem Gipfel es die zwei feindlichen Principien pflanzte. Daher eine energische Rückwirkung gegen die Vielheit, die im Orient in Gunst stand. Während es daher dem Christenthume gestattet wurde, die Analyse der göttlichen Einheit zu unternehmen, weil schon die jüdische, griechische und römische Gesellschaft das Gefühl dafür hatte, — formulirte der Islamismus eine untheilbare, compakte Einheit.

„Der Prophet beschränkte sich nicht darauf, den Götzendienst niederzuschmettern; er flößte jenen Bevölkerungen, deren ganzes Leben in die Gegenwart versenkt war, die Hoffnung und die Furcht der Ewigkeit ein; er versuchte, ihre stürmische Beweglichkeit zu zügeln, indem er auf jeder Seite des Korans die Auferstehung der Todten und das jüngste Gericht predigte.

„Um aber Nationen, die zur Verehrung der Welt und zum Genusse des Augenblick's fortgerissen worden, unter jenes Gesetz gefangen zu nehmen, bedurfte es einer strengen Disciplin, die die Lebhaftigkeit ihrer Neigungen zu dämpfen vermochte. Mahomed ordnete Gebete an, die fünfmal des Tages verrichtet werden mußten, und erinnerte dabei, daß, h. Ueberlieferungen zufolge, Gott anfänglich fünfzigmal zu beten befohlen habe. Er stempelte diese Gebetspflicht zu einer unverbrüchlichen Schuldigkeit, die weder Rückstände, noch Verjährung zuließ, so daß selbst der

Tod nur die Weiſe der Entrichtung dieſer Schuld verändern könne. Durch dieſes Gebet, welches die demuthsvolle Stellung des Betenden charakteriſirt, ſollten die wahren Gläubigen beſonders geiſtige Gnaden erflehen, als weit erhaben über alle weltlichen Gunſterweiſungen. Während des Gebetes ſollte Keiner die Augen zum Himmel aufrichten, wo früher die Blicke die Gegenſtände der Anbetung aufgeſucht hatten. Er verbot jede religiöſe Feierlichkeit gerade im Augenblick des Aufgangs, des höchſten Standes und des Untergangs der Sonne, und vermied das Zuſammentreffen der Feſte mit den Epochen der Tag- und Nachtgleichen und der Solſtizien. Die Anordnung eines unbedingten Faſtens an den dreißig Tagen des Ramazans, die ſtrengen Uebungen, deren die Wallfahrer nach Mekka während der 40 Tage, an welchen ſie den Ihram, d. h. den Bußmantel, tragen, ſich unterziehen müſſen, — endlich das Verbot des Weines, der Hazardſpiele, der Muſik und des Tanzes, beſchließen die Vorſchriften des Islam's zur Abtödtung der Sinne.

„Indeſſen ließ der Prophet es ſich weit mehr angelegen ſein, Gott als Alleinigen, als Gott, als Geiſt zur Verehrung aufzuſtellen, und er griff den Götzendienſt mehr in ſeiner Vielſpaltigkeit als in ſeinem Materialismus an. Er gewährte ſogar Genugthuung den dringenden Forderungen jener ſinnlichen Volksmaſſen, zunächſt durch Geſtaltung der Vielweiberei und die Verheißungen ſeines Paradieſes, wie er denn den Arabern die Verehrung ihrer weiblichen Himmelsweſen nur unterſagte, um ſie in wonnigen Gärten die ewigen Liebkoſungen der Huris hoffen zu laſſen.

„Geberden machte er zum weſentlichen Beſtandtheil des Gebetes, ſo daß es nichtig würde, wenn die unentbehrlichen Zeichen unterblieben. Endlich, während die Gemeinſchaft der Chriſten ſich in der Zeit, abgeſehen von den Oertlichkeiten, vollzog, erhoben die Wallfahrt nach Mekka und die Pflicht, alle Gebete nach der Kaaba zu richten, den Raum zum herrſchenden Element der Gemeinſchaft der Muſelmänner.

„Der Koran, in welchem die Inſpirationen des A. und des N. Teſtaments ſich miſchen, iſt von Anfang bis zu Ende im Namen des gnädigen und barmherzigen Gottes geſchrieben.

„Er ſchafft den Krieg nicht ab; er erhebt ihn ſelbſt zur Pflicht gegen die Ungläubigen und die Götzendiener. „„Der Götzendienſt iſt ſchlimmer als Mord.““ Aber er hob ſeine verderblichen Wirkungen bei den Arabern auf, indem er ihre Waffen nach außenhin kehrte.

„Er läßt die Sklaverei beſtehen; aber er macht aus der Befreiung eines Sklaven, aus dem Loskauf eines Gefangenen ein Verdienſt, und ſchreibt ſie oft als Sühnung vor. Die Sklaverei bei den Mahomedanern

die Romantiker, hingegen die Ottomanen — die Staatsmänner, die Juriſten, die Hiſtoriker des Islamismus zu nennen geneigt ſein.

„Den Arabern gehörte der Säbel, leuchtend wie der Blitz, und die blitzähnlichen raſchen Eroberungen; ihnen die abentheuerlichen Unternehmungen, die hohen Waffenthaten, die wunderbar tapfern Heldenthaten: es ſind die Ritter des Islamismus. Die Ottomanen führen den Krieg mit einem durch Beharrlichkeit, Disciplin und Gediegenheit bewunderungswürdigen Muthe. Die erſteren verbreiten den Glauben mit einem unvergleichlichen, feurigen und glänzenden Heldenmuth; die andern ſtellen die ſchwindende Lebenskräftigkeit deſſelben durch ihre Anſtrengungen behufs ſeiner Concentration — wieder her.

„Die Unabhängigkeit des arabiſchen Geiſtes verewigt die Spaltungen der Stämme, und beſchleunigt den Verfall des Kalifat's durch die ſtürmiſche Inſubordination hundert wetteifernder Dynaſtien. Die Ottomanen bewahren die Einheit ihres Reiches durch Einführung einer Feudalordnung, und, indem ſie die Araber unterjochen, befreien ſie dieſelben von der tyranniſchen Anarchie ihrer Volksfürſten. Ein Zug charakteriſirt ſie: die Bildung des Janitſcharenkorps, jener furchtbaren Schaar von Fußvolk, welche, zu einem regulirten Korps in einer Zeit organiſirt, in welcher die Völker Europa's nur erſt noch unregulirte Truppen hatten, eine erfolgreiche Wirkſamkeit haben mußte. Dieſe Miliz, deren esprit de corps während drei Jahrhunderten ſich durch den esprit de Famille verſtärkt hat, die ihre Archive, ihre Verwaltung, eigene Handwerker-Körperſchaften, Affiliationen, Gerichtsbarkeit und Vorrechte beſaß, macht den Staat nach und nach unabhängig von der kriegeriſchen Feudalität, deren Herabſetzung ſie durch ihre überragende Wichtigkeit vorbereitet.

„Die Araber entwickeln das Geſetz Mahomed's in einer großen Zahl von weisheits- und vorausſichtsvollen Geſetzen. Die Ottomanen bemächtigen ſich dieſer Erbſchaft, führen die zahlreichen canoniſchen Bücher auf eine gemeinſame Regel für alle theologiſchen und geſetzlichen Entſcheidungen zurück, und prägen ihnen die Einheit eines Geſetzbuches auf. Sie thun noch mehr. Sie ſetzen mit früher unbekannter Einigkeit und Autorität die Körperſchaft der Ulema's ein, — zugleich Sorbonna, Parlament und Univerſität, zahlreich und doch einig, in ihren verſchiedenen Verzweigungen von einem Oberhaupte abhängig, von dem Mufti, dem geiſtlichen Stellvertreter des Sultan's.

„Dieſer Klerus, dem nicht, wie dem chriſtlichen, ein geheimer Gerichtsſtuhl zu Gebote ſteht, von welchem herab er die Gewiſſen zur Beicht hören und leiten kann, — erhebt das öffentliche Gericht, wo er über die Handlungen der Gläubigen zu entſcheiden hat, — läßt geſchickt den Verwalter

der Gerechtigkeit den Verwalter des Kultus überholen (primer), und sichert sich hierdurch eine politische Rolle. Bekleidet mit dem Uebergewicht, welches ihm das heilige Gesetz verleiht, dessen Lehrer, Casuist, Professor, Anwender und Verwalter er zu gleicher Zeit ist, — steigert er dasselbe noch durch eine Anhäufung von Reichthümern, welche sich durch die Einkünfte der Dotationen der Moscheen vermehren, und sich durch die Taxen, die öffentlichen Auflagen und die Confiscationen in seinen privilegirten Händen zusammensparen. Diese Art von Kirche endlich verschafft in Mitten der Unruhen dem Rechtsstande die Oberhand; entreißt das der Gerechtigkeit Angehörige den bewaffneten Händen; gründet die Unabhängigkeit der Magistratur durch die Fortpflanzungen ihrer bedeutendsten Stellen in den angesehensten Familien, deren Erbeigenthum sie werden, und bringt das Privateigenthum in Sicherheit vor den Spoliationen der Regierung mittelst einer mäßigen Abgabe, welche man der Moschee, als einer gnädigen und barmherzigen Oberherrin, zu entrichten willigt. Lange bildet sie ein nützliches Gegengewicht für die Autokratie der Souveraine oder die Willkühr des Säbels, und erweist sich günstig den Interessen des Volkes, der Ordnung und des Friedens. Gewiß ist es die merkwürdigste Verfassung der geistlichen Gewalt, die bei den Mahomedanern statt gefunden. In Persien, wo der Monarch, als unbeschränkter Herr, die geistliche Gewalt nicht in dem Maße delegirt hat, daß er die Errichtung einer Körperschaft begünstigt hätte, welche seinen Despotismus beschränke und seine Handlungen sanctionire, — in Persien ist es nur die Erhebung (exaltation) eines Scheik's, der durch die öffentliche Stimme der Einsamkeit entrissen wird, — in welcher er eine Warnung finden kann, einen besseren Weg einzuschlagen. —

„Die Ottomanen machen in Wissenschaften und Poesie den Arabern die Palme nicht streitig; sie setzen ihren Ruhm in das Herrschen. Ihre wichtigste Wissenschaft ist das Recht; ihre nationalste Literatur — die Geschichte. Der Styl ihrer Historiker, zunächst ganz durchblümt mit Anführungen aus ihren Dichtern, entkleidet sich allmählig dieses fremden Luxus und gewinnt an Einfachheit und Bestimmtheit. In ihren Phantasie-Werken bleiben sie die Kopisten der Poetik und der Werke ihrer persischen oder arabischen Vorgänger; nicht, als seien sie keiner eigenthümlichen Dichtung fähig; sondern weil ihr Geist eine andere Richtung genommen. Aber auch dasjenige von ihrer Poesie, was noch naiv und ursprünglich ist, kann nicht den glänzenden Orientalismus des Südens ausprägen; die Sonne ihres Vaterlandes geht über kalten Steppen auf!

„Der gediegene, edle, ernſte Charakter ihrer Bauwerke bezeugt ihren eigenthümlichen Geiſt (génie). Die Ottomanen und die Araber bedienen ſich des Rundbogens (courbe), als der vorherrſchenden Linie ihrer Architektur. Aber bei den Arabern erſcheint ſie in mannigfaltiger zierlicher Abwechslung. Sie legen das Abentheuerliche, Unerwartete, Pikante in die Formen, die ſie in rieſenhaften Arkaden, in feinen Verzierungen, in kühnen und leichten Spiralen, in träumeriſchen Schwibbögen, in Kuppeln, die eine Art von Biegſamkeit und Geſchmeidigkeit haben, entfalten. Die Ottomanen halten feſt an der Strenge des Halbkreiſes in den Domen ihrer Moſcheen und Bazar's; und während der arabiſche Minaret, in ſeiner ganzen Länge verziert, in eine Art von Ausbauchung ausläuft, die deſſen ſcharfer Zuſpitzung vorangeht, ſteigt der türkiſche Minaret nackt empor und verlängert ſich in eine Spitze. Der Minaret — welch' erhabene Umgeſtaltung der griechiſchen Säule! Die griechiſche Säule war ſtumm; der Islamismus hat ihr eine Stimme gegeben und eine Wache aus ihr gemacht. Und — wenn zu beſtimmten Stunden alle dieſe Stimmen ſich über die Stadt verbreiten, den Namen Allah's verkündend, bietet dieſe religiöſe Harmonie dann nichts, deſſen Erfindung das Chriſtenthum zu beneiden hätte?

„Bei den Arabern und Ottomanen gibt die Strenge des Geſetzes dem Kultus ein Gepräge großer Einfachheit. Die Verwerfung der Sculptur und der Malerei läßt den Wänden der Moſcheen keine andere Zierrathen, als Inſchriften zuweilen in goldenen Buchſtaben, denen bei den erſteren ihre phantaſtiſchen Ausſchmückungen, bei den letzteren Zierrathen in Moſaik ſich anſchließen. Alle Darſtellung von menſchlichen oder von Thier-Geſtalten iſt ſelbſt bis auf die Teppiche verboten, es ſei denn, daß ſie für das Auge faſt unwahrnehmbar ſind. Die Einen und die Anderen haben verſucht, dieſe Leere durch den Reichthum und die Menge von Candelabern, von Lampen und Säulen zu erſetzen. Indeß beſchränkt die gottesdienſtliche Feierlichkeit ſich auf das Wort, und die Verbannung der Muſik reduzirt das Wort auf eine Pſalmodie oder einen Monolog. Der Namaz, das gemeinſame Gebet, von Imam mit lauter, von der Verſammlung mit leiſer Stimme geſprochen, begleitet von genau ausgeführten Geberdungen und untermiſcht mit Vorleſung einzelner Koranſtellen; der Kuthbé, das Glaubensbekenntniß, welches mit einer Ermahnung an die Gläubigen und einem Gebet für das Reich und den Monarchen ſchließt, — bilden den ganzen öffentlichen Gottesdienſt; zuweilen reiht ſich eine Predigt demſelben an. Nur zu Mekka bei der Feier des Kurban-Bayram entfaltet der Kultus eine größere Mannigfaltigkeit und Pracht. Dieſer ungeheure Zuſammenfluß von Hadſchis, die in Prozeſſion

ſich der Kaaba nähern und den ſchwarzen Stein umkreiſen, und nach mehrfachen Evolutionen das Feſt mit Tauſenden von Opfern, mit Feuerwerken, Tänzen und kriegeriſcher Muſik beſchließen, muß das prächtige Schauſpiel einer großen religiöſen Communion darbieten. Der Monat des Ramazan's, vereinigt miteinander die ſtrengen Uebungen der Faſtenzeit und die Vergnügungen des Karneval's: der Tag, ganz dem Faſten gewidmet, iſt eine Buße; die Nacht, der Andachtsübungen ungeachtet, die zu verrichten ſind, iſt ein Feſt; es iſt die Zeit der größten Luſtbarkeiten bei beiden Nationen. —

„Das heilige Wort, unvollſtändig und ſtrenge, wie es iſt, ruft das profane hervor. Die Erzähler mit ihren romanesken, verliebten, heroiſchen Erzählungen, die Sänger auf Volksmelodien improviſirend, von groben Inſtrumenten begleitet, und oft den Tanz mit Muſik verbindend, ſind bei beiden Nationen, beſonders bei den Arabern, in großer Anzahl vorhanden. Das Kaffehaus dient ihnen gewöhnlich zur Bühne. Hier auch werden jene poſſenhafte, in Geberden und Worten obſcöne Darſtellungen aufgeführt, die einzigen Spuren dramatiſcher Kunſt bei den Muſelmännern, die dieſe Scenen auch im Innern ihrer Häuſer aufführen laſſen.

„Die Perſer ſind die einzigen, die dem Kultus durch feierliche Einführung des Drama's eine Erweiterung gegeben. In jedem Jahre wird, während der eilf erſten Tage des Monats Moharem, das Gedächtniß des Märtyrerthums der Söhne Ali's in Scenen gefeiert, in denen die Akteurs, beſtimmte geſchichtliche Perſonen darſtellend, durch pathetiſchen Vortrag und Geberden, und mit einer ſeltenen Pracht von Poeſie die tiefſt ſchmerzlichen Gefühle und die lebhafteſte Bewunderung erregen. Es ſind Darſtellungen, die mit den Myſterien der mittelalterlichen Chriſtenheit die größte Analogie haben.

„Noch mehr; neben dem Gottesdienſt des Tempels errichten die Derwiſche noch den des Kloſters; mit dem Gebet haben ſie Geſchrei, Geſang, Muſik und Tanz verbunden, die aus der Moſchee verbannt ſind. „„Wer läßt euch ſo im Kreiſe drehen?"" fragte man einen Derwiſch. „„Wer läßt die Geſtirne kreiſen?"" antwortete er: „„die Liebe Gottes.""*)

„Und, fürwahr! wenn man die Ordnung wahrnimmt, die ſie in ihren Rotationen befolgen, und wie ihr weites Gewand von den Hüften an ſich in eine Art von ſtrahlender Atmoſphäre ausbreitet, während der Ton ihrer ſanften Flöten und Tam-Tam's in einer anderen Sprache die Har-

*) Dies, wie das franzöſiſche l'amour de Dieu, bietet den doppelten Sinn von Liebe zu Gott, und Gottes Liebe.

monie zu wiederholen ſcheint, die ſie in ihren Geberden beobachten, — dann fällt es nicht ſchwer, anzunehmen, daß ihre cadenzirten Evolutionen die aſtronomiſchen Bewegungen nachahmen, und bis zu den Zeiten des arabiſchen Sabäismus hinaufreichen. Die Derwiſche ſind gleichſam die irregulaire Miliz des islamitiſchen Klerus; in ihnen iſt ein Keim von Proteſtantismus (?) gegen den Koran.*) „„Wenn man ſich außerhalb der Kaaba befindet, ſagen ſie, dann iſt es gut, ſeine Augen nach ihr zu richten; aber wenn man in der Kaaba iſt, gleichviel dann, nach welcher Seite man ſich wendet!““ Die Kaaba iſt aber für ſie das Sinnbild der göttlichen Liebe. — Ihre Ceremonien erſetzen ſo viel als möglich die ihrem Cultus mangelnde Communion. Nach dem Tanz findet unter allen Mitgliedern der Gemeinſchaft eine Art von Liebesmahl (agape) ſtatt, — das einzige Beiſpiel von Zärtlichkeits-Ergießung, das ſich im Mahomedaniſchen Ritus findet. Endlich hören die Derwiſche ſogar, bis auf einen gewiſſen Punkt, die Beichte der Frauen. Ihre Religioſität hat die Bedenklichkeiten der Eiferſucht ſoweit überwunden, daß ſie ungehindert die Anvertrauungen und Umrathfragungen der Frauen entgegennehmen. Die erſten Geſellſchaften von Derwiſchen ſind von Arabern gebildet worden; aber gegenwärtig findet ſich das Kloſter der Derwiſche nur bei den Ottomanen; der Santon d. h. der einſiedleriſche Mönch iſt Araber. Die Araber haben nicht die ernſten Tänze der Derwiſche; ſie haben etwas ihrer Phantaſie genügenderes: dies ſind die Tänze der Almé's, die an den religiöſen Feſttagen ihre Zelte auf den Kirchhöfen errichten und hier Alles entfalten, was die Geſchmeidigkeit und Grazie des Körpers — in Abweſenheit einer ſtrengen Schaamhaftigkeit — Wollüſtiges darbieten. Den Ottomanen eigenthümlich ſind die Derwiſche; den Arabern die Almé's.

„Auch in der Liebe bilden beide Raſſen einen Contraſt. Treu den Ueberlieferungen ihrer Vorfahren, welche weibliche Engel (anges-femmes) idolatrirten, wurden die Araber Verehrer ihrer Frauen. Obgleich ſie dieſelben mit einer Strenge im Schatten hielten, die noch durch ihre Eiferſucht geſteigert wurde, widmeten ſie ihnen einen Kult von Zärtlichkeit und ritterlicher Artigkeit (courtoisie), und zeigten ſich immer bereit, ihnen Einfluß auf ſie zu geſtatten. Die Ottomanen, jenen leidenſchaftlichen Huldigungen fremd, zeigten gegen die Frauen nur eine Ehrerbietung, die beſonders ihre Quelle in der Achtung der Männer füreinander hatte, und ſie gefielen ſich in dem Gefühle ihrer Superiorität; mehr Ehegatten

*) Etwa, wie im Myſtizismus des Mittelalters ein Keim des Proteſtantismus gegen die kirchliche Autorität lag? E.

als Liebhaber, — immer Herren. Dennoch, Dank sei es der bleibenden Würde, die jene Ehrerbietung gegen sie den Frauen gewährt, Dank sogar einer vollständigeren Absonderung der beiden Geschlechter voneinander, — ist es gerade bei den Ottomanen, daß die Frauen bälder Besitz von einiger Freiheit gewonnen haben.

„Endlich, — um die Charakteristik dieser beiden großen Rassen zu vollenden, — was der Koran Lyrisches enthält, hat das Leben der Araber bestimmt; was didaktisch in ihm ist, ist den Ottomanen anheim gefallen. Der Islamismus, in dem er sie im Geiste ihrer eigenen Natur entwickelte, gab ihnen Eigenschaften, die ihnen fehlten; er hat die Araber septentrionalisirt — und die Ottomanen meridionalisirt. Immerhin kann man mit Wahrheit sagen: bei den ersten ist der Islamismus mehr Weib, und bei den letzteren mehr Mann!" — (397—407.)

5. Neu-Stambul. — „Wie prachtvoll, wie großartig es sich auch darstellt, — was ist jetzt Constantinopel? Der Keim einer noch größeren, noch prächtigeren Stadt, die schon aus ihm hervorbricht. Die Stadt Constantin's und Mahomed's II. war vor Allem eine militairische Position, war die Hauptstadt eines bewaffneten Reichs. Aber von dem Tage an, an welchem die Genueser der Schwäche der griechischen Kaiser die Erlaubniß abgenöthigt, auf der anderen Seite des Hafens, der Stadt gegenüber, Galata zu colonisiren, — von dem Tage an, wo die Christen mittelst ihrer Capitulationen sich vortheilhaft in der Türkei niederlassen konnten, trat Constantinopel aus seinen Mauern heraus; es fing an, sich auf den europäischen Ufern des Bosphorus einzurichten. Die Thätigkeit der fränkischen Kaufleute und ihrer griechischen, jüdischen und armenischen Klientel bemächtigte sich dieser Stellungen, und bald reichten Galata und Pera, rechts und links, allen jenen, früherhin zerstreuten Flecken die Hand, die gegenwärtig sich bis in das Innere des Hafens und bis zu den äußeren Ufern hin ausdehnen. Auf diesen Küsten, sowohl von Europa, als von Asien, erbauten die Sultane selbst für's erste ihre Lusthäuser, bis endlich Mahmud abwechselnd die kaiserliche Residenz in die verschiedenen Wohnungen, mit denen er sie geschmückt, verpflanzte; und gegenwärtig ist das alte Serail, Louvre der ottomanischen Kaiser, für den Sultan nichts mehr, als ein Absteigequartier zu Stambul. Mahmud hat das Janitschariat kassirt und mit dieser Miliz zugleich auch das alte Stambul. Stambul ist die alte Citadelle, der Waffenplatz die Festung; aber die Stadt! Sie läuft jetzt längs des Bosphorus hinab; — schon breitet sie sich fast bis nach Terapia und Buyukdéré hin aus. Die heilige Stadt, die muselmännische, die bevorrechtete Stadt wird vom Handel und von der Reform verlassen;

die Comptoirs, die Bazar's, die Paläſte, die Kaſernen werden anderwärts hin verlegt; Stambul iſt in voller Ungnade.

„Beobachtet man dieſe Umgeſtaltung, die in der Hauptſtadt, wie bei ihren Bewohnern vor ſich geht, ſo ergötzt man ſich an dieſem Schauſpiel einer neuen Stadt, die aus den Ringmauern der alten hervorblüht, um ſich über Felder und Hügel hin zu verbreiten." (314—315.)

6. Die Zukunft der Ottomanen. — „Es nahen ſich große Ereigniſſe! — Acht Jahrhunderte ſind es, daß eine Nomaden-Raſſe aus ihren fernen Steppen heranſtürmte bis vor die Wälle der orientaliſchen Hauptſtädte, ihre Zelte mit Paläſten vertauſchte und die Namen ihrer Khane neben die eines Cyrus, Alexander's und Conſtantin's einſchrieb. Gegenwärtig ſcheint die tartariſche Raſſe in Entkräftung zu verſinken, und von allen Seiten her ſich eine Verſchwörung gegen ſie zu bilden. Dahin ſtürmend hatte ſie ihre Dynaſtieen auf die Throne von Samarkand, Ghizné, Ispahan, Bagdad, von Delhi, Pekin, Jeruſalem und Conſtantinopel geworfen; von den Mauern Chinas bis nach Moskau und an die Grenzen von Deutſchland, von Kairo bis an die Meerenge von Gibraltar hatte ſich ihre Macht fortgepflanzt oder ihre Herrſchaft errichtet. Aber China hat ſich gegen die Herrſcher, die es von ihr empfangen, empört; von den Kaiſern von Delhi hat England nur mehr ein Scheinbild übrig gelaſſen; Aegypten und Arabien haben ſich durch die glückliche Verwegenheit Mehemet-Ali's emancipirt, der recht gut weiß, daß ſeine Macht nur unter der Bedingung lebenskräftig iſt, daß der Genius Arabiens ſich in ihm und ſeinen Nachfolgern incarnire; Frankreich hat den Dey von Algier vertrieben; die Dey's von Tunis und Tripoli ſind in's Geheim ſchon bedroht; der Sultan von Conſtantinopel endlich und der Schah von Teheran wanken auf ihren Thronen, und Rußland breitet gegen beide ſeine bewaffneten Arme aus. — „Es gibt nämlich Augenblicke, in denen die glorreichſten Raſſen, um einen neuen Fortſchritt zu vollbringen, fremder Einweihung bedürfen. Schon hat das Zelt Orchan's ſich zuſammenzufalten begonnen, und die ottomaniſche Raſſe iſt berufen, ihre Stelle unter einem umfänglicheren Zelt einzunehmen." (327. 328.)

7. Der Islamismus und die Chriſtenheit. — „Wie jetzt die Sachen ſtehen, dominirt überall die Chriſtenheit über den Islamismus. In Indien überholt (prime) England die mahomedaniſchen Throne. In Perſien üben England und Rußland ihren Einfluß und ſtreiten ſich um dies Land, wie um eine Beute. Was das ottomaniſche Reich betrifft, ſo hat Europa ſich das Recht genommen, in alle ſeine Angelegenheiten ſich zu miſchen und Rußland zieht die Türkei in ihren Machtkreis heran. Der Islamismus hat alle politiſche Uebergewalt verloren, und

ſind nicht auch alle ſeine Künſte, ſeine Wiſſenſchaft und Induſtrie im Verfall, während es für die Chriſtenheit keinen Stillſtand gegeben?

„Ja, der Orient iſt beſiegt; er erblaßt vor dem Geſtirne Europa's. Aber Europa geſtehe auch die Urſache ſeiner Superiorität! Es geſtehe, daß, bei ſeiner bewaffneten oder friedlichen Berührung mit dem Islamismus, — es ſich einen Theil des Lebens des Orients zu aſſimiliren gewußt.

„Kaum hat Arabien die ſpekulative Philoſophie der Griechen zur Experimental-Wiſſenſchaft gemacht, und ſchon nimmt Europa ſie ihm. Sein Geiſt, von Plato erhoben (exalté), ſtützt ſich auf Ariſtoteles, arbeitet unabläſſig unter dieſen beiden Meiſtern und verdankt dieſer doppelten Bewegung die Stätigkeit ſeiner Fortſchritte. Eine geiſtliche Körperſchaft, die durch das Kreuz gegen die Anordnungen der Kriege beſchützt wird, und kräftigen Intelligenzen keine andere Freiheit läßt, als auf dem Gebiete des Nachdenkens und der Entdeckungen, bringt ſie bald zur Aufblüthe, bewahrt, vermehrt alle Kenntniſſe und überhändigt dieſe koſtbare Hinterlage erſt dann der Geſellſchaft, als dieſe ſie nicht mehr verlieren, ſondern nur noch vervollkommnen kann.

„Das Gegentheil davon begab ſich im Orient. Nach einem glänzenden und kühnen Beginn dreht er ſich nur mehr im Kreiſe der Experimente, ohne das Geheimniß zum Aufſteigen in einem höheren Kreis zu finden; er erſchöpft ſich im Ariſtoteles, und überſteigt die Grenzen der beobachteten Thatſachen nur mittelſt einer ungeregelten Schwungkraft.

„Der abendländiſche Geiſt ſtrebt, die Urſache von allem zu erkennen; der morgenländiſche hingegen, die Wirkungen zu vervielfältigen; der eine trachtet in eine Idealwelt einzudringen, der andere möchte die ſinnliche Welt erweitern; der eine will wiſſen, der andere ſchaffen. Aber der orientaliſche Genius, der keine andere Regel hat, als ſeine Laune, mißgebäret oder erzeugt nur Ungeheuer. Vergeblich hat Mahomed, um den Götzendienſt zu tödten, alle Verbindung der Menſchheit mit der Natur gebrochen; gegen Mahomed beruft der Orient ſich auf das Anſehen Salomon's, des Weiſen unter den Weiſen, wie die Ueberlieferungen ſagen. Die Magie bleibt das Erbſtück der Völker Islam's; die Alchymie verſchwindet nur durch das Uebermaß von Ignoranz; die Aſtrologie iſt öffentlich anerkannt. Während der Occident, — mit erhabener Selbſtverläugnung der intereſſirten Berückſichtigung des Ganges der Geſtirne entſagend, ſie nur erforſcht, um in der harmoniſchen Zuſammenſtimmung der Sphäre ein neues Bezeugniß der ewigen Weisheit entdecken, und im Grunde ihres lärmenden und gemeinen Glanzes den geheimnißvollen Preisgeſang zur Ehre Gottes zu vernehmen, — während deſſen will der Orient, der die Bedürfniſſe und Intereſſen des Menſchen nicht zu vergeſſen vermag, — daß die

Himmel ihm die Ereigniſſe der Erde erzählen. Mag immerhin der Occident mit ſeinen Methoden und Syſtemen dem Unendlichen nahen und ſich ſelbſt für wenig zu rechnen lernen, — ein Uebermaß von Demuth, welches das Geheimniß ſeiner Macht wird; — der Orient will alle Umwälzungen der Geſtirne auf ſein Endliches zurückführen; er macht ſich zum Mittelpunkt, Alles bewegt ſich um die Erde, Alles für ſie: die Erforſchung der Einflüſſe der Geſtirne und die Theorie des Ptolemäus hängen weſentlich zuſammen. Was endlich die Wiſſenſchaft des Orients noch beſonders zurückhält, iſt der Umſtand, daß der mahomedaniſche Klerus, in das Weltleben verflochten, nothwendig auch alle Wechſel deſſelben erfährt; — die Schulen erheben ſich und ſtürzen mit den Königreichen!

„Der Islamismus hat alle materiellen Künſte begünſtigt, die dem Krieg und dem Prunke dienen; der Occident eignet ſie ſich an. Wenn die Kirche ihnen nur eine unvollſtändige und furchtſame Sanktion ertheilt, ſo werden ſie dagegen von der Welt beſchützt und gehegt. Dieſes, noch nicht harmoniſirte, aber immer erhaltene Gleichgewicht zwiſchen der geiſtlichen und der weltlichen Gewalt macht die eigenthümliche Vitalität der chriſtlichen Geſellſchaft aus. Die Gewaltigen der Erde, und an ihrer Spitze die Frauen, ermuthigen die Gewerbthätigkeit, die ihr Geſchmack und ihre Neigungen erheiſchen, und das Volk ergreift mit Begierde dieſes Mittel, ſeine Freiheit durch den Reichthum zu erwirken. Die Kirche ſelbſt gewährt ihnen ihren Segen; da ſie nicht durch die Könige verdunkelt werden will, zieht ſie der ſchlichten Pracht der Lilie den Purpur und die Seide Salomon's vor.

„Aber der Orient, unter einem Geſetze ſtehend, welches den Krieg heiligt, hat alle deſſen verderbliche Folgen zu tragen. Einfälle von Außen her und der Despotismus des Säbels im Innern erlauben ihm nur einzelne Aehren auf ſeinem eigenen Felde aufzuleſen; nöthigen ihn, ſpärlich zu ſäen, da er ſäen muß zu den Füßen des Räubers ſeiner Garben, — und beſtimmen ihn, ſeine Schätze zu vergraben, wie ein Verbrecher die Beweisſtücke ſeiner That. Die Arbeit iſt entmuthigt, die Reichthümer verbergen ſich; Credit iſt ein Wort, das der Orient gar nicht kennt, und ſeine hinſterbende Induſtrie hat zur einzigen Stütze eine wie ſie hinſterbende Wiſſenſchaft; — die Induſtrie und die Wiſſenſchaft, dieſe beiden Augen des alten Orients, — der neue Orient hat ſich deren beraubt!

„Und die prächtigen Schößlinge der arabiſchen Architektur, — hat die Chriſtenheit nicht einen frommen Raub an ihnen begangen für ihre Kirche, die ſie in gothiſchem Style geſchrieben (écrit)? Sie ſyſtematiſirt nach dem Zeichen ihres Glaubens einen Theil der Elemente, die ſie von einer in ihren Kühnheiten unregelmäßigen Kunſt geliehen; ſie prägt anmu-

thigen und ſchlanken Formen eine überraſchende Erhabenheit auf, indem ſie dieſelben harmoniſch an ein großartiges und hohes Ganzes knüpft; ſie thut für die arabiſche Architektur, was ſpäter durch Michel-Angelo für die griechiſche und römiſche Baukunſt, ſie erhebt ſie zu ihrer eigenen Höhe. Allerdings kann ſie in dem Abbilde ſie nicht in ihrer urſprünglichen Naivetät erhalten; indem ſie aber dieſer Huri die Taufe gibt, entzieht ſie ihr nicht allen Zauberreiz ihrer Phantaſie; an ihren Zügen kann man noch immer ihren Urſprung erkennen.

„Und die arabiſche Poeſie mit ihren Düften und Gluthen, befeuert ſie nicht den Genius der chriſtlichen Troubadours, wie die arabiſche Galanterie in Spanien und im Orient auf den Charakter des Ritterthums einwirkt? Aber Europa entwickelt nicht nur mit Superiorität die Kunſt, die es vom Orient empfangen, wie es aus der Puppe des Seidenwurmes wunderbare Stoffe zu ziehen verſteht; ungeachtet der geiſtlichen Reprobation, die an den Künſten der Form haftet, treibt es auch die Skulptur und Malerei, die der Islam verbietet, zu raſchen Fortſchritten an. Das iſt eben, weil der Gott der Chriſten, Fleiſch gewordenes Wort, geboren, gelebt, geſtorben und wieder auferſtanden, und ſeine Geſchichte andächtigerweiſe in Bildwerken und Gemälden geſchrieben wird. Ueberdies, was thut die Kirche? Sie iſt bemüht, das Myſterium Jeſus zu erneuern, indem ſie ſich ſelbſt in die Welt incarnirt. Sie ſtellt Chriſtum dar, nicht am Kreuz oder im Grabe; ſondern lebend und auf dem Throne der Himmel; ſie iſt nicht das gealterte und verfluchte, ſondern das verjüngte und triumphirende Jeruſalem, und ſie umgibt ſich mit allem Glanze der Künſte, die unter ihren friedlichen Fittigen groß werden und ihren Aufſchwung nehmen. Das Papſtthum, welches nicht einmal einen Stein empfangen, um ſein Haupt darauf zu betten, macht ſich ein Babylon; das Kalifat, welches von dem Schwerdte ein Babylon empfangen, verliert es durch das Schwert.

„Der Islamismus hatte alſo bis auf einen gewiſſen Punkt ein Fortſchreitungsvermögen; aber da er ſich nicht angeeignet, was ihm gebrach, erſchöpfte er ſich und gerieth in Stillſtand. Der Koran hatte weder Rand, noch weiße Blätter, und nichts konnte neben dasjenige geſchrieben werden, was die Hand Gottes in demſelben verzeichnet hatte. Bei den Juden zeugte das Geſetz Moſis das Prophetenthum. Aber nach einem Geſetzgeber, der ſich für den letzten der Propheten ausgab, wer, unter den Seinigen, hätte wohl zu prophezeien gewagt? Aber Jeſus hatte ſeinen Nachfolgern den heiligen Geiſt hinterlaſſen, um ſie zu erleuchten. Daher die Fortſchritte, in welche die Kirche willigte, faſt im Widerſpruch mit der Strenge ihres Dogma's. Der Jeſuitismus war der letzte Ausdruck ihres Accommodationsvermögens, und der Proteſtantismus war von Seiten der

Welt nichts anderes, als, daß ſie von der Kirche die Erbſchaft des heiligen Geiſtes wieder zurückforderte. Bei den Chriſten herrſcht der Commentar und der Text biegt ſich unter jeder Erklärung. Aber bei den Mahomedanern herrſcht der Text und der Commentar iſt untergeordnet; der Fanatismus des Buchſtabens tödtet die Schwungkraft des Geiſtes, und die Schulen, die die Erklärung des Geſetzes lehren, beſchränken ſich auf eine Art von Scholaſtik, welche von ihm ausgeht und zu ihm zurückkehrt. Um ſich zu erweitern und zu befruchten hatte alſo der Islamismus weder Proteſtantismus, noch Jeſuitismus; er blieb ſtationär, nachdem er ſeine Grenzen erreicht; und verſchmähend, die Nachbarſchaft Europa's zu benutzen, pferchte er ſich ein in ſeine ſtolze Ignoranz. Wiſſenſchaft, Kunſt, Induſtrie, alles verſank in Entkräftung und der Krieg, — das einzige Mittel, welches ihm blieb, einige politiſche Vortheile zu bewahren, — als er bei den Chriſten gelehrt und induſtriell geworden, beſtrafte den Islamismus grauſam dafür, daß er auf ihn, ohne Rückſicht auf die Entwicklung der Kultur, gerechnet hatte. Endlich, während die Chriſtenheit durch ihre weit ausgebreiteten Coloniſationen ein erdrückendes Uebergewicht erwarb, blieb der Islamismus an dem alten Continent haften. Mahomed hatte ſeine Völker gewiſſermaßen an ihn feſtgekettet, als er ihnen die Pflicht der Wallfahrt nach Mekka auferlegt. Jeſus hingegen gab ſeinen Söhnen die ganze Erde, als er zu ihnen ſagte: „Ueberall, wo ihr ſein werdet, wenn ihr zu drei ſeid, werde ich mit euch ſein.“

„Und dennoch wäre es eine große Ungerechtigkeit, den Fortſchritt nicht anzuerkennen, der bei den mahomedaniſchen Völkern ſelbſt während ihres Verfalles ſtattgefunden. Dieſer Fortſchritt beſteht in dem Untergange aller militäriſchen Inſtitutionen in Perſien und im ottomaniſchen Reich. Die Feudalherrſchaft iſt entwurzelt, die großen kriegeriſchen Körperſchaften ſind zertrümmert worden. Die beiden Fürſten des Orients endlich haben mit merkwürdig weitſchauendem Blicke eingeſehen, was alles ſie von dem Occident zu lernen hätten, und dieſem nach das ihnen aus Europa Zugebrachte aufgenommen. Der Koran hat ſeine Verſchanzungen überſtiegen geſehen und die chriſtliche Civiliſation iſt auf dem Punkte, den Orient an den Früchten der koſtbaren Keime Theil nehmen zu laſſen, die er ihm entführt hat, um ſie zu pflegen und zu entwickeln.

„Europa iſt jetzt verpflichtet, dem Orient Wiſſenſchaft, Induſtrie und Kunſt zu bringen. Es iſt dies nicht blos ein Geſchenk, das es ihm machen wird, ſondern eine Schuld, die es ihm mit vollen Händen zu entrichten

hat. Europa hat Griechenland, der Mutter der Civilisation, seine Neigung zugewandt; aber Europa ist nicht blos die Tochter von Griechenland, es hat auch die Milch des Orients getrunken.

„Und jenes schöne gestorbene und selbst in seinen erstarrten Zügen noch reizende Weib, für welches Byron Europa Liebe eingeflößt, — es ist nicht allein Griechenland; es ist der ganze Orient.

„Spende immerhin Europa mit vollen Händen seine Gaben, es wird nicht dadurch verarmen! Der Himmel und die Erde des Orients haben sich noch nicht in Inspirationen erschöpft. Neue Offenbarungen harren derer, die kommen werden, um zu geben und sich verwundern werden zu empfangen. Europa hat nicht blos sich vorzusetzen, den Orient zu seinem Ebenbilde zu machen; es muß auch streben, sich dem Oriente zu ebenbilden. Nur so wird sich die Harmonie des Orients und des Occidents vorbereiten!" — (418—427).

Schlußbemerkung des Uebersetzers.

Die Glaubensfeindschaften sind im Verlöschen; der Friede schwingt seine Palme über die alte und die neue Welt. Die Kreuzfahrten mit Feuer und Schwerdt haben aufgehört; die Fahne des Propheten flattert nicht mehr im Sturme fanatischer Bekehrungskriege. Rom hat eine protestantische Kapelle in seine Ringmauern aufgenommen, Großbritannien seine Katholiken emancipirt. Die drei großen Anwälde der römischen, der griechischen und der evangelischen Glaubensgenossenschaften haben vor aller Welt sich als Brüder begrüßt, und die Juden sind in mehr als einem Staate zu freien Bürgern erhoben worden.

Noch mehr! Selbst der Nachfolger Mahomed's hat vielfach die geheiligsten Satzungen des Korans und des Herkommens überschritten, um der Bildung der Ungläubigen den Eingang in sein Reich zu öffnen, und sein Stellvertreter in Aegypten ruft fränkische Krieger und Künstler herbei und sendet Jünglinge auf die Hochschule von Frankreich, um Aegypten aus dem langen Todesschlummer zu wecken.

Europa wendet sich theilnehmend nach dem Orient; seine Dichter, Chateaubriand, Byron, Göthe, Lamartine, Rückert und viele andere, schöpfen neue Begeisterung im Morgenland; seine Gelehrten und Philosophen befahren eifrig die östlichen Fundgruben, und dankbar heften Stambuls und Teherans Beherrscher die Orden der Sonne und des Mondes auf die Brust eines ungläubigen, aber hochverdienten Geschichtsforschers.

Unter ſo ſchönen, ſo hoffnungsreichen Auſpizien kann es weder überraſchen, noch viel weniger befremden, daß der Gedanke an eine Vereinigung des Orients und Occidents, den Poſtel ſchon vor drei Jahrhunderten gehegt,*) ſich wieder zu regen begonnen. Bekanntlich haben die St-Simoniſten ihn mit Enthuſiasmus aufgegriffen, und ſelbſt, nachdem ihre Geſellſchaft vor bald vier Jahren von Gerichtswegen aufgelöſt worden, laſſen mehrere ihrer ausgezeichnetſten Mitglieder es ſich angelegen ſein, nach Kräften an den nöthigen Vorbereitungen zu jener Vereinigung mit zu wirken.

Unter dieſen Mitgliedern iſt E. Barrault, der Hauptredner jener Geſellſchaft, unſtreitig der geiſtreichſte. Seine Schrift, aus der wir das allgemein Intereſſanteſte, wenn auch lange nicht alles Bedeutſame und Werthvolle im Vorgehenden mitgetheilt, hat, unſeres Wiſſens, in Frankreich wenig Aufſehen erregt, in Deutſchland iſt ihrer nur flüchtig erwähnt worden. Sollte dies vielleicht daher kommen, daß ihr Verfaſſer, zu keiner der jetzt aufgeſteckten Fahnen haltend, keiner Partei genügt, jeder irgendwie anſtößig geworden, indem er auf jeder Seite neben der Licht- auch die Nachtſeite enthüllt? Wie dem auch ſei, — uns ſchien es ein Akt literäriſcher Gerechtigkeit, auf eine Arbeit aufmerkſam zu machen, welche, aus einem großartigen Streben hervorgegangen, eben ſo thatſachen- als gedankenreich iſt, und uns den Verfaſſer zugleich als gewiſſenhaften Forſcher und als Poeten, als kenntnißreichen Denker und als kraftvollen Redner zu erkennen gibt.

---

*) Siehe u. a. deſſen Schrift „de orbis terrae concordia“ (1543) und „Panthenosia“ (1544).

4.

Ein Beſuch bei Lady Stanhope.

(Nachträglich zu den vorhergehenden Mittheilungen.)

Noch ſchwebt wohl unſeren Leſern in friſchem Andenken der intereſſante Bericht, den Hr. de Lamartine von ſeinem der Lady Stanhope im Jahre 1833 gemachten Beſuche erſtattet hat.*) Kurz nachdem der fromme Dichter in ſeine Heimath zurückgekehrt, fanden ſich einige den Orient durchpilgernde Saint-Simoniſten veranlaßt, die berühmte Frau aufzuſuchen, und Hr. E. Barrault erzählt uns in ſeinem Occident und Orient (1835), aus welchem im Vorhergehenden mehrere Auszüge geliefert, welche Aufnahme ſeine Strebensgenoſſen bei der Lady gefunden. Jetzt, wo Enfantin, der ſg. Vater dieſer Sekte, aus Aegypten nach Paris zurückgekehrt iſt, dürfte der Bericht des Hrn. Barrault ein eigenthümliches Intereſſe darbieten. Wir geben ihn daher nachfolgend in treuer Ueberſetzung. —

*

„Im Jahre 1833 verließen einige Reiſende, die kurz zuvor in Syrien gelandet waren, Bairuth, um ſich nach einem Dorfe zu begeben, welches eine halbe Stunde von der Wohnung der Lady Stanhope entfernt liegt. Von hier aus baten ſie um die Erlaubniß, der Königin von Palmyra ihre Aufwartung machen zu dürfen. Noch vor Einbruch der Nacht hatte ſie geruht, ihnen durch ihren Dragoman eine, ihren Wünſchen entſprechende Antwort zugehen zu laſſen, und am folgenden Tage, gegen ſieben Uhr Abends ſandte ſie ihnen Pferde. Für ihren Empfang hatte ſie die Stunde nach Sonnen-Untergang anberaumt, — wie ſie ſagte — wegen des nachtheiligen Einfluſſes des Mondes, der während des Tages herrſchte.

---

*) S. I. N. 2.

Nach ihrer Ankunft zu Djiun, — ſo heißt der Theil des Libanons, wo Lady Stanhope ihren Wohnſitz aufgeſchlagen, — wurden ſie, nach kurzem Harren, eingeführt. Das Licht, durch Vorhänge verſchleiert, war ſo angebracht, daß die Ankömmlinge zunächſt nur durch eine Art von Wolke diejenige wahrnahmen, die ihre Blicke eifrig ſuchten, jene Frau, die ſtark durch ihr Genie, ihre Schönheit und ihre Glaubensmeinungen, wie Macht zu Macht, mit den Paſcha's unterhandelte, in Mitten der Wüſten und Ruinen durch ihren Namen Schutz verlieh, arabiſche Stämme ſich zu ihren Füßen beugen ſah, und von ihrer Dankbarkeit als Königin begrüßt wurde, — ſie, ein Weib, Weib und ganz allein! die Reiſenden grüßten ſie mit tiefgefühlter Ehrerbietung, und ſie vernahmen eine Stimme, und auch dieſe Stimme ſchien bewegt, indem ſie ſprach: „man hatte mir wohl verkündigt, daß mein Unglück in dieſem Jahre enden werde.“

Wer hatte es ihr angekündigt? Wie verknüpfte dieſe leidende und muthige Frau mit der Ankunft dieſer Fremden das Ende ihrer Leiden? dies iſt ein Geheimniß zwiſchen ihr, den Geiſtern und den Geſtirnen. Und ihre Leiden, worin beſtanden ſie? Abgeſehen von der Zerrüttung eines großen Vermögens, welches durch unvorſichtige Freigebigkeiten zu Grund gerichtet und durch häufige Anleihen ſchlecht geſtützt wurde, — war es die Müdigkeit einer hohen und glühenden Seele, die hartnäckig Träume verfolgte und immer, wie eine Luftſpiegelung zurückweichen ſah, welche die Wüſte an jedem Tage auf allen Punkten des Horizontes von Neuem ihr vor Augen ſtellte.

Nach jenen erſten Worten währte die Unterhaltung, nur kurz durch die Abendmahlzeit unterbrochen, bis um ein Uhr nach Mitternacht. Lady Stanhope nahm mit ihren Gäſten den Kaffe ein, bot ihnen die Pfeife an und rauchte die ihre. Während der übrigen Zeit ihres Aufenthaltes zu Djiun empfing ſie dieſelben jedesmal am Abend. Für ſie iſt der Tag der Ruhe gewidmet und das thätige Leben beginnt erſt mit der Nacht. Im Angeſicht des Weltalls, ſich erleuchtend durch ſeine tauſend Fackeln, hört ſie auf, allein zu ſein, und ſie findet in ihm den Unterredner für ihre langen Nachtwachen; der Tag verſenkt ſie wieder in die Wüſte. Es war immer, bevor ſie von der Erde an den Himmel ihre geheimnißvolle Leiter knüpfte, daß ſie mit den Reiſenden ſich unterhielt, die ſie auf ſo edle Weiſe aufgenommen, und in jedem dieſer Geſpräche erwies ſie ſich als eine höhere Natur, welches auch immerhin ihre Meinungen waren.

Sprach ſie von den Nationen Europa's, dann bezeigte ſie immer eine lebhafte Sympathie für Frankreich. Bei ihr war dieſes Gefühl ſogar in der Zeit des Kampfes von Frankreich mit England ſchon vorhanden. Lächelnd brachte ſie in Erinnerung, daß ſie ein Schiff und ſeine Mann-

ſchaft für den Schleichhandel ausgerüſtet, um in dem Salon, ja ſelbſt im Kabinet ihres Onkels Pitt franzöſiſche Stoffe tragen zu können. Sie glaubt, daß Frankreich in der gegenwärtigen Zeit eine große Sendung habe.

In der Staatsökonomie ſprach ſie Gedanken aus, die man für wenig fortgeſchritten halten dürfte, übrigens ziemlich dem Geiſt der alten Feudalität angemeſſen waren. Ihr zufolge müßte die Geſellſchaft nur aus Bauern und Kriegern beſtehen. Obgleich ſie übrigens auf die künftige Herrſchaft des Friedens hofft, ſieht ſie für die arme Menſchheit noch lange Schlachtentage voraus. Jedes Land, meinte ſie, müſſe ſich mit ſeinen Erzeugniſſen begnügen, ſich des Handels enthalten, da derſelbe etwas höchſt Schlechtes ſei, — eine zum wenigſten in einigen Beziehungen zu entſchuldigende Reaktion einer Engländerin gegen England.

Sobald ſie auf die Sitten Europa's zu ſprechen kam, war ihre Unterhaltung reich an geiſtvollen und feinen Bemerkungen. Weit entfernt, irgend etwas von jener Welt etwas vergeſſen zu haben, von welcher ſie ſchon längſt getrennt, ſchien ſie ſich in ihrer Einſamkeit eine Karte von größter und pikanteſter Genauigkeit davon gezeichnet zu haben. Nicht ohne bitteren Scherz erinnerte ſie an jene Miſchung von Sprödigkeit (pruderie) und Anſtößigkeit (scandale), die deren Moralität charakteriſirt. Sie ſelbſt ſchien nicht vor den verwegenſten Theorieen über die Liebe und die Ehe zurückzuſchrecken.*)

Aſtrologie endlich, Magie, die Ueberlieferungen und ihre eigenen prachtvoll in dieſen breiten orientaliſchen Zettel eingeſchlagenen Hoffnungen, — dies waren die Gegenſtände, die ſie am vorliebigſten, aber immer mit Zurückhaltung beſprach. Von der Wichtigkeit dieſes Wiſſens voreingenommen, konnte ſie ſich kaum vorſtellen, daß ihre Gäſte ſo viel Glauben an die Zukunft hegten, als ſie ihr zu erkennen gaben, wenn ſie nicht die geheimen Wiſſenſchaften und die Zuſtimmung der himmliſchen Zeichen zu Bürgen dafür hätten, und ſie ſagte zu ihnen: „Mein Gott! Sie müſſen entweder junge Narren oder ſehr große Gelehrte ſein.“ Eines Nachts ließ ſie dieſelben aufwecken, um einer Mondfinſterniß beizuwohnen. Was bedeutete ihr dieſer Moment des ewigen Drama's der Welten? Sie haben es nicht erfahren; aber Nichts geht am Himmel vor, was nicht einen Reflex oder einen Schatten in ihr Leben wirft.

Ein ſeltſames Schickſal für die Nichte Pitt's, für diejenige, die ihm oft als Schreiberin diente, und durch ihn in die poſitivſten Intereſſen, in die ergreifendſten Wirklichkeiten hineingezogen wurde, — als Sibylle und

---

*) Wir laſſen hier drei Zeilen unüberſetzt, weil wir beſorgen müßten, daß unſere Leſerinnen unſre Ueberſetzertreue mißbilligen würden.

— in ſeinen Hügeln, ſeinen Felſen, in Thälern, Städten, Seen und Bäumen — wie viele bündig ausgeprägte (steriotypés) Wunder! Der Feigenbaum, den er uns verdorrt zeigt, ſcheint er nicht eines neuen Wortes zu harren, um wieder aufzugrünen? Das Wunder des Vorabends bürgt für das Wunder des folgenden Tages; es iſt eine Frucht, die nicht kommt, der man aber zu jeder Jahreszeit entgegenhoffen kann. Wer wird auf dieſem Boden die glanzvollen Ueberlieferungen in Abrede ſtellen, deren Allträglichkeit (vulgarité) durch ſo viele äußere Zeichen bekräftigt wird? ... Und bedenket Ihr wohl auch, daß glühende Leidenſchaften hier ohne Unterlaß den Willen des Menſchen über ſeine Vermögen hinausſtürzen? Hier, um ihm die Atmoſphäre zu erweiten, um ihm die Eingeweide des Bodens zu eröffnen, die Entfernungen ihm abzukürzen, ihm Alles zu offenbaren, was er nicht weiß, hier, um ihm zu helfen, nach ſeinen Wünſchen die doppelte Kette der Räume und Zeiten zu beherrſchen, hat der Menſch eine Menge unſichtbarer Agenten, Diener, Beſchützer erweckt, als eben ſo viele neue Sinne, die er der Unvollkommenheit ſeiner eigenen hinzugefügt, als äußere Vollendung ſeiner eigenen Schöpfung. Von Hoffnung berauſcht, wie von Opiumsdampf, glaubt er Alles, was er wünſcht. Dieſer Himmel endlich mit ſeinem lichten Azur, wo der Blick ſich ſanft in grenzenloſe Tiefen taucht, und ſobald ſich mit den Wendungen und Bahnen aller Geſtirne vertraut macht, — dieſer Himmel, der ſich gut ſehen läßt, daß man glaubt, er laſſe ſich berühren, offenbart er nicht noch heute, wie in den Tagen der Vergangenheit, ein geheimnißvolles Verkehr von Einflüſſen zwiſchen ſeinen Geſtirnen und allen lebenden Weſen? Schaut man ihn lange an, ſieht man zuletzt dort ſein eigenes Bild und ſuchet in ihm ſein Geſchick. Kann es dieſemnach befremden, daß Lady Stanhope all' dieſen Bezauberungen nicht entrinnen konnte und daß ſie mit Begeiſterung dieſem ſo ſchönen, mit ſo viel Poeſie geſchmückten Orient ſich ergeben? Sie hat ihn ganz für ihre königliche Gemahlſchaft beſchworen. Sie hat ihren Palaſt auf die Ueberlieferungen erbaut als auf einen Grund, der dauerhafter iſt, als der Granit des Libanons. Jede Nacht webt ſie ihren Hochzeitsmantel aus den Strahlen aller Sterne; und, ihre Zukunft zugleich an die Wiſſenſchaft der fernen Vergangenheit und an die glänzenden Erſcheinungen der Welten anknüpfend, beruft ſie alle Mächte, um mit ihrer Hülfe ihren Ring, ihr Scepter und ihr Diadem zu ſchmieden. — Das iſt es, was ihre mächtige Weibes-Einbildungskraft gethan, vielleicht thun mußte, ergriffen von der erhabenen Hoffnung der Vereinigung des Morgen- und des Abendlandes. —

Der Glaube an Gott und an den Teufel, an gute und böſe Geiſter, das iſt in wenigen Worten ihr Glaube. Doch bekennt ſie ſich zu einer

den orientaliſchen Uberlieferungen entliehenen Meinung, wonach der Kampf der beiden Principien an ſein Ende rührte. Eines Tages, als einer der Reiſenden ihr den Teufel anzuklagen geſchienen, unterbrach ſie ihn lebhaft, indem ſie ausrief: „ſagen Sie nichts Böſes vom Teufel; der Teufel iſt der Freund Gottes. Der Teufel war zuerſt in Gunſt, dann in Ungnade; jetzt aber iſt die Zeit gekommen, wo er ſich mit Gott wieder verſöhnen wird.“ Dieſe lebhafte Vertheidigung des Teufels würde nicht ganz uneigennützig ſein, wenn es wahr wäre, daß ſie ſchwarze Zauberei triebe, wie ſie deſſen von den Anhängern der weißen Magie beſchuldigt wird.

Feſt überzeugt, daß durch Jeruſalem ſich ein neues religiöſes Ereigniß vollbringen wird, iſt Lady Stanhope auf den Katholicismus und Rom ungehalten. Auf einer Reiſe, die ſie zur Zeit einer Papſtwahl dahin gemacht, trieb ſie die Neugierde, den Papſt in der Einſamkeit zu ſehen, in welche er ſich bald nach ſeiner Erhebung auf den päpſtlichen Stuhl begeben muß. Mittelſt vielen Geldes und einer Verkleidung konnte ſie ihn gerade in dem Augenblicke ſehen, in welchem er ſich mit Gott allein glaubte. Sie legte dieſem Umſtand, über den ſie ſich nicht weiter ausſprach, eine beſondere Wichtigkeit bei und empfahl ihren Gäſten, ihn im Gedächtniß zu behalten. Bei einer ſolchen Gelegenheit, wo ſie vom Chriſtenthume ſprach, war es, wo ſie dieſelben von jenem berühmten Reiſenden unterhielt, der ſie vor ihnen in ihrer Einſamkeit beſucht hatte. Nachdem ſie von ihm mit hoher Achtung geſprochen, und auch ihnen geſtattet hatte, ihre Bewunderung für dieſen edlen und ſchönen Dichtergenius zu bezeugen, wollte ſie über deſſen Glauben urtheilen und ſagte: „Herr de Lamartine glaubt nicht; denn er iſt immer damit beſchäftigt, ſich ſelbſt zu überzeugen.“

Es iſt nicht nöthig, hinzuzufügen, daß ſie ihre divinatoriſche Kunſt auch an ihren Gäſten übte. Es ſchien ihnen, als beſitze ſie einen ſeltenen weiblichen Scharfblick, was wohl auch eine Divination iſt. Das Miniaturbild eines Mannes aufmerkſam betrachtend, den die Reiſenden ihren Vater nannten *), ſagte ſie: „Er hat zwei Planeten, ein wenig Mars und viel Jupiter.“

Nach 14 Tagen, die ſie theils zu Djiun, theils auf Ausflucht in der Nachbarſchaft zugebracht, nahmen die Reiſenden Abſchied von Lady Stanhope. Ihre großmüthige Gaſtlichkeit, Erhabenheiten ihres Genie's und ihres Charakters, ſelbſt ihre Schönheit, welche ihre Jahre achten, hat-

*) Enfantin.

ten ſie mit Dankbarkeit und Bewunderung erfüllt. Nicht ohne ein Gefühl von Traurigkeit begrüßten ſie zum letztenmale Djiun, wo ein Weib zurückblieb, in der Einſamkeit mit ſchmerzlicher Hartnäckigkeit das ungeheure Gebäude ihrer Träume zu bewahren: ein neues Beiſpiel des Todes in der Wüſte für diejenigen, die dem Fortſchreiten der Menſchheit es erleuchtend voraneilen!

Wird die Zukunft, dieſes Vaterland der Propheten, nicht mit einem Zeichen auf dem Libanon das Gedächtniß der Königin von Palmyra und Jeruſalem feiern? —"

* * *

Es ſcheint, daß die Reiſenden in Lady Stanhope das freie Weib zu finden hofften, deſſen Enfantin vor mehreren Jahren zu harren verſicherte, um in Gemeinſchaft mit ihr ſeine hohe Sendung zur Emancipation der Frauen und zur Stiftung einer Weltreligion zu vollbringen.

C.

5.

Affaires de Rome

von

F. de Lamennais.

Bekanntlich hatten manche kirchgläubige Katholiken an den begeisterten Reden, welche das vom Abbé de Lamennais herausgegebene Mémorial catholique zu Gunsten der Gewissens-, Kultus- und Preßfreiheit, so wie der National-Souveränität gehalten, ein heftiges Aergerniß genommen, und den Abbé und seine Mitarbeiter der Heterodoxie angeklagt, ja selbst sie bei dem Papste verdächtigt. Um sich von diesem Verdachte zu reinigen, jedenfalls nicht ungehört verdammt zu werden, waren dann Herr de Lamennais mit zweien seiner vertrautesten Mitarbeiter, dem Abbé Lacordaire und dem Grafen Montalembert, nach Rom gepilgert. Sowohl diese Pilgerfahrt, als wie sich seine Angelegenheit zu Rom gestaltet, beschreibt Herr de Lam. in der kürzlich unter dem Titel: „*Affaires de Rome*“ herausgegebenen Schrift. Dieses Werk jenes vielgepriesenen und vielgeschmähten Mannes enthält mehrere sehr geistreiche Darstellungen und Ausführungen, durch deren Mittheilung wir den Dank unserer Leser zu verdienen hoffen. Wir beginnen mit der —

a.

Reise von Antibes nach Rom.

„Von Antibes nach Genua bestreift die Landstraße fast immer das Meer, in welches die reizenden Ufer ihre mannigfaltigen Krümmungen einschneiden, wie unser flüchtiges Leben seine gebrechlichen Umrisse in die unermeßliche, ewige Dauer einzeichnet. Nicht mit Worten zu beschreiben ist die bezaubernde Schönheit dieser Gestade, die immer umspielt werden von dem linden Hauche des Frühlings. Auf der einen Seite die zugleich bewegliche und einförmige Ebene, auf welcher hier und dort einige weiße Segel erscheinen, die sie nach verschiedenen Richtungen hin durchkreuzen.

Auf der entgegenſtehenden Seite die Gebirge, welche von fruchtbaren Thälern oder tiefen Schluchten durchſchnitten werden, — die unerſchöpflichen Schätze einer bald erhabenen, bald anmuthigen Natur, welche ſich der Seele bemächtigt, die ſtürmiſchen Gedanken, die bitteren Erinnerungen, die beunruhigenden Ahnungen in ihr befriedet, und ſie allmählig in die unbeſtimmte Betrachtung einlullt von Etwas — ich weiß es nicht zu nennen — unerfaßlich, wie der flüchtige Ton, geheimnißvoll, wie das Weltall und unendlich, wie deſſen Schöpfer!

So mächtig aber ſind die erſten Eindrücke, daß ſelbſt von dieſem lachenden und prachtvollen Schaubildern keines für mich denjenigen gleich kam, die ſich mir in meiner Kindheit dargeboten hatten; jene ſtarren und nackten Ufer meines alten Armorika's, ſeine Stürme, ſeine von grünlichen Wogen gepeitſchten Granitfelſen, ſeine von weißem Schaume bedeckten Klippen, ſein weitgeſtreckter öder Strand, an welchem das Ohr Nichts vernimmt, als das dumpfe Brauſen der Wogen, das ſchneidende Geſchrei der Möwe, die unter den Nebelwolken kreiſet, und die traurige und ſanfte Stimme der Meerſchwalbe!

Zu Cocoletto, zwiſchen Nizza und Genua, zeigt man das ſeit Kurzem wieder hergeſtellte Haus, wo Chriſtoph Columbus zur Welt gekommen. Die pomphafte Inſchrift, die, in Marmor gegraben, über der Thüre eingemauert iſt, ſagt weit weniger, als der bloße Name dieſes Mannes, der, nachdem er Ferdinand und Iſabellen eine neue Welt geſchenkt, von ihrer königlichen Dankbarkeit Ketten zum Lohne, und zur Wohnung einen Kerker empfangen!

Wer die Natur liebt und Gefühl hat für ihre Schönheiten, wird, wenn er Italien geſehen, es wiederzuſehen wünſchen. Und wie viele andere Reize locken noch nach dieſem verführeriſchen Lande! Ueberall irgend ein Denkmal der Kunſt, überall irgend eine ruhmvolle und anziehende Erinnerung. Aber überall auch in dieſen ſchlimmen Tagen irgend ein ſchmerzliches Schauſpiel, ein kränkendes Brandmal der Sklaverei. Das öffentliche Elend, welches ſich unter tauſenderlei ſcheuslichen Geſtalten darſtellt, bildet faſt überall einen herben Gegenſatz zu dem urſprünglichen Reichthume des Bodens. Wozu mehr arbeiten, als die gebieteriſche und ſtrenge Nothdurft erheiſcht, wenn Keinem die Frucht ſeiner Arbeit geſichert iſt? Trägheit, Apathie, Niedergeſchlagenheit, Unwiſſenheit, Sorgloſigkeit, — das iſt es, was zuerſt in die Augen fällt. Dieſes Volk, welches unter dem Stock des Fremden, oder im Schatten des väterlichen Rabenſteins der ſg. nationalen Regierungen zur Welt kömmt, lebt und ſtirbt, — da es kein Vaterland hat, als in der Vergangenheit, oder in einer Zukunft, die immer vor ihm flieht, — macht ſich ein ſolches aus dem

Himmel, der Luft, dem Genuſſe der Gegenwart — und aus dem Schlafe ein eben ſolches, ähnlich dem letzten, dem des Grabes!

Wir ſprechen hier von den ungebildeten Maſſen; denn außerhalb derſelben gibt es eine ſtets zunehmende Anzahl aufgeklärter und edler Menſchen, deren Seele die Unterdrückung nicht zu brechen vermocht hat, und die eine glühende Liebe für ihr Land in dem mühevollen Streben aufrecht hält, demſelben ein beſſeres Loos zu bereiten.

Alle Zeitalter finden ſich hier verſammelt und drängen, aufeinander geſchichtet, ſich auf dieſem Trümmerlande. Die Hetruskiſche Zeit, von welcher merkwürdige Denkmäler übrig ſind, knüpft die älteſte Epoche der erſten bekannten Bewohner Italiens an die des Romulus. Dann auf den Trümmern, welche die barbariſchen Beſieger des Reiches aufgehäuft haben, kommen wieder andere Trümmer zum Vorſchein. Hier halb verborgen unter Dorngeſtrüppe und verwelkten Kräutern — das Gerippe irgend eines Dorfes, einem Todten ähnlich, den ſeine Gefährten auf ihrer Flucht nicht völlig beerdigen konnten; — dort auf der Spitze eines Felſens, in Mitten jener ſtrengen Landſchaften der Apenninen, ein zuſammenſtürzender Thurm, breite Mauerwände mit Epheu umrankt, ehemals der Wohnſitz irgend eines Lehensherrn, wo jetzt, gegen Abend, der Nachtrabe ſein trauriges Geſchrei ertönen läßt!

Anderwärts, — zu Lucca, Piſa, Florenz, Siena, in allen Städten, die von volksthümlichen Gemeinweſen belebt wurden, rufen die Spuren einer anderen gefallenen Größe die Zeit in das Gedächtniß zurück, in welcher allein frei in Mitten der allgemeinen Knechtſchaft, und reich und mächtig durch die Freiheit, ſie die erloſchene Fackel der Künſte, der Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit, wieder angezündet haben.

Als Denkmünzen ſpäterer Jahrhunderte ſieht man prächtige Paläſte, verlaſſen, verödet, beſonders in der Nähe von Rom, von Jahr zu Jahr immer wahrnehmlicher verfallen, durch ihre ſchlanken, allem Wind und Regen offenſtehenden Fenſter noch die Spuren einer Pracht ſehen laſſend, an welche Nichts in unſeren unbedeutenden neueren Bauten erinnert, und eines großartigen und feinen Luxus, deſſen Wunder von den verſchiedenen Künſten um die Wette erzeugt worden waren. Die Natur, die niemals altert, bemächtigt ſich nach und nach dieſer prachtvollen Villen, die ſtolz ſind wie der Menſch, aber auch gebrechlich wie er. Wir haben Tauben niſten ſehen auf den Karnießen eines Saales, den Raphael gemalt hatte; wir ſahen wildes Geisblatt ſeine Wurzeln einſchlagen in die Spalten geriſſenen Marmors, und Flechten ihn bedecken mit ihren breiten grünen und weißlichen Platten.

Selbſt die Religion, deren vergangene Herrlichkeiten mit Erſtaunen erfüllen, ſcheint während zehn Jahrhunderten nur gearbeitet zu haben, um ſich ein weites Grab zu erbauen! Zwölf bis fünfzehn Franziskaner durchirren gegenwärtig die ungeheure Einöde jenes Kloſters von Aſſiſi, welches einſt mit ſechstauſend Mönchen bevölkert war! Nicht weit davon, bei einem Kloſter deſſelben Ordens, erhob ſich die Kirche Santa Maria degli Angeli, die unter ihren hohen Wölbungen eine noch ältere Kapelle barg, berühmt durch ein Geſicht, welches, wie man ſagt, der heilige Franziskus dort gehabt. Wir verweilten dort einige Augenblicke, um unſer Gebet in dieſem berühmten Heiligthume zu verrichten. Drei Wochen ſpäter verwandelte ein Erdbeben es in einen Haufen von Trümmern! Etwas Verhängnißvolles, ich weiß nicht was, verfolgt den Wanderer in jenem ſchönen Lande.

An dem Rande des Weges in Umbrien ſieht man die Ueberbleibſel eines uralten Tempels des Clitumnus. Es war eine jener geweihten Stätten, wo ſich der Italiſche Bund verſammelte, bevor Rom alle anderen Freiheiten in ſeiner eigenen Freiheit erſtickt hatte. Gerade dort begegneten wir, von Sbirren des Papſtes geleitet, einem Haufen armer Elender, die je zwei aneinander gekettet waren. Das Ausſehen mehrerer verrieth eher Leiden als Verbrechen. Alle umdrängten uns, die Hände ausſtreckend und mit jammervoller Stimme um einige bajocchi per carita*) flehend. Wir hatten vor Augen die Nachkömmlinge der Herrn der Welt!" —

b.

Rom.

Man hat geſagt, Rom ſei das Vaterland für ſolche, die keines haben. Wir können es nicht einſehen, wie dieſe Stadt für irgend wen ein Vaterland ſein könne im gewöhnlichen Sinne dieſes Wortes. Nicht, als ob ſie nicht etwas ungemein Anziehendes habe, obgleich man es zuerſt nur wenig, oder auch gar nicht bemerkt. Was man in den erſten Tagen empfindet, iſt eben nur eine Art von tiefer Langweile, und von unbeſtimmter und drückender Traurigkeit. Bei jedem Schritt und Tritte ſtößt der Fuß auf Ruinen und regt die jetzt durcheinander gemengte Aſche auf von Menſchen aller Raſſen und aller Länder, die dreißig Jahrhunderte hindurch, als Sieger oder Beſiegte, als Herren oder Sklaven — dieſe Stätte der Größe und der Verwüſtung bewohnt haben. Man erkennt noch in

*) Pfennige aus Erbarmen.

dieſem Trümmerhaufen die Spuren der verſchiedenen Völker und Zeitalter, und aus dieſem Allem ſteigt — ich weiß nicht was für ein Grabesduft auf, welcher die Seele beruhigt und ſie einſchläfert, und einwieget in die Träume des letzten Schlafes. Man kann dahin kommen, um dort zu ſterben, aber nicht, um dort zu leben; denn von Leben — iſt kaum ein Schatten in dieſer Stadt zu finden. Keine Bewegung — als nur das verborgene Treiben einer Menge kleinlicher Intereſſen, die im Dunkel umher kriechen und einander durchkreuzen, wie Würmer im Innern eines Grabes. Staatsgewalt und Volk ſcheinen nur Geſpenſter der Vergangenheit zu ſein. Die Königin der Städte, in Mitten einer Wüſte thronend, iſt zur Stadt des Todes geworden; er herrſcht dort in ſeiner ganzen furchtbaren Macht und Majeſtät.

Was iſt übrigens gegenwärtig die Bevölkerung dieſer entfernten Stadt? Eine kleine Zahl wirklich römiſcher Familien vegetirt hier unbemerkt. Alle großen Namen des Mittelalters, die Colonna's, die Orſini's, die Savelli's, ſind entweder erloſchen oder nahe am Erlöſchen. Der prinzliche und herzogliche Adel gehört dem Lande weder durch die Art ſeiner Einſetzung, noch durch geleiſtete Dienſte, noch durch ſeinen Urſprung an. Es war mehrere Jahrhunderte hindurch ein ſtehender Gebrauch, daß jeder Papſt ſeine Neffen und Vettern erhob und bereicherte, und ſehr oft waren Confiskationen, Spoliationen und Raubthümer die Grundlagen jener Häuſer, die jetzt beinahe alle verfallen. Dem Uebermaße des Prunkes iſt, wie man ſagt, das Uebermaß des Gegentheiles gefolgt. Zurückgezogen in jene weitſchichtigen und ſchweigſamen Paläſte, in welche Niemand Eingang findet, hat dieſe Klaſſe, die auf gleiche Weiſe von ihren Erinnerungen, wie von ihren Beſorgniſſen für die Zukunft ſchmerzlichſt berührt wird, — ſich eine Einſamkeit in der Einſamkeit gebildet. Ein natürlicher Inſtinkt, der allen Geſchöpfen gemein iſt, treibt ſie, ſich zu iſoliren, wenn ihr Ende ſich nahet.

Abenteurer aus allen Nationen und jeden Standes, Mönche aus allen Ländern, Geiſtliche, die aus allen Welttheilen herbeikommen in Hoffnung, befördert zu werden, oder auch nur, um ihren Lebensunterhalt hier zu ſuchen, bilden den übrigen Theil der Bevölkerung. Ohne irgend ein Band, ohne Einheit, iſt ihr Daſein nur ein Geſchehenlaſſen. Der politiſchen Rechte, deren Name ihr ſogar unbekannt iſt, beraubt, hat ſie weder mittelbar, noch unmittelbar Theil an der Regierung und der Verwaltung. Jeder hat nur ſich zum Zweck, mithin außerhalb der Religion entweder materiellen Gewinn, oder gegenwärtige Luſt im Auge. Ruhe, Nichtsthun, Schlaf, von Zeit zu Zeit durch Schauſpiele, welche die Sinne erregen, unterbrochen, — darin beſteht das Glück, wie jene Menſchen

ſich es denken, in denen jedoch noch ein Keim höherer und kräftigerer Gefühle ſchlummert. Kein öffentliches Leben; — mithin nichts, was zu einer edlen Thätigkeit aufriefe, nichts Soziales; die beſtehende Herrſchaft drängt von allen Seiten in das niedrige Privatintereſſe zurück. Gewiſſermaßen zum Spott auf das alte Rom — handhabt ein ſogenannter Senator auf dem Kapitole, ich weiß nicht was für eine Gerichtsbarkeit erſter Inſtanz, und über dem Palaſte des Gouverneurs, welche Stelle immer einem Prälaten ertheilt wird, lieſ't man das berühmte Monogramm: S. P. Q. R.,*) deſſen richtigſte Ueberſetzung noch immer die eines Franzoſen iſt: „Si peu que rien.“ Rom bewahrte lange Etwas von ſeinem alten Geiſt und von ſeinen Inſtitutionen, wie dieſelben durch die allgemeinen Sitten des Mittelalters modifizirt wurden. Dies war ein Hinderniß für die Befeſtigung der zeitlichen Herrſchaft der Päpſte. Bis in's XVI. Jahrhundert hatten ſie gegen die Macht der hohen Barone und gegen das, was von den Munizipalfreiheiten übrig war, zu kämpfen. In jener Epoche fand eine Umwälzung in der Geſellſchaft ſtatt. Die unbeſchränkten Monarchien entſtanden, und dieſer Umſtand verlieh den Päpſten Sieg; ſie blieben allein Herren. Sixtus V., durch Syſtem und von Natur Despot, um den volksthümlichen und lehensherrlichen Oppoſitionen ein Ende zu machen, centraliſirte vollends die Gewalt in die Hände der Geiſtlichkeit. Der Papſt und unter ihm das heilige Collegium und die Prälatur, ausſchließlich mit der politiſchen, adminiſtrativen und gerichtlichen Gewalt bekleidet, bilden den eigentlichen Staat; alles Uebrige zahlt und gehorcht. So werden alſo die Römer von Fremden regiert, verwaltet und gerichtet; denn, abgeſehen vom Papſte, gehören die Cardinäle und die Prälaten Rom nur durch den Zufall der Begebniſſe an, die ſie aus dem übrigen Italien und aus ganz Europa dahin geführt haben.

Iſt das ein Volk? Iſt das ein Vaterland?

Deſſenungeachtet, wir wiederholen es, bleibt dieſe ſonderbare Stadt, — zu verſchiedenen Zeiten Mittelpunkt der ungeheuerſten politiſchen und moraliſchen Verderbniß, — ſie bleibt dennoch ungemein anziehend, etwa wie das Geſicht einer verſchwundenen Welt. Rieſenhafte Bauten, die den Tarquiniern zugeſchrieben wurden, bis zu dem Palaſt Braſchi, — kurz jedes Jahrhundert hat ſeinen Stempel dieſem durch ſeine Trümmer erhöhten Boden aufgeprägt, der einem weitſchichtigen Kirchhofe zu vergleichen, auf welchem eine lange Reihe von Geſchlechtern ſchlummert! Jedes derſelben liegt da unter ſeinem mehr oder weniger verſtümmelten Grabſtein; und der Wanderer, der ſich niederbeugt, um die Inſchrift zu leſen,

*) Senatus populusque romanus.

— wenn er nur unförmliche Züge, nur halb ausgelöſchte Charaktere findet, — pilgert ſchwermuthsvoll weiter; denn er hat geſehen, was der Menſch iſt und ſein Geſchick! Während ſeines raſch dahinſchwindenden Daſeins beeilt er ſich, an den Ufern der Zeit prachtvolle Gebäude aufzuführen, die, ſo glaubt er, ſein Gedächtniß verewigen werden; aber die Zeit in ihrem Lauf unterwühlt ſie nach und nach und reißt ſie hinab in ihre abgründlichen Tiefen. —

Die religiöſen Erinnerungen, die zu Rom in Ueberfluß vorhanden, die frommen Ueberlieferungen, welche ſo zahlreiche chriſtliche Denkmäler uns wieder in's Gedächtniß rufen, machen ohne Zweifel einen lebhaften Eindruck auf gläubige Seelen. Wie auch ſollten ſie nicht tief gerührt werden in Mitten der Katakomben, — zugleich Peterskirche und Vatikan jener glorreichen Zeit, — in welcher die chriſtlichen Prieſter (pontifes de J. C.), — denen die Gebeine der Blutzeugen zum Altar, und unterirdiſche Gewölbe zum Palaſte dienten, — bei dem Schimmer einer dürftigen Lampe tief in der Nacht die heiligen Myſterien feierten, und — nach dem erkräftigenden Gebete — zu den Gläubigen ſprachen: „Ihr wollt die Welt wiedergebären; wohlan, ſo wiſſet zu leiden und zu ſterben!“ —

In der Stadt und rings umher trifft man überall auf Gegenſtände, die geeignet ſind, dieſelben Gefühle zu erwecken, welche der Anblick der ſchweigſamen und dunkeln Crypten hervorruft, und wo das verfolgte Chriſtenthum ſeine erſten Wurzeln ſchlug. Der Zauber Roms entſpringt jedoch aus einem allgemeineren Grunde, da er auf gleiche Weiſe diejenigen ergreift, die niemals Glauben hegten, als ſolche, die ihn verloren haben. Uns ſcheint er nämlich der zu ſein, der alles dasjenige auf den Menſchen übt, was ihm lebhaft ſeine Größe und ſeine Gebrechlichkeit, ſeine Macht und ſeine Armſeligkeit zur Anſchauung bringt. In jenen Trümmern, die ſich über Trümmern häufen, weht eine wunderbare Poeſie der Vergangenheit, und in ihrem Contraſte mit einer reichen und kraftvollen Natur iſt Etwas, was uns zum Unvergänglichen emporhebt, und unter der ſterblichen Hülle, welcher unſer wahrhaftes Weſen ſich entwindet, uns ſanft einwiegt im Schooße einer unbeſtimmten Unendlichkeit, und — als hätten wir ſchon das Grab durchwandert, uns mit dem unerſchöpflichen Leben durchdringt, welches Gott in das Weltall ausgegoſſen hat! . . .

Der bewohnteſte Theil von Rom nimmt bei der Tiber den Raum des alten Marsfeldes ein. Von kleinen unregelmäßigen und ſchmutzigen Straßen durchſchnitten, bietet dieſer Theil der Stadt im Allgemeinen einen Anſchein von Armuth und einen traurigen Anblick dar, ungeachtet der zahlreichen Gebäude, die auf dieſer beſchränkten Fläche zuſammenge-

drängt ſind. Man ſieht hier die neuere Zeit, — wie ſie war, bevor noch eine mittlere Klaſſe, die jetzt in der Hälfte von Europa vorherrſcht, zwiſchen dem Volk und der Ariſtokratie ihre Stellung genommen. Nur die Religion minderte, ohne ſie zu tilgen, die Entfernung, welche jene beiden Extreme der Geſellſchaft voneinander abſondert, und beſonders das Mönchthum hatte in dieſer Beziehung einen Einfluß, den zu verkennen ungerecht wäre.

Die Kirchen, hinſichtlich der Kunſt gegen die Paläſte zurückſtehend, gehören einer Epoche des Verfalles der chriſtlichen Baukunſt an. Nach dem damaligen Geſchmack in's Griechiſche traveſtirt, iſt das Chriſtenthum hier des Prachtgewandes entkleidet, mit welchem die Künſtler in den Jahrhunderten des Glaubens es geſchmückt hatten. Nichts, was an die alte Kathedrale erinnert mit ihren ſymboliſchen Formen, ihren endlos aufſteigenden Gewölben, ihren Thurmſpitzen, die zum Himmel ſich aufſchwingen, wie glühender Sehnſucht Gebete, mit ihren mannigfaltigen und bedeutungsvollen Zierrathen, ihren geheimnißreichen Beleuchtungen und ihrem fernher tönenden Wiederhalle. Statt deſſen Allem — ziemlich ſchwerfällige Dome, zuweilen mit bewunderungswürdigen Fresken verziert, andere Meiſterwerke des Pinſels, und ein großer Reichthum ſeltener Marmorarbeiten; aber ein völliger Mangel deſſen, was die Seele ergreift, was ſie rührt und ſie in eine höhere Welt mit ſich fortreißt. —

Das alte Rom, gegenwärtig faſt gänzlich verödet wegen der übertriebenen Furcht, welche die aria cattiva den Römern einflößt, umfaßt beinahe den ganzen Raum, den die ſieben Hügel einnehmen. Nur der Citorio gehört zur neueren Stadt. Eine ſchwache Bevölkerung, die auf dieſem weiten Umfange zerſtreut iſt, bildet hier und dort, wie kleine Städte oder ſogar Dörfer, die durch angebautes Land voneinander geſondert ſind, einige Villen und prachtvolle Ruinen, wie namentlich die Thermen des Diokletian, die des Titus, das Colliſſäum, der Bogen des Septimius Severus, die Trajansſäule und andere zahlreiche Bruchſtücke der Herrlichkeiten des Königsvolkes und der Cäſaren, die es entthront haben. — Später warf der chriſtliche Genius auf dieſen Boden Denkmäler verſchiedener Art: beſcheidene Kapellen und unermeßliche Baſiliken, unter denen die Peterskirche ſich majeſtätiſch auf dem Grunde eines Platzes erhebt, der, — wenn man Alles zuſammennimmt, vielleicht der ſchönſte in ganz Europa iſt; endlich Klöſter, denen ihre Einſamkeit, die Ruhe und Stille, die ſie, wie mit einer milden Atmosphäre umgeben, — einen wunderbarlich melancholiſchen und ſüßen Reiz verleiht. Die meiſten derſelben haben nur wenige Bewohner; einige, völlig verlaſſen, verfallen wegen Mangel an Obſorge, und werden ſelbſt bald nur noch Ruinen ſein.

Alſo auch hier ein Anblick der Hinfälligkeit und Bilder der Zerſtörung; aber auch hier, in dieſer von ſo vielen Erinnerungen bevölkerten Einſamkeit, unerſchöpfliche Quellen inhaltſchwerer Gedanken und tiefer Rührungen!

Unter einem Himmel, bald prangend in tiefem Azur, bald von rothen, heißen Dünſten umzogen, und am äußerſten Horizonte begrenzt von unausſprechlich großartigen und anmuthigen Linien, — entdeckt man bei jedem Schritte irgend eine jener bezaubernden Fernſichten, die kein Pinſel vollkommen darzuſtellen vermag. Denken Sie ſich eine unermeßliche, ungleiche Ebene, einem Meere ähnlich, deſſen Wogen, in tauſend Richtungen ſich erhebend, plötzlich verſteinert worden wären, — ſo haben Sie ein Bild von der römiſchen Campagna. Ueberbleibſel von Waſſerleitungen, Trümmer von Gräbern zeigen ſich hier und dort. Die Tiber durchſchlängelt ſie, gelb und ſchmal, und meiſtens kann man ihren Lauf zwiſchen den nackten Ufern verfolgen, wie man die Spuren einer Schlange erräth, die durch das Gras dahin ſchlüpft. Weiter hinaus — ausgenommen auf dem Wege nach Oſtia, — erheben ſich Berge, hinter denen ſich andere Berge von ſeltſam mannigfaltigen Formen hinziehen, ſich öffnen, ſich ſchließen, ſich wieder öffnen, als wollten ſie den Blick nach jenen bezaubernden Landſchaften des alten Latium's verlocken, welches nach Süden hin das Meer begrenzt, das zugleich die Küſten Afrika's und die von Toskana beſpült — vastum mare et spatiosum manibus. —

Der Orient hat andere Schönheiten und andere Erinnerungen: durch ſeine Lehren, ſeine Philoſophie, ſeine Künſte, Geſetze, Sitten und ſeine ganze Kultur bildet er eine eigene Welt, voll Größe und Geheimniß. Aber für uns, Männer des Abendlandes, gibt es keinen Ort, der uns gewaltiger ergreift, als Rom, der eine gleich eindringliche Sprache zu uns ſpricht. Unſere ganze Vergangenheit iſt hier in ihrem Trauerpompe verſammelt, und erſcheint hier ganz allein. Die Zeit ſcheint geſchloſſen auf dieſem Boden, wo die Seelen, wallend, wie die langen Kräuter auf den Kirchhöfen, nur klagende und erſterbende Töne vernehmen laſſen. Vom Gipfel dieſer Trümmer betrachtet den Horizont; — kein Zeichen, welches den Aufgang der Zukunft verkündigt!

c.

Das Kamaldulenſerkloſter bei Rom.

„In der Umgegend von Rom waren es beſonders ein Kapuzinerkloſter und ein Kloſter der Kamaldulenſer, welche uns vorzüglich anſpre-

chen durch den tiefen Frieden, den man dort athmet, und durch die wunderbare Großartigkeit der Landſchaft, zu welcher ſie gehören.

Die Kamaldulenſer bewohnen jeder ein kleines abgeſondertes Haus, welches aus mehreren Kammern beſteht. Wir langten bei ihnen am Abend an, zur Stunde des gemeinſamen Gebetes. Sie ſchienen uns alle ſchon ziemlich vorgerückten Alters zu ſein und von mehr als mittlerer Größe. Auf den beiden Seiten des Chores gereihet, blieben ſie nach dem Gottesdienſt auf den Knien liegen, unbeweglich, in tiefer Betrachtung. Man hätte faſt meinen mögen, ſie ſeien ſchon nicht mehr von dieſer Erde; ihr kahles Haupt beugte ſich unter anderen Gedanken und anderen Sorgen. Keine Bewegung, kein äußeres Zeichen des Lebens; eingehüllt in ihren langen, weißen Mänteln glichen ſie jenen Statuen, die auf den alten Grabmälern beten.

Wir begreifen recht wohl, welchen Reiz dieſe einſame Lebensweiſe beſitzt für gewiſſe Seelen, die ermüdet ſind von der Welt und enttäuſcht von ihren Illuſionen. Wer hat ſich nicht ſchon nach etwas Aehnlichem geſehnt? Wer hat nicht ſchon mehr als einmal ſeine Blicke nach der Einöde gewandt, und geträumt von Ruhe in irgend einem Winkel des Waldes, oder in der Höhle eines Berges, nicht fern von der Quelle, aus welcher die Vögel des Himmels ihren Durſt ſtillen? Und doch iſt dies nicht die wahre Beſtimmung des Menſchen. Er iſt für das Handeln geboren; er hat ſeine Aufgabe, die er erfüllen ſoll. Gleichviel, ob ſie ſchwierig iſt! Iſt ſie nicht der Liebe gegeben?

Indeſſen gibt es Zeiten, in denen der Muth nachzulaſſen ſcheint, in denen man ſich fragt, ob man, das Gute wollend, deſſen anſcheinlich ſo leichte Vollbringung durch ſo viele unvorgeſehene Hinderniſſe gehemmt wird, — nicht einem Wahnbilde nachjagt, und wo dann die Bruſt bei jedem Athemzuge die Laſt eines unermeßlichen Kummers emporhebt. Ich habe es ſtets empfunden, daß in ſolchen Momenten der Anblick der Natur, eine innigere Berührung mit derſelben, nach und nach die innere Unruhe beſänftigen. Der Schatten der Wälder, das Rieſeln der Quelle, die Tropfen um Tropfen herabfällt, der Geſang des Vogels im Gebüſche, das Geſumme der Bienen, der Glanz, der Duft der Blumen, das Wogen des Graſes, das die Lüfte bewegen, — dies Alles und beſonders die unerſchöpfliche Ausathmung des Lebens, jenes Lebens, welches Gott in Strömen in den Schooß ſeines ewig jungen, ewig geordneten Wirkens für die Geſammtheit der Weſen und für jedes Weſen in's beſondere, zu einem ſichtbaren Endzwecke geheimnißvoller Glückſeligkeit ergießt, — dies Alles belebet von Neuem die welkende Seele, tränket ſie mit neuem Lebensſaft und gibt ihr die erlöſchende Kraft wieder zurück!

d.

Italien.

„Italien, Italien deine alten Todten haben sich erhoben; die Hirten haben sie gesehen, wie sie von den Anhöhen der Apenninen herab, — mit Trauer auf der Stirne, die Haare mit dem Staube des Grabes bedeckt, ihre stolzen Blicke über jenes sonst so glorreiche, so freie Land dahin schweifen ließen: und, — als wenn sie es nicht wieder erkannt hätten, das Haupt mit einem bittern und furchtbaren Lächeln schüttelnd, — sie sich wieder in ihre Gräber gebettet!" —

* * *

„Der sittliche Zustand Italiens ist im Allgemeinen beklagenswerth, weniger jedoch als der von Spanien. Die Abwesenheit geistigen Lebens, der Müssiggang, die Langweile treibt die Menschen dazu an, in den Sinnengenüssen eine brutale Zerstreuung zu suchen, die sie dem Bewußtsein eines zwecklosen Daseins auf Erden entreiße. Wenn die höheren Kräfte schlummern, kommen die niedrigen Triebe zur Herrschaft. Sie mischen sich selbst in die Religion, und dann sieht man eine Nation, bis auf wenige Ausnahmen, in zwei, von Tag zu Tag sich mehr besondernde Klassen sich scheiden: die gläubige Klasse, die aus ihrem Glauben, — der auf ein abstraktes Symbol und auf äußerliche gottesdienstliche Verrichtungen beschränkt ist, — sich ein Mittel macht, der Strenge des Sittengesetzes zu entgehen; — die nichtgläubige, zu deren Absonderung von der Religion der Misbrauch, der von derselben gemacht wird, sehr Vieles beiträgt. Diese letztere Klasse, deren Ursprung in Italien in eine schon weit entlegene Epoche zurückgeht, ist dort weit zahlreicher, als man gewöhnlich glaubt. Ein dumpfes Arbeiten der zweifelnden und mistrauenden Vernunft, verbunden mit den Grundsätzen und der politischen Wirksamkeit der Geistlichkeit hat seit vierzig Jahren jene Zahl um ein sehr Bedeutendes vermehrt. Sonst bedeckte sie sich mit einem mehr oder minder dichten Schleier; heutzutage zeigt sie sich wie sie ist; sie verhehlt weder die Verachtung, noch den Widerwillen, die sie hegt, und die sich bei ihr manchmal bis zur Leidenschaftlichkeit steigern. Das Volk gewöhnt sich, sie ohne Zorn und ohne Befremden anzusehen, aber auch ohne sich zunächst noch disponirt zu zeigen, ihr auf dem Wege, den sie betreten, nachzufolgen. Es hält noch fest an dem Glauben, in dem es auferzogen worden, und dessen Glanz seine nach Schaugepränge gierenden Sinne überwältigt,

Art von Proſtration der Intelligenz bewirkt. Er ſieht die Ordnung in dem Beſtehenden, weil er Unterwürfigkeit in demſelben erblickt... für's Andere, indem der Klerus (ohne zu unterſuchen, ob er nicht ſelbſt die Haupturſache davon iſt) unter denen, die eine von der ſeinigen verſchiedene politiſche Richtung verfolgen, eine lebhafte Animoſität gegen die Kirche findet, — ſo läßt er ſich hierdurch noch mehr in ſeinen Anſichten beſtärken. Indem er dann Gott zu dienen vermeint, wenn er allen Despotismen dient, entfremdet er eben damit nach und nach die Völker ſowohl ſich als der Religion ſelbſt. Dies iſt die wahre Urſache der tiefen Feindſchaft, welche er in Italien, wie Anderswo, ſehr Vielen einflößt, die unbeſtreitbar die thätigſte, und im Allgemeinen die unterrichtetſte Klaſſe bilden... Sie haſſen den Klerus mit aller der Liebe, die ſie für ihr Vaterland hegen... Die Welfen ſind wieder zum Vorſchein gekommen, aber auf den Ruinen der Freiheit, der Künſte, der Wiſſenſchaften und der öffentlichen Wohlfahrt; ſie fanden einen Gibelliniſchen Klerus. Dies einzige Wort erklärt Alles."

„Um die nationale Bewegung, die ſie beunruhigt, zu hemmen, greifen die Regierungen zur Gewalt, und ſuchen das Denken zu erſticken. Aber von dieſen beiden Mitteln iſt das erſte unzureichend, das andere unmöglich. Ungeachtet ihrer Cenſoren und ihrer Mauthner, circuliren die Ideen unaufhaltſam... Sie nehmen daher auch ihre Zuflucht zu einem dritten Mittel. Sie begünſtigen — die Sittenloſigkeit bei der Jugend, in der Gewißheit, daß ſie von Menſchen Nichts zu fürchten haben, die durch die Luſt verweichlicht ſind, und durch Genüſſe entnervt... Die Zunahme der Ungläubigkeit dient ihnen hierbei vortrefflich, beſonders dadurch, daß ſie die Bevölkerung in ſich ſelbſt veruneinigt." ..

„So ſchwindet der Glaube von Jahr zu Jahr und der Haß nimmt ſeine Stelle ein... Die geiſtliche Gewalt aber, von der öffentlichen Meinung verlaſſen, flüchtet ſich in das Lager ihrer natürlichen Gegner, und hier, täglich genöthigt, ihren eigenen Niederlagen beizuwohnen, verſchließt ſie das Wort, das die Welt von ihr erwartet, in ihre Bruſt, oder, wenn ſie ihr furchtſames Schweigen zu brechen verſucht, deckt der Trommelſchlag ſofort ihre Stimme."

„In die Mitte des Amphitheaters, welches die erſten Chriſten mit ihrem Blute begoſſen, hat man ein einſames Kreuz gepflanzt. Je zuweilen kömmt wohl ein armer Mönch, um am Fuße dieſes Kreuzes von Chriſtus und ſeinen Leiden zu ſprechen, und von den Kämpfen des Glaubens in den vergangnen Zeiten, und von denen, die hier, auf dieſem Kampfplatz ſtarben, um die Freiheit des Menſchen-Geſchlechtes zu erobern. Das Volk horcht zu und weint. Die letzten Strahlen der untergehenden

Sonne ſtreifen durch die langen Wölbungen, durch die gebrochenen Bogen. Fremde gehen vorüber und beſchauen gleichgültig dieſe ungeheuren Ruinen. Ein Soldat behütet den Eingang. Dies das Bild des Katholicismus zu Rom und in ganz Italien." —

e.

Spanien.

„Viele Mitglieder, ſowohl der Welt- als der Ordensgeiſtlichkeit, könnten hinſichtlich der Treue, mit welcher ſie ihren heiligen Beruf erfüllen, überall als Vorbilder dienen. Von wohlverdienter Achtung umgeben, mildern ſie durch ihr Beiſpiel den ſchlimmen Einfluß eines andern Theiles des Klerus, den ein Zeugniß, zu allgemein, um bezweifelt werden zu können, beſchuldigt, an der allgemeinen Erſchlaffung der Sitten theilzunehmen, und hierdurch derſelben eine ſchmähliche Weihe zu geben. Dieſe praktiſche Korruption der chriſtlichen Moral, die durch Unwiſſenheit — nicht in Betreff der Glaubenslehren, ſondern hinſichtlich der Grundſätze des Evangeliums in ihrem Bezug auf die menſchlichen Handlungen — ſich erhält, und wunderlich abergläubiſchen Vorurtheilen vergeſellſchaftet iſt, — dieſe Korruption iſt die große Wunde des Katholicismus in Spanien. Man erlaubt ſich Alles gegen die Gebote, indem man ſich unter den Schutz eines mißverſtandenen Kultus flüchtet. Die von einigen Gewiſſen geträumten Kompenſationen zwiſchen einem beſtimmten Verbrechen und einer gewiſſen Andachtsübung (dévotion), der geringe Abſcheu, den ſie oft vor den ungeheuerſten Verbrechen empfinden, ihre naive Sicherheit in der Gewohnheit des Laſters oder in den Entſchlüſſen zur Rache, die ſeltſamen Gründe dieſer Sicherheit, die unbegreifliche Miſchung einer manchmal äußerſten Unſittlichkeit mit anſcheinender Frömmigkeit, jene höllvollen Seelen in Ruhe vor dem Alter, jene blutigen Hände, die ſich zum Gebete falten, ohne daß irgend ein Zittern oder Beben ſich bemerklich machte: Dies Alles erfüllt uns mit Staunen und Beſtürzung. Ein falſches Vertrauen auf den Schutz irgend eines Heiligen, einer Madonna, ſelbſt auf die Wirkung der Sacramente, die doch nur unter Mitwirkung eines bekehrten Willens heilbringend ſein können, — hat die Begriffe vom Guten und Böſen, ſelbſt von der Reue in der Wurzel verkehrt. Es zeigt ſich hier allerdings eine beklagenswerthe Schwächung des inneren chriſtlichen Sinnes, eine Art von Rückkehr zu den heidniſchen Vorſtellungen. Kaum möchte man anderswo etwas Aehnliches wiederfinden, es ſei denn in einigen Kantonen Italiens,

und namentlich in den Abruzzen, wo die Räuberei nichts Anſtößiges hat und ſelbſt andächtig ausgeübt wird!" . . .

„Nach Jahrhunderten des Ruhmes jeder Art, nachdem es eine der reichſten und ſchönſten Literaturen Europa's erzeugt und mit Italien um die Palme der Künſte geſtritten, iſt Spanien nach und nach in eine ſo tiefe Lethargie verfallen, daß man es in dieſer Beziehung mit keinem andern Lande vergleichen kann. Weit zurückgeblieben hinter den Nationen, an deren Spitze es früher vorwärts ſchritt, iſt das ſpaniſche Volk jetzt völlig bedeutungslos im wiſſenſchaftlichen, literariſchen und künſtleriſchen Gebiete, kurz in Allem, ausgenommen hinſichtlich des Muthes, der Hingebung und der Energie des Charakters: treffliche Eigenſchaften, die Dasjenige erhalten haben, wodurch die Geſellſchaften wieder aufleben, nämlich das Nationalgefühl, wenn auch bisher noch in unfruchtbarer Weiſe, da bis jetzt das Heil noch nicht daraus hervorgegangen iſt! Alles, was ſeit zweihundert Jahren ſich in der wiſſenſchaftlichen und geiſtigen Welt begeben, iſt faſt ſo gut als gar nicht vorhanden für dieſes Volk. . . . Nichts in Europa kömmt ſeiner Apathie, ſeiner Unwiſſenheit gleich. Es iſt der geiſtigen Bewegung, die im 16. Jahrhundert begonnen, ſo fremd geblieben, daß nicht ein einziger Spanier ſich einen Namen gewonnen in der Mathematik, Aſtronomie, Phyſik, Phyſiologie, Medizin, Philologie, kurz in irgend einem Zweige der Wiſſenſchaften. Die Studien ſind bei ihm noch, was ſie drei Generationen nach Karl V. waren. Keine Veränderung, kein Fortſchritt; Alles iſt vielmehr von Tag zu Tag ſchwächer geworden. Der Geiſt, der von Bewegung lebt, iſt in ſchweren Schlaf geſunken. Geiſtliche, Laien, Alle — ſind — der Anſtrengungen einiger nutzlos für ihr Vaterland eifrigen Männer ungeachtet — noch bei dem 15. Jahrhundert. Ein wenig ſcholaſtiſche Philoſophie und Theologie, ein wenig Zivil- und kanoniſches Recht, Alles auf ein wenig Latein geſtützt, — das iſt der ganze Vorrath des Unterrichts. Unbeweglich beharren ſie bei ihren alten Methoden, bei ihren alten Meinungen und Ideen, und noch herrſcht Ariſtoteles bei den Nachkommen der Kantabrier und der Weſtgothen. Uebrigens keine Hilfsquellen für das Studium der Sprachen, der Philologie, der Geſchichte, und der poſitiven und der Naturwiſſenſchaften; keine Schule, wo neue Künſtler ſich bilden könnten; ſelbſt die Poeſie iſt erloſchen. Was bleibt denn Spanien? Sein Glaube, das Schwert des Cid, und mit dieſen die Hoffnung der Wiedergeburt."

„Unmöglich iſt jedoch, daß die Religion nicht durch eine ſolche Lähmung, einen ſolchen Verfall auch leide. Wirklich hat ſie von ihrer erſten Kraft verloren, da ſie der Nation keine mehr mitzutheilen vermag. Dies

iſt eine unbeſtreitbare Thatſache, und um ſich dieſelbe zu erklären, braucht man nur auf das Verhältniß der Kirche zur Staatsgewalt und zu einem Theile des Volkes hinzuſehen."

„Das Rechtsverhältniß, auf welchem lange die chriſtliche Geſellſchaft beruhte, iſt in Spanien eben ſo zerſtört als ſonſt überall. Die Staatsgewalt hat ſich über die Kirche erhoben, beherrſcht ſie, und behandelt — je nach den augenblicklichen Abſichten — ſie bald wie einen Verbündeten, den man ſchont, bald wie einen Feind, den man fürchtet. Die Maximen, die der Staat in Bezug auf die Kirche befolgt, ſind gar nicht verſchieden von den Grundſätzen der franzöſiſchen Parlamente, welche Philipp V. in den Eskurial eingeführt hat, und die ihn nicht mehr verlaſſen haben. Eiferſüchtig auf den Einfluß der Kirche, gierig nach ihren Gütern, hat die Staatsgewalt ſie mehrmals beraubt und ſie geſchwächt, ſo ſehr ſie konnte. Man weiß, was ſie unter der despotiſchen Verwaltung der Florida Blanca, der Aranda, der Campomanes zu erleiden hatte.... Doch glauben wir, daß der Episkopat ſeine Rechte dort beſſer vertheidigt hat, als in andern Ländern.... Ueberdies fühlt der Souverän in ſeiner prekären Lage, wie ſehr er nicht nur des Episkopats, ſondern der geſammten Geiſtlichkeit in einem Lande bedarf, wo der Hirtenſtab gewichtiger iſt, als das Zepter, und bei einem Volke, welches, wenn es wählen müßte, nicht anſtehen würde, ſich für Gott gegen den König zu entſcheiden.... Eine einzige Thatſache genügt indeß, die Principien der Regierung in Beziehung auf den Katholicismus zu charakteriſiren. Sieben volle Jahre hindurch hat ſie dem Papſt nicht geſtattet, die in den Kolonien erledigten biſchöflichen Stühle zu beſetzen; ſieben volle Jahre hindurch hat ſie ihn mit einem eklatanten Bruche bedroht, wenn er, ſeine heiligſte Pflicht erfüllend, die verwaisten Kirchen mit Hirten verſorgte!" ...

„Als der Enkel Ludwigs XIV. auf den ſpaniſchen Thron gelangte, brachte er die politiſchen Grundſätze ſeiner Familie mit. Beſonders vergaß er nicht den Rath, den ſein Großvater ihm bei dem Abſchiede gegeben: „Hüte dich, die Cortes zu verſammeln: ſie würden dir die Hände binden." Da begann im Verborgenen die Arbeit der Souveränität, um nach und nach, mit den Provinzialfreiheiten und den Bürgſchaften gegen die Willkühr, die alte Verfaſſung des Reiches zu vernichten.... In der allgemeinen Verknechtung haben nur Biscaia, Navarra, Alava und Guipuscoa ihre Privilegien behauptet. Dieſe Ausnahme beunruhigte die Regierung; vor wenigen Jahren wollte ſie dieſelbe tilgen; — aber der Widerſtand, dem ſie begegnete, ließ ſie bedenkliche Ereigniſſe befürchten; ſie zog ſich zurück.

„Die Männer, die ſolche Rede führen, gehören größtentheils weder zum Adel, noch zum gemeinen Volke; zu jenem nicht, weil die Individuen mit der Inſtitution, zu der ſie gehören, ſich ſchwächen und korrumpiren, und dies iſt eine Urſache, weshalb die politiſchen Körper niemals zur Wiedergeburt gelangen; — zum Volke nicht, weil, weniger durch den Despotismus gedrückt, minder empfänglich für jene ſittliche Erregung, die durch Erinnerung an die Vergangenheit und Wahrnehmung gegenwärtiger Unordnungen hervorgerufen wird, es keine andern geiſtigen Bedürfniſſe kennt, als die, welche von ſeiner Religion befriedigt werden, und dabei, ohne ſich zu viel Mühe zu geben, entweder durch ſeine Arbeit, die er theuer verkauft, oder durch Almoſen, die in katholiſchen Ländern nicht verſiegen, das Stück Brod erwirbt, deſſen er bedarf, um zu leben. Seine Armuth iſt nicht der Hunger, und das iſt ſchon viel; ſeine Gefühle aber, ſeine Gedanken und Wünſche nehmen die Richtung, welche die Geiſtlichkeit ihnen gibt, die im Allgemeinen den Veränderungen abhold iſt, nach denen ein bedeutender Theil der Nation ſo eifrig verlangt. Dieſer Theil iſt der Mittelſtand, der überhaupt gegenwärtig unſtreitig der unterrichtetſte, am weiteſten vorgeſchrittene und thätigſte in Europa iſt. Inmitten der Trümmer der alten Societät, die zuſammenfällt, ſtellt die mittlere Klaſſe die neue Geſellſchaft dar, mit ihren edelmüthigen, aber noch verworrenen Gedanken, ihren mitunter blinden Leidenſchaften, ihrem unerſättlichen Bedürfniß nach Erkenntniß, Bewegung und Freiheit, ihren Hoffnungen auf die Zukunft, und mit der Kraft ihres jungen Lebens.

„Indeſſen hatten die erſten Häupter des Liberalismus in Spanien, wie anderswo, ſich in der Schule des 18. Jahrhunders gebildet, — und nährten gegen den Katholicismus einen Haß, den ihre Handlungen offenbarten, als ſie der Gewalt ſich bemächtigt.... Der Klerus, der ſich in ſeiner ganzen Exiſtenz bedroht fand, glaubte ſich und das Chriſtenthum nicht anders retten zu können, als indem er die beſtehende Staatsregierung, wie ſie immerhin beſchaffen ſein mochte, aufrecht zu erhalten, ihr Princip und ſeine Konſequenzen zu vertheidigen ſuchte. So warf er ſich blind in die Arme des Despotismus, der ihm ſchmeichelte, um ſich eine Stütze und ein Werkzeug aus ihm zu bereiten. Seine Macht iſt in der That ſehr groß. Unter das Volk gemiſcht, deſſen Exiſtenz in allen Beziehungen innigſt mit der ſeinigen verflochten iſt, verfügt er unbeſchränkt über daſſelbe. Und darin iſt nichts Unrechtes oder Befremdliches; denn, nimmt man dem gemeinen Volke ſeine Geiſtlichkeit, ſo verliert es eben damit Alles, was ſein Leben und den Reiz deſſelben ausmacht, — Hilfe, Schutz, Rath, Unterricht und die Almoſen, die es nähren, und den Glauben, der

es zur Menſchenwürde erhebt, und den Kultus, der zu ſeinem Herzen ſpricht und die Feſte, die es von ſeinen Leiden ablenken.

„Man ſtelle ſich nun dieſe entgegengeſetzten Elemente in ſpaniſchen, hartnäckigen, glühenden, rachſüchtigen, manchmal furchtbar grauſamen Seelen gährend vor, und man wird eine Ahndung des Zuſtandes der Gemüther in jenem bejammernswerthen Lande gewinnen können. Es ſind nicht nur zwei Völker auf demſelben Boden, ſondern zwei feindliche, unverträgliche, unverſöhnbare Raſſen, die in der Extaſe ihres Haſſes mit Wonne von ihrer gegenſeitigen Ausrottung träumen! . . .

„Offenbar unmöglich iſt es indeß, daß irgend eine Geſellſchaft Beſtand halte unter einem rein willkührlichen Regiment, ohne Fundamentalgeſetze, ohne Finanzen, Polizei, Verwaltung und Gerechtigkeitspflege. Gott ſelbſt könnte ein ſolches Wunder nicht vollbringen, ohne die ganze Natur des Menſchen zu verändern. Es wird daher eine Umwälzung ſtattfinden — (dies wurde Anfangs 1832 geſchrieben) und dieſe Revolution wird nicht nur gegen den Thron, ſondern auch gegen den Altar ſich erheben, der mit dem Thron ſich ſolidariſch gemacht hat.“

„Man wird von tiefem Grauen ergriffen, wenn man ſich vorſtellt, welche Kalamitäten und Verbrechen dieſe unvermeidliche Kataſtrophe nach ſich ziehen wird. Der Geiſt wendet ſich mit Entſetzen davon ab; was er geſehen, was er gehört in dieſer Sturmesnacht, iſt unſagbar: der Lärm jener Tempel, die da einſtürzen, der rothe Schein des Brandes, die eiligen und dumpfen Schritte Derer, die entfliehen und Derer, die ſie verfolgen, Blut, Gotteslästerung, Heulen und Wehklagen; — man möchte es für einen jener Träume halten, die erdrückend auf der Bruſt uns laſten, wie das Knie des Satans!“ . . .

f.

Die Iberiſche Halbinſel.

„Portugal und Spanien, obgleich durch alte Nebenbuhlerſchaft und wechſelſeitige Antipathie von einander geſchieden, gleichen einander doch faſt in Allem. Der Portugieſe iſt ein in ſeinen guten Eigenſchaften und ſeinen Mängeln geſchwächter Spanier. Auch dieſes Volk, wie das ſpaniſche, iſt herabgeſunken — nach einer Epoche des Ruhmes. Von Zeit zu Zeit regt es ſich in ſeinem Grabe, als hätte es irgend vom Leben geträumt. Außerdem — keine Bewegung, kein Fortſchritt, kaum ein Schatten von Civiliſation. Zwei Brüder ſtreiten mit den Waffen in der Hand um dieſes Erbgut eines blödſinnigen Vaters. Der Theil der Nation,

der nach politiſchen Reformen verlangt, begünſtigt den Aelteren; der Jüngere hat auf ſeiner Seite die Geiſtlichkeit und den Pöbel, einen unwiſſenden, fanatiſchen, grauſamen Pöbel, den man mit Scharfrichtern im Zaum hält und mit Hinrichtungen kurzweilt. Die Gefängniſſe ſtrotzen von Unglücklichen, auf denen die Schuld oder der Verdacht ruht, ihrem Vaterlande eine beſſere Zukunft zugewünſcht zu haben. Wird der Raum gar zu enge, dann kömmt der Galgen zu Hilfe. Auf dieſe Weiſe wird der Blutdienſt durch Nichts aufgehalten — und die Ordnung herrſcht.

„Man kann ſich leicht vorſtellen, was die Religion in einem ſolchen Lande ſein kann. Der Glaube hat allerdings dort noch tiefe Wurzeln; man würde für ihn in den Tod gehen; aber, ſich verirrend in einer Menge falſcher und abergläubiſcher Vorſtellungen, übt er auf die Sitten faſt gar keinen Einfluß, und ſelbſt die Geiſtlichkeit trifft einigermaßen dieſer Vorwurf. Die Andachtsübungen erſticken die Moral. Das Chriſtenthum umhüllt das Leben, aber durchdringt es nicht, wie denn überall, wo man der Bildung des Geiſtes Einhalt thut, die Sinnlichkeit vorherrſcht. Was nun den Unterricht betrifft, ſo ſteht Portugal auf derſelben Stufe, wie Spanien; hiermit iſt Alles geſagt. Keine Mittel zum Studiren, und wenn deren vorhanden wären, würde die Staatsgewalt, davor erſchreckend, ſich beeilen, ſie zu vernichten. Der erſte Lichtſtrahl, der den finſteren Dunſtkreis, mit dem der Regent ſich umgibt, durchdringend, ſeine Stirne träfe, würde ihm das Zeichen des Todes aufprägen. Denken iſt für ihn gleichbedeutend mit konſpiriren. Er kann nur beſtehen mit Hilfe eines unbedingten, blinden Gehorſams, der außerhalb des Rechtes liegt, und niemals einen forſchenden Blick auf ihn wirft; alſo nur mit Hilfe eines thieriſchen Gehorſams. Unter der Regierung, in welcher er ſeine Sicherheit ſucht, iſt ein Auge, das ſich erſchließet, eine Gefahr, die ſich erhebt. (Unter Don Miguels Regierung geſchrieben.)

„Der Klerus, aus dem Bewußtſein eigener Schwäche und in nothwendiger Folge der abhängigen Stellung, die er ſich erkoren, unterſtützt in dieſer Beziehung, und zwar zu großer Gefahr für die Kirche, die Politik der herrſchenden Gewalt. Er ſieht nicht, daß, indem er die Wiſſenſchaft zurückſtößt und ſie eben dadurch zu einer Feindin der Religion erklärt, er darauf hinarbeitet, das Volk entweder in Gottloſigkeit oder in Barbarei zu ſtürzen: barbariſch geworden würde es bald zu Grunde gehen; würde es aber gottlos, was ſollte da wohl aus der Geiſtlichkeit werden, die es in dieſen Abgrund geſtürzt? Ich lege einen Nachdruck auf dieſen Punkt, weil er von höchſter Wichtigkeit iſt, und es keinerlei Vorwände gibt, die man heutzutage nicht aufbringt, um ſich dahinter in der Unwiſſenheit zu verſchanzen.

„Man ſpricht von den Verheerungen, welche eine falſche Philoſophie anſtellt: ſie ſind wirklich vorhanden; Wer könnte ſie in Abrede ſtellen? Aber warum hat man ihr nicht eine beſſere entgegengeſtellt? Endlich, wenn ſie in den Ländern, die ſie entſtehen ſahen, diskreditirt worden, hat ſie nicht dazu gedient, die Religion zu kräftigen, die ſie bekämpfte? Man ſpricht von der Einfalt des Glaubens; — ja freilich ſoll der Glaube einfältig ſein, er iſt für das Herz, wie für die Vernunft ein Akt des Gehorſams; denn Wem glaubte man ſonſt als ſich ſelbſt. Weil aber der Glaube einfältig ſein ſoll, müſſen darum die Völker die Einfaltspinſel ſein? Müſſen deshalb die zu ihrer Entwicklung nothwendigen Kenntniſſe verbannt oder vernachläſſigt werden? Iſt deshalb der Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes nicht gut? Haltet Ihr ihn für ſchädlich, wohlan, ſo rühmt ihn auch nicht mehr an als eine der wohlthätigen Wirkungen des Chriſtenthums, als einen der Beweiſe für deſſen Wahrheit. Wollt Ihr ihm Grenzen ſtecken, welche ſollen dieſelben ſein? Nichts bleibt hienieden ſtehen; Alles muß vor- oder rückwärts gehen. Euch erſchreckt das Wort vorwärtsgehen; nun, ſo ſchreitet denn zurück. Aber bis wohin, ich bitte euch, werdet Ihr zurückgehen? Hat man nicht überall und zu allen Zeiten mit der Wiſſenſchaft, wie mit allen andern Gaben des Schöpfers Mißbrauch getrieben? Noch einmal, ſo ſagt uns denn, wo Ihr anhalten wollt? Um nicht inkonſequent zu ſein, werdet Ihr, auch wider Euren Willen, bei jener Maxime Rouſſeau's anlangen: „der Menſch, der denkt, iſt ein entartet Thier." Iſt etwa, um dieſe Lehre der Welt zu verkünden, Euch geſagt worden: „Gehet hin, und lehret alle Völker?" Glaubet nur, pflanzet nicht in der Finſterniß die Altäre desjenigen auf, der die Sonne geſchaffen!

„Wir können nicht mit Stillſchweigen eine andere, nicht minder beklagenswerthe Folgewirkung der jetzigen Lage des Klerus in Spanien und Portugal übergehen. So wie er die Sache der Religion mit der des Despotismus vermengt, hat dieſer verderbliche Irrthum ihn ſofort zu einem ungeheuren Mißbrauch des Wortes Gottes hingeführt. Die politiſchen Leidenſchaften haben ſich der Kanzel bemächtigt, und ſie mit niederträchtigen, gotteslästerlichen Schmeicheleien beſudelt. Das iſt aber noch nicht Alles. Die Lippen, die ſich nur öffnen ſollten, um Frieden, Erbarmen und wechſelſeitige Liebe zu predigen, haben die Sprache des Haſſes und der Rache geredet. Entſetzliche Wünſche, ſchauderhafte Drohungen ſind mehr als einmal laut geworden im Angeſicht des Tabernakels, auf welchem der Sohn des Menſchen thront, der ſich für das Heil ſeiner Brüder aufgeopfert hat! Statt Diener Desjenigen, der an dem Kreuze für ſeine Henker gebetet, glaubte man Kains-Prieſter zu hören!

„So vieler und ſo ſchwerer Mißſtände ungeachtet, werden jene bei-

den Völker nicht zu Grund gehen: es bleibt ihnen ein Anker im Sturme. Bevor sie aber in der neuen Welt landen, welcher gegenwärtig alle Völker zusteuern, werden sie noch sehr stürmische Meere zu durchschiffen haben, noch an vielen Klippen anstoßen, und in ihrer Arbeit, in ihren Aengsten wird ihnen der Weg sehr lange scheinen. Von ihren Führern hängt es ab, ihn zu kürzen, indem sie über den Wolken, welche die stürmischen Wogen bedecken, das Zeichen suchen, welches sie leiten soll auf der gefahrvollen Reise!"

g.

Die Jesuiten.

„Als die drei Pilger*) (zu Ende 1831) nach Rom wanderten, waren ihnen diplomatische Noten von Oestreich, Preußen und Rußland vorangeeilt, welche den Papst drängten, sich gegen jene gottlosen Volksverführer auszusprechen, die den Namen der Religion zur Empörung aufforderten. Die französische Regierung handelte in demselben Sinne und wurde hierbei von der Karlistischen Partei unterstützt, an deren Spitze sich der Kardinal von Rohan, der Kardinal Lambruschini und die Jesuiten befanden, denen man überall begegnet, wo eine Intrique im Werk ist ..."

„Diese letzteren haben mir niemals die nachfolgende Stelle einer meiner früheren Schriften (des progrès de la révolution) verziehen: „Es ist hier weder der Ort, noch der rechte Augenblick, um über die Gesellschaft Jesu zu urtheilen und zwischen den Verläumdungen des Hasses und den Lobpreisungen des Enthusiasmus die strenge und reine Wahrheit zu suchen. Nichts ist absurder, unbilliger und empörender, als der größte Theil der Anklagen, deren Gegenstand sie gewesen. Nirgends wird man eine Gesellschaft finden, deren Mitglieder mehr Recht besäßen, ihres Eifers wegen bewundert und ihrer Tugenden halber hochgeachtet zu werden. (?) Ob dann aber ihr Institut, wie heilig es auch an sich ist, heutzutage frei von Nachtheilen — und zwar sehr ernstlichen, — ob es dem gegenwärtigen Zustande der Gemüther und den Bedürfnissen der Jetztwelt anpassend genug sei? Wir glauben es nicht"" ...

„Wenn einmal die Jesuiten von der Schaubühne der Welt abgetreten, nur mehr der Geschichte angehören, dann wird billige Unparteilichkeit ihr die Pflicht auflegen, strenger gegen sie zu sein, als wir es gewesen. Forschend nach der Ursache des eigenthümlichen Charakters, der diese Gesellschaft von ihrem Ursprung an ausgezeichnet hat, des Geistes, der sie

*) Herr de Lamennais, Graf Montalembert und Abbé Lacordaire.

ſtets beſeelt, des Lobes, das man ihr ſo reichlich geſpendet, der bittern Vorwürfe, die immer gegen ſie gerichtet worden, wird man dieſe Urſache in dem Principe ſelbſt finden, welches bei ihrer Geſtaltung gewaltet. Dieſes Princip iſt die Vernichtung der Individualität in jedem Mitgliede der Körperſchaft um die Kraft und die Einheit der letzteren zu vermehren. Die Handlungen, die Worte, ſelbſt die Gedanken ſind bei den Jeſuiten Gehorſam ſchuldig und zwar unbedingten Gehorſam. Ein Oberhaupt, welches General genannt wird, und einige Beiſitzer, die ihm helfen und rathen, bilden die Regierung der Geſellſchaft, ſind deren Intelligenz, deren Wille. Die Uebrigen, leidende Werkzeuge in ihrer Hand, folgen blindlings dem Impulſe, den man ihnen gibt. Nichts wird in den Schriften ihres Stifters nachdrücklicher eingeſchärft, als dieſe völlige Verläugnung ſeiner ſelbſt. Dies das Opfer, welches der Orden von Jedem heiſcht, der in demſelben einzutreten wünſcht.

„Hieraus ergeben ſich mehrere Folgewirkungen."

„Was auch der Menſch thue, ſo iſt es ihm doch völlig unmöglich, bis auf dieſen Punkt ſich ſelbſt zu entſagen. Seine Anſtrengungen, um dies Ziel zu erreichen, erreichen nur ſo viel, daß er dasjenige verſetzt, was er vernichtet zu haben glaubt. Sein ganzes Weſen überträgt ſich in das zuſammengeſetzte Weſen, mit welchem er ſich geeinigt, mit welchem er ſich verſchmilzt. Er liebt ſich in ihm, und dieſe Liebe, die erſte ſeiner Pflichten, iſt um ſo glühender, um ſo thätiger, als das Bewußtſein ſelbſt ihn nöthigt, ſeine eigene Befriedigung zu ſuchen, und als derjenige, der ſie hegt, — geleitet durch Befehle, die für ihn zum unbedingten Geſetz werden, wenn ſie nicht eine offenbare und unmittelbare Verletzung der göttlichen Gebote impliziren, — von aller moraliſchen Verantwortlichkeit frei iſt. So ſind die Leidenſchaften, die von einer ſtrengen Regel zurückgehalten wurden, ſo lange ſie ſich mittelbar auf den Einzelnen bezogen, — nunmehr geheiligt und nicht ausgerottet. Sie gehen gewiſſermaßen in den Dienſt der Körperſchaft über, welche ſie leitet und verwendet, um ihren Zweck zu erreichen. Dieſer Zweck, ehrenvoll und gut an ſich (?). beſtimmt, was ſich auch Gutes in der Thätigkeit der Körperſchaft findet; aber ſie ſtrebt darnach mit einem ſich immer gegenwärtigen Abſehen auf ihre Größe, ihre Macht und ihren Ruhm. Kein perſönlicher Stolz, kein Ehrgeiz, keine Bereicherungsſucht in den einzelnen Mitgliedern für ſich genommen; in der Geſammtheit aber Habſucht, Stolz und Ehrgeiz, die unermeßlich ſind. Daher etwas Anti-ſoziales. Ein ſo in ſich conzentrirter Menſch, — vollendetes Muſterbild des Egoïsmus, — würde, — welchen weiteren Zweck er ſich ſonſt auch vorſtecken möchte, — doch völlig von dem übrigen Theile des Menſchengeſchlechtes abgeſondert ſein. In der That ha-

ben die Jeſuiten überall eine ganz abgeſonderte Exiſtenz. Sich in Alles miſchend und mengend, verſchmelzen ſie doch mit Nichts; ſie können die anderen Menſchen an allen Punkten berühren, aber in keinem vereinigen ſie ſich mit denſelben, und dies iſt einer der Gründe jenes unbeſtimmten, inſtinktartigen Mißtrauens, welches ſie zu jeder Zeit Allen eingeflößt haben.

Das ihnen eingeborne Bedürfniß, einen großen Einfluß auszuüben, welches ſie oft ſehr wenig ſkrupulös hinſichtlich der Mittel des Erfolges machen konnte, veranlaßte die Anklage, daß ſie nach allgemeiner Oberherrſchaft ſtrebten. Wir glauben, daß die Herrſchaft, nach welcher die Geſellſchaft Jeſu ſtrebt, die des Katholicismus iſt; aber ſie will, daß dieſe Herrſchaft faſt ausſchließlich ihr Werk ſei. Dies iſt die Sendung, die ſie ſich gegeben, und wer noch irgend denſelben Zweck verfolgend, nicht gelehrig ſich ihrer Leitung unterwirft, der erregt eben dadurch ihren Argwohn und ihre Eiferſucht, und hat, je nach den Umſtänden, von ihrer Seite, entweder einen offenen Krieg, oder tauſend Hinderniſſe, tauſend Quälereien, die ſie ihm im Verborgenen bereiten wird, zu gegenwärtigen.

Die Vernichtung, — wir ſagen nicht die Unterordnung der Individualität, — die die Pflicht jedes Jeſuiten iſt, hat aber noch eine andere Folge. Im geiſtigen Reiche hat man nur als Einzelner einen Werth, und bei übrigens gleichen Umſtänden, nimmt dieſer Werth im Verhältniſſe der Leichtigkeit und Freiheit der Entwicklung zu. Man denkt nicht mit dem Gehirn eines Anderen, man erfindet nicht auf Befehl; Genie und Talent ſind nicht Attribute einer Körperſchaft. Subſtituirt dieſe ſich dem Individuum, abſorbirt ſie es in ſich, dann verzichtet ſie eben damit darauf, jemals Männer von hoher Superiorität, Männer, vor denen die überwältigten Geiſter von ſelbſt ſich beugen, zu beſitzen, und ſie ſetzt ſich dadurch außer Stand, durch Intelligenz zu herrſchen. Dies iſt aber in der That den Jeſuiten widerfahren. Nie haben ſie einen Philoſophen, einen Dichter, einen Redner, einen Geſchichtſchreiber, ſelbſt nicht einmal einen Gelehrten des erſten Ranges produzirt. Das Leere und die Schöngeiſterei (bel esprit) der Collegien bildet, — bis auf ſehr wenige Ausnahmen, — den Hauptcharakter ihrer Schriftſteller. Da ſie nun weder durch Wiſſenſchaft, noch durch Geiſt ſo auf die (öffentliche) Sozietät zu wirken, noch ſolchen Einfluß, wie ſie wünſchten, auszuüben vermochten, ſo mußten ſie ſich nothwendig einen andern Weg öffnen. Sie mußten die Gewalthaber überliſten, um ihre Gewalt mit ihnen zu theilen, und bei den Königen ſich einſchleichen, bei den Prinzen, ihren Miniſtern und Günſtlingen, um ſich ihrer zu bemächtigen; ſie mußten mithin Ränke ſchmieden,

ſchmeicheln, ſich der Gewandtheit und Schlauheit bedienen, mehr unter als über der Erde hinſchleichen, in allen Richtungen ſich beugen und winden; — es war dies das einzige Mittel für ſie, die Welt zu beherrſchen, indem ſie die Macht beherrſchten, die über die Welt gebietet.

Hieraus ergibt ſich, daß ihre Macht und ihre Exiſtenz ſelbſt an die Art und Weiſe der geſellſchaftlichen Einrichtung gebunden iſt, welche allein geſtattet, auf Alle zu wirken, indem man auf einige wirkt, die über Alle verfügen. Zwiſchen ihrem inneren und dem politiſchen Despotismus beſteht eine Wechſelverbindung und wie eine Art von wechſelſeitiger Anziehung, die ſie einander nothwendig nahe bringen muß. Was wären ſie wohl unter einer volksthümlichen Regierung? Der Unterſtützung der bloßen Gewalt beraubt und beſchränkt auf den Einfluß, den Geiſt auf Geiſt ausübt, würden ſie ſich bald in der Menge verlieren. Es läßt ſich hierdurch begreifen, warum ihr Inſtitut uns nicht hinlänglich den Bedürfniſſen einer Epoche des Kampfes zwiſchen der unbeſchränkten Gewalt der Fürſten und der Freiheit der Völker, deren Sieg wir für geſichert halten, zu entſprechen ſchien, und man kann ſich Dieſem nach leicht vorſtellen, warum wir ſie nothwendig zu Feinden haben mußten, als bei jenem Entſcheidungskampfe wir ohne Zögern uns auf die Seite der Völker und der Freiheit gewendet."...

Ueber das frühere Wirken der Jeſuiten in Frankreich zu den Zeiten der Reſtauration äußert ſich Herr de Lamennais in ſeinem, den „Affaires de Rome" eingeſchalteten Fragmente: „Des maux de l'Église" in folgender Weiſe: „Die Jeſuiten intriguirten für die Legitimität, indem ſie hierdurch für ſich ſelbſt zu intriguiren hofften. Ihre Schulen, armſelig hinſichtlich des Unterrichts und weit von der Vortrefflichkeit entfernt in Betreff der Disziplin, wurden Parteiſchulen. Wie immer nach Herrſchaft ſtrebend, — nicht durch ein Uebergewicht von geiſtiger Bildung, ſondern mittelſt jener halb frömmelnden, halb weltlichen Schlauheit (ruse), die ſie charakteriſirt, — ſchlichen ſie durch allerlei dunkle und liſtige Mittel, auf tauſend heimlichen und geheimnißvollen Wegen ſich überall ein und bildeten überall Affiliationen. Man empfand ihren Einfluß ohne ihn äußerlich wahrzunehmen; am Hofe, bei den Miniſtern, im Schooße der Familie. Und dieſe Art von unſichtbarem Schatten, von dem man ſich unerbittlich verfolgt fand, erregte einen ſo tiefen und ſo allgemeinen Unwillen, daß aller Haß in den einzigen gegen die Jeſuiten zuſammenſchlug, ſelbſt ihr Name war zu einem volksthümlichen Schimpfworte geworden." —

h.

Zuſtand des Katholicismus in der Welt.

Die geographiſche Ausbreitung des Katholicismus umfaßt ungefähr zwei Drittheile von Europa, einen äußerſt kleinen Theil von Afrika und Aſien, ganz Amerika, mit Ausnahme der zwiſchen Luiſiana und Kanada gelegenen Länder und einiger engliſchen Inſeln, auf denen der Proteſtantismus herrſcht, faſt Nichts in Auſtralien, Nichts in Ozeanien. Er ſteht ungefähr in demſelben Verhältniſſe mit der Geſammt-Bevölkerung des Erdballes, ſo nämlich, daß die Katholiken nach den wahrſcheinlichſten Berechnungen, den ſechſten Theil derſelben bilden. Wie gering nun auch ſchon an ſich dieſe Zahl iſt, ſo muß man doch noch, beſonders unter den europäiſchen Nationen diejenigen davon in Abzug bringen, die, nachdem ſie den Glauben ihrer Voreltern, ja, ſogar allen Glauben aufgegeben haben, dem Katholicismus nur mehr dem Namen nach angehören, und Jedermann weiß, wie ſehr ihre Zahl ſich ſeit einem Jahrhunderte vermehrt hat. Man füge noch gewiſſe nur halbbekehrte Völkerſchaften hinzu, bei denen eine unreine Miſchung von entſtelltem Chriſtenthume und götzendieneriſchem Aberglauben herrſcht, und noch einige andere, die in einer faſt unbedingten Ignoranz dahin vegetiren, und ſehe dann zu, was von wahrhaften Chriſten übrig iſt. Man erſchrickt vor ihrer Vereinzelung auf dieſer ganz Chriſto verheißenen Erde, und noch jeden Tag erweitert ſich die Wüſte rings um ſie her! Jeden Tag ſeufzt die Religion über neue Verluſte, die bei Weitem nicht durch ihre Fortſchritte in anderen Gegenden aufgewogen werden. —

Von einer ſchon längſt vergangenen Zeit an hat ſie ſichtlich und ununterbrochen auf die Neige zu gehen angefangen, wie ein Greis, deſſen Puls immer langſamer ſchlägt. Dieſer ſtufenweiſe Verfall, ſo glauben wir, nahet ſeinem Ende, und ein mächtiges Leben, deſſen erſte Zeichen von aufmerkſamen Beobachtern wahrgenommen werden können, wird in Bälde ſich im Schooße des Katholicismus kund thun. Aber gegenwärtig ſteht er noch beinah überall unter dem Einfluſſe von Urſachen, die ſeine Schwächung herbeigeführt haben. Der göttliche Hauch hat ſich ins Innere zurückgezogen und, während die dürre Hülle ſich auflöſt, die der Anhauch der Zeit ausgetrocknet hat, — vollendet er die unſterbliche Chryſalide."

6.

Brief des Abbé Combalot an Herrn de Lamennais.

Abbé Combalot, der zu Lyon die Adventpredigten hält, hat an Hrn. de Lamennais ein Schreiben in Druck gegeben unter dem Titel: première lettre de M. l'Abbé Combalot à M. de Lamennais en réponse à son livre contre Rome, intitulé: affaires de Rome. Er erklärt Eingangs deſſelben, daß, als alter Freund des Hrn. de Lamennais, er doch jetzt keine Schonung mehr für ihn haben könne, da auch er ſchonungslos gegen Rom ſich geäußert. Zur Charakteriſtik Beider mögen folgende zwei Stellen dienen: „Es ſind nahe an fünf Jahre her, daß Ihre Freunde und ich — wir in Ihrer Seele wie das Geräuſch eines Sturmes vernommen. Ihre Gedanken, welche die göttliche Autorität der Kirche ſchon nicht mehr in Schranken hielt, kamen und gingen wie raſende Wogen, und der Luftzug des Irrthums trieb ſie gegen die Klippe, an welcher Sie geſcheitert, und in den Abgrund, in den Sie hinabgeſtiegen ſind . . ." „Ihre Seele, ihren eigenen Trieben hingegeben, iſt von Spottluſt durchdrungen (pétrie de Sarcasme); Voltaire würde Sie um dieſe Gabe beneidet haben. Niemals vergeſſen Sie eine Beleidigung oder auch nur einen Widerſpruch; nie habe ich einen gleich tyranniſchen und mithin der Satyre knechtenderen Geiſt gekannt, als den Ihrigen. Niemals werde ich vergeſſen, wie ich eines Tages zu La Chenaie (dem ländlichen Wohnort des Hrn. de Lamennais) zu Ihnen gekommen, als Sie eben jene ſo ſchneidendſcharfe Stelle gegen den Abbé Feutrier (damals Biſchof und Miniſter) geſchrieben; wie Sie da, nachdem Sie mir dieſelbe vorgeleſen, einer ausſchweifenden Freude ſich hingegeben, die ſich durch ein unauslöſchliches Gelächter kund that, welches etwas krampfhaftes und infernaliſches hatte. Ich konnte kaum von meinem Erſtaunen zurückkommen, und meine blinde Anhänglichkeit an Sie zerquälte ſich lange, um eine Entſchuldigung zu ſuchen für einen ſo ärgerlichen Mangel an menſchlichem Erbarmen!" —

7.

Le livre du peuple von *de Lamennais.*

Die „Worte eines Gläubigen" ſind in alle Welt ausgegangen. Aber die Welt iſt nicht gläubiger und nicht ungläubiger geworden. Herr de Lamennais hat ſich aber zum andern Male in die Einöde zurückgezogen, um zum andern Male mit einem Noth-, Troſt- und Hülfsbüchlein hervorzutreten. Seine Abſicht wollen wir auch jetzt wieder für die beſte halten; aber ſein Volksbuch, nach den Proben, die der National daraus mittheilt, dürfte nicht viel wirkſamer ſein, als ſeine Glaubensworte. Immerhin iſt es erfreulich, daß er in ſchlichter Sprache das Volk daran erinnert, daß Recht, Freiheit und Gerechtigkeit den Bedürfniſſen der Menſchheit nicht genügen; ſondern Pflicht, Hingebung und Liebe zu deren Erhaltung und Wohlergehen unentbehrlich ſind. „Das Recht," ſchreibt Hr. de Lamennais, „macht frei; aber die Pflicht vereinigt, und die Einigung iſt das Leben, und die vollkommene Einigung iſt das vollkommene Leben . . ." „Die Weisheit, welche über dem menſchlichen Leben waltet, und es nicht dem Zufalle nach dahin irren läßt, beſteht in der Kenntniß und Ausübung der wahrhaften Geſetze der Menſchheit, und das Ganze dieſer Geſetze, aus denen die ſittliche Ordnung beſteht, iſt, was man Recht und Pflicht nennt . . . Ihr müßt euere Pflichten wie euere Rechte kennen, um dieſe zu vertheidigen, um jene zu erfüllen. Nie werdet ihr auf andere Weiſe aus euerem Elend herauskommen. Recht und Pflicht ſind wie zwei Palmen, die keine Frucht tragen, wenn nicht eine an der Seite der andern emporwächſt . . ."

8.

Sismondi's

Studien über die sozialen Wissenschaften.

Unter der bescheidenen Ueberschrift von Studien theilt uns Hr. v. Sismondi die höheren Ergebnisse seiner langjährigen Geschäfts-Erfahrung und Lebensbeobachtung mit. Die zwei ersten Bände dieses Werkes sind kürzlich erschienen; der erste unter dem besonderen Titel: Studien über die Verfassungen freier Völker (Etudes sur les constitutions des peuples libres), der zweite unter der Ueberschrift: „Studien über die Staatsökonomie." Da der Vfr. selbst in der Vorrede zu diesen beiden Bänden den wesentlichen Inhalt derselben so wie des mit Nächstem erscheinenden dritten Bandes übersichtlich dargelegt, so glauben wir unsern Lesern keine unwillkommene Gabe zu bieten, wenn wir das *Résumé* des geistreichen Historikers und Publizisten hier in treuer Uebersetzung nachfolgen lassen, und demselben demnächst einige Fragmente aus der Schrift selbst anreihen werden.

a.

Uebersicht des ganzen Werkes.

„Der erste Band, schreibt Hr. v. Sismondi, ist zur Darlegung dessen bestimmt, was mir den wahrhaften Liberalismus auszumachen scheint im Gegensatze zu der Demokratie, welche heutzutage bei den Theoretikern, wie zu dem Obskurantismus, der bei den Praktikern vorherrscht. Mit den ersteren erkenne ich Rechte auf Souveränität nur an in der Nation selbst; aber ich appellire an die Souveränität der Intelligenz, nicht an die der materiellen Gewalt oder der Zahl. Es ist dies die Souveränität des eben sowohl beständigen als erleuchteten Willens, und ich habe mich bestrebt, anzugeben, wie Alle mitwirken, wie Einige

widerſtehen, wie alle Rechte, alle Gefühle (sentimens) ihre Organe haben mußten, damit die Nationalvernunft reife, ſich läutere, ſich beruhige, bevor ſie ihre Beſchlüſſe faſſe.

„Zugleich habe ich das Menſchengeſchlecht in Betracht gezogen, wie es faſt überall ſeiner Freiheit und ſeiner Rechte beraubt iſt. Ich habe darzuthun geſucht, wie wenig Wahrſcheinlichkeit für daſſelbe vorhanden ſei, ſeine Lage durch Revolutionen zu verbeſſern, und ich habe mir angelegen ſein laſſen, den Stufengang zu verzeichnen, auf welchem es hoffen dürfe, zu den meiſten Einſichten und Tugenden, zur meiſten Freiheit und Glückſeligkeit zu gelangen.“

„Der zweite Band, ſo wie der dritte ſind den Studien über die Staatswirthſchaft gewidmet. Ich habe hier beſonders beabſichtigt, die Theorie der Vertheilung der Reichthümer darzulegen, während die Chrematiſtiſche Schule beinahe nur mit deren Erzeugung ſich beſchäftigt. Die Arbeit iſt die Quelle aller materiellen Genüſſe der Menſchen. Aus der Arbeit entſpringt der Reichthum, und die wahrhafte Staatswirthſchaft, die Regel des Gemeinweſens und des Hauſes, hat zu lehren, wie die menſchliche Arbeit geleitet werden muß, damit Alle Antheil gewinnen an den Genüſſen, die ſie verſchaffen muß; — damit Alle in ſolcher Weiſe, Nahrung, Wohnung und Bekleidung erhalten, daß ihnen die Wohlthaten zu Nutz kommen, welche der Schöpfer für den Menſchen bereitet hat; — damit Alle Zeit genug haben, um die Geſundheit ſowohl der Seele als des Körpers bewahren zu können; — damit Alle auch berufen werden, einigen Antheil an dem großen Feſtmahl der Intelligenz zu nehmen, und daß dennoch Einige, von dem Glück mehr begünſtigt, im Reichthum die Muſe, die Unabhängigkeit, den Wetteifer finden, die nothwendig ſind, um die höchſten Vermögen der Seele und des Geiſtes zu entfalten; — daß Einige ſich den Künſten, den Wiſſenſchaften, den Tugenden zuwenden können, die den Ruhm der menſchlichen Geſellſchaften ausmachen; — daß dieſe bevorrechtete Menſchen, die zum größten Beſten Aller reich ſein werden, zahlreich genug ſeien, damit ihr Beiſpiel überall erſprießlich ſei; — daß ſie wie ein Sauerteig ſeien, der die Maſſe durchgähre oder wie ein Licht, das ſie ganz durchleuchte; — daß ihr Aufenthalt in der Hauptſtadt, in den übrigen Städten und auf dem Lande, das Maß ihrer Opulenz und ihr Verhältniß zu dem übrigen Theil der Bevölkerung in der Art regulirt ſei, daß aus ihrem Reichthum das möglichſt große Gedeihen für die Sozietät ſich ergebe; endlich daß es immer zu ihrem wechſelſeitigen Vortheil ſei, daß der Abſicht der Verſehung gemäß der Arme und der Reiche ſich einander begegnen.“

„Zwiſchen den conſtitutionellen und den ökonomiſchen Studien, zum Wenigſten wie ich mir ſie denke, findet mehr Analogie Statt, als man ſich gemeinhin vorſtellt. Die einen, wie die anderen — bezwecken die größte Wohlfahrt der Geſellſchaft, ihr Glück und ihr Fortſchreiten. Die einen, wie die anderen entfernen ſich von ihrem Gegenſtand, wenn ſie, die Geſellſchaft nur in abstracto betrachtend, die Mitglieder derſelben aus den Augen verlieren, und — um der Inſtitutionen und der Dinge Willen die Menſchen vergeſſen."

„Der Geſetzgeber, der Verwalter, der Staatsgelehrte, alle müſſen ſich vorſetzen, das größte Wohl Aller zu bereiten. Dieſer Grundidee gemäß haben wir in den Studien des erſten Bandes uns zunächſt gefragt, ob nicht Alle ein gleiches Recht hätten, Theil — zu nehmen an der Formirung des gemeinſchaftlichen Willens. Bald aber haben wir erkannt, daß der Vortheil Aller das Recht Aller beſchränken müſſe; daß die größte Wohlfahrt der Geſellſchaft und aller ihrer Mitglieder nur inſoweit erreicht werden könne, als die Geſellſchaft durch einen weiſen, gerechten, einſichtsvollen und beharrlichen Willen geleitet würde; daß dieſer Wille nicht das Reſultat des Begehrens der Mehrheit ſein werde; denn in dieſer werden alle Stimmen als gleiche gezählt, während doch unter den Mitgliedern der Geſellſchaft keine Gleichheit der Vermögen, des Willens, der Aufmerkſamkeit und des Intereſſe's Statt findet. Wir haben daher erkannt, das größte Wohl aller erheiſche, daß man die Stimmen mehr zu wägen als zu zählen lerne, und daß die beſte Verfaſſung diejenige ſei, welche die Rechte, die zum Beſten Aller auch Allen zu bewahren ſind, — von denen unterſcheidet, die ebenwohl zum Beſten Aller der kleinen Zahl ertheilt werden müſſen."

„Während die conſtitutionelle Politik die Zuſammenwirkung des Willens Aller, hat die Staatswirthſchaft die Theilnahme Aller an den Genüſſen zum Gegenſtand. So beginnen wir auch hier mit der Frage, ob nicht Alle auf gleiche Weiſe ſich in die Vortheile, welche der Reichthum verſchafft, zu theilen hätten. Aber auch hier haben wir bald erkannt, daß der Reichthum das Werk der Arbeit, daß die Arbeit nur durch perſönliche Betheiligung angeregt wird, daß eine und dieſelbe Arbeit eine geiſtige Entwicklung nicht zuläßt, ohne welche der Menſch ein unvollſtändiges Geſchöpf bleiben würde. Dieſemnach haben wir die Nothwendigkeit erkannt, in der Geſellſchaft Reiche und Arme zu erhalten, und geſchloſſen, daß die beſte Staatswirthſchaft Diejenige ſei, welche die Theilnahme an den Erzeugniſſen der Arbeit, die man zum Beſten Aller — Allen erhalten müſſe, — von Derjenigen unterſcheidet, die man für das Beſte Aller — der kleinen Anzahl vorzubehalten habe."

„So leitet uns also ein einziger Gedanke in den verschiedenen Theilen dieses Werkes: nämlich die Erforschung der größten Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes, und zwar der Wohlfahrt, die in sich selbst die geistigsittliche Vervollkommnung und das Sichglücklichfühlen begreift. Eine einzige Regel dient uns zur Classifizirung der Rechte und Anforderungen des Menschen. Da die Gesellschaft für das Beste Aller gebildet ist, so ist es ihr Endzweck, aus welchem alle Rechte ihrer Mitglieder entspringen, und dieser Endzweck ist es, welcher ihre ursprüngliche (?) Gleichheit verändert oder modifizirt. Alle Menschen sind ohne Zweifel (?) gleichberechtigt geboren; aber alle haben auf diese Rechtsgleichheit zum Gemeinen Nutzen verzichtet (?). Die gleiche Vertheilung der politischen Rechte, das allgemeine Stimmrecht würde, statt dem Ausdruck des Nationalwillens, nur den der Unwissenheit und der Unbedachtheit geben; die gleiche Vertheilung der Güter würde für Alle, statt des Ueberflusses, allgemeines Elend und allgemeine Barbarei herbeiführen. Auch ging das erste Verlangen Aller darauf hin, nicht die Gleichheit der politischen Rechte, sondern die Weisheit der Nationalberathungen zu erzielen. Der zweite Wunsch war, nicht die gleiche Vertheilung der erworbenen Reichthümer, sondern die Bürgschaft dafür zu suchen, daß die Sozialarbeit fortgesetzt werde und daß ihre Früchte überall den Ueberfluß verbreiten. Sofort willigte jeder darin ein, daß Andere reicher sein könnten, als er selbst; denn es ist ihm dargethan worden, daß er dennoch reicher bleibe, als er es nach einer gleichen Vertheilung gewesen sein würde. So beruhen also die Rechte Aller, die sich über die ursprüngliche Gleichheit erheben, auf dem Vortheile derjenigen selbst, über welche die Sozietät ihnen den Vorzug eingeräumt hat.

„Der erste Band der Studien über die Staatswirthschaft ist beinahe ganz den Studien über den Territorial-Reichthum und die Verhältnisse der Landbebauer, der zweite den Studien über den Handelsreichthum und die Verhältnisse der Städtebewohner gewidmet." —

* * *

b.

Ueber die gegenwärtige Lage der Schweiz.

„Es gibt jetzt Thoren, welche die Schweiz unter Eine Regierung vereinigen möchten, um sie stark zu machen; d. h. unterdrücken möchten sie alle ihre vitalen Institutionen, Alles, was dem Volk durch langgehegte Erinnerungen theuer geworden, und eine Macht ausübt auf die Gemüther

der Bürger zu Gunsten ihrer Vorfahren. Diese unverständigen Neuerer sehen nicht, daß die Theilung der Schweiz in souveräne Kantone das wahre Princip und Band ihrer Einheit ist, indem diese Theilung von der Tagsatzung alle Fragen entfernt hält, welche die verschiedenen Oertlichkeiten gegen die Centralgewalt aufbringen würden. Die Schweiz ist ein Verein von Bevölkerungen, die durch Berge geschieden und gewöhnt sind, auch ihre Interessen von einander zu sondern, — von Bevölkerungen, welche eine Verschiedenheit in Sprache, Sitten, Gesetzen und Gebräuchen bewahren. Jede derselben ist deshalb gewöhnt, sich als völlig unabhängig von den übrigen anzusehen und vorbereitet, sogar den Cantonal-Verband aufzugeben, wie Basel und Schwitz zu thun im Begriffe stehen. Würden die Radikalen die Oberhand gewinnen und eine constituirende Versammlung ernennen, würde dann diese Versammlung dahin trachten, Einförmigkeit der bürgerlichen, religiösen und commerziellen Gesetze, der Besteurung und der militairischen und commerziellen Anordnungen einzuführen, so hätte am nächsten Tage die Schweiz aufgehört zu sein. Durch jeden solchen Versuch würden 21 Cantone von den 22 sich in ihren Gewöhnungen, ihren Meinungen und theuersten Zuneigungen verletzt fühlen. Jeder Canton würde eifersüchtig und beleidigt sein, weil das System eines Nachbar's über sein eigenes den Sieg davon getragen und jeder würde zu den Waffen greifen, um abzuwehren, was er Tyrannei und das Joch des Fremden nennen würde. Wenn aber in solchem Zerwürfniß die Centralregierung triumphirte, dann würde sie bei ihrem Widerstand gegen die Localgewalten zum Despotismus genöthigt sein und wenn sie unterläge, würde sie durch keine Andere ersetzt werden können."

* * *

c.

Stellung des Julikönigs.

„Eine Nation hat nicht einen Kö nig, weil er als solcher proklamirt worden, weil in irgend einer Versammlung der Thron irgend einem Individuum dekretirt worden. Ein König ist der repräsentirende und erbliche Vertheidiger gewisser Interessen, Neigungen und Vorurtheile, — ein Oberhaupt, dessen Ausspruch auf Gewalt, den Royalisten zu Folge, unbestreitbar und unveräußerlich ist. Sie stellen in Abrede, daß der Vertrag mit der vorhergehenden Regierung gebrochen werden konnte; sie bestreiten das Recht der Versammlung, einen neuen König einzusetzen und die

Möglichkeit, daß der Ernannte das Amt ohne ein Verbrechen zu begehen antreten könne. Aber dieſe Feinde der neuen Gewalt, dieſe Männer, die ſich ihrer Oppoſition gegen dieſelbe rühmen, ſind gerade diejenigen, die die Stützen des Thrones ſein ſollten. Sie ſind die Vertheidiger alter Geſetze, alter Gewohnheiten, der Ueberlieferungen der Gewalt und erblicher Beſitzungen; ſie ſind die geborenen Vertheidiger der Autorität gegen populäre Prätenſionen. Da ſie hohe Stellungen einnehmen, ſo würde ihr Beiſpiel ſelbſt von denen befolgt werden, die ihre Meinungen nicht zu theilen wagen; ſie ſind es, die die Oppoſition zur Mode machen können und deren Auflehnung nicht beſtraft werden kann, ohne ein allgemeines Geſchrei über Tyranney zu veranlaſſen."

Hierin alſo beſteht die erſte Schwierigkeit: die natürlichen Vertheidiger des Thrones ſind die ärgſten Feinde des neuen Königs. —

Aber kann dieſer neue König ſich auf diejenigen ſtützen, die ihm die Krone übertragen haben? Dieſe, noch erfüllt von Groll, den ſie gegen den abgeſetzten Monarchen genährt, ſind gewöhnt, das Königthum zu bekämpfen, ſeine Masregeln zu verdächtigen, ſeine Prärogative zu fürchten und ſie zu beſchränken. Jeden Tag vergleichen ſie, was der Gegenſtand ihrer Wahl gethan, mit dem Benehmen ſeines Vorfahren, und ſehen eine Contrerevolution in jeder Rückkehr zu den alten Herkömmlichkeiten des Königthums. So oft ihre Anſichten unbeachtet bleiben, oder ihre Projekte durchkreuzt werden, halten ſie es für eine Uſurpation, kritiſiren die Regierung mit angewohnter Bitterkeit, und in der Vorausſetzung, daß ſie in ihrem alten Tone und ihrer Sprachweiſe beharren müſſen. Endlich werden ſie ſelbſt über ihre eigenen Principien vorwärts getrieben durch den Haufen derjenigen, durch deren Hülfe die Revolution zu Stand gekommen, — ehrliche, aber ungeduldige Leute, die aus bloſer Liebe zur Thätigkeit, mehr als aus Anhänglichkeit an ihre eigenen Ideen, in den Kampf gegangen, und erfreut über ihre eigne momentane Wichtigkeit — dieſelbe fortzubehaupten ſuchen, nachdem die Revolution beendigt iſt; — treffliche Leute zum Zerſtören, mit denen es aber unmöglich iſt, wiederaufzubauen.

Zweite Schwierigkeit: die Revolutionsmacher werden die Feinde des Königs, den ſie ſelbſt ernannt haben.

Der König aber bringt mit auf den Thron die Vorurtheile der königlichen Raſſe, aus welcher er entſprungen. Nicht die Billigung der Revolutionaire iſt es, um welche er wirbt, ſondern die der Männer der alten Regierung, — der alten Hofleute, und der Bewohner des alten guten Tones. Ihn ſchmeichelt nicht die Allianz mit freien Staaten, ſondern er ſucht die der Höfe, welche der Zeitbewegung Widerſtand leiſten. Er vergißt nicht, daß er in der Verſammlung der Könige ein Aufkömmling

(parrenu) iſt und er hält es für nöthig, ſeine königlichen Anlagen zu ſteigern, um von jenen anerkannt zu werden. Da iſt kein Prärogativ, ja ſelbſt keine Etiquette des alten Hofes, welche er nicht wieder in's Leben zu rufen trachtete; weder Talent, noch Genie behüten vor ſolcher Kleinſinnigkeit; wir haben es an Napoleon geſehen. Er kennt überdies beſſer, als jeder andere König, die Macht des Volkes und den revolutionairen Geiſt; er weiß auch gar wohl, wie ſein Vorfahr geſtürzt, weil er nicht darauf geachtet, dem Sturze vorzubeugen. Immer hegte er Verdacht, er arbeitet unabläſſig, Stärke zu gewinnen, die Waffen ſtumpf zu machen, deren Gebrauch er fürchtet, und dem Volke die Freiheiten zu nehmen, deren Wirkſamkeit ihm Beſorgniß einflößt. —

Dies die dritte Schwierigkeit: ein revolutionairer König iſt der wachſamſte Feind der Revolutionen.

* * *

d.

Parlamentariſche Rhetorik.

„Aller Tumult in Volksverſammlungen, alle Heftigkeit der Rede, alle Aufregungen ſtürmiſcher Leidenſchaften ſind nicht nur Verletzungen der Nationalwürde, ſondern auch Angriffe auf die Freiheit, und auf die Souveränität der Vernunft, welche das höchſte Prärogativ eines freien Volkes iſt.“

In Frankreich zerſtören ſie den Geiſt der Stellvertretung und laſſen kaum noch die Form derſelben am Leben. Die geſetzgebende Verſammlung wird hierdurch discreditirt, die doch die Achtung der ganzen Nation beſitzen ſollte. Wie kann auch das Publikum umhin, ſolch' eine Verſammlung niedriger zu ſtellen, als die geringſten Agenten der vollziehenden Gewalt, welche immer ihre Gelaſſenheit behauptet, wenn jene Verſammlung ſich immer ungeduldig und aufbrauſend bezeigt, wenn ſie immer unachtſam iſt, und ſtatt entgegengeſetzte Intereſſen zu verſöhnen, ſie Mistrauen erregt und Verſpottung provozirt?

In England hat das Parlament lange bei ſeinen Debatten Ton und Würde behauptet; aber die Contagion der Journale fängt an ſich auch innerhalb der beiden Häuſer bemerklich zu machen. Das lärmende und zankſüchtige Weſen der Iriſchen Mitglieder hat ebenwohl einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt, und die Nationalangelegenheiten haben durch dieſe Veränderung gelitten.

In Amerika ist diese Rohheit bis zur Affektation gesteigert worden, weil man meint, sie sei ein Zeichen der Gleichheit. Das Aufblühen der Freiheit, der endliche Triumph der allgemeinen volksthümlichen Sache ist auf bedenkliche Weise durch diese Mode compromittirt, welche in den gesetzgebenden Versammlungen durch den Beifall Wurzel faßt, der denen gezollt wird, die sich durch leidenschaftliche und sarkastische Vorträge auszeichnen.

Es ist hoch Zeit, daß England zu seinen alten parlamentarischen Gewohnheiten, zu seinem alten Gefühl für Schicklichkeit zurückkehre, und daß alle andere freie Staaten von England lernen, daß repräsentative Formen ihren Nutzen verlieren und in Verachtung sinken, wenn sie nicht durch den Ernst, die Urbanität und die Ruhe der Redner erhoben werden."

* * *

Das Londoner Athenaeum vom 21. v. M., welches diese Stelle seinen Englischen Lesern mittheilt, fügt ihr folgende Bemerkung bei: „Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß das hier beklagte Uebel von großer und stets zunehmender Bedeutung ist, daß Heftigkeit und Persönlichkeit wirklich die Freiheit und Nützlichkeit der Debatten gefährden und den öffentlichen Geist zu offenbaren Handlungen gleicher Art vorbereiten. Aber jener Misstand beschränkt sich nicht allein auf die Irischen Mitglieder oder auf die Volksabgeordneten irgend eines Theiles des Reiches. Er ist nicht das Resultat der Reformbill, welche die Stellvertretung auf einer andern Klasse geöffnet; denn er herrscht eben sowohl im Hause der Pairs als im Hause der Gemeinen, und ist dort allerdings um so bemerklicher, je schärfer er mit der gewöhnlichen Ruhe und den friedlichen Manieren seiner Lordschaften contrastirt. Das Uebel ist nicht blos im Hause, oder in den Journalen, noch in irgend einer besonderen Klasse der Gesellschaft; — es durchdringt die Masse, es findet sich bei den Höchsten, wie bei den Niedrigsten, und entspricht aus der Unermeßlichkeit der persönlichen Interessen, über welche sich der Streit entsponnen. Denn nicht länger dreht sich mehr die Frage um Stellen und Gewalt, zwischen Whig's und Tories; sondern ein offener Kampf ist es zwischen Principien, welcher pekuniäre und persönliche Opfer nach sich zieht und alle gehässigen Leidenschaften erregt."

Der Klage Sismondi's und der Berichtigung und Erklärung des Alterthums möchte wohl nur die einzige Bemerkung hinzuzufügen sein, daß die öffentliche Diskussion der Staatsangelegenheiten eine zu feste

Basis und einen zu entschiedenen Nutzen hat, als daß man sich veranlaßt finden dürfte, aus den unabstreitbaren formalen Gebrechen eine ernstliche Besorgniß für die Sache der Freiheit und des Rechtes zu schöpfen. Die Stellvertretung zur Gesetzgebung, Rechenschaftsabnahme und Rechtsprechung, so wie die Oeffentlichkeit der dabei gepflogenen Verhandlungen wirken weit mehr und Wesentlicheres durch ihr bloses Vorhandensein, als durch ihre eigene Wirksamkeit. Sie bilden ein lebendiges Gewissen für die Gewalthaber, indem diese hinter den Stellvertretern die ganze Masse der Abordnenden und das allgemeine Gericht der öffentlichen Meinung gewahren, und sich durch den Hinblick auf dieselben von Vielem abhalten lassen, was eben deshalb gar nicht mehr zur Sprache gebracht zu werden braucht. Für das Volk aber bilden Stellvertretung und Oeffentlichkeit eine schon durch ihre Anerkennung von Seiten der Gewalthaber vermittelnde, beschwichtigende Behörde. Man duldet weit leichter, wenn man hoffen darf, doch einmal Recht zu erhalten auf rechtlichem Wege, und vorläufig sein Weh frei aussprechen und die Theilnahme der Gerechten dafür in Anspruch nehmen kann. —

9.

Béranger und Benjamin-Conſtant an Chateaubriand.

---

a.

Béranger an Chateaubriand.

In ſeinem „Congreß von Verona" ſchreibt Herr von Chateaubriand: „tröſtend für ihn ſei, daß Männer, die ihm anfänglich am entſchiedenſten entgegen geweſen, ſeine Freunde geworden, wie namentlich die Herren Béranger, Benjamin Conſtant und Carrel." Zum Beweiſe hiervon theilt er drei Briefe dieſer „gefeierten Zeitgenoſſen" mit. Wir theilen zuerſt das Schreiben Béranger's mit, da es uns den ausgezeichnetſten und volksthümlichſten der jetzt lebenden franzöſiſchen Dichter nicht nur in ſeiner ganzen bekannten Liebenswürdigkeit, ſondern zugleich in dem tieferen Ernſte zeigt, den die meiſten Leſer ſeiner Lieder nicht bei ihm vermuthen dürften. Von Paſſy aus ſchrieb er unterm 19. Auguſt 1832 Folgendes an Herrn von Chateaubriand:

Mein Herr!

„Acht Tage, die ich auf einem Landgute, einige Stunden von Paris entfernt, zugebracht, haben mich des Vergnügens beraubt, Ihren Brief an dem Tage ſeiner Abſendung zu erhalten und unverweilt darauf zu antworten.

Wie! Sie reiſen fort, ohne mir die Hoffnung zu geben, Sie bald wieder zu ſehen? Dies ſteigert noch mein Bedauern, Sie nicht in Ihrer Wohnung angetroffen zu haben, als die öffentlichen Blätter mir die Kunde brachten, daß Sie abermals uns zu verlaſſen gedächten. Ich ſah dieſe Reiſe nur an als nothwendig für Ihre Geſundheit und als Bedürfniß geiſtiger Ruhe nach Tagen der Widerwärtigkeit und der Mühſeligkeit. Aber

Sie ſagen mir Nichts von Rückkehr und das betrübt mich ſehr. Warum auch hat das Schickſal uns in entgegengeſetzten Lagen geboren werden laſſen? Ohne dieſes hätte ich Ihnen vielleicht zu Etwas gut ſein können. Ja, ich hätte Ihnen nützlich ſein können. Suchen Sie aber nur nicht in dieſen Worten eine lächerliche Anmaßung; ſie ſind nur durch eine lebhafte und aufrichtige Zuneigung, die ſchon recht alt iſt, eingegeben. Ich habe Etwas in mir, was mehr werth iſt, als man wohl glauben möchte: es iſt ein ziemlich richtiger Sinn (instinct) für den Charakter und die Empfindungen der Anderen, welcher, indem er meinen Verſtand ſehr duldſam macht, ihn zugleich denſelben zu Dienſten ſtellt, und dies zwar faſt ohne daß ſie es wiſſen. So glaube ich annehmen zu dürfen, daß wenn ich in vertrauterem Verhältniß mit Ihnen ſtünde, ich einige Tröſtungen in Ihre große Dichterſeele hätte träufeln, und Ihnen dazu behülflich ſein können, in der Zukunft etwas Anderes zu ſehen, als das, was Sie darin wahrzunehmen ſcheinen. In dieſer Zukunft werden Sie eine ſo ſchöne Stelle einnehmen, daß es Undankbarkeit von Ihnen iſt, an deren Größe zu zweifeln!

Ja, mein Herr, die Societät iſt in einer Umwandlung begriffen; ja, ſie vollbringt den großen chriſtlichen Gedanken der Gleichheit. Dieſer chriſtliche Gedanke, den Sie bei uns wieder zu Ehren gebracht, indem Sie ihn mit allen Reichthümern des Genie's ausgeſchmückt haben, — er bemächtigt ſich der Welt, wie er ſeit beinahe einem halben Jahrhundert durch unſer liebes und ſchönes Frankreich ausgearbeitet worden. Viele Männer der alten Tage läugnen es, weil er einen Theil ſeiner religiöſen Hüllen abgeſtreift hat. Aber er iſt klar und beſtimmt für Diejenigen, die, wie ich, das Chriſtenthum nie für etwas Anderes als für eine große ſociale Form gehalten, welche bei ihrem Entſtehen der göttlichen Sanction bedurfte. Mein Gott iſt wohl erhaben über dieſe menſchlichen Veränderungen; aber er iſt nichts deſtoweniger dem großen Drama gegenwärtig, in welchem wir alle mehr oder minder thätig Theil nehmen, und ſeine Gegenwart iſt es, welche mir Reſignation gewährt. Meine Figuranten- oder Dümmlings-Rolle*) hat ſich erweitert. Sie, mein Herr, welchem dieſer Gott eine Hauptrolle übertragen, ſchöpfen Sie darin nicht Kraft, um ſie bis zum Ende durchzuführen? Sie haben weit mehr Jugend bewahrt, als man gewöhnlich in unſerem Alter beſitzt. Ihr Geiſt iſt ſo voll Friſche, daß Sie dieſes Vorrecht nur erhalten zu haben ſcheinen, um uns auf den neuen Bahnen zu erleuchten, auf welche die Welt jetzt hingewendet iſt. Man ſingt immer auf Gräbern, Dank ſei es jener

*) Mon rôle de comparse ou de niais.

verwünſchten Zeit, welche ohne Unterlaß und überall ihre Sichel ſchwingt; aber man hat nicht oft den Vortheil, bei einer Wiege zu ſingen, welche ſo große und vielleicht ſo nahe bevorſtehende Geſchicke enthält. Indeſſen ſage ich mir oft, wie Sie, daß diejenigen, welche in Uebergangsepochen zur Welt kommen, geſtoßen, umgeriſſen, erdrückt werden im Kampfe der einander drängenden Geſchlechter. Unſere Leichname ſind es, über welche die auf uns folgenden Kämpfer ſteigen müſſen. Wir werden den Graben füllen, den ſie überſchreiten müſſen, um die Veſte mit Sturm einzunehmen, bei welcher alle unſere Anſtrengungen nur eine Breſche werden öffnen haben können. Aber laſſen Sie uns hoffen, daß, wenn einmal die Stadt eingenommen, die Sieger zurückkehren werden, um die Todten aufzuheben und ihnen ein ſchönes Begräbniß zu bereiten mit frei wehenden Fahnen und prächtigem Schmettern der Trompeten. Und wer weiß endlich, ob nicht Gott ſelbſt Ehrenkreuze vertheilet an die Tapferen, die auf dem Schlachtfeld geblieben? An denen aber werden die Herren von der Polizei keinen Antheil haben! — *)

Vielleicht werden Sie mir ſagen, mein Herr: „aber in ſolchem Zuſammenſtoßen — wer kann da Gewißheit haben, nützlich geweſen zu ſein?" Ich werde Ihnen antworten, daß ich kaum glauben kann, ein Mann von Genie, ſelbſt wenn er verkannt wird, habe nicht immer einiges Bewußtſein ſeines Werthes. Jeder Menſch von Talent macht ſich ſein Bild — in Marmor oder Erz; nur begnügen die Verzagteren ſich mit einem Bruſtbild; die Anderen treiben es bis zum Standbild. Wie ſehr Sie nun auch von den Eitelkeiten dieſer Welt zurückgekommen ſind, ſo wird doch die Stimme Ihrer Zeitgenoſſen Sie genöthigt haben, ſich das Ihrige koloſſal zu geſtalten. Wohlan denn, wenn inmitten des Gedränges, deſſen Fortſchreiten oft unerklärlich und betäubend ſcheint, Ihnen Augenblicke des Ekels und der Niedergeſchlagenheit nahen, geſtehen Sie es nur, — dann werfen Sie einen Blick auf jene glorreiche Geſtalt, und geſtützt auf ſie, laſſen Sie mit mehr Ergebung die Zeit und die Menge vorüberziehen inmitten des Lärm's und des Staubes.

Wenn ich weiß, daß Sie Urſache haben, betrübt zu ſein, dann liebe ich es, Sie ſo zu ſehen und, auf mich zurück mich wendend, bin ich dann ganz ſtolz auf den Gedanken, daß Sie mir erlaubt haben, mit der Spitze eines Meſſers meinen Namen in den Sockel jenes Standbildes einzugraben.

Wiſſen Sie aber auch, mein Herr, daß ich eine rechte Furcht habe? Wie ich Ihnen ſagte, werde ich in einigen Monaten meine letzte Samm-

*) Ah! pour celles-là, messieurs de la police n'en tâteront pas. —

lung von Liedern herausgeben. Sie können ſich wohl denken, daß dasjenige, welches ſeinen Erfolg Ihrem Namen zu verdanken hat, darin ſeine Stelle finden wird. Aber ich beſorge, daß Sie ſich darin in gar ſchlechter Geſellſchaft befinden werden. Die Luſt, die ich an der volksthümlichen Poeſie habe, gibt mir oft wunderliche Dinge ein. Mein Widerwille gegen das Affektirt-Feierliche, welches dem Geiſt unſerer Sprache ſo zuwider iſt, hat zur Folge, daß in meinen Liedern an ernſte Töne ſich immer einige drollig accentuirte Noten anſchließen. Obgleich gewöhnlich dieſe Gegenſätze (disparates) nicht ohne Zweck ſind, ſo begreife ich doch recht wohl, daß Ihr anderen Leuten von Oben (gens d'en haut) dagegen Einwendungen zu machen habt. Was iſt dabei zu thun? Ich habe verſuchen wollen, die Poeſie an die Straßenecken zu verpflanzen, und ich bin dahin gekommen, ſie bis in den Goſſen zu ſuchen. Wer Liederſänger ſagt, ſagt Lumpenſammler (qui dit chansonnier, dit chiffonnier). Darf es befremden, wenn meine arme Muſe nicht immer eine ganz reine Tunika trägt? Der Sittenprediger der Straßen muß ſich mehr als eine Beſpritzung gefallen laſſen. Uebrigens, wenn Sie mich leſen, denken Sie ein wenig an Ariſtophanes, aber doch ja nicht zu viel.

Es iſt hier der Fall zu wiederholen, was ich Oben geſagt, aber in einem anderen Sinn. Enger mit Ihnen verbunden, mein Herr, würde ich mich gewiß gebeſſert haben, und edlere Inſpirationen würden mir bei Ihrer heroiſchen und frommen Muſe zu Theil geworden ſein, — und nun ſind wir wieder einmal weit von einander weg! Ach, bei Gott! kehren Sie in Ihr Vaterland zurück, Sie können fern von ihm nicht glücklich leben. Tropfen franzöſiſchen Blutes, wohin wollen Sie austreten? Wie, — Sie könnten lange fern von Paris bleiben; weit weg von dieſem ſo warmen Herzen, deſſen raſche Pulſationen ſo Viel zu denken und zu fühlen geben? Nein, Sie kommen uns bald zurück (ich hoffe es), um von Neuem hier von Literatur und Ruhm zu leben, umgeben von zahlreichen Freunden; denn Sie müſſen deren viele haben, die, wie ich, über Ihre abermalige Abweſenheit klagen.

Ihrer Rückkehr harrend und ohne daß Sie ſo lange Antworten befürchten dürften, als dieſe iſt, bitte ich Sie, mir gütigſt Nachrichten von Ihnen zukommen zu laſſen. Die Tagblätter werden mir deren zwar bringen; aber Sie können wohl ermeſſen, welchen Werth ich auf Ihre Briefe lege. Wenn Sie mir ein Zeichen Ihres Angedenkens geben, dann kommt es mir vor, als hörte ich meinen Namen von der Nachwelt ausſprechen.

Empfangen Sie, mein Herr, die erneuerte Verſicherung meiner ganzen Ergebenheit und meiner ehrfurchtsvollen Freundſchaft.

Votre très-humble serviteur

Béranger.

b.

Benjamin Conſtant an Chateaubriand.

Hrn. v. Chateaubriand (unterm 31. Mai 1821) B. Conſtant, ſein Werk de la religion überſendend, ſchreibt ihm u. a. Folgendes: „Ew. Excellenz" (Chateaubriand war damals Miniſter) werden gewiß, wie mir ſcheint," eine der herrſchenden Ideen dieſes Werkes lieben, die nämlich, daß ohne das religiöſe Gefühl keine Freiheit möglich iſt, und daß dieſes Gefühl allein das menſchliche Geſchlecht aus dem Zuſtande der Erniedrigung herausziehen kann, in welchen das Zuſammentreffen ſo vieler Urſachen es ſtürzt. Sie haben das Verdienſt, zuerſt dieſe Sprache geredet zu haben, als alle höheren Ideen mit Ungunſt geſchlagen waren, und wenn das Publikum mir einige Aufmerkſamkeit ſchenkt, dann verdanke ich es den Rührungen, welche der „„Genius des Chriſtenthums"" (erſchien zuerſt 1802) hervorgerufen, und die ſich fortgeſetzt haben, weil die Macht des Talentes unauslöſchliche Spuren einprägt. Welches auch der poſitive Glaube des Menſchen ſei, Alle, deren Seele einige Tüchtigkeit (*valeur*) beſitzt, müſſen ſich vereinigen, um den Gefühlen, welche uns zum Himmel zurückrufen, den Sieg zu bereiten über ſolche, die uns niederbeugen zur Erde...."

10.

Die Frauen im Mittelalter,

von Michelet.

In der am zweiten Mai 1838 gehaltenen öffentlichen Sitzung der vereinten fünf Akademien zu Paris hat Herr Michelet, der uns schon durch mehrere historische Werke bekannt und werth geworden, einen Vortrag über die Frauen im Mittelalter gehalten, aus welchem wir Nachfolgendes unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben.

„Die Frauen des Mittelalters, bemerkte Hr. Michelet, waren der enthusiastischen Verehrung, waren der Art von Cultus nicht unwerth, welche die ritterliche Zeit ihnen gewidmet. In den wenig gekannten Jahrhunderten, welche vorangingen, in dem schweigsamen Dunkel der barbarischen und mönchischen Zeiten hatten sie sich allmählig zu jener hohen geistigen Vollkommenheit erhoben, welche mit einemmale die Welt in Staunen versetzte."

„Diese lange Erziehung der Frauen während mehreren Jahrhunderten kann in die wenigen Worte gefaßt werden: „Nachahmung der h. Jungfrau." Einige Zeilen des Evangelium's wurden ein unerschöpflicher Text, den man zu gleicher Zeit in den Legenden auszuschmücken, und im Leben zur Darstellung zu bringen sich bestrebte. Jedes Lebensalter, da es dieses göttliche Musterbild nur unvollständig nachahmen konnte, stellte zum wenigsten auf seine Weise dieses oder jenes Moment des Lebens der Jungfrau dar. Die Jungfrau, demuthsvoll und gelehrig unter der Zucht ihrer Mutter, oder wie sie ihren Sohn im Tempel aufsuchte und ihm zuhorchend in Mitten der Schriftgelehrten, dann wieder geehret von den Jüngern und triumphirend im Himmel, — diese drei Momente

ſind gerade die hiſtoriſchen Phaſen des Daſeins der Frauen im Verlaufe des Mittelalters. Dem letzten entſprechen das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert mit ihrer ritterlichen und myſtiſchen Begeiſterung, — jene Epoche, in welcher der große theologiſche Dichter — Dante — das Weib mit der ewigen Schönheit zu identifiziren ſcheint, wo die deutſchen Minneſänger ſie „auf einem Throne, ſehen, — zwölf Sterne zur Krone, „und des Menſchen Haupt zum Schemel ihrer Füße..."

Bei dieſer langen Erziehung der chriſtlichen Jungfrauen beſtand der erſte Unterricht in — der Arbeit. Sie ſpannen für den Altar... Dann, als man beſorgte, die Arbeit der Hände möge eitlen Gedanken Raum laſſen, ertheilte man ihnen eine edlere Aufgabe. Man hielt ſie für würdig, das Wort Gottes zu leſen und zu ſchreiben. Unter der Zucht des Origenes, des h. Cäſarius von Arles beſchäftigten die Kloſterfrauen ſich mit Abſchreiben der heiligen Bücher. Sie laſen die rührenden Geſchichten der Ruth und Eſther. Sie ſchauten im Neuen Teſtament das hohe Ideal der Jungfrau an, deren Nachahmung die Richtſchnur ihres Lebens ſein ſollte. Sie ſchrieben die Leben der Heiligen, und mit welcher Ehrfurcht, mit welcher frommen Sorgfalt! Dieſe Wunder gehörten derſelben Zeit an; die Aſche der Blutzeugen war noch nicht erkaltet!

„Sie ſtrebten nur nach Heiligkeit; ſie erhielten noch dazu das Wiſſen. Sie wurden ebenſo gelehrt (doctes) als fromm. Nachdem ſie gelernt hatten, lehrten ſie nun auch. Die Klöſter wurden Schulen. Eine ſchwierige Prüfung! Dieſe frommen Mädchen, welche geſchworen, von Mütterlichkeit Nichts zu erfahren, fanden hier deren Gefühle wieder. Schon allein der Anblick des Kindes erweckte die mütterlichen Triebe in aller ihrer Kraft. Aber wie ſollten ſie jene Kleinen zurückſtoßen, denen Chriſtus ſelbſt ſich zu nahen geheißen? Wie nicht den Neugeborenen aufheben, den man an der Pforte des Kloſters liegen fand?... Die frommen Jungfrauen breiteten die Arme nach ihm aus; ſie boten ihm Nahrung, Pflege, ſüße Worte; die mütterlichen Freuden drangen in die kalte Zelle. Die aus den Klöſtern gebannte Natur kehrte, ſiegend durch die Liebthätigkeit in ſie zurück...

„Die enthuſiaſtiſche Epoche des erſten Kreuzzuges begnügte ſich nicht damit, das Weib dem Manne gleich zu ſtellen; ſie erhob ſie noch über denſelben. Eine berühmte Abtey, im J. 1100 geſtiftet, vereinigte in den Wäldern von Fontevraut zwei Gemeinſchaften, eine von Männern, die andere von Frauen, und ſelbſt die Männer wurden der Aebtiſſin unter-

geben. Sie hatte das zeitliche und das geiſtliche Schwerdt. Sie ſtrafte und abſolvirte. Alle Güter des Ordens waren in ihren Händen; die Brüder wurden von ihr genährt...

„Fontevraut war nichts weniger als das Ritterthum im Kloſterleben. Die Epoche ſeiner Stiftung iſt dieſelbe, in welcher die Frauen in den Burgen und an den Minne-Gerichten zu herrſchen anfingen; es iſt ihre Aufkunft. Der Mann ſcheint abdiziren zu wollen; er findet ſein Glück darin, zu gehorchen, den unruhigen, damals ſchon müdgewordenen menſchlichen Willen in geliebte Hände niederzulegen...

„Obgleich aber das Chriſtenthum den doppelten Typus der Jungfrau und der Mutter aufgeſtellt, ſo neigte doch das Mittelalter ſich vorliebig zum erſteren hin; in ihm ſuchte es ſeine höchſte Vollkommenheit. Auf welcher Stufenreihe die Ritter und die Lehrer, die Dichter und die Myſtiker um Wette ihr erhabenes Frauenideal entwickelten, werde ich hier nicht darzulegen verſuchen. Vergönnt ſei mir nur, das Ziel anzudeuten, zu welchem dieſe Bahn hinführte, den höchſten Endzweck, welchen jene metaphyſiſche Poeſie angeſtrebt. Dieſes Ziel iſt bei Dante angegeben, der, von Beatrix vom Fegfeuer zum Paradieſe geleitet, von ihr von Kreis zu Kreis eingeführt, zuletzt ſie ſich verlieren und verſenken ſieht in den Schooß der ewigen Schöne.

„Drei ſehr kurze Stellen bezeichnen bewunderungswürdig dieſen Fortſchritt. Dante, voranſchreitend, iſt noch ſehr mit ſeiner liebenswürdigen Führerin beſchäftigt, daß er kaum nach der Höhe zu ſchauen vermag. „Sie brachte mich wieder zu mir ſelbſt, indem ſie mich mit einem ſüßen Lächeln erleuchtete und zu mir ſprach: kehre dich um und „horch! Glaube nicht, daß das Paradies nur in meinen Augen..."

Bei einem höheren Kreiſe angelangt, verklärt ſich Beatrix, der Zauber iſt mit Schauer gemiſcht. Sie lächelte nicht... „Wenn ich lachte, „ſprach ſie, würde dir geſchehen, wie Semele'n, die in Aſche zuſammen „fiel. Meine Schönheit bricht hervor in dem Maße, wie wir die Stu„fen emporſteigen zum ewigen Palaſte; aber ich mildere ſie um deinetwillen..." Endlich, nachdem er die letzten Kreiſe überſchritten, und die Einweihung vollbracht iſt, ſpricht ſie zu ihm: „Wohlan, es iſt jetzt „Zeit, öffne die Augen und ſchaue. Du haſt nun ſolche Dinge geſehen, „daß du ſtark genug geworden, mein Lächeln zu ertragen."

Dies iſt die wunderſame Höhe, zu welcher, auf den Flügeln der myſtiſchen und ritterlichen Poeſie das Weib im Mittelalter ſich erho-

ben. Hier aber entſchwindet ſie; Dante ſucht ſie mit ängſtlichen Blikken und kaum vermag das Paradies ihn zu tröſten. Vielleicht, ohne daß er es zu ſagen wagte, bedauert er ſie auf dieſe überſchwängliche Höhe getragen zu haben, wo die blendende Geſtalt, nichts Menſchliches mehr an ſich tragend, ſich in dem Licht verloren! . . . Was mich betrifft, — wie glorreich auch dieſe Apotheoſe ſei, ſo weiß ich doch nicht, ob das Weib nicht eben ſo göttlich war, als es noch Weib war, als, allerdings weniger erhaben, aber rührender, es die Harmonien der Poeſie und der Natur vereinigend, in ſeinen Armen hielt, was des Weibes wahrer Schmuck, Zauber, Liebreiz iſt — ein Kind!...."

11.

Fürſt Talleyrand über Graf Reinhard.

Aus der Gedächtnißrede, welche der 85jährige Fürſt Talleyrand am 3. d. M. in der Akademie des sciences morales et politiques zu Paris zu Ehren des verſtorbenen Grafen Reinhard gehalten, möge Folgendes hier eine Stelle finden. Der Fürſt bemerkt, daß er 37 Jahre alt war, als er den 30 Jahre alten Grafen kennen gelernt. Er verſichert: „der vorzüglichſte, ich ſage nicht: der einzige Anſpruch des Grafen auf Ruhm beſteht in einem vierzigjährigen Briefwechſel, von welchem ich den größten Theil erhalten, und der mir ſtets ſo angenehm, und oft ſo nützlich war in den miniſteriellen Funktionen, welche ich während drei — ſehr verſchiedenartigen Regierungen zu erfüllen hatte.“ — „Sein geſchriebenes Wort war überfließend (abondante), leicht, geiſtreich, pikant; auch gab es von allen diplomatiſchen Korreſpondenzen meiner Zeit keine, welcher der Kaiſer Napoleon nicht die des Grafen Reinhard vorgezogen hätte.“ — „Aber demſelben, der ſo vortrefflich ſchrieb, koſtete es Mühe, ſich in freier Rede mitzutheilen ... Aber dieſes Mißſtandes ungeachtet, gelang es Hrn. Reinhard immer, Alles, was ihm aufgetragen war, zu vollbringen und zwar in erwünſchter Weiſe. Wo denn fand er die Mittel des Gelingens? Wo ſchöpfte er ſeine Inſpirationen? Er nahm ſie aus einem wahren und tiefen Gefühl, welches alle ſeine Handlungen beherrſchte, aus dem Gefühle der Pflicht ... Das Leben des Hrn. Reinhard war einzig dem Berufe gewidmet, den er zu erfüllen hatte, ohne daß jemals bei ihm eine Spur perſönlicher Berechnung oder einer Prätention auf vorzeitige Beförderung ſich bemerklich gemacht hätte. Die Religion der Pflicht, welcher Hr. Reinhard ſein ganzes Leben hindurch treu geblieben, beſtand in genauer Befolgung der Weiſungen und Befehle ſeiner Vorgeſetzten; in einer ununterbrochenen Wachſamkeit, welche, verbunden mit viel Scharfblick, die höhere Behörde ſtets in Kenntniß von Allem, was zu wiſſen Noth that, erhielt; ſie beſtand in ſtrenger Wahrhaftigkeit in allen ſeinen Berichten, in undurchdringlicher Verſchwiegenheit und in einer Lebensordnung, welche zu Vertrauen und Achtung aufforderte.“ — Graf Reinhard ſtarb am 25. Dez. 1837.

12.

Lerminier über das Papſtthum.

Die Revue des deux mondes vom 1. April bietet einen geiſtreichen Artikel von Lerminier über Ranke's Päpſte. Es wird darin, nach einer großartigen Skizze der Geſchichte des Papſtthums, mit Bezug auf Voigt, Hurter und Fr. Raumer, auf den merkwürdigen Umſtand hingedeutet, daß „das proteſtantiſche Deutſchland die hauptſächlichſte der katholiſchen Inſtitutionen zum Gegenſtand der gründlichſten und unpartheilichſten Studien gemacht. Der deutſche Proteſtantismus," fährt Hr. Lerminier fort, „hat in Bezug auf das Papſtthum weder Furcht mehr, noch Haß, ſondern Billigkeit; er hat eher ſogar eine gewiſſe Neigung und künſtleriſche Begeiſterung dafür; er bewundert ihn, wie ein Raphaeliſches Gemälde, (warum nicht eher, wie Michel-Angelo's Sixtiniſche Tafel?) — das Papſtthum iſt für ihn eine erloſchene Größe, welche auf höchſte Gerechtigkeit Anſpruch zu machen hat. Man merkt wohl, die Geſchichtſchreiber Deutſchlands richten die Päpſte, wie die ägyptiſchen Prieſter die Könige richteten, — nach ihrem Tod." (77.)

Gerne würden wir, wenn der Raum es geſtattete, den ganzen Aufſatz hier übertragen; wir müſſen uns aber auf Mittheilung folgender Stellen beſchränken. „Wenn die Politik mit der Religion übereinſtimmt," bemerkt treffend Hr. Lerminier, „dann feiert man mit Begeiſterung dieſe Einhelligkeit und bedient ſich ihrer als einer mächtigen Waffe; ſind ſie ſich aber einander entgegengeſetzt, dann wird die Religion der Politik zum Opfer gebracht; dies die allgemeine Thatſache des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Sehen wir ſie ſchon im XIV. und XV. Jahrhundert aufdämmern, werden wir uns dann verwundern, wenn ſie ſpäterhin ſich mit Macht behauptet (s'affirme avec autorité)? — Als Bellarmin den

Prätenſionen Gregor's VII. und Innocenz III. einen etwas verſpäteten theoretiſchen Ausdruck gab, fügte er die Volksſouverainität zu der Allgewalt des Papſtes. Er behauptete, da Gott die zeitliche Gewalt Niemand in's beſondere verliehen, ſo eigne ſie dem Volke, welches ſie bald einem Einzelnen, bald Mehreren ertheile, und immer das Recht behalte, die politiſchen Formen zu verändern. Die katholiſche Lehre bemühte ſich zu zeigen, daß ſie keine Vorliebe für irgend eine beſondere Regierungsform hege, und ſich eben ſo gut für ariſtokratiſche, als demokratiſche, als monarchiſche Regierungen paſſe. Der Verknüpfung der beiden Souveränitäten, der prieſterſchaftlichen und der volklichen, antworteten die Proteſtanten mit der Lehre vom göttlichen Rechte der Fürſten und der Unabhängigkeiten der Nationalitäten. Später aber fand zwiſchen den beiden Parteien eine Art von Principientauſch Statt: im XVII. Jahrhundert herrſchten die monarchiſchen Tendenzen im Katholicismus vor, und die Proteſtanten neigten ſich offen zum Freiſtaat oder doch zu einer ariſtokratiſchen Freiheit, und, wie Hr. Ranke es treffend bemerkt, war auf der einen Seite die katholiſche Welt geeinet, klaſſiſch und monarchiſch, auf der anderen die proteſtantiſche Welt getheilt, romantiſch und republikaniſch. — So können alſo dieſe Mittel wechſeln; aber zwiſchen den beiden Theilen iſt der Preis des Kampfes immer die politiſche Gewalt." (88 f.)

Sehr ſchön bemerkt weiterhin Hr. Lerminier: „Wer könnte die Größe der katholiſchen Glaubenslehren in Abrede ſtellen? Sie haben während Jahrhunderten die Menſchen geleitet und geſtärkt; ſie haben ſie beherrſcht und ihnen zugleich zur Abſchreckung und zum Troſte gedient. Aber die Macht und die Schönheit der Dinge, die auf der Erde zur Erſcheinung kommen, impliziren weder deren unbedingte Wahrheit, noch deren Ewigkeit ... Die Religionen, höchſte Kraftanſtrengungen der Menſchheit, ſind nichts deſto weniger den menſchlichen Bedingungen unterworfen, und wenn gleich ſie den Himmel offenbaren, hängen ſie doch auch von der Erde ab." (92.)

Hr. Lerminier ſchließt mit nachſtehenden Betrachtungen: „Schwere Beſorgniſſe laſten auf Rom, und dieſe alte Weltherrin kann jetzt nachdenken, wenn ſie nicht mehr handelt. Zweimal war ſie der Mittelpunkt des Abendlandes. Es iſt ſehr zu bezweifeln, daß ihr dies Glück zum drittenmal werde. Und doch, in Mitten ſeiner Paläſte und Ruinen, zwiſchen dem Vatikan der Päpſte und dem Forum ſeiner Tribunen überraſcht man ſich, daß man noch Etwas erwartet. Zu Rom iſt die Gegenwart Nichts; die Herrſchaft der Vergangenheit iſt unermeßlich und die Unterſchiede der Zeiten ſind ausgelöſcht. Die Stadt der Gracchen und Kato's verſchmilzt mit der Stadt der Leone und Gregore; man verwundert ſich nicht, wenn

man an demſelben Tage St. Peter und den Tempel der Veſta beſucht. Die Macht Innocenz III. ſcheint nicht minder erloſchen als der Ruhm Cäſars. Es findet ſich dort für die alte Republik, wie für die Theokratie des Mittelalters, für den Polytheismus wie für den Katholicismus eine Gleichheit der Nichtigkeit (de néant), welche einen wunderſamen Gleichmuth (calme) in die Seele flößt und ſie zugleich aufregt, die Zukunft herbeizurufen. Ja in dieſer Todtenſtadt des Univerſums erwartet man das Leben, und wie von allen Punkten der Erde die Menſchen dahin wandern, um ſich Rührungen der Geſchichte, der Kunſt, der Religion von ihr zu begehren, ſo möchte man ſie für Geſandte, für Vertreter aller Völker halten, welche Rom, die ewige Stadt, für einen glorreichen Tag bewahren, an dem, ohne zum drittenmal die Königin der Welt zu ſein, ſie noch der Menſchheit zum Muſeum, zum Tempel und zum Forum dienen werde." —

V.

Kulturgeschichtliches und Statistisches.

Kulturgeſchichtliches und Statiſtiſches.

1.

Die Franzoſen und die Engländer.

Michel Chevalier bemerkt in der erſten ſeiner „Lettres sur l'Amerique du Nord," daß man in London lebhaft wünſche, Frankreich möge eine Eiſenbahn anlegen, welche es möglich machen würde, in fünfzehn Stunden von einer Hauptſtadt zur anderen ſich zu begeben. Dies veranlaßt, an eine der größten Entdeckungen der neueren Zeiten, an die Auffindung des galvaniſchen Geſetzes zu erinnern, wonach es hinreicht, daß zwei Körper ſich berühren, um, wechſelſeitig auf einander rückwirkend, eine mehr oder minder thätige Volta'ſche Säule zu bilden. „Dieſe phyſiſche Thatſache," bemerkt er dann weiter, „hat ein augenſcheinliches Analogon in der geiſtigen Welt. Nähert man zwei Menſchen einander, die bis dahin entfernt von einander gelebt, dann wird, wenn dieſelben nur irgend eine bedeutende Eigenſchaft beſitzen, aus ihrer Begegnung gewiß auch ein Funke hervorſprühen. Sind, ſtatt zweier Menſchen, die beiden Pole eurer Säule zwei Völker, dann ſteigert ſich das Ergebniß in dem Verhältniß von einem Volke zu einem Menſchen. Sind die beiden Völker die Britten und die Franzoſen, dann gewinnt dieſe Art von Volta'ſcher Erſcheinung eine wunderbare Intenſität. Es gilt dann vielleicht nichts Geringeres, als die Rettung einer alten Civiliſation, oder die Erzeugung einer neuen!"

„Es iſt leicht wahrzunehmen, daß die herrſchenden Eigenſchaften und Fehler jener beiden Völker in gleichlaufenden Reihen geſtellt werden können, deren entſprechende Momente ſich wechſelſeitig ergänzen würden.

„England glänzt durch sein Genie für Geschäfte und durch die Tugenden, die dasselbe begleiten: die Kaltblütigkeit, die Sparsamkeit, Genauigkeit, Methode und Beharrlichkeit. Das Frankreich zugefallene Loos ist weit mehr das Genie des Geschmacks und der Künste, nebst dem Eifer der Hingabe, der zum wenigsten mit Zeit und Worten verschwenderischen Leichtigkeit, der Beweglichkeit der Launen und der Ungeregeltheit der Gewöhnungen, welche die Künstler auszeichnen. Auf der einen Seite also: der Verstand mit seinem sicheren Gange und seiner Trockenheit und der gesunde Sinn mit seinem: Auf ebener Erde Bleiben; auf der anderen: die Einbildungskraft mit ihrer glänzenden Verwegenheit, aber auch mit ihrer Unkenntniß des Praktischen und der Thatsachen, ihren Verirrungen und Fehltritten. Dort eine bewunderungswürdige Thatkraft, um gegen die Natur zu kämpfen und den Erdball in materieller Hinsicht umzugestalten; hier eine geistige Rührigkeit ohne Gleichen, und die Gabe, mit seinen Gedanken das Herz des menschlichen Geschlechts zu befeuern. In England industrielle Schätze und Goldhaufen, in Frankreich Ideen-Schätze, Brunnen der Wissenschaft, Ströme der Begeisterung. Auf dem stolzen Albion geregelte, aber düstere Sitten und eine bis zur Ungeselligkeit getriebene Zurückhaltung; in unserem schönen Frankreich, bis zur Ausgelassenheit leichte Sitten, die oft lustige Fröhlichkeit der alten Gallier, und ein expensives Sichgehenlassen (sans-façon), welches bis an Untereinandermischung streift.*) Auf beiden Seiten eine ungeheure Dosis Stolz. Bei unsern Nachbarn der berechnende und ehrsüchtige Stolz, Stolz des Staatsmannes und des Kaufmanns, der sich nur an Macht und Reichthum weidet, der für das Vaterland Eroberungen, unermeßliche Colonien, alle Gibraltar's und alle Sankt-Helena's will, Adlernester, von denen aus man alle Ufer und alle Meere beherrscht; für sich selbst Opulenz, einen aristokratischen Park, einen Sitz in der Lordskammer und ein Grabmal in Westminster. Bei uns — der eitle, aber immaterielle (?) Stolz, welcher idealische Genüsse schlürft, Durst nach Beifallsbezeigungen für sich und nach Ruhm für das Vaterland; für sich Durst nach spanischen Schlössern, einem Ordensband, einer Epaulette und einer Strophe von Béranger zur Grabrede; Stolz eines Schauspielers, eines Paladins in geschlossener Bahn. Im Norden des Canals ein Volk, welches die Religion mit Positivismus combinirt; im Süden desselben eine zugleich skeptische und enthusiastische Rasse. Dort ein tiefes Gefühl für Ordnung und Hierarchie, welches sich mit einem bis zum Hochmuth gesteigerten Gefühl der menschlichen Würde verbindet. Hier — ein für Gleichheit leidenschaftlich be-

*) Qui frise la promiscuité.

geiſtertes, erregbares, unruhiges, bewegſames Volk, welches deſſenungeachtet fügſam oft bis zur Schwachmüthigkeit, vertrauend bis zur Leichtgläubigkeit und leicht von ſchmeichleriſchen Betrügern zu magnetiſiren iſt, indem es ſich, wie ein Leichnam, mit Füßen treten läßt, ſo lange ſeine Lethargie dauert, und mitunter zur höfiſchen Nachgiebigkeit geneigt iſt. Bei den Engländern die Verehrung der Ueberlieferungen; bei den Franzoſen Vorliebe für Neuerungen. Bei den Einen Ehrfurcht vor dem Geſetz und Gehorſam gegen die Menſchen, unter der Bedingung, daß das Geſetz ſeine höchſte Regel iſt; bei den Andern — Idololatrie der großen Männer und Unterwürfigkeit unter die Geſetze, wenn nur das Schwerdt des Cäſar's ihnen zur Schutzwache dient. Auf der einen Seite das meerbeherrſchende Volk, auf der anderen der Schiedsrichter des Continents, die ganze Welt in Bewegung ſetzend, wenn es ihm beliebt, das eine mittelſt ſeines goldnen Hebels, das andere blos allein durch den Klang ſeiner Stimme.

„Fürwahr, aus der wechſelſeitigen Ineinanderſtrömung zweier ſo beſchaffener und in dieſer Weiſe in der Welt geſtellter Völker würden große Wirkungen ſowohl für die allgemeine Sache der Civiliſation, wie für ihre eigene Verbeſſerung hervorgehen!“ —

2.

Paris zur Römerzeit.

Das „Journal de l'Institut historique“ liefert u. a. intereſſanten Aufſätzen eine Reihe von Artikeln, in denen Hr. Alex. Lenoir die pariſiſchen Alterthümer verhandelt. Wir erſehen hieraus, daß Paris, welches bei Cäſar und Strabo noch Leutetia, bei Ptolemäus Leucatacia und Lutecia heißt, und nur ein Burgflecken (oppidum) war, ſich damals auf die Inſel beſchränkte, wo der Tempel des Jupiter ſtand, den Childebert demnächſt durch Notre-Dame erſetzte. Nahe bei dieſem Tempel befand ſich der des Merkur, an deſſen Stelle ſpäter der heilige Landry trat. Auch ein Tempel des Teutatès befand ſich daſelbſt. An die Stelle des Amphitheaters kam im Mittelalter Sankt-Viktor zu ſtehen; — das Forum wurde von den Merovingern durch das Schloß Vauvert (vallon vert) verdrängt, ſpäter ein gefürchteter Aufenthalt von Geſpenſtern, von Ludwig d. Heil. (1257) den Jüngern des h. Bruno einge-

räumt. Nach Süden ſtand auf einer großen Wieſe ein Tempel der Iſis, an deſſen Stelle Childebert I. die Kirche Saint-Germain erbaute. Gegen Norden auf einem Berge war dem Gotte Héſus oder Mars ein Tempel geweiht, von dem der Berg erſt Marsberg, dann, ſeit der Märtyrung des h. Dionyſius und ſeiner Gefährten, Mons martyrum, abgekürzt Mont-Martre genannt. Das Elyſäum, oder der Begräbnißplatz der alten Lutetia, lag zwiſchen dem Michaelsplatz und der Rue d'Enfer, und dehnte ſich bis zur jetzigen Kirche Saint-Marcel, wo damals ein Ceres-tempel ſtand.

3.

Das Ausgabenbuch Ludwig's XI.

In den „Archives curieuses," welche Cimber und Danjou zu Paris herausgegeben, finden ſich Auszüge aus dem Ausgabenbuch Ludwig's XI., welche für dieſen König und ſeine Zeit ſehr charakteriſtiſch ſind. Hier ſtehen bunt durcheinander Ausgaben für „Roſeneſſig, Gewürze, und wohlriechende Spezereien;" — „für Ausſchmückung eines Buches mit Gold und Ultramarin;" „für Ketten von gehärtetem Eiſen, mit doppeltem Schloß, mit einer kleinen Schelle daran, und Halsbänder für Gefangene 380 L.," — „für ein eiſernes Gitter in das Gefängniß von Plessis-du parc 60 s. und für Feſſeln an die beiden Arme, die Beine, den Nacken und um den Leib eines Gefangenen 16 L.;" — „für zwei Dutzend Finken und einen Käfig in das Zimmer des Königs zu Plessis-du parc 100 S. tournois;" — „dem J. Louis zwei Goldkronen dafür, daß er eine ganze Nacht das Kohlenfeuer (zu einer alchymiſtiſchen Arbeit) in des Königs Zimmer unterhalten;" — „dem J. François, Bildmacher, und J. Bourdichon, Maler und Anſtreicher 109 L. 1 s. 8 d.; und demſelben François 18 Goldkronen, für ein Holzbild meines Herrn des h. Martin zu Pferd und des Bettlers;" — „für die Kapelle zu Plessis-du parc, und demſelben Bourdichon 20 Goldkronen für Bekleidung und Anmalen des h. Martin und des Bettlers mit feinem geſchlagenen Gold, Ultramarin und anderen reichen Farben;" — „dem Coppin Sauvaige, Sattler des Königs, 38 L. 19 s. 7 d. für mehre Dutzend Halsbänder von Hunden ꝛc.;" — „einem Tamburinſpieler 13 s. 9 d. dafür, daß er um das

Feuer am St. Johannis-Abend herumtanze;" — „dem Stephan Beau, Wachshändler von Tours, 89 L. tourn. für 3 große Kerzen, jede von 250 Pfd. Wachs, wovon eine vor dem h. Martin zu Tours, die beiden anderen zu Puy Notre-Dame zu Autun aufgesteckt werden sollen zum Seelenheil des Herrn von Chaumont" ꝛc.

4.

Die Ligue.

Die Bände X bis XIII der Archives curieuses de l'Histoire de France liefern eine Reihe interessanter Urkunden zur Geschichte der Ligue vom J. 1580 bis 1598. — Hr. T(issot?) bemerkt hierüber folgendes in der Revue des deux mondes „dem Voltairi„schen Liberalismus zufolge soll die Ligue nur eine, von den Lothringi„schen oder Spanischen Fürsten bezahlte Orgie des Fanatismus gewesen „sein. Der neue katholische Liberalismus dagegen behauptet, sie habe „für die Emancipation des Volkes gekämpft und die französische Nationa„lität befestigt. Wie dem auch sei, so kann man doch nach den von der „heiligen Union ausgegangenen Aktenstücken jedenfalls behaupten, „daß sie nicht das Bewußtsein ihres politischen Werkes gehabt. Ebenso „gibt in dem Gegenlager Nichts das Interesse zu erkennen, welches, wie „man vorgibt, die ersterbende Feudalität mit der Sache der Ketzerei ver„band. Auch räth die Klugheit, die an das Publikum gerichteten Prokla„mationen, die Reden, die von den auf dem Schauplatz figurirenden Per„sonen ausgegangen, nicht wörtlich zu nehmen. Man lese die Erklä„rungen des Königs von Navarra, über die gerechten Veran„lassungen, die ihn bewogen, die Waffen für die Vertheidigung und zur „Beschützung der reformirten Kirchen Frankreichs zu ergreifen und man „wird von dem frommen Eifer, von der Uneigennützigkeit Heinrich's erbaut „werden. Zieht er das Schwerdt, so thut er es wider Willen, und nur „für die Sache des heiligen Namens Gottes, für die Freiheit der Gewis„sen, für die Herstellung einer guten und rechtschaffenen Justiz."

„Man befrage dagegen d'Aubigné, den indiskreten Vertrauten, „der sich rühmt, zu Füßen des königlichen Bettes geschrieben zu ha„ben, so wird er naiv erzählen, wie die Gemahlin des Béarner's, seines

„Herrn, ohne anderen Zweck, als um ſeinem Bruder Heinrich III., den ſie „verabſcheute, Verlegenheiten zu bereiten, alle Weiber in Bewegung ge„ſetzt, die in mehr oder minder geſetzmäßiger Verbindung mit den pro„teſtantiſchen großen Herren ſtanden, und namentlich zwei Kebsweiber des „Königs — ihres Gemahles; — daß ſie ſelbſt ſich bei dem Herrn von „Turenne verwendet, um zu einer neuen Waffenergreifung zu veranlaſſen, „ſo daß ein Bruch, den man am franzöſiſchen Hofe ſpaßhaft la guerre „des amoureux nannte, zum öffentlichen Vorwort das ernſte und „religiöſe Manifeſt hätte, welches die Archives curieuses jetzt wie„der an's Licht gebracht. Trifft man demnächſt auf die Bannbulle, welche „Sixtus V. gegen die Prinzen von Bourbon, die Häupter der Reformir„ten, geſchleudert, dann erinnert man ſich zugleich daran, daß derſelbe Papſt „Heinrich dem Dritten den Mord der Guiſen gerathen, welche die Häupter „der Ligue und die Schutzherren des Katholicismus in Frankreich waren. „— Man muß daher die Hrn. Cimber und Danjou, die Heraus„geber jenes Archiv's, loben, daß ſie ſich enthalten haben, blos auf den „Grund der Urkunden jener Epoche die Löſung der großen Probleme philo„ſophiſcher Geſchichte, welche ſie darbieten, zu löſen.“ —

5.

Reſtauration Heinrich's IV.

Herr Frederic Dollé hat eine Histoire des six Restaurations françaises geſchrieben, um zu erweiſen, daß jedesmal, wenn die franz. Nation ihren legitimen Herrſcher vertrieben — oder entthronen laſſen, ſie nach kürzerer oder längerer Friſt zur Legitimität zurückgekehrt ſei, woraus dann ein geneigter Leſer entnehmen ſoll, daß eine ſiebente Reſtauration (Heinrichs V.) ſich von ſelbſt verſtehe! — Das miniſterielle Journal de Paris glaubte gegen dieſe Geſchichte proteſtiren zu müſſen. Aus der Replik des Herrn Dollé ſcheint uns folgende Stelle der Uebertragung werth.

„Was Heinrich IV. betrifft, ſo behauptet das Journal de Paris, „er habe keiner Reſtauration bedurft, da ſein Heldenſchwerdt ſich Schritt „vor Schritt ſein Königreich wieder erobert habe.“ Wenn aber Heinrich IV. ſich ſein Königreich Schritt vor Schritt wieder erobern mußte, ſo be-

weis't dies doch, daß die Nation, vorübergehend durch die Aufrührer betrogen, faſt ganz ihm widerſtanden. Und wenn ich mich recht erinnre, ſo fand damals eine weitverbreitete Verſchwörung und eine vollſtändige Uſurpation Statt. Am 5. März 1590 wurde Heinrich auf immer vom franz. Throne durch eine Verſammlung ausgeſchloſſen, welche das Land zu repräſentiren behauptete. Am 7. Auguſt wurde ein neuer König aus der Familie Heinrichs an ſeine Stelle erwählt, und am 8. Juni 1591 wurde auf dem Stadthaus von Paris eine Proklamation verkündigt und durch ganz Frankreich verſendet, in welcher die damaligen Conſtituanten dem von ihnen erwählten König folgende Bedingungen ſtellten: „Soll „der neuerwählte König mit einem guten Rath verſehen werden, und fin„det man für gut, wie Solches denn ſehr nothwendig iſt, — Staatsgrund„geſetze zu machen, um den Uebeln, die wir fühlen, zu begegnen, ſo werden „wir ſie von dem neuerwählten König beſchwören laſſen; welche Geſetze „mit aller Macht aufrechtzuhalten und zu bewahren er ſchwören und wo„zu er ſich anheiſchig machen wird — ſowohl für ſich als für ſeine Nach„kommen — mit der Gegenverwahrung, daß im Falle einer Uebertretung „die Unterthanen ihres Treuſchwures enthunden ſein werden." —

Uebrigens hat Heinrich IV. die providenzielle Reſtauration, deren Gegenſtand er war, ſelbſt anerkannt, als er, in den Louvre eintretend, ſagte: „Iſt es denn wirklich wahr, daß ich zu Paris bin? Je mehr ich „darüber nachdenke, um ſo mehr nimmt es mich Wunder und ich finde, „daß Nichts vom Menſchen in Allem dieſem iſt. Es iſt eines der außer„ordentlichſten, ja es iſt eines der größten Werke Gottes!" —

6.

Die Denkwürdigkeiten des Marquis de Sourches

Herr Adhelm Bernier, Mitglied der Geſellſchaft für franzöſiſche Geſchichte, hat kürzlich zum erſtenmal herausgegeben die Mémoires de la cour de France sur la Fin du règne de Louis XIV., par le marquis de Sourches, grand-prévôt de France. Hr. Th. Barrière, der dieſelben in den Debats zur Anzeige bringt, ſcheint deren Aechtheit nicht zu bezweifeln. Er verſichert, ſie ſeien pikant, kühn, wunderlich, und verbreiteten ein neues Licht über die Sitten und

Gebräuche des Jahrhunderts Ludwig's XIV; auch zeigten sie, wo, in einer im Ganzen unterwürfigen und ehrfürchtenden Gesellschaft, die Herrschgewalt Widerstand, der Glaube Ungläubige und die Gesetze Rebellen begegnet. In jener so strengen Monarchie sei die Macht Oben, der Gehorsam Unten, — aber die Insubordination zwischen dem Thron und der Nation gewesen. Beweise dafür liefern Hr. v. Sourches auf jeder Seite. Colbert trifft schöne Anordnungen für die Mauth; aber an der Grenze tödten die Edelleute die Mauthner, um keine Gebühren zu bezahlen. Trifft die Strenge der Disciplin einen adligen Cadetten, dann revoltiren sich seine Cameraden, greifen zu den Waffen, tödten den Feldwebel der Wache und stürmen die Thüre des Gefängnisses. Ludwig XIV. hört, daß zu Versailles, vielleicht sogar am Hofe in der Fastenzeit Fleischspeisen genossen werden. Er läßt sofort den Schloßvogt (prévot du palais) vor sich erscheinen, um zu erfahren, wer sein Verbot zu übertreten wage? „Voilà, sire, lui repond m. de sourches, un bien fâcheux commandement qui va me mettre toute la cour sur les bras.“ —

7.

Gefährliche Literatur zur Zeit Ludwig's XIV.

— Plato hielt Homer's Gedichte für staatsgefährlich, Napoleon versicherte wiederholt, er fühle sich nicht stark genug, ein Volk zu regieren, welches die Schriften von Voltaire und Rousseau lese. So hat zu jeder Zeit die Literatur Besorgnisse erregt; wie jetzt gegen V. Hugo und Al. Dumas, gegen Balzac und Mad. Dudevant, so wurde unter Ludwig XIV. gegen Racine und Molière, gegen la Calprenède und Mademoiselle Scudery geeifert. Der berühmte Nicole in seinen Essais de morale nennt die „faiseurs de romans“ und die Theaterdichter „öffentliche Vergifter, nicht der Leiber, sondern der Seelen der Gläubigen.“ Dies bezog sich auf Racine, der damals gerade an seiner Andromache schrieb, nachdem er Port-royal verlassen. Ebenso eifert Bossuet in seinem Traité de la concupiscence (c. 18) gegen die heidnische Tendenz der christlichen Dichter und Schöngeister und namentlich gegen mehrere Satiren von Boileau. Und noch war die Sorge für das Seelenheil und die Angst vor der Hölle so mächtig, daß Racine schon

in seinem 38sten Jahre sich vom Theater bekehrte. Sein Sohn schreibt in den Memoiren über das Leben seines Vaters, dieser habe eingestanden, „die Verfasser der Theaterstücke seien öffentliche Vergifter." Racine wurde ein christlicher Ehemann und Familienvater, und schrieb später an seine Söhne, er bedaure zuweilen, „daß man ihn abgehalten, Karthäuser zu werden." Die Weltansicht — nicht blos der strengen Frommen, sondern selbst der gewöhnlichen Weltleute war damals noch keine andere, als die von Labruyère ausgesprochene: „es gibt zwei Welten, die eine, wo man nur kurz verweilt und die man verlassen muß, um nie dahin zurückzukehren; die andere, in die man bald eingehen muß, um niemals sie zu verlassen. Gunst, Freunde, Macht und hoher Ruf und große Güter dienen für die erste, — Verachtung aller dieser Dinge für die andere Welt."

8.

Charles - Geneviève - Louis - Auguste - André - Timothée d'Eon de Beaumont.

Mit zwei räthselhaften Personen machte man sich im vorigen und zum Theil noch im jetzigen Jahrhundert viel zu schaffen: mit dem Gefangenen in der eisernen Maske, und dem amphibologischen Chevalier d'Eon. Ueber den ersteren hat indeß Ch. Nodier kürzlich höchst befriedigende Aufklärung gegeben. Die Geschichte des Letzteren war noch in mancherlei Nebel gehüllt, obgleich nach der Bescheinigung, welche bei dem Tode des Ritters von den Aerzten ausgestellt worden, zum Wenigsten hinsichtlich des Geschlechtes kein Zweifel mehr obwalten konnte. Sie erklärten nämlich: the mascule organs were, in every respect, perfectly formed. Indeß sind nun auch die meisten sonstigen, über der krausen Lebensgeschichte des Ritters bisher noch schwebenden Räthselhaftigkeiten gelöst durch die von Hrn. Gaillardet in diesen Tagen bekannt gemachten Mémoires du Chevalier d'Eon, publiés pour la première fois sur les papiers fournis par sa famille, et d'après les matériaux authentiques deposés aux archives étrangères. Da dieser Ritter erst als lectrice intime der Kaiserin Elisabeth von Rußland, dann als sein eigener Bruder, sehr wichtige Verhandlungen zwi-

ſchen der Kaiſerin und ſeinem Herrn, Ludwig XV., vermittelt, ſpäter auch in den Friedensunterhandlungen mit England eine bedeutende Rolle geſpielt, zuletzt als Opfer der Hofkabalen in Ungnade gerathen, und im J. 1810, zweiundachtzigjährig, zu London im Elend geſtorben, ſo bieten ſeine Denkwürdigkeiten dem Geſchichtsforſcher ein mannigfaltiges Intereſſe dar, um ſo mehr, da der Herausgeber dieſelben aus bisher unbekannten urkundlichen Quellen bearbeitet hat.

9.

Die Revolution vor der Revolution.

Folgende Stelle in den Memoiren der Herzogin von Abrantes über die Reſtauration (I. 35 f.) ſcheint uns beſonderer Beachtung werth:

„Als Necker, beſeelt durch den Willen, Gutes zu thun, die allgemeine Aufregung mäßigen wollte, die ſein tugendhaftes Gewiſſen zu beunruhigen begann, faßte er den Gedanken, eine Ausgleichung zwiſchen den drei Ständen zu bewirken, und erlangte deshalb 1788 von Ludwig XVI. die Berufung der Notabeln. Die Lage des dritten Standes war ſchlecht in einer Verſammlung, wo die Adligen und die Privilegirten die Oberhand hatten. Da zeigte Monſieur (ſpäter L. XVIII.) ſich als ein Freund des Volkes. Sein Bureau war das einzige, welches ſich für die doppelte Repräſentation (des dritten Standes) ausſprach. Die fünf Anderen verwarfen ſie...

Es ertönte allgemeiner Jubel, als man dies Glaubensbekenntniß vernahm, wodurch eine eherne Mauer niedergeworfen wurde, die bisher die Claſſe der Plebejer von den Privilegirten getrennt hatte. Bald wurde die Freude verdoppelt, indem man eine noch ſichrere Bürgſchaft empfing; denn ſie ging von der Staatsgewalt ſelbſt aus; es war das Edikt des Conſeils über die doppelte Repräſentation des dritten Standes (v. 27. Dec. 1788), und ein wenig bekannter Umſtand iſt dabei, daß die Königin der außerordentlichen Sitzung beiwohnen wollte, um den Vorſchlägen des Hrn. Necker ihre Genehmigung zu geben...

Das Benehmen Monſieur's nach dieſem erſten Schritte hat bewieſen, daß er es nicht aufrichtig meinte, oder daß er handelte, ohne die

Wichtigkeit deſſen zu kennen, was er begonnen hatte; dies Letztere iſt jedoch nicht glaublich. Auf jeden Fall weiß man nicht, was man denken ſoll, wenn man ſieht, wie Monſieur nicht dem Adel und der hohen Geiſtlichkeit*) widerſtand, und die Rechte nicht ſchützte, welche die Krone dem dritten Stande gegeben hatte. Die Empörung, denn dies Wort kann man brauchen, die Empörung des Adels und der Geiſtlichkeit gegen den Willen des Königs verkündete alle Unglücksfälle Frankreichs; es war die Glocke, welche zu dem Unglücke der Bourbons ſchlug." —

10.

Frankreichs eilf Revolutionen.

Die Herzogin von Abrantes in ihren Denkwürdigkeiten über die Reſtauration (II. 139) meint: „in der Verwandlung der Macht in Oppoſition, und darin, daß die (bisherige) Oppoſition ſelbſt Regierung und „Macht wird, müſſe man eine Revolution ſehen," und ſo habe Frankreich „jetzt eilf Revolutionen gehabt; denn es zähle eilf verſchiedene Regierungen." Dieſe ſeien die Folgenden:

1) die conſtitutionelle Regierung, welche am 14. Juli 1789 die alte Monarchie ſtürzte und am 10. Auguſt 1792 endete.

2) Die girondiſtiſche Regierung der Majorität des Conventes, welche bis zum 31. Mai 1793 dauerte...

3) Die terroriſtiſche Regierung der Minorität des Conventes; ſie begann am 31. Mai und endete am 10. Therm. als der Berg an ihr ſelbſt verübte, was der Convent an den Girondiſten verübt hatte.

4) Die Regierung des Thermidors, von ſonderbarer, amphibienartiger Natur. Sie endete am 13. Vendemiaire.

5) Die Direktorialregierung. Sie fand ihren Tod am 18. Brum. 1799 in St. Cloud. Nun begann eine wirkliche neue Ordnung der Dinge, denn bisher hatten wir nur Bewegungen gehabt.

---

*) Am 5. Jan. 1789, als dieſe Nachricht nach Rennes kam, blieben die beiden privilegirten Stände verſammelt, um gegen den Willen des Königs zu proteſtiren. Man kennt das Blutbad, das eine Folge hiervon war, und am 26. Jan. ſtatt fand. —

6) Die Consularregierung, beendet am 5. Mai 1804 durch die Begründung des Kaiserthumes.

7) Die kaiserliche Regierung, die sich auf den Trümmern aller andern erhob, und so lange währte, bis ganz Europa sich zu ihrem Sturze verbündete. Sie fiel am 13. März 1814.

8) Die Regierung der Restauration, deren Vater der Zwang fremder Heere war, und deren Dauer sich auf ein Jahr der Unruhen und Besorgnisse beschränkte. Sie endete am 20. März 1815.

9) Die Regierung der 100 Tage. Sie hinterließ uns eine traurige, unglückliche Erbschaft.

10) Die Regierung der 2ten Restauration. Ich betrachte sie als eine neue Auflage, welche dem Lande aufgebürdet wurde. Sie fiel erst am 30. Juli 1830.

11) Die Regierung Ludwig Philipps. Die Revolution, die diese dahin brachte, wo sie sich befindet, ist vielleicht die fürchterlichste von Allen, weil sie dem Volke zeigte, was es wollen, wagen, und besonders was es ausführen kann." —

11.

Die Septembertage 1792.

Das schätzbare Geschichtswerk über die französische Revolution, welches die Herrn Buchez und Roux herausgeben (s. Nro. 4. d. J.), gibt auch über die fürchterlichen Septembertage einige Aufschlüsse.

Aus den bisher noch unbekannten, jedenfalls noch unbenutzten Aktenstücken, welche uns hier dargeboten werden, geht jetzt mit sehr großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß die scheuslichen Metzeleien jener Tage von dem Gemeindehaus (Commune) veranlaßt worden. „Als man diesen Entschluß gefaßt hatte, sagen die Hrn. B. und R., — schritt der Aufsichts-Ausschuß für die zweifelhaften Fälle zu neuen Verhören und verfügte einige Freilassungen. Die Verhaftungsbücher (registres d'écrous) zeigen, daß am 31. Aug. und 1. Sept. eine ziemlich große Zahl von Personen aus den Kerkern entlassen worden. Auch wurden die Gefängnißaufseher in diesen Tagen ermächtigt, den Gefangenen alle Freiheit zu lassen, sich selbst ihre Mahlzeit zu bestellen, und ihnen Nichts abzuschla-

gen, — wie man nach altem Brauch den zum Tod Verurtheilten Alles — nur nicht Gnade und Freiheit — gewährt." —

Auch die Berichte über die Metzeleien ſelbſt ſind aus authentiſchen Dokumenten geſchöpft. „In der Abtey (bekanntlich Name eines Gefängniſſes) inſtallirte ſich ein improviſirtes Geſchwornengericht unter des berüchtigten Maillard's Vorſitze." Sämmtliche dort vorfindliche Schweizer, Leibwächter des Königs, und Prieſter wurden in Maſſe und ohne Urtheil gemordet. „Alle übrigen Verhafteten wurden a tour de rôle gerufen und gerichtet... Das Verdammungsurtheil wurde von Maillard ausgeſprochen und durch die Worte bezeichnet: „à la Force." Bei dieſem Ausſpruche wurde der Verurtheilte den Nachrichtern überliefert, die deſſen im Hofe harrten — mit Piken und Säbeln bewaffnet... Noch iſt das damalige Kerkerbuch der Abtey vorhanden. Es iſt mit Weinflecken bedeckt; einige Flecken aber von dunkeler Farbe mögen wohl von Blutstropfen herrühren... Dieſem Buche zufolge wurden in Maſſe und ohne Urtheil gerichtet 38 Schweizer, 25 Gardes du roi und 27 Prieſter; — nach ſg. Urtheil — 32 Perſonen verſchiedenen Standes; in Allem 122; freigelaſſen wurden 45. —

Dem Kerkerbuch des Châtelet's zufolge wurden in dieſem zweiten Hauptgefängniß von 233 Verhafteten 189 — wie das Regiſter ſagt — „von dem Volke zu Tode gebracht," nur 44 erhielten die Freiheit. — Die Regiſter der übrigen Gefängniſſe ſind minder genau redigirt. Einige Berichterſtatter (wie Peltier) hatten die Zahl der Schlachtopfer dieſer Tage auf 8000, andere (wie Berville und Barrière) ſogar auf 12,000 angeſchlagen; nach den nunmehr vorliegenden Urkunden kann man jedoch mit einiger Zuverläſſigkeit dieſe Zahlen auf etwa 1100 reduziren. —

Von den letzten Augenblicken der Prinzeſſin v. Lamballe berichten die Hrn. B. und R. folgendes: „Frage: Wer ſind Sie? — Antw.: Marie Luiſe, Prinzeſſin von Savoyen. — Fr.: Ihre Eigenſchaft? — Antw.: Oberaufſeherin des Hauſes der Königin. — Fr.: Hatten Sie Kenntniß von den Complotten des Hofes am 10. Auguſt? — Antw.: Ich weiß nicht, ob am 10. Aug. Complotte ſtatt gefunden, aber ich weiß, daß ich keine Kunde davon habe. — Fr.: Schwören Sie Freiheit, Gleichheit, Haß dem König, der Königin und dem Königthum? — Antw.: Ich würde leicht die Beiden erſten ſchwören; aber den Haß kann ich nicht ſchwören, er findet ſich nicht in meinem Herzen." (Einer der Beiſtehenden, ganz leiſe: „So ſchwören Sie doch, oder Sie ſind des Todes.") Die Prinzeſſin antwortete nichts und that einen Schritt nach der Kerkerpforte zu. Der Präſident Hébert (Verfaſſer des Père Duchesne): „Man entlaſſe Madame (qu'on élargisse Madame)." — Sofort faßten

zwei Männer ſie unter die Arme, man öffnete die Pforte: — die Unglückliche wurde niedergeſchmettert und ermordet. —

12.

Zufällige Ironie des Moniteur's.

(Meminisse juvabit...)

Das letzte offizielle Aktenſtück, welches der Moniteur vom 28. Juli 1830 mittheilt, iſt ein Beſchluß des Conseil royal de l'instruction publique vom 27. Juli, — von Guernon-Ranville, dem Miniſter der geiſtlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten unterzeichnet, welcher die Studirenden von allen Schulen der Univerſität, — die dem Vernehmen nach an *Rassemblemens* qui peuvent compromettre le *bon ordre* et la *tranquillité publique*, Theil nehmen, an die Art. 18—20 der Ordonnanz vom 5. Juli 1820 und den Art. 36 der Ordz. vom 2. Februar 1828 erinnert, durch welche Strafen für ſolche Theilnahme an Ordnungsſtörungen feſtgeſetzt worden. —

Dann folgt eine lobende Anzeige der Antigone und des „Homme sans nom" von Ballanche, und wird in Bezug auf die in letzterer Schrift geſchilderte Epoche der Revolution von 89 bemerkt, glücklicherweiſe biete ſie keinen Vergleichungspunkt mit der gegenwärtigen politiſchen Lage dar: „car, en dépit d'un reste d'incrédules invétérés, le problême de l'organisation sociale est définitivement résolu en France par la charte, fille de la restauration."

Zum Schluß ein Gedicht: „Chant français à l'occasion de la prise d'Alger, — worin u. a. folgende Artigkeiten vorkommen:

— Lorsqu'on vit nos guerriers, en des jours de tempête,
Livrés aux glorieux excès
Des mille rêves de conquête
Dont l'orgueil marchait à leur tête,
La vertu de nos Rois manquait seule aux Français.
Aujourd'hui, des *Bourbons* cette *vertu sublime*,
Sagesse qui règle nos pas,
Dotant nos plus hauts faits d'un des-sein magnanime,
Pour le bonheur commun dirige nos soldats,

Et par un effort unanime
A ce céleste but, ils offrent leur trépas.
— — — — — — — —
Loüange, ô! louange éternelle
Au *régne qui brise les fers!*
Honneur à la *France nouvelle,*
Fièr modèle de l'univers.
— — — — — — — —
Siècle de vie et de lumière,
Salut à ton sublimé essor!
J'admire, en ta force première,
De vertus quel riche trésor!
Je vois resplendir, dans ta marche,
Ces *trois mots du Roi patriarche* —
Qui vota l'union, l'oubli!
A son renom tout dit, en France,
Gloire, amour et reconnaissance.
Son voeu touchant s'est accompli!..
— — — — — — — —

13.

Die franzöſiſche Preſſe von 1789 bis 1836.

Die Times geben folgende Ueberſichten über die Thätigkeit der franzöſiſchen Preſſe von 1789 an bis auf 1836; — ſie unterſcheiden 6 Epochen:

1) Die erſte Revolution: Im J. 1789 boten die Pariſer Journale und ſonſtige periodiſche Schriften 5,010,000 (die Gazette de France und nach ihr der Temps überſetzen dies mit 50,000!), die Journale der Departemente 272,500, und die ausländiſchen 2,556,500 Druckbogen; im Ganzen . . . . 7,839,000 Bogen.

2) Conſulat. Die Stempelgebühren, die 1789 einen Sou pr. Bogen betrugen, wurden durch Geſetz vom 1. Therm. J. IV. auf 4 Cent. herabgeſetzt. Es gab nun 1800—1801 an Journalen und ſonſtigen Druckwerken in Paris: 8,650,000 Bogen in den Depart. 450,000; im Ganzen . . . . . 9,100,000 —

3) Kaiserreich. 1812. Paris: 8,858,000 Bogen, Depart. 875,000, — zusammen..... 9,725,000 Bogen

4) Restaurat. 1815. Paris: 10,085,050 Bogen, Depart. 1,103,725; Summa ..... 11,188,775 —

Im J. 1827: Paris 13,827,300 Bogen, Depart. 2,462,375 B.; Summa ..... 16,289,675 —

5) Vermehrung der Stempelgebühren; von 1828—1830. Das Gesetz vom 15. März 1827 bestimmte die Gebühren auf 5. Cent. (1. Sou) pr. Bogen von 30 Decimet. höchstens.

Anfang 1830 füllten die Journale und sonstige period. Schriften im Ganzen 29,097,840 Bogen, die übrigen Werke 4,160,760, zusammen also ..... 33,258,600 —

6) Von 1831 bis 1834 unter der Herrschaft des Gesetzes vom 14. Oct. 1830 lieferte die Presse überhaupt im Durchschnitt jährlich ..... 42,331,405 —

Nämlich	Journale ꝛc.:	Andere Werke:
1831	37,483,725 B.	3,289,200 B.
1832	38,025,400 „	3,748,940 „
1833	39,338,475 „	4,597, 860 „
1834	36,885,040 „	5,958,080 „

14.

Erfindungspatente von 1791—1837.

Amtlichen Urkunden zufolge wurden in Frankreich vom 1. Juli 1791, der Epoche der Einführung, bis zum 1. Jan. 1837 im Ganzen genommen 7375 Erfindungs-, Vervollkommnungs- und Einführungspatente ertheilt, und zwar Erfindungspatente auf 5, 10 und 15 Jahren 5641. Von der Gesammtzahl kommen auf —

die constitutionelle Monarchie von 1791—1793 incl. für 3 Jahre . 67 Patente,

— Republik vom J. 1, 2 bis 14 für 14 Jahre ..... 301 —

	Patente
das Kaiserreich von 806—1813 für 8 Jahre	66 —
die Restauration von 1815—1830 für 16 Jahre	3383 —
— Julimonarchie von 1830—1836 für 7 Jahre	3018 —

In der vom Journal de Commerce gebotenen Uebersicht finden wir Erfindungspatente ertheilt: im Jahr 1793: 4, J. 4 der Rep. 8, J. 8 der Rep. 16, — J. 12 der Rep. 33, im J. 1806 (des Kaiserreiches) 66, im J. 1818: 121, — im J. 1825: 246, endlich die höchste Zahl im J. 1834 mit 428!

15.

Berufung der Soldaten zu öffentlichen Arbeiten.

Zu den bedeutendsten, wie erfreulichsten Fortschritten der Kultur gehört unstreitig, daß man in Frankreich angefangen hat, Militairs in Friedenszeiten zu größeren, öffentlichen Arbeiten zuzuziehen. Man bewilligt denen, die sich zur Arbeit melden, angemessenen Taglohn in Geld, und findet, daß schneller, besser und im Ganzen auch wohlfeiler gearbeitet wird. Schon sind in den Departements mehrere Straßen auf diese Weise gebaut worden, und gegenwärtig werden in Paris selbst, im Quartier Tivoli die vorbereitenden Arbeiten zu einer Eisenbahn von Soldaten vollführt. Zum Lobe der bürgerlichen Taglöhner ist hierbei zu erwähnen, daß sie durchaus kein Misvergnügen über diese Neuerung bezeigen, obgleich ihr Erwerb durch dieselbe geschmälert zu werden scheint. Wohl mögen sie ahnden, daß durch solche Verbürgerung des Kriegerstandes sich die Bewaffnung des Bürgerstandes ergänzt, und die allmählige Reduktion des drückenden Militair-Budgets vorbereitet.

16.

Zahlenlotterie.

(1836.)

Da endlich am 1. Jan. 1836 in Folge des Gesetzes von 1832 die Zahlenlotterie in Frankreich aufgehoben worden, so mag ihr noch mit wenigen Worten ein Denkstein gesetzt werden.

Zur Welt ist sie gekommen in den schlechtesten Zeiten des römischen Reiches, als die Eroberungssucht des alten Kriegervolkes, an ihr Ziel gekommen, sich zurückgewendet und in maassloser Herrsch- und Genußsucht auseinandergefahren, und die höchste Macht- und Ehren-Stelle nicht mehr Lohn dem allgemeinen Wesen geleisteter Dienste war. Von Augustus gezeugt, wurde sie von Nero gepflegt und von Heliogabalus groß gezogen. Unterdrückt durch die Sturmfluth der Barbaren und von der sittlichen Strenge der Kirche, stand sie im 15. Jahrhundert zu Venedig unter der Tyrannei der Dogen von den Todten wieder auf. In Frankreich wurde der erste Versuch zu ihrer Einführung unter Franz I. gemacht, der ebenso grausam gegen die Protestanten war, als nachsichtig gegen sich selbst und die Laster seiner Höflinge. Nach manchem Wechsel faßte sie erst unter Ludwig XV. festen Fuß, als das Verderbniß der Sitten den höchsten Grad erreicht. Sein schwacher Nachfolger ließ sie fortbestehen, und obgleich Montesquiou schon 1789 der Nationalversammlung die Lotterie als eine unsittliche Einrichtung darstellte, so war es doch erst der Convent, der sie zu Ende 1793 abschaffte. — Was aber nur auf dem Wege der äußeren Gewalt umgestürzt, steht auch, wenn diese gewichen, leicht wieder auf. Mit der politischen Reaktion kehrte nach wenigen Jahren auch die Lotterie wieder zurück. Von 1797 bis 1814 wurden im Durchschnitte 64, und von 1815 bis 1828, als das Kaiserthum wieder zum Königreich eingeschrumpft, doch noch 54 Millionen Frk. jährlich eingesetzt. Die Staatseinnahme davon betrug ungefähr 9 Millionen. Die Julirevolution, wie sie mit dem alten Régime auch den steten Anreiz zur Verstellung beseitigte, gab edleren Regungen freien Lauf, und so wurde auch die Aufhebung der Lotterie, — nicht in einem stürmenden Convent, sondern von ruhig berathenden Nationalrepräsentanten beschlossen. Vor ihrem Hinscheiden brachte sie der Staatskasse im ersten Jahre

noch über 10, im zweiten 5½, im letzten faſt 8 Millionen ein. — Schwer laſte die Erde auf der Hingeſchiedenen, die ſo viele Tauſende in Elend und Verzweiflung geſtürzt hat, daß ſie nimmer wieder von dem zweiten Tode auferſtehe! —

17.

Wohlthätigkeitsbureau's und Pfand-Aemter.

Im J. 1833 gab es in Frankreich 6,275 Wohlthätigkeits-bureau's. Die Einnahmen derſelben betrugen 10,315,746 Fr., ihre Ausgaben beliefen ſich auf 8,956,036 Fr. Die Zahl derjenigen, welche von ihnen Unterſtützungen empfingen, ſtieg im Laufe des J. 1835 auf 695,942.

Die Departemente, deren Armenhäuſer und Spitäler die bedeutendſten Einnahmen haben, ſind die der Seine mit 10,057,098 Fr. und die der Rhone mit 2,380,293 Fr. Durchſchnittlich kämen auf jedes Departement 595,605 Fr. ſolcher Einnahmen. Von den Einnahmen der Wohlthätigkeits-Bureau's kämen auf jedes Dep. 119,950 Fr. Die Bureau's des Nord-Dep. haben verhältnißmäßig die meiſten Bedürftigen unterſtützt, nämlich: 171,621 Individuen.

Bekannt iſt, daß Pfandhäuſer zuerſt in Italien und zwar zu mildthätigen Zwecken errichtet worden. Sie wurden durch Schenkungen erhalten und nahmen anfänglich keine Zinſen für das dargeliehene Geld. Um aber ihrer Wirkſamkeit mehr Ausdehnung zu geben, geſtattete Leo X. im Jahr 1521, daß Zinſen erhoben werden dürften.

In Frankreich wurde der erſte mont-de-piété zu Paris im Jahr 1777 errichtet und dem Lieutenant-général der Polizei untergeben. Ein Kapital von 10 Millionen Franken wurde dafür gebildet durch Aktien, die 6% eintrugen. Im Jahr 1789 aufgehoben, wurde das Pfandhaus 1787 wieder hergeſtellt durch Emittirung von 1000 Aktien, jede von 10,000 Franken, deren Beſitzer die Hälfte des Gewinns bezogen. Aber 1804 wurde geſetzlich verfügt, daß kein Pfandhaus errichtet werden ſollte als allein zum Vortheil der Armen und unter Obwaltung des Staates. Kein geringeres Anleihen kann jetzt gemacht werden, als von 3 Franken, im Jahr 1833 war aber der Durchſchnittsbetrag jedes Pfandes 17 Franken

93 c. und 178,913 Pfänder waren deponirt für dargeliehene 4,494,451 Franken. Durchgängig hat jetzt das Pariser Pfandhaus 600,000 bis 650,000 Pfänder in Verwahr für circa 11 Millionen Franken geliehenes Geld. Der reine jährliche Gewinn der Anstalt beläuft sich auf c. 155,000 Franken. —

18.

Journal des salles d'asyle.

Zu den schönsten Beweisen fortschreitender Humanität gehört unstreitig die, seit der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und namentlich seit Rousseau und Pestalozzi der Verpflegung und Erziehung der Kinder in immer zunehmendem Maße gewidmete Aufmerksamkeit. Der Geist des göttlichen Kinderfreundes ist wieder erwacht, und es ist uns, als hörten wir den zum andernmale von den Todten Auferstandenen wieder rufen: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" Wie der menschenfreundliche Zinzendorf seine Fürsorge schon den Kindern zuwandte, die noch unter dem Herzen der Mutter lagen, so nahm Rousseau sich der Säuglinge an, die fremden Ammen übergeben waren, und trug sie zurück auf der Mutter Schooß. Um dieselbe Zeit wurden in Holland an einigen Orten sg. Spielschulen für die kleinen Kinder errichtet; der edle Pfarrer Oberlin im Elsaß und später die wahrhaft fürstliche Pauline zu Lippe-Detmold (1802) gründeten ähnliche Anstalten, in denen die Kinder der Eltern, die dem Broderwerb nachgehen mußten, Pflege und Unterricht in den Anfangskenntnissen fanden. Der göttliche Liebesfunke zündete und so wurden demnächst, (seit 1824) in England, Deutschland, Frankreich, Belgien, der Schweiz, Ungarn, Dänemark und Italien eigentliche Kleinkinderschulen eingeführt.

In Sachsen-Weimar wurde sogar die allgemeine Einführung derselben von der Regierung angeordnet, als die musterhaftesten sind aber bis jetzt die Wiener Anstalten anzusehen.

In Frankreich fanden sie, unter dem Namen salles d'asyle, durch Vermittlung der Marquise de Pastoret schon um 1827 Eingang und 1830 gab es deren in Paris schon 10, die von 3000 Kindern besucht worden. Seitdem hat man sich immer mehr von der Nützlichkeit solcher

Bewahranſtalten überzeugt, und wir dürfen es als ein günſtiges Vorzeichen für das eben begonnene Jahr (1836) betrachten, daß in dieſen Tagen in franzöſiſchen Blättern eine Zeitſchrift hervorgetreten, die unter dem Titel: „L'ami de l'enfance, journal des salles d'asyle," unter der Leitung der Herrn Cochin (membre du Cons. gén, du dép. de la Seine) und Battelle (chef de bureau à l'administration gén. des hospices civ. de Paris) erſcheint. Der geringe jährliche Abonnementspreis von 6 Fr. wird hoffentlich deren reichliche Verbreitung erleichtern.

19.

Ueber Findelhäuſer.

Die Débats vom 7. Decbr. 1837 führen viele Gründe gegen das Inſtitut der Findelhäuſer an. Unter anderen wird bemerkt, Mainz habe von 1799 bis 1811 keine ſolche Anſtalt gehabt, und während dieſer Zeit ſeien überhaupt nur 30 Kinder, alſo 2 bis 3 jährlich, ausgeſetzt worden. Nachdem aber Napoleon 1812 ein Findelhaus errichten laſſen, ſeien bis 1815, alſo in 3 Jahren, 516 Kinder dort abgegeben worden. Im Jahr 1815 wurde die Anſtalt aufgehoben und im folgenden Jahre wurden nur 7 Kinder ausgeſetzt. — Hinſichtlich Frankreich's wird angeführt, daß die Zahl der Findlinge, die im J. 1784 in ganz Frankreich 40000 betrug, im J. 1809 auf 69000, im J. 1825 auf 119,876 geſtiegen. Dann auch, daß in den 20 Jahren von 1816 bis 1835 das Findelhaus zu Paris 103,189 Kinder aufgenommen, von denen aber in dieſer Zeit 60,764 (!) geſtorben, und daß hiernach jedes am Leben erhaltene Kind den Staat 1120 Franken koſte. Auch Hr. Duchâtel in ſeinem trefflichen Werk de la Charité etc. erklärt ſich gegen jene Anſtalten, indem er ſagt: „la taxe des pauvres crée des pauvres en Angleterre; les hospices de France multiplient les enfans abandonnés. —

20.

Ueber Nationalerziehung.

Aus einer Anzeige des Werkes von Dr. Cérise über die Salles d'Asyle, heben wir die nachfolgenden Bemerkungen hervor. Das Konventsmitglied Michel Lepelletier iſt, unſeres Wiſſens, der erſte, der in Frankreich daran gedacht, die öffentliche Erziehung auf ihre wahrhaften Grundlagen zu ſtützen. Wenn alle Bürger, meinte er, der Societät die Mitwirkung aller ihrer Vermögen ſchuldig ſind, dann hat die Geſellſchaft ihrerſeits auch die Pflicht gegen alle Bürger, über ihrer Wiege zu wachen und die Entwicklung ihrer natürlichen und ſittlichen Kräfte zu ſichern. Dieſemnach hatte er ſich einen National-Erziehungs-Plan entworfen, gemäß deſſen alle Kinder vom fünften bis zum zwölften Jahre gemeinſchaftlich erzogen werden ſollten; aber der Konvent ging nicht darauf ein. Auch war Lepelletier's Plan unvollſtändig; denn auf die Kinder unter 5 Jahren, für welche die Eltern nicht ſorgen konnten, war kein Bedacht genommen.

Erſt gegen 1826 kamen in Frankreich Einige auf den glücklichen Gedanken, dieſem letzteren Mangel abzuhelfen, indem ſie Bewahranſtalten nach dem Muſter der Engliſchen errichteten ...

Als Lord Brougham ſich zum Verbreiter von Owen's Lehren machte, bemerkte er beſonders, wie nothwendig es für die Reichen ſei, ſich mit dem Schickſale der Armen zu beſchäftigen, um hiermit den Augenblick zu entfernen, in welchem ſie ſich ſelbſt damit beſchäftigen würden. Auf ähnliche Weiſe äußerte ſich Lambruſchini, der eifrigſte Förderer der Kleinkinderſchulen in der Lombardei. In Frankreich haben ebenwohl die Bewahranſtalten beſonders ſeit 1830 ſich zu vermehren angefangen, da man ſeitdem eingeſehen, daß man auch dem ſg. Volk ſeinen Antheil zukommen laſſen müſſe. Jetzt kann man jene Anſtalten ſchon als ein National-Inſtitut, oder doch als einen Keim deſſelben anſehen.

21.

Die Gesellschaft für den Elementarunterricht in Frankreich.

Diese Gesellsch. hat während der Restauration den wechselseitigen Unterricht eingeführt, da er das wohlfeilste Mittel bot, in schneller Zeit der noch so weit verbreiteten Unwissenheit zu begegnen. Da aber diese Lehrweise die Entwicklung der Selbstständigkeit fördert, so arbeiteten Frayssinous und Corbière, die Vertreter der alten kirchlichen und dynastischen Autoritäten, jener Gesellschaft eifrig entgegen.

Als in der Folge die Julirevolution die Gefahr systematischer Verdummung und Verknechtung für Frankreich beseitigt zu haben schien, vielmehr die neue Regierung sich des Unterrichtswesens mit besonderem Eifer annahm, schien auch die Gesellschaft f. d. Elem. Unt. ihre frühere Bedeutung verlieren zu müssen. Indessen hat die doktrinaire Verwaltung sich allmählig wieder enge dem alten Klerus angeschlossen, und hierdurch auch der Gesellschaft theilweis ihre Bedeutung zurückgegeben.

Nun hat Cousin, nach Bereisung der holländischen Schulen, in der Akademie der polit. und moral. Wissensch. erklärt, die Methode des wechselsl. Unterrichts sei sowohl in Holland als in Deutschland allgemein verachtet, und es dünke ihm, daß nur noch ein falscher Liberalismus sie in Frankreich anpreisen könne. Sofort versammelte sich jene Gesellschaft unter Dupin's Vorsitz, wo zunächst das Schreiben des Deputirten Jouvencel verlesen wurde, in welchem derselbe die Behauptungen Cousin's ausführlich zu widerlegen suchte. Der Präsident charakterisirte hierauf die Reaktion, die sich jetzt von allen Seiten hervorthue, und forderte die Gesellschaft auf, alle ihre Kräfte zu sammeln, um derselben in Betreff des Unterrichtes Widerstand zu leisten. —

*

(Nachträglich.)

Dem Berichte zufolge, der am 31. Mai 1835 der Gesellschaft für den Elementarunterricht in Frankreich von Herrn Boulay de

la Meurthe erstattet worden, war das Verhältniß der Schüler zu der Einwohnerzahl

im Jahre 1820 wie 1 zu 27,
„ „ 1829 „ 1 „ 23⅔,
„ „ 1832 „ 1 „ 16¾,
„ „ 1834 „ 1 „ 14½.

Doch besteht noch die Masse, die alles Unterrichtes ermangelt, nach Abzug der Kinder unter 2 Jahren, aus 63 von 100, also fast ⅔ der Bevölkerung. Boulay de la Meurthe schätzt auf 169,000 die Zahl der erforderlichen Anstalten, um den ersten Unterricht Allen zukommen zu lassen. Die bestehenden belaufen sich aber erst auf 34,000.

Die segenreiche Anstalt der sogenannten „Asyle" ist in Frankreich erst im Entstehen. Der öffentlichen Elementarschulen sind 30,341, der Privat-Anstalten 14,730 an der Zahl.

Indessen setzt der Klerus seinen bald stillen, bald offenen Krieg gegen die Schulen des wechselseitigen Unterrichtes fort; auch die Universität (so wird in Frankreich die oberste Verwaltungsbehörde des Studienwesens genannt) scheint denselben nicht zu begünstigen.

*

Den Débats (Oct. 1837) zu folge hat die Zahl der Schüler in den Jahren 1833 bis 1836 in folgender Weise zugenommen:

	1833	1834	1835	
die Juristische Fakultät hatte	4,467	4897	5137	Schüler
„ Medizinische „ „ „	2,013	2,446	2672	—
Die Secundairschulen hatten	59,275	59,926	66,904	—

die Zahl der Knaben, welche im Jahr 1829 die Primair-Schulen besuchten, betrug nur 969,340; im Jahr 1832 war sie auf 1,200,715 und 1834 auf 1,697,391 gestiegen. —

22.

Die Geſellſchaft für das Patronat der jungen Entlaſſenen aus der Penitentiar-Anſtalt zu Paris.

Schon hat ſelbſt die Berliner evangeliſche Kirchenzeitung das erfreuliche Geſtändniß abgelegt, daß in London — neben einer großen Maſſe von Verderben auch eine Menge chriſtlicher Anſtalten, ein Zuſammenwirken von Chriſten aller Parteien zu guten Zwecken dort hervortrete, wie bis jetzt noch ſelten in der Geſchichte. Wir glauben, daß wenn Alles zuſammengeſtellt würde, was gegenwärtig in Paris, das man in mehreren Hinſichten die Hauptſtadt des Continents nennen dürfte, — was in dieſer von Vielen verſchrieenen Stadt, von Vereinen und von Einzelnen zur Förderung der Sittlichkeit, der Bildung und des Wohlſtandes, wie zur Verhinderung, Entfernung oder Linderung jedes Uebels und Unglücks geſchieht, — auch über dieſes andere angebliche Babel die Meinung mancher Journaliſten bedeutend verändern würde. Sehr wünſchenswerth wäre deßhalb, daß der *Almanac philanthropique* (ou tableau des sociétés et institutions de bienfaisance, d'éducation et d'utilité publique de la ville de Paris), den Herr Caſſin im Jahr 1827 herausgegeben, fortgeſetzt würde. Dieſes nach dem Muſter des *London Charity-Almanach* bearbeitete Jahrbuch berichtete damals über 164 in Paris beſtehende wohlthätige Vereine, an denen mehr als 17,000 Einwohner Theil nahmen.

Bis nun jene gewünſchte Fortſetzung erſcheint, müſſen wir uns, wie bisher, darauf beſchränken, von den einzelnen bedeutenderen dahin gehörigen Thatſachen, ſo wie ſie uns zur Kenntniß kommen, im Einzelnen, — je nach deren Erheblichkeit, — mehr oder minder ausführlichen Bericht zu erſtatten.

Zu den erfreulichſten ſolcher Thatſachen dürfen wir den gedeihlichen Fortgang rechnen, den die im Auguſt 1833 zu Paris gegründete Société pour le patronage des jeunes libérés du département de la Seine bis jetzt gewonnen. Der uns von verehrter Hand zugekommene Bericht, der in der allgemeinen Verſammlung dieſer Geſellſchaft am 12 Juni 1836 über die bisherige Wirkſamkeit derſelben erſtattet worden, ſetzt uns in den Stand, unſern Leſern genaue Angaben über dieſelbe mitzutheilen. —

„Es war im Jahr 1830," heißt es in dem erwähnten Berichte, „wo die Administration, betroffen von der Demoralisation, welcher die jungen Angeklagten oder Verurtheilten in den verschiedenen Pariser Gefängnissen ausgesetzt waren, — auf den Gedanken kam, sie in einem besonderen Hause zu vereinigen, um sie einer regenerirenden Disziplin zu unterwerfen. Jüngst wurden sie deßhalb nach St. Pelagie, später in das Gefängniß des Madelonettes gebracht, welches von nun an den Charakter einer Penitentiar-Anstalt erhielt." — Die guten Wirkungen dieser Veranstaltung machten sich bald bemerklich. Zunächst wurde für die Beschäftigung der Gefangenen gesorgt, im Jahr 1832 aber auch eine Elementarschule für dieselben errichtet, in welcher jeder täglich $1\frac{1}{2}$ Stunden Unterricht erhielt. Dieser Fürsorge haben sich alle, vom 8. bis zum 16. Jahre, entweder den Gerichten verfallenen, sowie alle die verlassenen Kinder, welche die Verwaltungsbehörde um ein Asyl bitten, sich zu erfreuen. Am 1. Januar 1835 befanden sich in dieser Anstalt 385 junge Leute; im Laufe desselben Jahres kamen noch 443 hinzu. Entlassen wurden in demselben Jahre 464, es blieben mithin am 1. Januar 1836 deren noch 364. Hierzu kamen in den 5 ersten Monaten dieses Jahres noch 164, entlassen wurden 138; so daß am 31. Mai dieses Jahres sich noch 390 in der Anstalt befanden.

Indessen war edlen Menschenfreunden nicht unbemerkt geblieben, daß die Fürsorge des Penitentiarhauses nicht ausreiche, um die höchsten Endzwecke desselben zu erreichen. Sie traten daher zusammen und bildeten die oben genannte Gesellschaft, deren Statuten am 15. Novbr. 1833 von der Regierung genehmigt wurden. Als Zweck derselben spricht der erste Artikel dieser Statuten aus: „Die jungen aus dem (Pariser) Penitentiarhaus Entlassenen vor den Gefahren des Rückfalls zu bewahren und sie der Gewöhnung an ein sittliches und arbeitsames Leben zurückzugeben." Zu diesem Zwecke bemüht sich die Gesellschaft, die jungen Leute in die Lehre (en apprentissage) zu geben; sie setzt sie unter das Patronat der Mitglieder der Gesellschaft, und theilt Preise und aufmunternde Belohnungen aus" (A. 2. 23.) Diese Gesellschaft besteht aus Patronen, Unterzeichnern und Donataren. Der Würde des Patronats wird jeder Großjährige — (männl. oder weibl. Geschlechts) — theilhaft, der darum einkömmt, für einen jährlichen Beitrag von mindestens 25 Franken auf drei Jahre unterschreibt und sich anheischig macht, für diese Zeit „die mit dem Patronat verknüpften Pflichten so gut zu erfüllen, wie ein gesetzlicher Vormund es in Beziehung auf seinen Mündel zu thun verpflichtet ist." Unterzeichner wird Jeder durch jeden beliebigen Beitrag. In die Klasse der

Donatare endlich kann Jeder aufgenommen werden, der während drei Jahren jährlich mindeſtens 100 Fr. beizutragen verſpricht. Das Bureau der Geſellſchaft wird vor den verſammelten Patronen und Donataren, der Verwaltungsrath von denſelben aber auf den Grund einer vom Bureau vorgeſchlagenen dreifachen Liſte gewählt u. ſ. w. Unter denen, welche die Statuten unterzeichnet haben, bemerken wir die gefeierten Namen eines de Gérando (der Vater), Ch. Lucas, Alex. Delaborde, Bérenger (Deput.) und Taillardier.

Alle drei Monate verſammeln ſich die Patrone, um den Bericht anzuhören über jeden der ihrer Fürſorge anvertrauten jungen Leute. Der Lebenslauf und die Aufführung eines jeden der Letzteren wird in einem beſonderen Buche verzeichnet.

Seit der Stiftung der Geſellſchaft hat dieſelbe 269 junge Entlaſſene in Aufſicht genommen. Von dieſen waren 138 wegen Landſtreicherei (vagabondage), 114 wegen Diebſtahl, 17 wegen Bettelei verhaftet worden. Aber 114 der Verhafteten waren durch ſchlechte Aufführung oder Elend ihrer Eltern oder durch Mißhandlungen von Seiten der Letzteren in's Unglück gerathen; 51 hatten frühe ihre Eltern verloren; 32 ſind natürliche Kinder, von 25 anderen endlich lebten die Eltern entweder von einander getrennt, oder im Concubinat.

Schon konnten aber 51 ihren Familien wiedergegeben werden, wenn gleich die Patrone für ſie Sorge zu tragen, fortfuhren; ſechs wurden in der Armee untergebracht, ſechs andere in Hospitäler aufgenommen; alle übrigen, alſo 206, lernen jetzt nützliche Profeſſionen.

Vergleicht man nun das Schickſal der vom Auguſt 1831 bis zum 1. Juli 1833 aus dem Penitentiarhaus Entlaſſenen 217 jungen Leute, mit dem jener 269 unter Patronat ſtehenden Entlaſſenen, dann erweiſt ſich auf das Erfreulichſte die heilſame Wirkſamkeit der Geſellſchaft. Von jenen 217 wurden bis zum 1. Januar 1835 allein in Paris — 99 von Neuem verhaftet, meiſtens verurtheilt, und zwar 19 zweimal, 18 dreimal, 7 viermal, 4 fünfmal, einer ſieben- und einer ſogar achtmal! Schon hiernach (die etwa an anderen Orten Verurtheilten nicht mitgerechnet) waren alſo von 100 Entlaſſenen 46 rückfällig geworden! Von den 269 unter Patronat ſtehenden hingegen ſind im Laufe der drei Jahre des Beſtandes der Geſellſchaft nur 51 von Neuem verurtheilt worden, alſo nur 19 von 100, ſtatt 60 bis 70, wie im erſten Fall, ſtatt 33 von 100, wie in den übrigen Gefängniſſen des Königreiches. Von den 218 Nicht-Rückfälligen zeichnen ſich aber 58 in jeder Beziehung durch tugendhaftes Leben aus, 124, ohne gerade ſich auszuzeichnen, ſind brave und fleißige

Arbeiter; die übrigen 33 haben zum Wenigsten keine eigentlich strafbare Handlung begangen. —

Von der anderen Seite findet die Gesellschaft auch immer lebhaftere Theilnahme, und es wären gar manche wackere Professionisten namhaft zu machen, welche sich der ihnen anvertrauten Entlassenen wahrhaft väterlich annehmen. Vom 31. Mai 1834 bis zum 1. Juni 1836 hat die königl. Familie mit 900 Franken, haben einzelne Verwaltungen 13,000 Fr., die Collekte der Geschworenen des Seinedepart. hat 3564 Fr., 19 andere Donatare 1750 Fr., 104 Patrone 2605 Fr. und 79 Unterzeichner an 900 Fr. beigetragen.

Beiläufig mag noch bemerkt werden, daß unter den Beitragenden verhältnißmäßig die Advokaten und demnächst die übrigen Gerichtsbeamten die Zahlreichsten sind; Geistliche finden sich — unter den Patronen nur ein Abbé, unter den Unterzeichnern nur ein kathol. Vikar und ein protest. Pfarrer, unter den Donataren keiner, selbst nicht einmal Herr von Quelen, gegenwärtig Erzbischof der Hauptstadt des Reiches. —

Von dem 1831 zu Stuttgart gestifteten Vereine zur Fürsorge für entlassene Sträflinge ist in Nro. 139 des Phönix Kunde gegeben worden; wir dürfen hoffen, mit Nächstem über einen ähnlichen Verein berichten zu können, zu dessen Gründung jetzt in Karlsruhe Veranstaltungen getroffen werden. —

23.

Das Penitentiarwesen in Frankreich und Amerika.

Der edle Dissenter John Howard war der erste, der in den 70er Jahren die Aufmerksamkeit der Englischen Regierung auf das Elend der Gefangenen, auf den schrecklichen Zustand der Gefängnisse hingelenkt. Nachdem er hier zu einigen verbessernden Gesetzen Veranlassung gegeben, brachte er, alle europäischen Höfe bereisend und demnächst durch sein treffliches Werk: The state of the prisons in England and Wales (1777) die menschenfreundliche Theilnahme an dem Loose der Gefangenen allgemein an die Tagesordnung. Ueber der Pforte des Gefängnisses zu Rom hatte er (1780) die Worte gelesen: „Ein Geringes ist „es, die Bösen durch Furcht vor der Strafe zurückzuhalten, wenn man sie

„nicht durch die Zucht, die man beobachtet, *beſſert*." Der Gedanke war ſchön, aber er ſtand nur auf dem kalten Steine. Howard meinte, alle Regierungen ſollten bei ihren Repreſſiv-Maßregeln ſich durch jenes Axiom leiten laſſen. Für die leibliche Geſundheit der Eingekerkerten geſchah nur Einiges; die Idee eines *Penitentiar-Syſtems* wurde aber erſt in den 90er Jahren in *Frankreich* in Anregung, demnächſt zuerſt in *Amerika* auf zweckmäßige Weiſe in Ausführung gebracht.

Von dort iſt dann die Kunde der bedeutenden Reſultate nach Europa gekommen, die durch jenes Syſtem erzielt werden. Man hat auch hier Verſuche damit angeſtellt, durchgängig iſt man aber nur bei dem Aeußerlichen ſtehen geblieben. Die *Vereinzlung* allein iſt es nicht, welche die Gefangenen in Amerika beſſert, ſondern dieſe *Iſolirung* — unterſtützt durch die mächtigen Hilfsmittel einer *vorſorglichen Verwaltung*. Nichts wirkt mehr auf den Menſchen als die Einſamkeit. Dieſes Mittel kann aber heilſam oder verderblich wirken, jenachdem es mit Einſicht oder ohne Ueberlegung angewendet wird. Der auf ſich allein zurückgeführte Menſch wird bald beſſer, gefühlvoller, mitleidiger. Iſt aber die Prüfung zu hart, zu andauernd, dann ermattet die Seele und der Menſch ſtirbt oder wird verrückt.

Die erſten Wirkungen der Vereinzlung in Amerika waren höchſt betrübend. Große Sterblichkeit, Selbſtmorde, Blödſinn oder Narrheit, häufige Rückfälle nach der Freilaſſung, — dies die Folgen des Heilmittels, ſo lange man bei deſſen Anwendung nicht mit verſtändiger Unterſcheidung verfuhr. Die Gefängniſſe ſtanden unter Aufſicht von Männern, die nicht beſſer war, als die Directeurs de prisont in Frankreich. Aber man forſchte nach den Urſachen dieſer Mißſtände und man entdeckte ſie. Edle Bürger machten die Verbrecher und ihre Beſſerung zum Gegenſtand angelegentlicher Forſchung. Bald begann die wirkliche Reform der Amerikaniſchen Penitentiarien, als tugendhafte Männer, durch vieljährige Staatsdienſte empfohlen, das *Ehrenamt* ſuchten, die Verurtheilten zu leiten und zu belehren. Man ſah nun Aerzte, Magiſtrate, Gelehrte, ſich eifrig um dieſen Beruf bewerben; — die Gefängniſſe hatten fortan nicht mehr blos zum Zwecke, die Geſellſchaft vor den Verbrechern zu ſichern, ſondern verirrte Menſchen wieder zu ihr zurückzuführen, ſittlich Kranken Geneſung zu bereiten.

Der Erfolg hat das Werk gekrönt.

Vergleicht man jetzt aber den Zuſtand der Gefängniſſe in Nordamerika mit dem der Gefängniſſe in Frankreich, dann ſtellen ſich folgende für das Letztere höchſt betrübende Reſultate heraus: in Frankreich iſt die Sterblichkeit 1 von 14, in Amerika 1 von 49. In Frankreich iſt das

Verhältniß der Rückfälligen nach der Freilaſſung 1 von 4, und bis jetzt hat es noch immer zugenommen; in den Vereinigten Staaten wird nur von 19 Einer rückfällig. — Doch iſt mit Zuverſicht zu hoffen, daß es den vereinten Beſtrebungen der Société de la morale chretienne und vieler Anderer Menſchenfreunde gelingen werde, auch für Frankreich bald befriedigendere Reſultate zu erzielen. —

24.

Gefängniß zu Paris nach amerikaniſchen Theorieen.

Miß Trollope, das Berliner Wochenblatt und die ſogenannte evangeliſche ſo wie manche andere kritiſche Zeitung wiſſen von den Freiſtaaten Nordamerikas nicht Schlimmes genug zu ſagen; ſie möchten mit jenen Staaten wohl auch ihre Freiheit uns anrüchig machen. Und doch ſind Waſhington und Franklin auch unſere Wohlthäter, und die Sonne der bürgerlichen Freiheit iſt Europa nicht im Oſten, — ſondern im Weſten aufgegangen. Die Mäßigkeitsvereine, die zu den großartigſten Sittigungsanſtalten gehören, haben von Nordamerika her ſich nach England und Deutſchland hin verbreitet, und die menſchliche Fürſorge für die Unglücklichſten der menſchlichen Geſellſchaft — für die Verbrecher, — und die verſtändige Einrichtung der Gefängniſſe und Strafanſtalten iſt durch edle Bürger jener ſo oft mißachteten Freiſtaaten auch den gebildeteren Europäern nachgerade zur Gewiſſensſache geworden. Es iſt uns erfreulich, berichten zu können, daß nun auch zu Paris ein, nach amerikaniſcher Theorie, angelegtes Gefängniß, zu welchem Chabrol 1825 den erſten Stein gelegt, im Mai 1836 zur Vollendung gekommen iſt. Es wurde dabei vorzüglich auf zwei Hauptreformen Bedacht genommen. Um die Gefangenen Nachts zu iſoliren, iſt jedem eine beſondere Schlafſtelle zugewieſen; um den Tag über die moraliſche Contagion möglichſt zu verhindern, iſt die Einrichtung getroffen, daß die Gefangenen nach 6 Categorieen vertheilt werden können, ſowohl für die Arbeit, als Erholung und die Mahlzeiten. Die weiteren Details können von den Sachkundigen in der franzöſiſchen Zeitſchrift „le Droit“ (vom April 1836) nachgeſehen werden. —

25.

Abſchaffung der Todesſtrafe.

Die Geſellſchaft für chriſtliche Moral zu Paris hatte im Jahre 1821 einen Concurs eröffnet für Schriften zu Gunſten der Abſchaffung der Todesſtrafe. Die fleißige Arbeit des Advokaten Lucas (Du système pénal, 1827) erhielt den Preis. Am 20. Februar 1836 hat der Ausſchuß jener Geſellſchaft eine goldene Medaille und mehrere ſilberne für die beſten Schriften ausgeſetzt, durch welche die Abſcheulichkeit der Hinrichtungen und die Unwirkſamkeit dieſer Strafe zur Unterdrückung der Verbrechen erwieſen würde; doch ſoll die Abhandlung nicht den Umfang eines Druckbogens überſchreiten. (!) Zugleich wurde beſchloſſen, alle Menſchenfreunde einzuladen, ſich der Geſellſchaft für chriſtliche Moral anzuſchließen, um Bittſchriften an die Kammern zu veranlaſſen, durch welche die Abſchaffung der Todesſtrafe in Antrag gebracht würde.

Ob dieſe Aufforderung großen Anklang finden und die Kammern zur Abſchaffung der Todesſtrafe beſtimmen werde, ſteht nach dem vor fünf Jahren verunglückten Verſuche ſehr zu bezweifeln. Welthiſtoriſche Thatſache iſt es allerdings, daß im Fortgange der Civiliſation die Blutrache ſich in gerichtliche Strafe verwandelt und dieſe ſich allmählig bis zur einfachen marterloſen Todesſtrafe gemildert hat, die nur nach der ſorgfältigſten Unterſuchung ausgeſprochen, und ſelbſt ſo noch durch das Begnadigungsrecht des Fürſten immer ſeltener wird. Ebenſo iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß Chriſtus durch ſein Benehmen gegen die, nach jüdiſchem Staatsgeſetz des Todes ſchuldige Ehebrecherin die Todesſtrafe für unſtatthaft in ſeinem Reiche erklärt hat, daher auch die über den heidniſchen und moſaiſchen Staat ſich erhebende Kirche zum wenigſten in der Theorie die Maxime aufgeſtellt und beibehalten: „die Kirche verabſcheue jedes Blutvergießen.“ Thatſache iſt endlich, daß nordamerikaniſche Staaten, die ſich durch ihre humanen Geſetze über alle ausſchließenden Kirchen erhoben, — bereits die Todesſtrafe wirklich abgeſchafft haben.

Dennoch iſt es der Wiſſenſchaft noch nicht gelungen, die Nothwendigkeit der Abſchaffung gegen alle dawider erhobene Bedenklichkeiten ſiegreich zu erhärten. Die Vorſtellung von der Gerechtigkeit, als einer Wiedervergeltung und von der Strafe als eines Rückſchlags

des Verbrechens ſelbſt auf ſeinen Urheber, ſo wie der hierdurch zu erwirkenden Herſtellung des Rechtes iſt zu tief gewurzelt und beherrſcht zu ſehr das ganze übrige Straſſyſtem, als daß man ohne überwältigende Gründe ſich dem gutmüthigen Streben der Geſellſchaft für chriſtliche Moral, nach Abſchaffung der Todesſtrafe, anſchließen dürfte.

26.

Selbſtmord.

(Dezbr. 1835)

Noch immer vermehren ſich die Selbſtmorde in Frankreich. Häufig ſind es junge Leute, die anſcheinlich wegen irgend einer Widerwärtigkeit ſich ſofort den Tod geben. So hat wieder in dieſen Tagen ein junger Mann zu Lyon, von kaum 25 Jahren, der, gebildet und wohlhabend, erſt kürzlich Avoué bei einem Appellhof geworden, man weiß nicht warum, ſich getödtet. Sein Ende war ſchrecklich. Er wollte ſich in's Herz ſchießen, aber die Kugel nahm eine andere Richtung. Man fand ihn auf dem Boden, verblutet, mit zerriſſener Bekleidung, mittelſt welcher er vergeblich die Verblutung zu hemmen verſucht hatte.

Schon öfter haben bereits franzöſiſche Tagblätter die Stimme gegen ſolche gottloſe Gewaltthat erhoben. Nun hat auch der, als theologiſcher Schriftſteller rühmlich bekannte Guillon, (Biſchof von Marocco und Almoſenier der Königin von Frankreich) „Entrétiens sur le suicide“ herausgegeben. Hoffentlich wird der Inhalt dieſer Schrift ihren Titel vergeſſen machen; denn der Selbſtmord, der in der gegenwärtigen Zeit faſt immer irgendwie ein Akt der Verzweiflung iſt, kann unter Menſchen nicht Gegenſtand einer bloßen Unterhaltung ſein. Jedenfalls iſt das gewöhnliche Gerede darüber durchaus unbefriedigend. Man glaubt Alles geſagt zu haben, wenn man die Vermehrung der Selbſtmorde einer Abnahme der Religion, und dieſe Abnahme dann wieder der Zunahme irreligiöſer, oder wie man gern zu ſagen pflegt, philoſophiſcher Schriften Schuld gibt. Ungelöſ't bleibt hierbei die Grundfrage, was denn eigentlich Urſache ſei, daß die Religion ihre Herrſchaft nicht zu behaupten vermöge? — Sehen wir aber auf die Vergangenheit zurück, ſo finden wir nicht blos Irreligioſität, ſondern auch vermeintliche Religioſität

als Urſachen des Selbſtmordes. Schließt man die Selbſttödtung Wahnſinniger von der Zahl eigentlicher Selbſtmorde aus, ſo laſſen ſich die Motive der letzteren auf drei Hauptklaſſen zurückführen. Seit undenklichen Zeiten tödten ſich jährlich unzählige Indier auf verſchiedene Weiſen, weil ihre Religion ihnen unter beſtimmten Bedingungen die Seligkeit dafür verheißt. Ebenſo ſuchten Chriſten in den erſten Jahrhunderten gewaltſamen Tod, und ſpäterhin verkürzten zahlloſe Mönche gewaltſam ihr Leben, weil ſie dadurch den Himmel zu verdienen oder doch der Hölle zu entfliehen glaubten. Ebenſo „ritzten" altſkandinaviſche Schwerdtmänner ſich die Adern, wenn ſie des Lebens Ende herannahen fühlten, weil ſie durch freiwilligen Tod in Walhalla aufgenommen zu werden hofften. Griechen und Römer (jetzt noch Japaneſer) — tödteten ſich ſelbſt, wenn ihnen das Leben zu einer unerträglichen Laſt geworden, erſt, weil ihre Religion es ihnen nicht verbot, ſpäterhin, weil ihr Glaube, der ſtoïſche, vielen den Selbſtmord zu geſtatten ſchien, zuletzt, unter den Kaiſern, weil Verzweiflung ſich ihrer bemächtigte. Staat und Volk, von deren Leben der Einzelne früher getragen, gehalten, gekräftigt worden, waren ſelbſt tödtlich erkrankt, der Glaube an die alten Götter erſtorben, weil ſie der nothwendig erwachten Kritik keinen nachhaltigen Widerſtand zu halten vermochten. Auf der Erde ſchienen Liſt, Gewalt, Willkühr, Zufall und Eigennutz zu herrſchen; das Jenſeits lag im Dunkel. So gebrach dem Einzelnen leicht Kraft und Wiederhalt, um ſich im Weltſturm aufrecht zu erhalten. — Alles mußte anders werden, als der Glaube an allwaltende Vorſehung, an unbedingte Pflicht der Fügung in ihre Rathſchlüſſe und an künftige Vergeltung die troſtloſen Völker zu erlöſen kam. Nur der Gottheit, die das Leben verliehen, ſtand das Recht zu, es zu nehmen, und nur durch Mißverſtand der fröhlichen Botſchaft konnte fortan der Wahn ſich erzeugen, daß der Einzelne kraft eigenen Rathſchluſſes die Prüfungszeit des irdiſchen Daſeins abkürzen dürfe. Wirklich hat die chriſtliche Kirche von jeher den Selbſtmord als Todſünde gebrandmarkt und ſo lange ſie mit ſich ſelbſt einig geblieben, war die Zahl der Selbſtmörder ſehr gering. — Indeſſen war gleich von Anfang eine Vorſtellung von der Vorſehung herrſchend geworden, welche zwar den damaligen Bedürfniſſen der abendländiſchen Völker genügte, ſich aber nicht auf die Dauer mit der Idee eines allliebenden Gottes, die uns ebenwohl durch Chriſtus offenbart worden, vereinigen ließ. Als daher die geiſtige Bildung auf dem Punkte angelangt war, auf welchem es für den denkenden Menſchen zum unabweislichen Bedürfniß wird, die überkommenen Vorſtellungen zu einem harmoniſchen Ganzen zu vereinigen u[nd] nur dasjenige als ein harmoniſches anzuerkennen, was ſich im G

findet mit den höchsten Idealen der Vernunft und des Herzens, — da zerfiel auch die christliche Kirche in und mit sich selbst, und es nahm jene Schmerzenszeit ihren Anfang, in der wir selbst noch leben, — in welcher die früher herrschende Religion nicht mehr durchaus den erwachten Bedürfnissen des Geistes und des Herzens genügt. Die nächste Folge hiervon ist, daß schwache Gemüther, von den aufsteigenden Zweifeln fortgerissen und überwältigt, in den Bedrängnissen des Lebens, des Rückhaltes ermangeln, der sie vor Verzweiflung zu bewahren vermöchte. In solchen herben Zeiten kann aber weder ein gehässiges Befeinden der edelsten Geistesthätigkeiten, noch ein sentimentales Ermahnen zur Um- und Rückkehr zu abgelebten Vorstellungen die allersehnte Hülfe bringen; sondern nur die schonungsvollste Behandlung der Verirrten und die schonungsloseste Erforschung und Enthüllung der wahrhaften Ursachen der eingerissenen Irreligiosität. Eine solche Forschung führt aber gerade zu der Ueberzeugung hin, daß bestehende Formen nur dann zerfallen, wenn der im Inneren webende Geist, zu höheren Bedürfnissen erweckt, die dürren Blätter nur abstößt, um reichere, herrlichere Gestaltungen hervorzutreiben. Soviel kann übrigens schon jetzt mit Zuversicht ausgesprochen werden, daß, je weiter die Forschung in die Geheimnisse des Universums eindringt, sie um so klarer die alldurchdringende Waltung des alliebenden Gottes erkennen, und aus dieser Erkenntniß der heiligen Pflicht inne werden wird, sich jeden willkührlichen Eingriff's in die Fügungen der Vorsehung zu enthalten. Sanft läßt sich's in jedem Sturme an dem Herzen des Ewigen ruhen, der die ganze Welt im Herzen trägt, und auch dem verlorenen Sohne noch seine Liebe bewahrt.

27.

Pferd-Wettrenn-Manie.

Ist es nicht, als wollten in die neuen — und zu ihnen — die guten alten Zeiten zurückkehren, in denen Feste und Wettkämpfe aller Art sich drängten und die Palme des Sieges nur verschlungen mit der Palme des Friedens emporwuchs? Musikfeste in England und Deutschland, Wettkämpfe der Maler auf Kunstausstellungen in Deutschland und Frankreich, Italien und England, Wettstreite zwischen Blumisten und — Journali-

ſten, zwiſchen einem franzöſiſchen und einem italiäniſchen Improviſator, zwiſchen Aufklärern und Beluſtigern à bon marché — mit Stahlſtichen, Holzſchnitten, Steindrücken u. ſ. w. u. ſ. w.

Bis jetzt aber hatte noch jedes Volk zum wenigſten eine ihm eigenthümliche Paſſion, wie die Spanier für die Thierhetze, ſo die Engländer für die Pferdhetze — Pferdrennen wollte ich ſagen. Indeß ſcheinen auch hierin die Völker ſich zu einander bekehren zu wollen; denn in Frankreich verbreitet ſich jetzt von Paris aus eine wirkliche Pferd-Wettrenn-Manie. Wo nur ein Städtchen in der Umgebung der Hauptſtadt einen geeigneten Platz dafür ermitteln kann, da wird ein Hippodrom errichtet, da werden Preiſe geſtiftet, und die Société d'encouragement unterſtützt ſie; die Pferdzüchtler ſtrömen herbei, die Zeitungen geben lange Berichte, in denen es dem Leſer gelb und grün, und blau und roth vor den Augen flimmert von — Jockey-Livreen; die Pferde werden noch mehr geprieſen als ihre Herren, und — wie der Veitstanz — breitet das Rennen und Jagen — nach Ruhm und Geld und Luſt — ſich epidemiſch aus, — und weder Gebirge noch Ströme — hemmen den Zug der Mänaden. —

Seit einigen Jahren, — ſo bemerkt ein franzöſiſches Blatt, — ſind die Pferderennen in Frankreich volksthümlich und in der eleganten Welt Mode geworden. Wenige erwägen aber, welch vortheilhaften Einfluß dies auf die Pferdezucht haben wird, wie denn namentlich England vorzüglich den Races ſeinen Reichthum an trefflichen Pferden verdankt. Die Nachrichten von Wettrennen reichen hier bis auf die Zeiten Heinrich's II. (1154 — 1189) hinauf. Auch Eduard III. hatte Rennpferde in ſeinem Geſtüte. Aber erſt unter Heinrich VIII. wurden Wettrennen in mehreren Orten des Königreich's eingeführt, erſt unter Jakob I. (1603—1625) beſtimmte Regeln und Epochen für die Rennen zu New-Market, Croudon und Enfield-Chaſe feſtgeſetzt. Carl I. war großer Liebhaber dieſer Spiele, und ſelbſt Cromwell beſchäftigte ſich viel mit Rennpferden; doch weiß man Nichts von Rennen unter ſeiner Herrſchaft. Kurz nach der Reſtauration wurden ſie zu New-Market wieder eingeführt, und Karl II. ſtiftete einen Preis, der in Silberwerk v. 100 Pfd. St. Werth beſtand. Vor dem war eine ſilberne Schelle zugleich Ziel und Preis des Siegers. Von nun an nahmen die Könige von England alle ſehr Bedacht auf Verbeſſerung der Pferde-Raſſen und förderten ein Wettrennen, als kräftiges Mittel hierzu. Neue Preiſe wurden unter Georg II. geſtiftet; die Luſt am Wettrennen verbreitete ſich allgemein in England und wurde unter Georg III. durchaus national. —

Von dieſer Zeit an beginnen auch Pferderennen in Frankreich. Die erſten fanden Statt 1776 in der Ebene von Sablons mit engliſchen

Pferden, veranſtaltet von franzöſiſchen Großen (u. a. auch dem Comte d'Artois, nachmaligem Karl X.) die damals von Anglomanie angeſteckt waren. Unter Ludwig XVI. wurde ſolches Rennen öfter, aber nicht regelmäßig wiederholt. Zu den Zeiten der Republik wollte man, um die Alten nachzuahmen, das Wagenrennen einführen. Viele Unglücke, die ſich dabei ereigneten, ließen bald darauf verzichten. Erſt unter Napoleon wurden regelmäßige Pferderennen in Frankreich angeordnet und Preiſe feſtgeſetzt. Auch Ludwig XVIII. und Karl X. begünſtigten ſie; doch haben erſt ſeit 1833 dieſelben einen neuen, beſonderen Aufſchwung gewonnen, vorzüglich durch Bildung einer „Société d'encouragement," ähnlich den Jockey-Clubbs in England. Hieran knüpfte ſich ein „Journal des Haras, des Chasses et des Courses de chevaux," und jetzt iſt der Eifer dafür bereits in die Reihe der nobleu Paſſionen eingetreten. Es finden nun Wettrennen Statt zu Paris (im Frühling und Herbſt), zu Chantilly, Verſailles, Limoges im Mai, zu Aurillac, Tarbes, Saint-Brieuc im Juni, zu Bordeaux, Nancy, Lepin im Juli, zu Nantes, Angers, und Boulogne ſur mer im Auguſt.

28.

Kampf gegen Phrenologie.

Unlängſt wurde die Phrenologie in der Akademie der Medizin zu Paris von Dr. Rouchoux als die „größte Myſtifikation des 19ten Jahrhunderts" bezeichnet. Brouſſais nahm ſie in Schutz, vertheidigte ſie aber auf eine andere Weiſe, welche ihre Grundlage ſelbſt zerſtört. Er bemerkte nämlich: „Man wendet ein, daß die Verbrecher nicht alle die Schädelhöcker des Verbrechens haben, welches ſie haſſenswerth und ſtrafbar macht. Die Mörder haben nicht alle die (ſg.) Organe des Mordes oder der Grauſamkeit, das iſt wahr; man ſehe Fieſchi und Lacénaire; aber man kann aus Stolz tödten, wie der eine, aus Habſucht, wie der andere. Die Begehrlichkeit (concupiscence) führt vielleicht eben ſo oft zum Meuchelmord als der ſcheußliche Blutdurſt. Viele Diebe werden Mörder in der Hoffnung, das erſte Verbrechen durch ein größeres zu verbergen." — Sehr richtig bemerkt hierauf die „Gazette de France": „Von dem Augenblick an, als man Leidenſchaften, Intereſſen, Laſter des Her-

zens und Geiſtes — als Urſache eines Mordes ſtatuirt, und eine Logik der Leidenſchaften anerkennt, welche den Menſchen zu einem größeren Uebel hinreißt, — iſt das ganze phrenologiſche Syſtem vernichtet; denn die materiellen Organe haben keine Gewalt mehr über den Willen, wenn man tödten kann, ohne das Organ des Mordes zu haben. Gibt es ein inneres Motiv, welches den Dieb zum Mord treibt, ſo gibt es auch ein ſolches, welches den Habſüchtigen zum Diebſtahl treibt. Dann ſind ſchon gleich die zwei Organe des Mordes und des Diebſtahles überflüſſig. Bleibt noch die Habſucht. Hat dieſe aber nicht auch einen tieferen Grund? Iſt man nicht habſüchtig aus Selbſtſucht, und iſt dieſe nicht am Ende das einzige Prinzip aller Laſter?" —

29

Jahresverſammlung der Phrenologiſchen Geſellſchaft zu Paris.

Am 10. Sept. 1837 hielt die Phrenologiſche Geſellſchaft von Paris ihre Jahresverſammlung in der Salle St. Jean, welche außerdem Concerten für Arme, Lotterien für junge Oekonomen, franzöſiſchen, italiäniſchen und deutſchen Improviſationen, den Rieſen-Concerten der philharmoniſchen Geſellſchaft und Exhibitionen für Bedürftige aller Art gewidmet iſt. Aerzte und Fremde hatten in großer Anzahl, auch einige Damen, aber das phrenologiſche Perſonal vollſtändig ſich eingefunden. In den Einladungsbriefen hatte es geheißen: „Nous aurons Vito-Mangiamele" (den mathematiſchen Hirtenknaben aus Sizilien); ſtatt ſeiner aber fanden die Neugierigen nur einen Gypsabguß ſeines Schädels.

Herr Prof. Brouſſais eröffnete die Sitzung. Er wollte über die Phrenologie in Beziehung auf die ſozialen Verhältniſſe und die ſich ihr entgegenſtellenden Hinderniſſe ſich verbreiten; ſeine Rede war aber nur eine Anpreiſung dieſer Kunde, deren Subſtanz ſich etwa ſo reſumiren läßt: „ohne Phrenologie keine Moral, keine Geſellſchaft, keine Sicherheit und kein Glück. Mit ihr wird man an ſichern Zeichen das Innerſte des Menſchen erkennen, die Heuchelei wird entlarvt und es giebt fortan keine Betrogene mehr."

Er ſelbſt hatte aber vor 1830 ſich über Gall's Lehre folgendergeſtalt ausgeſprochen: „Es iſt betrübt, daß ſich ernſte Bedenklichkeiten gegen ein ſo bequemes Syſtem erheben. Vor Allem liegt die Schwierigkeit am Tage, unſere Neigungen und Vermögen abzugrenzen, oder ſie auf eine ſo kleine Zahl von Hauptpunkten zurückzuführen, daß ſie die ziemlich geringe Zahl von Organen, aus denen Gall den Schädel zuſammenſetzt, nicht überſchreiten ... Es iſt unmöglich, die Organe materiell zu umſchreiben, welche für knochichte Erhöhungen angenommen werden, die nicht immer ein und demſelben Bündel von Nervenfibern entſprechen dürften, und in der That nicht immer den geiſtigen oder wirklichen Prädominanzen entſprechen." —

Nach Hrn. Brouſſais trat der Sekretair der Geſellſchaft, Herr Auguſte Luchet auf, und klagte, daß die Phrenologie jetzt allgemein verſpottet (bafouée) ſei; meinte aber, „ſie ſei ein gutes Kind; ſie lache „über die Biſſe des Neides, verachte das Geſchrei der Thorheit und Un„wiſſenheit, und tröſte ſich über dieſe Schmerztaufe mit dem Gedanken, „daß das Evangelium ebenſo begonnen, und ſie dann auch wohl wie die„ſes triumphiren werde." —

Die Arbeiten der Geſellſchaft während des abgelaufenen Jahres waren von geringem Belang. Sie beſchränkten ſich größtentheils nur darauf, Beſtätigungen für ſchon aufgeſtellte Sätze zu ſuchen. Nun hat zwar der Rechner Vito Mangiamele den Rechen-Hübel nicht; die Phrenologen halfen ſich aber hier, wie ſie ſchon bei Fieſchi es gethan, dem der Mordhöcker fehlte, und bei Lacenaire, deſſen Schädel die ſchönſten Verhältniſſe zeigte. „Man iſt nicht nur Mathematiker, wie man wohl glauben könnte; — um zu ſo abſtrakten, ſo complizirten Berechnungen zu gelangen, bedarf es der Zuſammenwirkung der Organe der Cauſalität und der Configuration; beide Hübel ſind bei dem jungen Hirten ſehr hervorragend, — wie Sie hier ſehen können;" — dabei zeigte Hr. Brouſſais den Gypsabguß des Schädels unſeres Rechners. Aber diejenigen, die den Knaben ſelbſt geſehen, erinnern ſich ſehr wohl, daß gerade da, wo die Phrenologen eine Erhöhung ſehen wollen, ſich eine Vertiefung befindet.

Von der nun folgenden Rede des Dr. Foſſati „über das Malertalent" ließ ſich wenig verſtehen, da er das Franzöſiſche allzuſtark italiäniſirte. Leicht zu behalten war jedoch die oft wiederkehrende Phraſe: „la phrénologie a roussi,*) elle roussit beaucoup, elle roussira d'avantage." —

*) So ſprechen die Italiäner häufig rèussi aus.

Den Schluß machte ein Vortrag über den Schädel des Hauptmanns Dumon-d'Urville. Da aber, als dieſe Rede begann, ſchon 5½ geſchlagen, und das Organ der Alimentivität, welches die Phrenologen hinter die Ohren verſetzen, ſich wahrſcheinlich in den Höhlen des Magens verſpüren ließ, ſo deſertirten die Zuhörer in Maſſe, und — unſer Pariſer Berichterſtatter — that desgleichen.

Wir ſtimmen ihm aber völlig bei, wenn er hinzufügt: „die Phrenologie iſt noch nicht als Wiſſenſchaft vorhanden. Es iſt unſtreitig eine ſinnreiche Lehre, die aber bis jetzt nur aus einigen Wahrheiten, aus vielen Lügen und einer großen Zahl von Täuſchungen beſteht.

Viele und unbeſtreitbare Thatſachen ſprechen für einige von ihr aufgeſtellte allgemeine Geſetze; wenn ſie aber in's Einzelne übergeht und unſer Gehirn in 35 Bröcklein Nervenſubſtanz zertheilt, die genau 35 Anlagen entſprechen ſollen u. ſ. w., — dann muß man ihre Prätenſionen zurückweiſen und — vorurtheilsfreier Forſchung das Weitere anheimſtellen. —

30.

Lebens-Magnetismus.

a.

Doctor Berna und die Pariſer Akademie der Medizin.

Die außerordentlichen Beilagen zur Allgemeinen Zeitung Nro. 478 — 81 (29. Septbr. 1837.) enthalten, unter der Aufſchrift „der thieriſche Magnetismus und die Akademie der Medizin in Paris" den Bericht eines „Pariſer Correſpondenten" über eine Unterſuchung, welche die genannte Akademie verfügt hat, zur Erhärtung der von Dr. Berna aufgeſtellten Behauptung, daß er eine von ihm magnetiſch behandelte Kranke beliebig auf beſtimmte Zeitfriſt gegen Verwundungen unempfindlich zu machen vermöge. Der Correſpondenzbericht iſt aber weiter nichts, als eine ſehr wenig veränderte Ueberſetzung des ſehr albern witzelnden Berichtes eines gegen den Magnetismus, — offenbar aus Mangel an Kunde von demſelben, — eingenommenen franzöſiſchen Arztes in dem Journal des Débats. Auch hat Dr. Berna durch die Zeitungen das Schreiben

veröffentlicht, welches er an den Präſidenten der Akademie der Medizin gerichtet, um gegen den derſelben erſtatteten Bericht zu proteſtiren, da darin „die Thatſachen theils entſtellt, theils verſchwiegen," u. ſ. w., was Alles er in Bälde durch eine „mit unverwerflichen Belegen" verſehene ausführliche Widerlegung erweiſen werde.

In der Akademie ſelbſt hat Hr. Huſſon ſich gegen den erſtatteten Bericht erhoben, — und bis jetzt iſt noch kein Ausſpruch erfolgt. — So viel geht indeſſen ſelbſt aus den vorliegenden Berichten hervor, einestheils: daß Hr. Dr. Berna vermeſſentlich ſich anheiſchig gemacht, magnetiſche Erſcheinungen hervorzurufen, die zwar ſchon öfters ſtattgefunden haben, auf deren Erneuerung er aber nicht mit Gewißheit zum Voraus rechnen konnte; anderntheils, daß die von der Akademie deputirten Aerzte in ſo entſchiedener Eingenommenheit gegen den Magnetismus befangen waren, daß durch ihr mißtrauendes Benehmen die magnetiſche Wirkſamkeit des Dr. Berna leicht mehr oder weniger paralyſirt werden konnte.

b.

Hellſehen eines eilfjährigen Kindes zu Montpellier.
(April 1838.)

Herr Burdin, ein Mitglied der franzöſiſchen Akademie der Medizin, hatte im October 1837 einen Preis von 3000 Franken für den Hellſehenden ausgeſetzt, welcher ohne Beihülfe des Lichtes, der Augen und des Taſtens leſen würde. Kaum war dieſes, ſo ſchreibt ein franzöſiſches Tagblatt, durch öffentliche Blätter bekannt geworden, als von Frankreich und vom Auslande der Akademie zahlreiche Thatſachen von clairvoyance, begleitet von Zeugniſſen und Certifikaten, mitgetheilt wurden. Jeder glaubte, auf den Preis Anſpruch machen zu können; allein man vergaß, die Kommiſſäre der Akademie und den Preisſetzer zur Bewahrheitung des Faktums einzuladen.

Nun wird aber angezeigt, daß Hr. Pigeaire, Arzt zu Montpellier, die Frage gelöſt. Seine Hellſehende iſt ſeine eigene eilfjährige Tochter, deren clairvoyance die Lallemand, Lordat und andere Profeſſoren der mediziniſchen Fakultät jener Stadt in Erſtaunen geſetzt hat. Kein Verdacht von Betrug kann hier erhoben werden. Dem Kinde ſind die Augen mit einem ſehr dichten Bande von ſchwarzer Seide bedeckt, und am unteren Rande wird eine Binde mit einer Subſtanz angebracht, welche jedes Sehen durch die zwiſchen Binde, Naſe und Wangen befindliche Rinne unmöglich macht. Mit dieſer Art von Maske lieſt das Kind ſowohl Gedrucktes als Geſchriebenes. Zu bemerken iſt hierbei, daß ſie ſich

zwar des Zeigefingers bedient, um damit den Anfang des ersten Wortes zu bereiben (gratter), es dabei aber bewenden läßt (mais elle ne persiste pas). Dennoch kann sie nicht lesen, wenn sie ihre Hände auf den Rücken hält, noch wenn man einen undurchsichtigen Körper zwischen das Buch und die ihre Augen bedeckende Binde bringt. Indessen insistirt Hr. Burdin nicht auf diesen Punkten; er findet das Phänomen außerordentlich genug, wie es die Professoren von Montpellier beobachtet haben. Hr. Pigeaire begibt sich, wie es heißt, mit seinem Kinde nach Paris, und hofft hier auch die Ungläubigsten zu überführen.

31.

Die Schule der Wahrheit von Azaïs.

Auf Ersuchen des Herrn Azaïs, der durch viele philosophische — mitunter interessante — Schriften, besonders durch sein Compensations-System, bekannt ist, hat der Minister des öffentlichen Unterrichts die Bildung einer Schule der Wahrheit in der Halle des petits-pères (im 3ten Bezirk der Stadt Paris) gestattet. Herr Azaïs wollte die Vorlesungen im März 1836 eröffnen. Der Eingang ist für diese und die folgenden Versammlungen unentgeldlich. Den Gegenstand derselben kündigt Hr. A. in Folgendem an:

„Die Wahrheit, nach ihrem ganzen Umfange, wäre für den menschlichen Geist die Kenntniß aller Thatsachen, aller Wesen, aller Verhältnisse, aus denen das Universum besteht.

„Der menschliche Geist ist bestimmt, diese Kenntniß zu erwerben; denn ohne Unterlaß ringt er unaufhörlich, sehnt er sich darnach, und in seiner Ungeduld, Alles zu sehen, Alles zu begreifen, imaginirt er sich dasjenige, was er noch nicht entdecken kann.

„Wenn aber die Einbildungskraft sich nicht durch die strenge Vernunft und die genaue Wissenschaft regeln läßt, erzeugt sie nur Irrthum; und, früher oder später, stürzt jeder bedeutende Irrthum die Menschheit in Unruhe und Unordnung.

„Strenge Vernunft, genaue Wissenschaft sind das Einzige, wodurch die Schleier gelöst werden können, welche die Wahrheit verhüllen.

„Nur an ſie hat Hr. Azaïs ſich gewandt. Was Vernunft und Wiſſenſchaft ihn gelehrt haben, legt er ſeinen Zeitgenoſſen dar, er ladet diejenigen, welche Intereſſe für die Wahrheit hegen, ein, das Werk ſeines Lebens zu prüfen, zu vervollkommnen, und mit ihm in der Hauptſtadt des Erdballs (du globe), die Schule, die der menſchliche Geiſt erheiſcht, die Schule der Wahrheit zu ſtiften.

„Dieſe Bezeichnung: „Schule der Wahrheit," deutet durch ſich ſelbſt ſchon hin auf anhaltende Erörterungen (discussions) und fortſchreitende Studien. So kündigt ſie, von Seiten des Herrn A., nicht die Prätenſion, niemals etwas anderes, als Worte unbedingter Wahrheit hören zu laſſen, — ſondern nur die Abſicht an, nie anders, als aus völliger Ueberzeugung zu reden, mit vollkommener Bereitwilligkeit alle Einwürfe aufzunehmen, die ihm gemacht werden; nach beſtem Vermögen alle von ihm gewünſchten Erläuterungen zu geben; endlich ſich ſelbſt über die etwaigen Ungenauigkeiten ſeiner Gedanken aufzuklären, indem er mit Eifer und Dank alle geſunden und ſcharfſinnigen Bemerkungen benützen wird.

„So wird ſich in Mitten von Paris die großartigſte, nützlichſte und zugleich auch die friedfertigſte Polemik geſtalten.

„Nur der Irrthum erzeugt den Streit (dispute); nur die Wahrheit kann die Meinungen und Gefühle harmoniſiren." —

32.

Ein Denkblatt aus und zu der Pariſer Literär- und Sitten-Geſchichte.

Das Bülletin der Revue de Paris vom 25. Februar 1837, nachdem es der „faſt contagiös ſcheinenden" Manie des „politiſchen Meuchelmordes" gedacht, und ſeine Meinung geäußert über das Schisma der Doktrine, nämlich über die école compromettante des Herrn Fonfrède, und die école compromise der Débats, — fährt ohne Weiteres — folgendergeſtalt zu revidiren fort:

„Etwas, deſſen viele Weltlinge ſich nicht vermuthen, und was doch ihnen mitzutheilen dienlich ſein möchte, iſt, daß die Faſten in unſeren katholiſchen Kirchen mit muſterhaftem Eifer gefeiert werden. Unter den Herren Pfarrern unſerer Hauptkirchen herrſcht ein heiliger Wetteifer ele-

ganten und bescheidenen Proselytism's. Sie haben wohlweislich erwogen, daß die Ungläubigen den Fliegen gleichen, deren man weit mehr mit einem Löffel voll Honig fängt, als mit einem ganzen Fasse voll Essig. Auch wird nichts von dem Allen versäumt, was die Strengigkeiten (austérités) dieser Bußzeit liebenswürdig (aimables) und anziehend machen kann. Der Gottesdienst an großen Tagen gleicht jetzt an vielen Orten einem wahrhaften Concert. Oft ist es — um recht eigentlich zu sprechen — nicht eine musikalische Messe, die man hört, sondern eine messikalische Musik.*) Auch die Kanzelberedsamkeit hat ganz ihren Styl verändert. Sie ist des Dafürhaltens geworden, daß es ungeschickt (malhabile) sei, diese Weltzeit zu schmähen, wie sie es ehedem gethan; jetzt schmeichelt und liebkos't sie ihr und bemüht sich, sie durch Einschmiegung und Höflichkeit zu gewinnen . . ."

Das Bülletin erwähnt nun vorübergehend des Herrn Pfarrers Lecourtier und des Herrn Combalot „eines der Adler der neueren Kanzler" — und läßt sich dann weiter also vernehmen: „Aber der par excellence faschionable Carême ist immer der von St. Roch. Seit Herr von Olivier hier Pfarrer geworden, ist St. Roch unbestreitbar die Pfarrei von Paris, wo es am angenehmsten ist, für sein Heil zu sorgen (de faire son salut). Die Kirche ist comfortabel, gut geschlossen, glänzend von Eleganz und überall auf das Zierlichste (coquettement) geschmückt. Die Kapelle zur Anbetung ist ein köstliches — Boudoir, wo die zärtlichen Seelen nicht müde werden, zu — meditiren. Das Orchester hat keinen Nebenbuhler unter den heiligen Orchestern. Keines der bei Musard jetzt beliebten Instrumente fehlt, weder das englische Horn, noch die Trompete mit Klappen (à piston). Was die Gesellschaft der Gläubigen betrifft, so ist sie tadellos und vollkommen ausgewählt. Die Königin und die beiden Prinzessinnen, ihre Töchter, gehören zu den fleissigst besuchenden Pfarrkindern. Sonntags die Messe um ein Uhr ist eine auserlesene Versammlung der bestgekleideten schönen Frauen von Paris. Gewiß wird es St. Roch sein, wo in der Charwoche sich die Mode von Long-Champs entscheiden wird. — Auch Predigten liefert St. Roch zu jeder Stunde, von jeder Gattung und Beschaffenheit, für alle Bequemlichkeiten und alle Geschmäcke. Der erste Vikar, Herr Abbé Dupanloup, predigt nach der Ein-Uhr-Messe Sonntags und Mittwochs. Er hat sich glücklicherweise schon aus dem undankbarsten Theile seiner Fasten herausgezogen; er ist zu Ende mit der Uebersicht der menschlichen Miseren, es bleibt ihm nur noch die Abzählung der göttlichen Erbarmungen. Hr. Abbé

*) Nicht sowohl eine messe en musique, als eine musique en messe.

Dupanloup ſtammt aus der modernen literäriſchen Schule; es iſt der romantiſche Prediger. Selbſt noch jung und inſpirirt, findet er beſonders Beifall bei den jungen myſtiſchen Frauen, die mit Swedenborg die Ehen im Himmel oder den Troſt — auch im Himmel — für die Ehen auf Erden — träumen." — Das Bülletin charakteriſirt nun auch in der Kürze die übrigen Prediger von Saint Roch, die Herren Petétot, Cornut und Olivier, den Pfarrer der Kirche ſelbſt, und wendet ſich ſofort — zu dem diesjährigen — Ball des Präſidenten der Deputirtenkammer, welcher zahlreicher geweſen, als der große königliche Ball in den Tuilerien, — und beſchließt ſeine Revue mit ein paar Worten über die bevorſtehende Eröffnung des Salons der Kunſtausſtellung. Die Gloſſirung dieſes Bülletins überlaſſen wir füglich unſern Leſern.

33.

Der literäriſche Schuſter.

Ein Pariſer Schuſter, der im ſg. Quartier latin wohnt, und einen Theil der häufigen Mußeſtunden ſeinem Voltaire, ſeinem Paul de Kock und ſonſtigen literäriſchen Notabilitäten des dritten und — vierten Standes zu widmen pflegte, wollte, als ſeine Frau ſich von einem andern Liebſten entführen laſſen und andere Unglücksfälle zugleich auf ihn eingebrochen — wie es jetzt faſt Sitte geworden in Paris — eigenmächtig von der Lebensbühne abtreten. Da es aber zum guten Ton gehört, die Urſachen dieſes Gewaltſchrittes vorher zu Papier zu bringen, damit Unſchuldige nicht in Verdacht gerathen, ſo ſchrieb auch unſer Schuſter folgende Zeilen: „Man beſchuldige niemanden meines Todes; ich ſelbſt habe in einem Anfalle von Wuth mich getödtet. Niemals hatte Jemand beſſere Gründe dazu; der Beweis dafür findet ſich in Molière, der irgendwo ſagt:

„Quand on a tout perdu, quand on est sans espoir,
La vie est un opprobre et le mort un devoir."

Kaum aber hatte er dieſe Zeilen niedergeſchrieben, ſo ſtiegen ihm Zweifel auf, ob jene Verſe nicht vielmehr von J. J. Rouſſeau oder gar von de Lamennais ſeien. Um nun den literäriſchen Klubb nicht zu entehren, zu dem er gehörte, verſchob er den völligen Ausbruch ſeines „Wuthanfalles"

auf den folgenden Abend, um zuvor ſich von der Richtigkeit ſeines Citats zu überzeugen. Aber auch unter ſeinen Freunden, die er am folgenden Tage verſammelte, konnte man ſich nicht darüber einigen, wem jene (ebenſo ſchön- als ungereimte) Lebens- oder vielmehr Sterbensregel zuzuſchreiben ſei. Der Eine meinte, ſie fände ſich im Tartuffe von — Corneille (!), der Andere erinnerte ſich, ſie mehr als einmal in Edgard Quinet's Proſa bewundert zu haben; ein Dritter wollte ſie gar dem Feuilleton von Théophile Gozlan über die große Oper vindiziren; — die Entſcheidung mußte auf die folgende Woche verſchoben werden. Indeſſen beſann ſich der Schuſter, reſignirte ſich in das unabwendliche Geſchick und fertigt nach wie vor ſeine Schuhe und lieſ't mit immer gleichem Behagen ſeinen Voltaire und ſeinen Paul de Kock.

34.

Belletriſtiſches Aktiengeſchäft.

(Ende 1836.)

Wenn nicht bald ein gewaltiger Weltkrieg ausbricht, oder ein ſechſter Welttheil entdeckt wird, welcher den Speculationsgeiſt auf ſich abzieht, dann ſteht zu gewärtigen, daß die Literatur ſich in ein großes Aktiengeſchäft verwandelt. Schon hat der Herausgeber von Chateaubriand's Werken eine große Bücherlotterie eingerichtet. Nun wird auch eine Zeitſchrift: „l'Epoque, ou les soirées européennes“ angekündigt, für welche 100 Aktien, jede von 1000 Franken, creirt werden. Gewinnt dieſe Monatsſchrift 4000 Abonnenten, dann bezieht jeder Aktionär 100 Prozent ſeiner Einlage, findet dieſer Vorſchlag Eingang, dann müſſen andere Unternehmer nachfolgen und wir werden dann täglich auf der Börſe erfahren können, wie hoch oder wie niedrig jedes Zeitblatt — in der öffentlichen Meinung notirt iſt. Als die principaux rédacteurs der Epoque werden genannt de Lamartine, Graf von Corberon (?), Juin d'Allas, Mlle. Aug. Gombault, H. Bertan, die Deputirten Anguis, und von Golbéry, die Grafen de Lafaye, de Baumale und de Villiers, die Barone von Mortemart und Roujoux und mehrere Mitglieder der Berliner Akademie (?) und der gelehrten Geſellſchaften Deutſchlands, Englands u. ſ. w.

35.

Der Europäiſche hiſtoriſche Congreß zu Paris.

Der zu Paris am 28. Novbr. 1835 eröffnete „hiſtoriſche Congreß" (vielmehr Congreß von Hiſtorikern), der ſich den ſtolzen Namen eines europäiſchen beigelegt, hat am 15. Dezbr. ſeine Sitzungen geſchloſſen. Die Verſammlungen wurden auf dem Stadthaus gehalten und lockten viele Wiß- und Neugierige herbei. Sie dauerten jedesmal von 1 bis 5. Sehr intereſſante Vorträge wurden gehalten, die dann zu nicht minder intereſſanten Discuſſionen Veranlaſſung gaben.

In der 9. Sitzung wurden die Verhandlungen über die Geſchichte der Phrenologie wieder aufgenommen, bei welchem Brouſſait, Marchal und La Corbière gegen Roux, Cerik, Belfield und Sandrat kämpften.

In der 10. Sitzung war die Geſchichte der religiöſen Baukunſt an der Tagesordnung; in der 11. las Baron von Eckſtein eine Denkſchrift vor über die Geſchichte der Gemeinden.

In der 12. wurde die Frage über die menſchlichen Raſſen verhandelt, worüber Sandrat, Buchez, Conſidérant, de Rienzi und Monglave ſprachen.

Der Bericht über ſämmtliche 14 Sitzungen wird mit Nächſtem in Druck erſcheinen. Die welthiſtoriſche Bedeutung ſolcher Congreſſe wird vielleicht ſchon in naher Zukunft an den Tag kommen. Schon jetzt kann erkannt werden, daß dieſe Verſammlungen Gelegenheit geben zur wechſelſeitigen Befreundung der wiſſenſchaftlichen Forſcher und hierdurch einestheils manchen, bisher ſo ſtörenden Mißhelligkeiten vorbeugen, anderntheils eine planmäßige Vertheilung der Arbeiten möglich machen. Auf dieſe Weiſe wird viele Kraft ökonomiſirt und zugleich die Organiſation einer Gelehrten-Republik vorbereitet, deren Gedanke ſchon unſerem Leibnitz vorgeſchwebt und in neueſter Zeit von Klopſtock, Fichte, Krauſe und St. Simon zur Sprache gebracht worden. So wird die Wiſſenſchaft, als die Erkenntniß aller Wahrheit, alles Allgemeinen auch als allgemeine, heilige Angelegenheiten der Menſchheit anerkannt und conſtituirt und der unerſchütterliche Grund zu einem allbefriedenden Geiſtesreich gelegt. — Es darf uns freuen, daß auch hierzu unſer ehrwürdiges, altes Deutſchland die erſten Schritte gethan.

36.

Fünf Comités historiques.

(Januar 1838).

Was vor 30 Jahren Saint-Simon gewünscht, daß die wissenschaftlichen Arbeiten organisirt und einer einheitlichen Leitung untergeben würden, dazu werden in Frankreich seit der Julirevolution bedeutende Voranstalten getroffen. Wir erwähnen hier zunächst nur, daß Hr. Guizot bereits vor drei Jahren den Gedanken von „historischen Ausschüssen" gefaßt und in Ausführung zu bringen angefangen. Ein Ministerialbeschluß vom 18. Juli 1834 gründete zuerst ein solches Comité zur Aufsuchung der Urkunden der politischen und sozialen Geschichte; drei andere wurden 1835 gebildet; zu Ende 1837 hat nun Hr. Salvandy, der geistvolle Minister des öffentlichen Unterrichtes, diesen Ausschüssen eine sehr zweckmäßige Organisation gegeben, durch die er beabsichtigt: „dieselben an das Institut, welches der Schlußstein des Gewölbes der wissenschaftlichen und literarischen Anstalten in Frankreich sei, und soviel als möglich die zahlreichen gelehrten Gesellschaften des Königreiches an ein gemeinschaftliches Centrum zu knüpfen, damit ihren Arbeiten eine nützlichere Leitung gegeben und jeder die ihr gebührenden Aufmunterungen zugetheilt werden können." Das *Journal de l'instruction publique* wird über die Erfolge berichten. Bei der neuen Zusammensetzung der Comités wurde Hr. Villemain Präsident des historischen Ausschusses der französischen Sprache und Literatur, Sylvestre de Sacy Pr. des histor. Ausschusses der Chroniken, Urkunden und Geschichten, Bar. Thussard des historischen Ausschusses der Wissenschaften (d. h. der exakten), Hr. Quatremère de Quincy des historischen Ausschusses der Denkmäler und Künste und Hr. Cousin des historischen Ausschusses der moralischen und politischen Wissenschaften.

37.

Die Kunstausstellung in Paris.

(für 1836.)

Unter den Bourbonen älterer Linie wurde der Salon für den stillen Wettstreit der bildenden Künstler nur alle drei Jahre, — seit 1830 wird er in jedem Jahre eröffnet. Ist es doch jetzt überhaupt fast, als sollte das Dasein an jedem Tage ausgemessen werden! Alles eilt; Alles möchte seine Anweisung auf das Leben gleich in baares Geld umsetzen, und wenn nicht eine höhere Hand die Lebensuhr anders stellt, dann dürfte es bald nur mehr Taggenüßler, Taglöhner und — Tagdiebe geben, und Journalismus im weitesten Sinne des Wortes, oder Ephemerismus, überall und in Allem an die Tagesordnung kommen. Auch die Künstler werden von dem wirbelnden Strome mit fortgerissen, und die alljährlichen Ausstellungen sind zugleich Wirkungen, Symptome und Miturſachen der zunehmenden Hastigkeit. Der wahrhaften Kunstbildung kann dies nur Eintrag thun. Die Kunst, wie die Natur, fordert zur Vollendung ihrer Werke bei lebendiger Regsamkeit doch eine göttliche Ruhe; sie will nicht getrieben sein; sie will, ohne Rücksicht auf fremdes Zeitmaß, ihre eigene volle Zeit haben, um ihre Gebilde bis in alles Einzelnste und Aeußerste hin zur vollen Reife zu bringen. Ueberdies gibt es immer nur wenige, den größten Aufgaben der Kunst sich widmende, wahrhaft begeisterte und geniale Künstler, und nur diese bieten Muster und Maß für die übrigen Künstler und ihre Werke, wie für das Publikum. Von solchen aber ist nicht gerade in jedem Jahre ein Musterbild zu erwarten, wie z. B. Scheffer sein Christusbild, Delaroche seine heil. Cäcilie, Gérard, Hersent und mehrere andere ausgezeichnete Künstler ihre Arbeiten nicht zeitig genug vollenden konnten, um sie zur diesjährigen Ausstellung zu bringen. Es möchte daher vielleicht gerathen sein, für kleinere, in kurzen Fristen vollendbare Kunstwerke jährlich eine kleine, und nur alle 3 oder 4 Jahre eine große, feierlichere Ausstellung zu veranstalten, bei welcher letzteren dann auch Kunstwerke ausländischer Künstler zugelassen würden.

Von manchen, — wohl meistens von solchen, die sich durch abweisende Aussprüche der Kunstgeschwornen — verletzt fühlen mochten, — ist nun zwar ein, jenem gerade entgegengesetzter Wunsch ausgesprochen, und auf eine völlig freigegebene, permanente Ausstellung in Antrag gebracht worden. Es ist aber leicht einzusehen, daß die Permanenz dem Publikum, und die Abschaffung der Geschworenen den Künstlern selbst allen

Reiz der Ausstellung benehmen würden. Beide, die Künstler, wie die Kunstfreunde mögen es daher verschmerzen, daß auch in diesem Jahre wieder manches Unbedeutende, selbst Stümperhafte aufgenommen, dagegen Werke von namhaften Meistern, — wie u. a. eine Schlacht von Dupré und Eug. Lorei, eine Maria von Paul Huet, ein Bild von Deveria, und mehrere Landschaften von Marilhat, Rousseau u. a. m. — abgewiesen worden. Es ist noch immer ein leichter zu ertragender Mißstand, daß einige werthvolle Bilder zweiten oder dritten Ranges unbeachtet bleiben, als wenn überhaupt die Aufmerksamkeit des Publikums nicht auf das Beste hingelenkt würde. Die diesjährige Ausstellung wurde am 1sten dieses Monats Morgens um 11 Uhr eröffnet. Allein an diesem ersten Tage sollen bei 30,000 Personen diese allerneuste Gallerie durchpilgert haben. Bei Vergleichung der, in diesem und den beiden vorhergehenden Jahren ausgestellten Kunstwerke, stellt sich, hinsichtlich der Anzahl derselben, folgendes Ergebniß heraus:

Ausgestellt wurden i. J.	1834:	— 1835:	— 1836:	— Also weniger im J. 1836 als 1835:
Gemälde	1,956.	2,175.	1,856.	319.
Skulpturen	189.	155.	136.	19.
Architekt. Arbeiten	17.	32.	26.	6.
Kupfer- u. Stahlstiche	81.	96.	61.	35.
Steindrücke	71.	78.	43.	35.
	2,314.	2,536.	2,122.	414.

Hierzu trugen bei im J. 1834: 1,032, — 1835: 1,227 und 1836: 1,070 Künstler, von denen im vorigen Jahre 235, in diesem Jahre nur 157 dem schönen Geschlechte angehörten.

Die auch in diesem Jahr immer noch große Zahl von sogenannten Kunstwerken (1000 bis 1200 Stücke wurden abgewiesen!) „kitzelt nun allerdings," — wie ein französisches Tagblatt bemerkt, — „die etwas prahlerische Gemüthsart (humeur vantarde) der Nation, die, wie der Baron von Feneste, keinen sonderlichen Unterschied sehe zwischen *Sein* und *Scheinen*." Ob jedoch die Kunst selbst durch solche luxuriöse Produktion gefördert werde, wird, zum Wenigsten bezüglich auf die diesjährige Ausstellung, stark bezweifelt. Unpartheiliche Kenner klagen im Allgemeinen über durchgreifenden *Mangel an Kraft und Originalität*, und über *Vernachlässigung der Zeichnung*, wenn auch im Uebrigen etwas mehr Gewandtheit und eine kunstvollere Behandlung der Farben wahrzunehmen sei. Die Haupturſache jenes Mangels ist wohl darin zu suchen, daß es überhaupt jetzt in Frankreich der Kunst

an leitenden Principien, an begeisternden Motiven gebricht. Die griechischen und römischen Schulen sind untergegangen; zur Bildung einer religiösen Schule kam die Anregung aus Deutschland, und Ingres, der sich in ihr hervorthat, fand zwar Schüler, aber keine Gläubigen. Eine andere Schule, die man die eklektische nennen könnte — und, nach V. Hugo's früherem Losungswort, „die Kunst um der Kunst willen" treiben möchte, — hat sich seitdem gebildet; aber sie ermangelt der entschiedenen Haltung, wie der belebenden Antriebe.

Wie nun der zarten Pflanze der Kunst die Sonne von oben, so versagt auch die Erde ihr die zureichende Nahrung. Die Menge läuft zwar neugierig zur Ausstellung, wie zu jedem anderen Schauspiel; aber die wahrhaft fördernde Liebe zu den Werken der bildenden Künste ist noch ungemein selten zu finden. Außer einigen Porträten, die bestellt sind, wird das Meiste nur von der Regierung oder der Civilliste gekauft. Nicht in sechs Städten wagt der Munizipalrath, ein Kirchenbild zu votiren; achtzig Departemente erhalten von der obersten Verwaltungsbehörde in Paris bis auf ihre Häuser- und Brunnen-Risse. Die Regierung und die Civilliste aber können natürlicherweise nicht allen sanguinischen Hoffnungen der Künstler entsprechen, und so erzeugt sich denn unter diesen eine große Masse von Elend, und da bei dem Ankauf auch die Intrique ihr Spiel treibt, so wirkt dies höchst verderblich auf die Künstler zurück. —

Unter den in diesen Jahren zur Ausstellung zugelassenen Bildern wird, merkwürdig genug, zweien die allgemeinste Anerkennung zu Theil, deren Producenten beide ein unglückliches, vorzeitiges Ende genommen. Das eine sind die venetianischen Fischer von Robert, welches Gemälde, wie ein Organ der öffentlichen Meinung behauptet, „die ganze Ausstellung dominirt," das andere ist die Bonapartische Schlacht vor den Pyramiden von Gros.

Ueberhaupt bilden Schlachten — und vorzugsweise Napoleonische — den eigentlichen Kern und die Glanzseite der diesjährigen Ausstellung. Die meisten derselben sind von der Civilliste zur Ausschmükkung von Versailles bestellt. —

38.

Erzbischöfliches Auto-da-fè von Südmeergöttern in Frankreich.

Im August 1837 wurden im Hâvre de Grace zwei Kisten ausgeschifft, welche kleine, grob geschnitzte Baumstrunke enthielten. Die Mauth-

ner wußten nicht, welche Gebühren ſie von dieſer wunderlichen, im Tarif nicht aufgeführten Waare erheben ſollten. Es waren Götterbilder des Südmeeres, welche von den Miſſionairen als Siegeszeichen dem Erzbiſchof von Paris überſendet worden. Die Mauth wußte ihr Tarif elaſtiſch zu machen und beſteuerte die fremden Götter aus den Archipelen der Marquiſen, von Mendoze und Sandwich. Auf eine bloße Ordonnanz aber, die aus dem Erzbiſchöflichen Palaſte hervorging, wurden die abgeſetzten Idole, — ſo lebendig, als ſie eben noch waren, — verbrannt. —

Glücklicher fuhren die Indiſchen Götter, die unlängſt in England angekommen waren. Die Verſteigerung derſelben hat Hrn. Georg Robins 125,000 Franken eingetragen, alſo 1500 Franken für jeden Gott! Auch Pariſer Handelshäuſer ſollen ſich bereits einige Parthien Aſiatiſcher und Auſtraliſcher Götter beſtellt haben. Der Handel in dieſem Artikel verſpricht einträglich zu werden. —

39.

Die Geſellſchaft für Verbreitung des katholiſchen Glaubens.

Den Annales de la propagation de la foi zufolge betrug die Einnahme der in Frankreich für Verbreitung des katholiſchen Glaubens beſtehenden Geſellſchaft —

im Jahr	1833 . . .	364,056 Franken,
„ „	1834 . . .	404,943 —
„ „	1835 . . .	541,830 —
„ „	1836 . . .	729,868 —

Zu der letzteren Summe hat Frankreich 649,009, Belgien 53,602, Schweiz 13,575, Sardinien 7,152, Deutſchland 4,277, England nur 175, Spanien, Italien gar Nichts beigetragen. Die Ausgaben beliefen ſich im Jahr 1836 auf 729,712, wovon 680,115 zur Unterſtützung von Miſſionen in Griechenland, der Türkei, und mehreren Ländern in Aſien, Amerika und Auſtralien.

40.

Wahnſinn der Gazette de France.

(1836.)

Bekanntlich hat Herr de Genoude, Hauptherausgeber der Gazette de France eine „Raison du Christianisme“ in 12 Bänden herausgegeben, in welchen Stellen aus den Werken von 176 der berühmteſten Schriftſteller aus den letzten 4 Jahrhunderten (Baco, Rouſſeau, Kant, Fichte u. ſ. w.) zuſammengetragen ſind, um alle chriſtlichen Lehren durch Vernunftgründe zu erweiſen.

Die vom Abbé Gerbet redigirte Zeitſch.: „l'Université catholique“ hat in ihrem letzten Heft eine (von der Gazette de France aufgenommene) Analyſe jenes Werkes gegeben, in welcher zum Vernunfterweis „für die Wahrheit des chriſtlichen Glaubens“ u. a. auch angeführt wird: „die Zerſtreuung der Juden, die zur Strafe ihres Gottesmordes (déicide), ſeit 1800 Jahren auf der Erde umherirrten, ohne Oberhaupt, Tempel, Altar und Vaterland und ohne ſich unter die Völker zu miſchen, unter denen ſie leben.“ — Daß ſolche gräuliche Rede geführt wurde in Zeiten der Barbarei, in denen die Urkunden des chriſtlichen Glaubens nur in den Händen ſolcher waren, die ſie zu verbergen ein barbariſches Intereſſe hatten, läßt ſich begreifen. Jetzt aber, wo jeder zu jeder Stunde in dem neuen Teſtament leſen kann, daß die Juden Chriſtum dem Tode überliefert, weil ſie behaupteten, er „mache ſich ſelbſt zu Gottes Sohn“ (Matth. 27, 43. Joh. 19, 7.) und läſtere Gott (Matth. 26, 65. Mark. 2, 7.), und wo jeder die göttlichen Worte leſen kann: „Vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun“ (Luk. 23, 34.) — jetzt kann man nur um den Namen verlegen ſein, den man einer Aeußerung, wie die oben angeführte, beizulegen habe! —

Aber die Gazette läßt ſich hieran nicht genügen. Wie ſie am 30. Juli 1836 die Juden zu Gottesmördern geſtempelt, ſo macht ſie am 31. die Deiſten zu — Atheiſten. Wer nämlich, ſo ſchreibt ſie, wie Carrel in ſeiner Todesſtunde, ausruft: „keine Prieſter, keine Kirche,“ — (womit Carrel doch nur die Prieſter und Kirche gemeint, die auch dem edlen Grégoire das Begräbniß verweigert) — der wolle auch keine Religion. Denn — „es gebe drei Religionen auf Erden: das Chriſtenthum, das Judenthum und den Mahomedanismus; und alle drei nähmen eine Offenbarung an.“ Gegen die Einwendung des National aber, „daß man nichts mit den Prieſtern zu thun haben wolle, und doch

ein ſehr religiöſer Deiſt ſein könne" (être fort religieusement déiste), meint die Gazette, „dieſe beiden Bezeichnungen vertrügen ſich nicht miteinander; denn wenn man religiös ſei, glaube man an eine Offenbarung, an Kirche und Prieſterthum; wenn man Deiſt ſei, ſei man nicht religiös; denn wer allen Religionen angehört, gehört keiner an u. ſ. w." —

41.

Lacénaire.

(Aug. 1835.)

Auf die erſchütterndſte, entſetzlichſte Weiſe bringen die Verbrechen Lacénaire's und ſein Benehmen und ſeine Aeußerungen während des Prozeſſes und bis zur Hinrichtung die furchtbare Oede eines der Sittlichkeit und Religion völlig entfremdeten Gemüthes zur Anſchauung. Mit dem Glauben an einen allerhöchſten ſittlichen Geſetzgeber iſt das menſchliche Pflichtgefühl, mit dem Glauben an Unſterblichkeit iſt ihm auch der allein nachhaltige Beweggrund zur Selbſtbeherrſchung entſchwunden. Gelöſt iſt ihm das heilige Weltenband der Religion, und ſo fällt ihm die Menſchheit in Atome, in ſelbſtiſche Monaden auseinander; ein Leichentuch verhüllt ihm das erhebende, ſtrahlende Jenſeits, und ſo bleibt ihm für das flüchtige Erdenleben nur die Aufgabe, ſich möglichſt vieler irdiſcher Genußmittel zu bemächtigen; das Daſein wird ihm ein berechnender Krieg aller gegen alle, Raubmord ein durch Mangel gebotenes Erwerbsmittel. Wie tief aber dieſe grauenhafte Weltanſicht ſich dem Geiſte des unſeligen Jünglings eingewurzelt haben muß, zeigt ſich daraus, daß er noch im Kerker ſich belletriſtiſchen Arbeiten widmen konnte, — er ſchrieb mehrere kleine Gedichte und ſogar ein verſifizirtes Drama in drei Akten: „L'Aigle de la selleide." Von ſich ſelbſt ſagte er: „Je sui né assassin comme on nait poëte." Den Abbé Lacordaire, der aus chriſtlichem Mitleid ihn beſucht, um ihn zur Reue zu erwecken, — wies er mit den ſchnöden Worten von ſich: „Vous m'embêtez; je ne veux pas être convaincu!" Selbſt noch kurz vor ſeiner Hinrichtung ließ er ſich eine Cigarre reichen; „weil man," ſo ſagte er, „alte Gewohnheiten nicht aufgeben müſſe."

Und dennoch, wie dicht auch die Finſterniß war, die jene unſterbliche Seele umſponnen, wie feſt die Macht der Selbſtſucht, die dieſen Geiſt „von ſeinem Urquell abgezogen," ihn umklammert hielt, — dennoch glühte der Himmelsfunke, der in der tiefſten Tiefe jedes Selbſtes leuchtet,

noch einmal vor des Verurtheilten Ende durch die entſetzliche Nacht, wie ein ſcheidender Stern zwiſchen Gewitterwolken auf den verſinkenden Schiffbrüchigen zurückblickt. Am Abend vor der Hinrichtung ſchrieb Lacénaire ein — Gebet, welches, wie die zuverläſſige Gazette des Tribunaux berichtet, mit folgender Strophe ſchloß:

Dieu que j'invoque, écoute ma prière!
Darde en mon âme un rayon de ta foi,
Car je *rougis de n'être que matière,*
Et cependant *je doute malgré moi...*
Pardonne moi, si dans ta créature
Mon oeil superbe a méconnu *ta main,*
Dieu. — Le néant. — Notre âme. — La nature.
C'est un secret — — Je le saurai demain! —

So fühlte alſo auch der Tiefſtverhärtete noch das Bedürfniß des Glaubens an einen allwaltenden, helfenden Gott; ſo erröthete noch einmal ein in die Bande der Sinnlichkeit verſtricktes Menſchenweſen; „nur Materie zu ſein," und ſelbſt, als die anbrandende Woge des Zweifels den Hülfrufenden wieder ergriff, um ihn hinab in den Abgrund der Troſtloſigkeit zu ſtürzen, — preßt die urſprüngliche Gewißheit unvergänglichen Weſens ihm den letzten Schrei der Unſterblichkeit aus: „Morgen werde ich's wiſſen."

Nachträglich.

Gerichtliche Vertheidigung in Verſen.

Ein gewiſſer Louis Camus (auch Sergy) M... erſchien am 7. Dec. 1835 vor den Aſſiſſen zu Paris, angeklagt, ein Gedicht an eine Straßenecke angeheftet zu haben, deſſen 71 Zeilen folgendes Acroſtich bildeten:

Fieschi, que leur mépris ne te soit pas amèr,
L'oeuvre peut quelquefois sanctifier le fer.

Aus dem Verhör ergab ſich, daß der Dichter wegen ſchlechter Aufführung von einem ſubalternen Polizeiamt entfernt worden. Seine Vertheidigung begann er mit den Worten:

Amené sur le banc qu'occupa *Lacénaire,*
Je me dois estimer heureux dans ma misère...

Der Präſident wollte zunächſt nicht geſtatten, daß der Angeklagte ſich in Verſen vertheidige; „dieſe Sprache ſei nicht die der Wahrheit (!), ſie gehöre auf die Bühne." Auf die Einrede des Anwaltes aber beſchloß der Gerichtshof, der Angeklagte dürfe in Verſen reden, da kein Geſetz es verbiete.

Nach Beendigung ſeiner ungereimten — gereimten Vertheidigung wurde der Dichter zu einem Jahr Gefängniß und 500 Franken Strafe verurtheilt.

42.

Guizot
über die gegenwärtige Zeit.
(1837.)

In der Verſammlung des Alterthumsforſchervereins der Normandie, welche zu Caën gehalten worden, ließ Herr Guizot, — der zum wenigſten hinſichtlich der franzöſiſchen Zuſtände als competenter Richter anzuſehen ſein dürfte, folgende Klage vernehmen: „Bergen läßt ſich nicht, daß die wahre und uneigennützige Verehrung der Wiſſenſchaft unter uns abgenommen hat. Man will Aufſehen, ſchnelle Befriedigung der Eigenliebe oder materiellen Nutzen. Eitle Marktſchreierei und gierige Speculation nehmen heutzutage in der Literatur und ſelbſt in der hiſtoriſchen Literatur einen großen Platz ein. Könnte eine ſolche geiſtige Erniedrigung die allgemeine und herrſchende Geſinnung werden, ſo wäre es um die Wiſſenſchaft geſchehen.“ Zum Schluſſe bemerkte Hr. Guizot: „das ganze vergangene Frankreich, das Frankreich der alten Verfaſſung, — der Revolution, — des Kaiſerthums, — der Reſtauration haben Repräſentanten in dem jetzigen Frankreich. Dieſe Epochen unſeres Nationallebens muß man richtig kennen, ſo wird man auch gegen diejenigen unſerer Zeitgenoſſen, die ihnen in gewiſſen Beziehungen noch angehören, gemäßigt, unpartheiiſch, billig ſein.“

Hiermit iſt jener große Fortſchritt der Bildung angedeutet, welcher auch für Frankreich eine neue Entwicklungsepoche eröffnet. Er beſteht darin, daß die Fortgeſchrittenen den Zurückgebliebenen ein hiſtoriſches Recht zuerkennen, und dieſe hierdurch auch zur Billigkeit gegen jene bewegen.

43.

Lerminier
über vergleichende Geſetzkunde.

Lerminier ſetzt mit großem Beifall im Collège de France ſeine Vorleſungen über vergleichende Geſetzkunde fort. Vor zwei Jahren hatte er einen Kurſus über die geſetzgebende Gewalt been-

det und in demſelben zum Erweis der Legitimität der Demokratie hingeführt. Die Vorleſungen über das Völkerrecht, — er nennt es droit international, — die er in dieſem Winter begonnen, ſoll nun das Verbündniß (association) und die Gleichheit der Völker als das nothwendige Ziel der geſchichtlichen Entwicklung des zwiſchenvölkerlichen Rechtes aufzeigen. Dieſer Kurſus wird in vier halbjährigen Abtheilungen mit den völkerrechtlichen Verhältniſſen den älteſten Zeiten bis zum Vertrage von Verdün (843), dann von 843 bis zum Tode Heinrich's IV., weiter von 1640 bis 1789 und zuletzt von dem Ausbruch der Revolution bis auf die Gegenwart hin ſich verbreiten. Aus einer der in dieſen Tagen gehaltenen Vorleſungen entnehmen wir folgende Bemerkungen:

„Die zwei großen Seiten (faces) der Geſchichte ſind die Religion und das Recht; die Religion, die das Bedürfniß der Menſchen iſt, Gott zu nahen, die Urſache der Dinge zu ſchauen, die Wahrheit zu beſitzen; das Recht — die Exaltation der Freiheit, das menſchliche Ich. In ſeiner Abſonderung iſt das Recht die ſtolze Kraft, es iſt Ajax. In ſeinen Beziehungen zur Religion iſt es die Uebereinſtimmung des Rechtes mit der Pflicht, der Gnade mit der Freiheit, der Unabhängigkeit mit der Nothwendigkeit. Dies aber iſt der Zielpunkt, den man erreichen muß: der Werth des Menſchen beſteht darin, daß er ſeine individuellen Kräfte allgemeinen Geſetzen dienſtpflichtig macht; ebenſo verhält es ſich mit den Völkern. Wo kann der augenfällige Erweis dieſer Wahrheit geſchöpft werden? Aus zwei großen Geſchichtwerken, die noch zu ſchreiben ſind: aus der vergleichenden Geſchichte der Geſetzgebungen und aus der Geſchichte und Vergleichung der Religionen." —

44.

Statiſtiſches.

a.

Literatur der Statiſtik von Frankreich. —

Die erſten ſtatiſtiſchen Dokumente, welche man über Frankreich beſitzt, ſind die Mémoires der Intendanten der Provinzen, welche auf Befehl Ludwig's XIV. zur Belehrung ſeines Enkels gefertigt wurden.

Einen Auszug daraus ließ Graf v. Boulainvilliers im J. 1723 unter dem Titel: „Etat de la France“ erscheinen. Die neueste statistische Arbeit über dasselbe Land ist die jetzt von Hrn. Martin (duNord), Handelsminister, herausgegebene Statistique „générale de la France“ (in 2 Bänden). Von den nach Boulainvilliers Auszug erschienenen Werken über diesen Gegenstand sind die Description von „Piganiol de la Force“ und das „Dictionnaire“ vom Abbé Expilli von geringem Umfang; reichhaltiger „Moheau's Récherches et considérations sur les populations de la France,“ (1778); unter den Arbeiten vor 1789 die werthvollsten Necker's „Traité de l'administration des Finances,“ und besonders Lavoisier's: „Aperçu sur la richesse territoriale de la France.“ Auf Napoleon's Antreiben erschien später das treffliche Werk „de l'Industrie française“ v. Chaptal, worin alle Resultate zusammengestellt, die er von 1800 bis 1812 zu sammeln Gelegenheit hatte. Aus der Restaurationszeit bleibt uns nur die schätzbare Arbeit, welche Hr. v. Chabrol über die Stadt Paris herausgegeben. Nach der Befreiungswoche des J. 1830 fing man ernstlich an, sich mit den materiellen Interessen des Landes zu beschäftigen, was denn zunächst zur Errichtung eines „Bureau de statistique“ (im Bereich des Handelsministeriums) Veranlassung gab. Die erste Frucht desselben war der im J. 1835 unter der Verwaltung des Hrn. Duchâtel erschienene Recueil. Der nun (August 1837) von Hrn. Martin herausgegebene erste Band der allgemeinen Statistik zeigt, wie Treffliches von dieser Anstalt zu erwarten.

b.

Zur Statistik von Frankreich.

(Nach Charl. Dupin's Vorlesungen im Conservatoire des arts et métiers im Monat März 1836).

Die Oberfläche von Frankreich wurde im Jahr 1783 auf 52,659,000, sie wird jetzt auf 52,760,279 hectares (c. Morgen) geschätzt, was also nur einen Ueberschuß von c. 100,000 Hect. bildet. Wenn aber Frankreich 1783 nur 25 und eine halb Million Menschen nährte, so nährt es jetzt deren 33 und ein Viertel, also fast 8 Millionen mehr als vor 50 Jahren, und statt daß hierdurch der Nahrungsantheil für den Einzelnen geschmälert, ist er vielmehr reichlicher geworden. Dies erklärt sich aus mehreren zusammentreffenden Umständen. Gegen Mitte des XVII. Jahrhunderts war noch ein großer Theil des Bodens als unfruchtbar verlassen. Nach Necker's Angaben belief sich die Anzahl der Hektare, welche urbar zu machen — Eigenthümer in den Jahren 1766 bis 1780 sich bereit erklärten, auf 486,000. Diese Anträge mußten sich noch vermehren, nachdem das Edikt von 1776 die neu urbar gemachten Aecker auf 20 Jahre von

Abgaben befreite. Hierzu kam die ſchon vor der Revolution begonnene gleiche Erb-Vertheilung der liegenden Gründe, und der zu Anfang der Umwälzung verfügte Verkauf der großen adligen, kirchlichen und ſonſtigen Nationalgüter. Jene Erb-Vertheilung iſt aber noch immer im Zunehmen; denn von 1816—1826 vermehrte ſie ſich jährlich um 21,294, von 1826 — 1833 um 74,012, von 1833 — 1834 ſogar um 81,903. — So iſt es gekommen, daß jetzt mehr als zwei Drittel der Franzoſen Eigenthümer, und wenigſtens 6 Millionen Familienväter Grund-Eigenthümer ſind.

Früher, wenn Fabrikanten und Kaufleute ein mäßiges Vermögen erworben, zogen ſie ſich zurück, um als müſſige Rentier's ihr Leben zu beſchließen. Jetzt, wenige ausgenommen, kaufen ſie ein Landgut, welches ſie auf alle Weiſe zu verbeſſern ſich angelegen ſein laſſen. Außerdem bildet ſich auch eine Klaſſe von reichen Bauern, die man nur dem vierten Stand in Schweden und den römiſchen Bürgern der Land-Tribus in den ſchönen Zeiten der Republik vergleichen kann.

Auch hinſichtlich der Produktion haben ſich die Verhältniſſe merklich verbeſſert. Ein kleinerer mit derſelben beſchäftigter Theil der Bevölkerung bringt verhältnißmäßig weit mehr hervor als dies früher der Fall war, und die Zunahme der Subſiſtenzmittel übertrifft ſtets die der Bevölkerung; denn die Entwicklung der Kultur in den Jahren von 1814—1833 bietet Nahrungsmittel für einen Ueberſchuß von 7,626,341 Einwohnern, während die Bevölkerung ſich nur um 3,508,575 Einwohner vermehrt hat. Und nicht nur vermehrt, ſondern auch verbeſſert haben ſich dieſe Mittel. Dies verdanket Frankreich vorzüglich der Sorgfalt, welche die Regierung beſonders ſeit 1795 auf die Pflege der Land-Oekonomie verwendet, ſo wie den Bemühungen großer Gelehrter, wie Daubenton, Vicq d'Azyr, Fourcroy, Chaptal u. m. a. —

c.

Bodenſtatiſtik.

Galignani's „Messenger“ gibt folgende intereſſante Ueberſicht. Die Oberfläche Frankreichs, vom Cataſter auf nahe an 53 Mill. Hektare angeſchlagen, vertheilt ſich in nachſtehender Weiſe:

Pflügbares Land	22,878,000.
Berge, Straßen und Flüſſe .	6,555,000.
Wald	6,522,000.
Weiden	1,525,000.
Wieſen	3,488,000.
Wüſtes Land	3,841,000.
Weinberge	4,977,000.

Besonders bearbeitetes Land	780,000.
Gemüsegärten	428,000.
Kastanienpflanzungen . . .	406,000.
Seen	213,000.
Schlösser, Landsitze ꝛc. . . .	213,000.
Sümpfe	186,000.
Hopfengärten	60,000.
Weidenpflanzungen	53,000.
Oelbaumgärten	43,000.
Park's und Baumschulen . .	39,000.
Bergwerke und Steinbrüche .	28,000.
Kanäle	9,000.
Torfgründe	7,000.

d.

Statistik der jährlichen Produktionen Frankreichs.

Die Debats (Aug. 1837) schlagen wahrscheinlich aus zuverlässigen Quellen schöpfend, den Werth der jährlichen Produktionen Frankreichs auf 6 Milliarden Franken an, wovon

auf Getreide	1,900	Millionen Franken
„ Fabriken und Manufakturen	1,400	—— —
„ Wein	800	—— —
„ Wiesenwachs	700	—— —
„ Hausthiere	650	—— —
„ Gemüse und Früchte . . .	262	—— —
„ Holz	141	—— —
„ Mineralien	97	—— —
„ Flachs und Hanf	50	—— —
	6000	Millionen Franken.

e.

Dampfmaschinen in Frankreich.

Als Hr. Bolton, Assozié des berühmten James Watt zu Georg III. kam, um ihm eine Vervollkommnung, die sie bei dem Bau der Dampfmaschinen angebracht, zu erklären, fragte der König ihn: „was verkaufen Sie, Hr. Bolton?" worauf dieser erwiderte: „was die „Könige sehr lieben, Sire, — Macht!" — Wirklich bildet die Anwendung des Dampfes ein Hauptelement der Englischen Macht. Kann in dieser Hinsicht Frankreich sich noch Grosbritannien nicht an die Seite stellen, so ergibt sich doch aus folgender Uebersicht, die dem Compte rendu des Ingénieurs des mines (Juli 1837) en [illegible]reich' be-

Fortſchritte auch hierin Frankreich unter der Aegide ſeiner Charte und vorzüglich ſeit der, durch den Verſuch ſie zu verletzen, herbeigeführten Befeſtigung und Erweiterung derſelben gemacht. Es gab dort nämlich bis zum Jahre 1820 überhaupt nur 65 Dampfmaſchinen; ſeitdem wurden eingerichtet:

im Jahre 1820	— 28	im Jahre 1829	— 56
= = 1821	— 27	= = 1830	— 74
= = 1822	— 52	= = 1831	— 47
= = 1823	— 53	= = 1832	— 86
= = 1824	— 25	= = 1833	— 164
= = 1825	— 69	= = 1834	— 177
= = 1826	— 73	= = 1835	— 292
= = 1827	— 56	unbekannt, wann:	— 56
= = 1828	— 47		

dieſemnach gibt es jetzt 1448 Dampfmaſchinen von etwas über 19,000 Pferdekraft.

Außerdem iſt die Zahl der Privat-Dampfſchiffe in den Jahren 1833, 1834 und 1835 von 75 und 82 auf 100 (von 3863 Pferdekraft) geſtiegen; — ferner beſitzt die königl. Marine 32 Dampfſchiffe (von 4800 Pferdekraft) und die Poſtverwaltung 10 Dampfboote für das Mittelländiſche Meer (von 1600 Pferdekraft).

So ſtellt alſo das verdampfte Waſſer mittelſt der Maſchinen dem franzöſiſchen Staate die Kräfte von mehr als 20,000 Pferden zur Verfügung. —

f.

Verkehrswege in Frankreich, Nordamerika und England.

Die Statistique générale de France 1837 gibt folgende Ueberſicht vom Syſtem der Verkehrswege in Frankreich:

	Lieues.	
1. Landwege:		
Claſſifizirte königl. Landſtraßen	8,628	
Departemental-Landſtraßen	9,232	
Vizinal-Wege	192,864	
Im Ganzen		210,724 L.
2. Waſſerwege:		
Flüſſe	2,064	
Canäle	925	
Im Ganzen		2,989 L.
3. Eiſenwege:		50 L.
In Allem		213,763 L.

Zur Vergleichung kann hier angeführt werden, daß die Ver. Staaten Nordamerika's 1320, daß England 1100 und Belgien 115 Lieues Canäle beſitze; — daß England jetzt bald 3 bis 400 Lieues Eiſenwege, und Nordamerika deren 800 bis 1000 haben wird. —

g.

Frankreichs Handel mit dem Auslande im Jahre 1835.

Amtlichen Angaben zufolge betrug im Jahre 1835 der Werth der Waaren, welche Frankreichs ſpeziellen Handel ausmachten mit:

	Ausfuhr	Einfuhr	im Ganzen
Den V. St. Nordamerika's . .	145 Mill. Fr.	72 Mill.	217 Mill.
Den franz. Colonien (faſt) . .	50 " "	59 "	109 "
Belgien	35 " "	60 "	95 "
Sardinien	27 " "	67 "	94 "
England	59 " "	32 "	91 "
Spanien	40 " "	26 "	66 "
Deutſchland	33 " "	26 "	59 "
Schweiz	33 " "	14 "	47 "
Türkei	11 " "	16 "	27 "
Rußland	9 " "	17 "	27 "

h.

Handelsverkehr zwiſchen Frankreich und England.

Der von G. Villiers und J. Bowring an das Oberhaus erſtattete First report on the commercial relations between France and Great Britain gibt folgende intereſſante Ueberſicht der durchſchnittlichen jährlichen Ein- und Ausfuhr Englands von und nach Frankreich:

In den Jahren:			von England nach Frankreich	von Frankreich nach England
von 1698—1701,	in denen	Friede, für	86,025 Lſt.	166,115 Lſt.
" 1702—1712,	" —	Krieg, "	8,890 "	16,642 "
" 1713—1717,	" —	Friede, "	54,928 "	155,725 "
" 1718—1721,	" —	Krieg, "	58,428 "	140,431 "
" 1722—1738,	" —	Friede, "	54,877 "	253,702 "
" 1739—1748,	" —	Krieg, "	36,891 "	264,881 "
" 1749—1755,	" —	Friede, "	60,962 "	437,483 "
" 1756—1762,	" —	Krieg, "	3,194 "	202,961 "
" 1763—1774,	" —	Friede, "	93,518 "	504,225 "
" 1775—1783,	" —	Krieg, "	38,992 "	193,790 "
" 1784—1792,	" —	Friede, "	452,734 "	921,492 "

von		in denen		für		Lst.		Lst.
=	1793—1801,	=	—	Krieg,	=	60,399	=	378,142 =
=	1802	=	—	Friede,	=	424,434	=	2,390,103 =
=	1803—1815,	=	—	Krieg,	=	461,529	=	586,231 =
=	1816—1822,	=	—	Friede,	=	737,360	=	1,314,079 =
=	1830	=	—	Friede,	=	1,000,000	=	4,140,000 =

i.

Französische Handelsbilanz im Jahre 1836.

Einer von der französischen Mauthverwaltung bekannt gemachten Uebersicht zufolge wurden im Jahre 1836

Eingeführt.

Zur Industrie nöthige Stoffe für 531,184,606 Fr.

Verbrauchs-Artikel { natürliche — 177,744,366 —
fabrizirte — 196,646,387 —

zusammen für 905,575,359 Fr.

Ausgeführt.

Natur-Produkte (franz. und fremde) für 324,607,157 Fr.

Fabrikate — — — — 636,677,599 —

zusammen für 961,284,756 Fr.

Mehrbetrag der Ausfuhr: 55,709,397 Fr.

k.

Zunahme des Cigarren-Verbrauch's in Frankreich.

Den Angaben des Finanzministers d'Argout (in der Deputirtenkammer) zufolge sind in Frankreich von der Regierung verkauft worden an Havanna-Cigarren:

Im Jahre	1831	. . .	3,484,000 Kilogr. (2 Pfd).
— —	1832	. . .	3,500,000
— —	1833	. . .	4,000,000
— —	1834	. . .	6,500,000
— —	1835	. . .	8,000,000

l.

Kunstanstalten in Frankreich.

Es fanden sich im Jahre 1836 in Frankreich 82 Museen, 160 Schulen zur Beförderung der schönen Künste, und 2231 produzirende *Künstler, nämlich*: 1096 Oel-Maler, 150 Bildhauer, 113 Kupferstecher, *263 Architekten, 309* Maler in Wasserfarben und Zeichner. In Paris

allein gibt es 35 öffentliche Kunſtſchulen, 20 Muſeen, 773 (Oel-)Maler, 106 Bildhauer, 102 Kupferſtecher, 195 Architekten, und 209 Zeichner und Maler in Waſſerfarben, in Allem 1385 Künſtler. Außerdem gibt es in allen bedeutenderen Provinzial-Städten Geſellſchaften zur Förderung der Künſte und Ausſtellungen von Werken lebender Künſtler. Die an Künſtlern und Kunſtbeſtrebungen reichſten Departemente ſind, nach dem der Nieder-Seine, die des Nordens, der Gironde, des Rhone's und der Seine und Oiſe. — M.

m.

Criminalſtatiſtik Frankreich's.

Dem Bericht des franz. Juſtizminiſters über den Zuſtand der Criminalität in Frankreich im J. 1835 entnehmen wir folgende intereſſante Angaben:

Im Jahr 1835 iſt gegen 1834 die Zahl der Verbrechen gegen die Perſönlichkeit von 1557 auf 1771 geſtiegen, während die Verbrechen gegen das Eigenthum ſich von 3568 auf 3457 vermindert hat. Hiernach kam 1834 ein Verbrechen auf 4684, im J. 1835 eines auf 4644 Einwohner. In beiden Jahren aber gehörten von 100 Angeklagten 17 dem weiblichen Geſchlecht. Von den 7221 Angeklagten waren 94 noch nicht 16 J. alt, 2297 zwiſchen 16 und 25, — 2359 zwiſchen 25 und 35 und 2473 älter als 35; — ferner 4239 ehelos, 2688 verheirathet, 294 verwittwet; — 4079 konnten weder leſen noch ſchreiben (!), 2253 konnten es nur unvollkommen, 584 laſen und ſchrieben ſehr gut. Waren 1833 von 100 Verbrechern nur 55 ehelos, ſo 1834 ſchon 59, und 60 im J. 1835; konnten aber 1829 und 1830 von 100 Verbrechern 61 nicht leſen noch ſchreiben, ſo 1835 nur 56. Völlig müßig waren 1178 im J. 1835, für fremde Rechnung arbeiteten 3688, für eigene 2357. —

In den 118,225 Zuchtpolizeiſachen vom Jahre 1835 waren 164,886 Perſonen betheiligt, unter denen 19 von 100 dem weiblichen Geſchlechte angehörend, während im Jahre 1831 — 24 von 100. Die Zahl der rückfälligen Verbrecher iſt von 11 v. 100 im J. 1826, im J. 1835 auf 21 von 100 geſtiegen, aber unter 100 Rückfälligen waren nur 9 Frauen.

Bloße Polizeiſachen kamen im J. 1835 — 105,649 vor, bei denen 150,460 Perſonen betheiligt; — Selbſtmorde — 2305. Unter den Selbſtmördern gehörten 521 dem weiblichen Geſchlecht; — 850 aller dieſer Unglücklichen waren 30 — 50, 19 nicht 16, und 31 über 80, J. alt. Im Juli wurden die meiſten Selbſtmorde (294), im Dezember die Wenigſten begangen. —

n.

Zur Statistik von Paris.

Aus einem vom Präfekten von Paris erstatteten Bericht ersieht man u. a., daß die Bevölkerung zwar stets in Zunahme begriffen, von 1831 bis in's vor. J. von 774,338 auf 909,126 gestiegen, dagegen die Fleischconsumtion bedeutend abgenommen; denn 1825 wurden fast 58, im Jahre 1835 nur 53 Millionen Kilogr. verzehrt, im J. 1826 noch fast 56½, im J. 1836 nur etwas über 54½ Mill. Kilogr. — Das Verhältniß der Armen zur übrigen Bevölkerung war zu Anfang des vorigen J. wie 1 zu 12,32; man zählte nämlich 62,539 Arme, wovon 14,499 Männer, 23,748 Frauen, 10,862 Knaben und 11,430 Mädchen. Bemerkt verdient auch zu werden, daß während in den Jahren 1771 und 1772 in's Findelhaus jährlich über 7000, bei fast verdoppelter Bevölkerung im J. 1834 nur 4,941 und 1835 nur 4,877 Kinder in dasselbe gebracht wurden. — Wir finden auch hier angemerkt, daß die Stadtverwaltung im J. 1835

in den Hospitälern verpflegt hat	70,452 Kranke,
in den Versorgungshäusern (Hospices) erhalten .	12,447 Personen,
für den Unterhalt gesorgt von	21,288 Findlingen,
	1,676 Waisen,
in ihren Wohnungen unterstützt	62,539 Arme.
	168,402

o.

Statistik der französischen Deputirtenkammer.

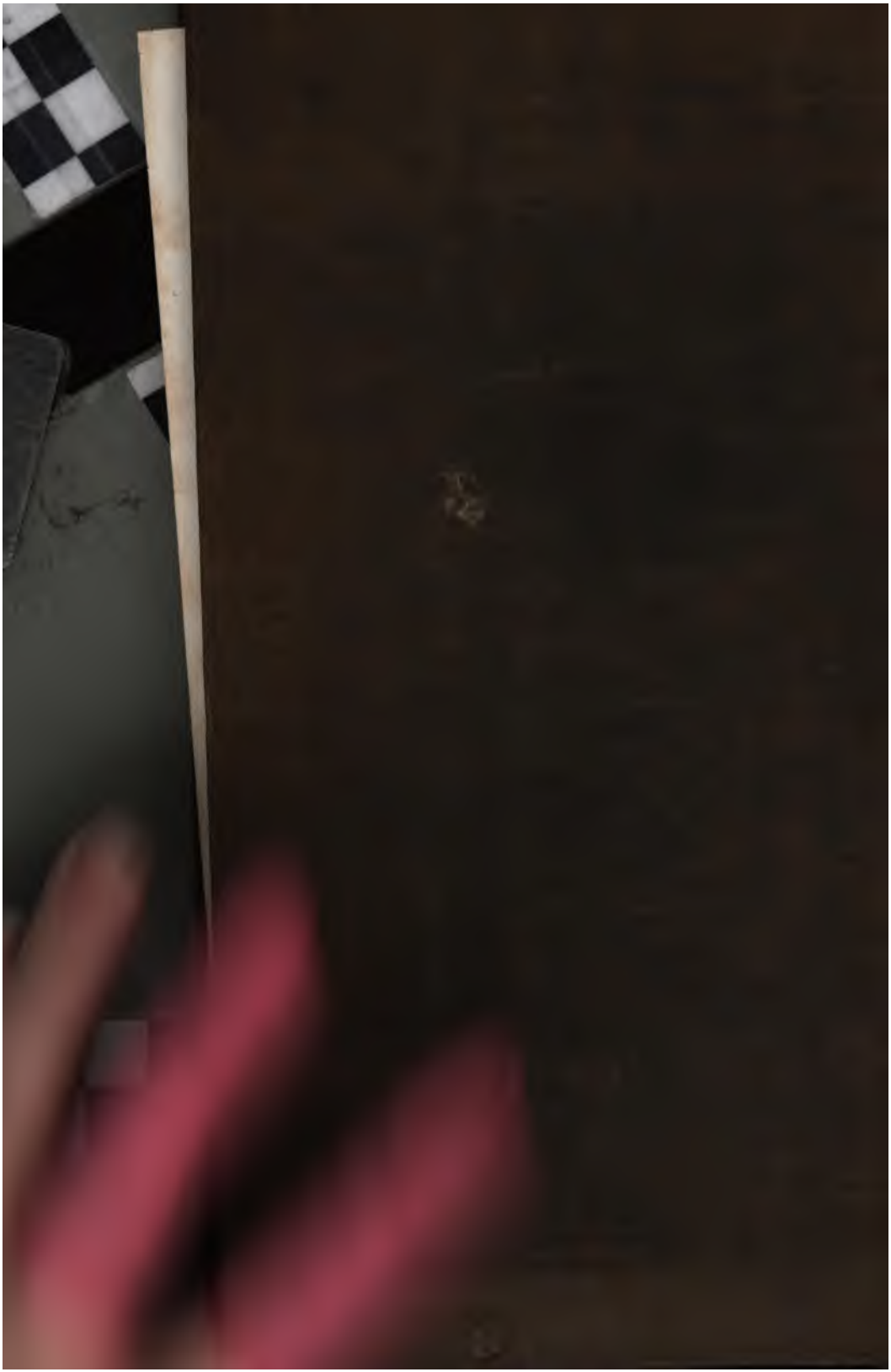
(1. Januar 1838.)

Man zählt in der versammelten Kammer der Volksabgeordneten in Frankreich: 1 Herzog, 12 Marquise, 32 Grafen, 9 Vicomtes, 27 Barone, 75 Be-von-te; ferner 4 Großkreuze, 15 Großoffiziere, 32 Commandeurs, 62 Offiziere und 171 Ritter der Ehrenlegion, und 12 Deputirte, welche das Julikreuz tragen; — endlich 4 Deputirte, welche mehr als 3 Stellen, 50 die deren 3, 178 die 2, und 172 die eine Stelle bekleiden; nur 53 Deputirte sind weder betitelt, noch dekorirt, noch angestellt; unter den Angestellten aber sind 183, welche Besoldungen, 211, welche keine beziehen. Aus dieser Zusammensetzung erklärt sich, daß die Pairskammer nur mehr eine ganz untergeordnete Rolle spielen kann, da eine solche Deputirtenkammer in jeder Hinsicht weit mehr als Repräsentation der Nation angesehen werden muß, als die Versammlung ausschließlich von der Regierung ernannter Pairs.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Stanford University Libraries
3 6105 012 578 410

CB
81
C3
V.2

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.